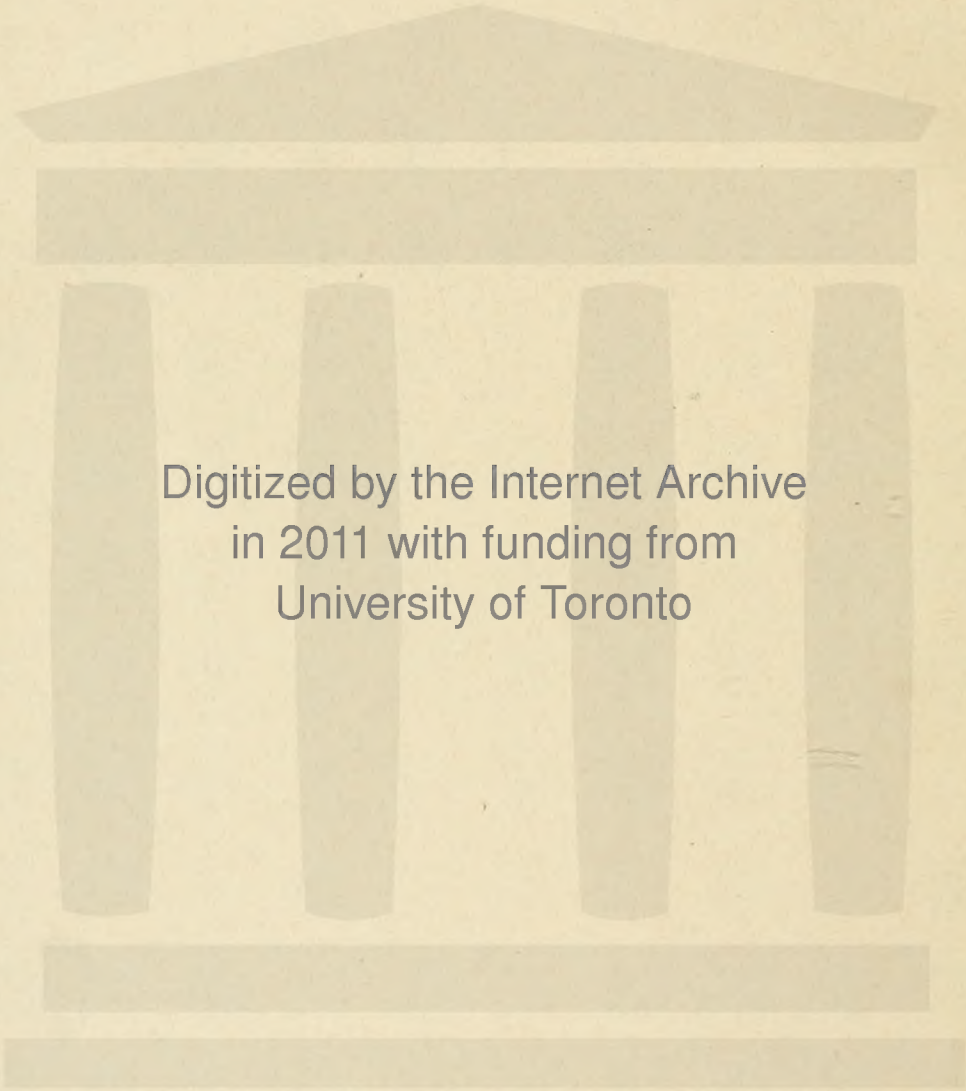
3 1761 07992989 9


Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/das19jahrhundert02krae

Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild.

Das XIX. Jahrhundert

in

Wort und Bild

Politische und Kultur-Geschichte

von

Hans Kraemer

in Verbindung mit

Geh. Legat.-Rat Dr. Wilhelm Cahn, Reg.-Rat Georg Evert, Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Wilhelm Foerster, Professor Dr. Georg Galland, Dr. James Goldschmidt, Geh. Post-Rat Ferdinand Hennicke, Professor Dr. Hermann Klaatsch, Ingenieur Dr. Heinrich Lux, Hugo Müller, Dr. Albert Neuburger, Dr. Albert Osterrieth, Professor Dr. J. Pagel, Hoftheater-Intendant a. D. Alois Prasch, Architekt Max Ravoth, Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Franz Reuleaux, Dr. Hubert Schmidt, Dr. Fritz Specht, Dr. Rudolf Steiner, Dr. Friedrich Walter, Dr. Karl Weule und Dora Duncker.

Zweiter Band

1840—1871

1. bis 30. Tausend

Berlin * Leipzig * Stuttgart * Wien

Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Übersetzungsrecht, sowie alle anderen Rechte vorbehalten.

604517
23.3.55

D
358
K75
Bd. 2

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Inhalt des zweiten Bandes.

1840—51.

Seite

Staaten- und Völkergeschichte (H. Kraemer) 1
Ausstellungswesen (F. Reuleaux) 131
Photographie (H. Müller) 145
Chemie (A. Neuburger) 157
Physik (A. Neuburger) 179
Musik (F. Walter) 195
Stenographie (F. Specht) 207

1852—62.

Staaten- und Völkergeschichte (H. Kraemer) 217
Darwin und die moderne Abstammungslehre (H. Klaatsch) 257
Physik und Chemie (A. Neuburger) 273

1862—71.

Staaten- und Völkergeschichte (H. Kraemer) 289

1840—71.

Litteratur (R. Steiner) 337
Die Frauen (D. Duncker) 361
Forschungsreisen (K. Weule) 381
Ausgrabungen (H. Schmidt) 403
Industrie und Verkehrswesen (H. Lux) 415
Baukunst und Kunstgewerbe (M. Ravoth) 433
Malerei und Plastik (G. Galland) 445
Rechtspflege (J. Goldschmidt) 465
Post und Telegraphie (F. Hennicke) 475

Verzeichnis der Beilagen.

Seite

Straße in Hongkong (Hildebrandt) 32
Die Berliner huldigen Friedrich Wilhelm IV. (Krüger) 56
Deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche (Bürde) 72
Ungarisches Winzerfest 80
Haspinger segnet die ausziehenden Tiroler Studenten (Schönn) 88
Kaiser Franz Josef I. 100
Schlacht bei Novara (Adam) 112
Louis Napoleon Bonaparte (Lafosse) 128
Louis Napoleon reitet durch die Pariser Barikaden (Bartsch) 130
Liebigs Laboratorium zu Gießen (Trautschold) 160
Russisches Volksfest (Zichy) 216
Pariser Boulevard-Kaffeehaus (Guérard) 224
Die Feldherren der verbündeten Staaten im Krimkrieg (Allophe) 232
Panorama von Helsingfors und Sweaborg (Feith) 233
Die Trümmer des Malakoff (Simpson) 236
Der Pariser Kongreß 1856 (Allophe) 240
Napoleon III. bei Solferino (Meissonier) 248
Verkündigung des Krönungs-Manifestes des Zaren Alexander II. 256
Trauung des Prinzen von Wales (Dudley) 288
Bankett beim Fürstentag zu Frankfurt 1863 (Hohnbaum) 292
König Wilhelm I. (Bülow) 304
Kronprinz Friedrich Wilhelm am Abend der Schlacht bei Wörth (Bleibtreu) 328
Rinderherde in der Normandie (Bonheur) 380
Schlittenreise nach dem Norden 388
Ruine eines pompejanischen Hauses (Niccolini) 408
Entkohlung des Roheisens in der Bessemerbirne (Gehrke) 416
Die Fürstenschiffe auf der Fahrt durch den Suez-Kanal (Rion) 428
Pariser Industrie-Palast (Benoist) 432
Residenzschloß zu Schwerin (Graeb) 440
Das Gastmahl des Plato (Feuerbach) 444
Der Triumph der Ariadne (Makart) 448
Das Leichenbegängnis (Knaus)
Das Zeitalter der Reformation (Kaulbach)
Ein neuer Weltbürger (Vautier) 452
Die Schäferin (Millet) 460
Der Raub der Polyxena (Fedi) 464
Preußische Brief- und Personenpost (Mechlin) 476
Postbeamten-Uniformen aus den Jahren 1800—70 480
Legung des ersten unterseeischen Kabels (Krüger) 484

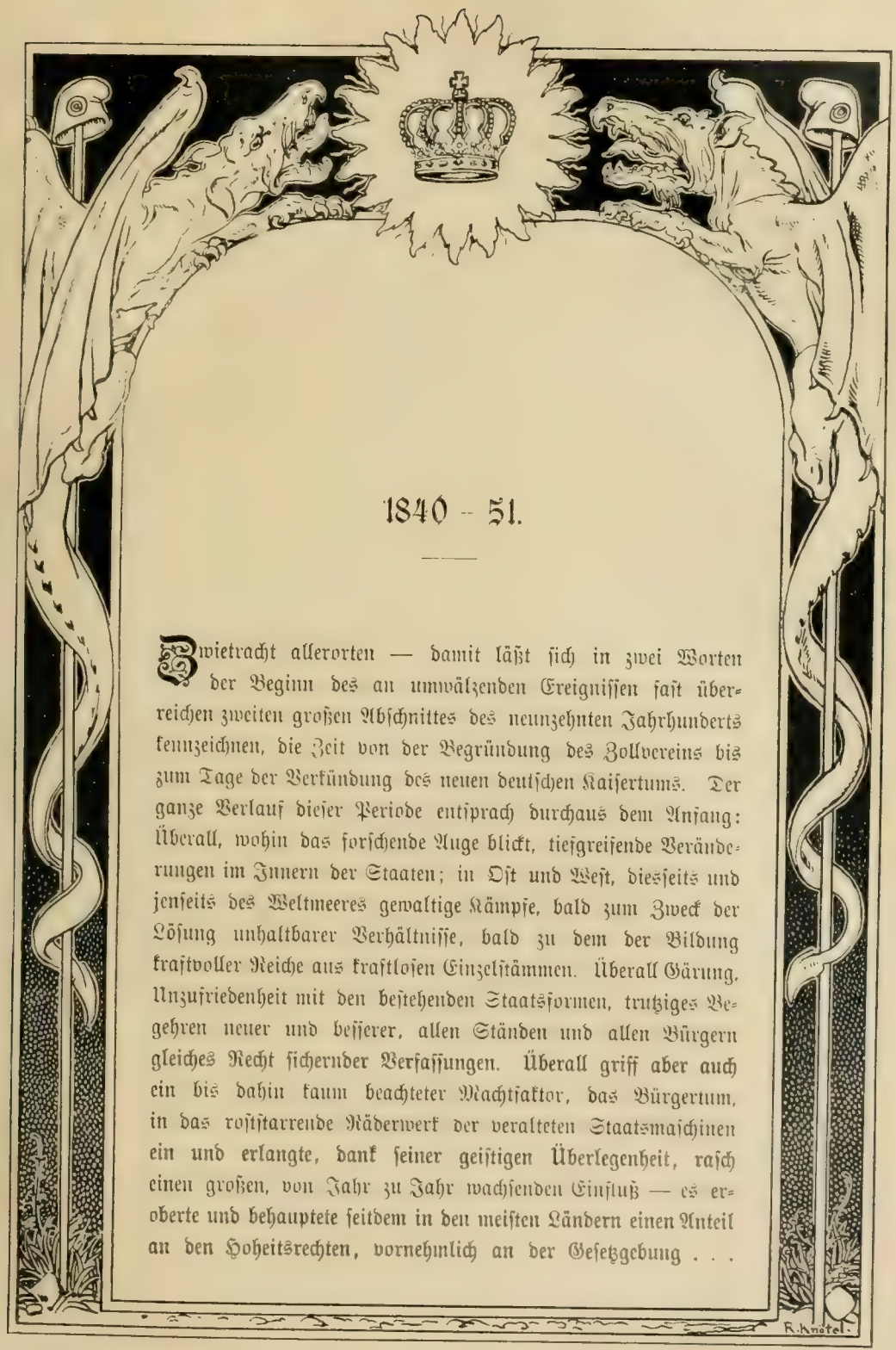
Die Grundrechte des deutschen Volkes (Elliot) 101
Facsimile einer photographischen Aufnahme von Fox Talbot 144
Brief und Manuskript Robert Mayers 188
Extra-Blatt des preußischen Staats-Anzeigers 329

Voll- und doppelseitige Bilder im Text.

	Seite
Frankfurt a. M. um die Mitte des Jahrhunderts (Lang)	4–5
Der Hamburger Hafen	7
König Ludwig von Bayern und seine Familie (Monten)	11
Karte von Deutschland nach dem Zollvertrag 1840	13
Deutsche und französische Trachten aus den Jahren 1841–48	23
Sitzung des englischen Oberhauses	29
Besuch König Louis Philipps am englischen Hof (Pingret)	31
Louis Philipp I. (Winterhalter)	37
Sitzung der französischen Pairskammer	39
Erstürmung der Smalah Abd-el-Kaders (Vernet)	41
Schlacht am Isly-Fluß (Vernet)	43
Sturm auf das Palais royal zu Paris am 24. Februar 1848	45
Der Pariser Pöbel im Thronsaal der Tuilerien (Lange)	47
Verbrüderungsfest zu Paris am 20. April 1848 (Adam)	52–53
Sitzung des preußischen Vereinigten Landtags	57
Barrikadenkampf zu Berlin am 18. März 1848	65
Einzug des Reichsverwesers in Frankfurt (Elliot)	75
Die erste deutsche Flotte (Prömmel)	77
Barrikaden-Kampf am Altstädter Brückenturm zu Prag	79
Sitzung des ersten österreichischen Reichstags	81
Eröffnung des ersten ungarischen Reichstags	84–85
Kampf an der Porta Tosa zu Mailand	87
Erstürmung des Lagers von Lodrone (Schönn)	89
Aufhebung der preußischen Nationalversammlung	95
Rückzug der aufständischen badischen Truppen	109
Die Ungarn erstürmen die Ofener Burg (Pettenkofen)	111
Kampf der Kieler Turner und Studenten gegen die Dänen (Bleibtreu)	116–117
Friedrich Wilhelm IV. beschwört die Verfassung	127
Das preußische Königspaar besucht die Berliner Gewerbe-Ausstellung 1844	141
Schlachthalle der Liebig-Kompagnie zu Fray-Bentos	165
Abdampfapparat zur Bereitung des Fleischextraktes	167
Kaiserin Eugenie (Winterhalter)	219
Kaiserin Eugenie mit den Damen ihres Hofstaates (Winterhalter)	221
Ballfest im Marschallsaal der Tuilerien	223
Blick auf Sebastopol zur Zeit des Krimkrieges (Simpson)	228–229
Einschiffung kranker Soldaten in Balaklawa (Simpson)	231
Erstürmung der Malakoff-Festungswerke (Simpson)	234–235
Die Befestigungen Sebastopols während der Belagerung (Feith)	237
Deutsche und französische Trachten aus den Jahren 1849–56	239
Giuseppe Garibaldi	245
Kampf um Magenta (Yvon)	249
Die Generale Havelock und Outram begrüßen Sir Campbell, den Befreier von Lucknow (Barker)	255
Nordamerikanische Petroleumquellen	283
Otto von Bismarck (Rocca)	291
Beschießung von Fort Sumter	295
Prinz Friedrich Karl von Preußen (Werner)	307
Erstürmung der Düppeler Schanzen (Camphausen)	308–309
Übergang der Preußen nach Alsen (Zimmer)	311

	Seite
Schlacht bei Custozza (L'Allemand)	317
Seeschlacht bei Lissa (Schönbrunn)	319
Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen	325
Begegnung Bismarcks mit Napoleon III. bei Sedan (Werner)	329
Proklamierung des deutschen Kaisertums in Versailles (Werner)	332—334
Deutsche und französische Trachten aus den Jahren 1857—71	335—336
Selbstbildnis von Luise Vigée Lebrun	377
Das Wrack der „Hansa"	391
Die Victoria-Fälle des Sambesi (Livingstone)	397
Karte des Nilquellen-Gebietes (Speke)	401
Ruinen zweier Straßen in Pompeji	405
Martin Stahlwerk der Kruppschen Werke (Montan)	421
Hofopern-Theater zu Wien	437
Treppenhaus der Pariser Großen Oper (Detaille)	443
Tod der Königin Elisabeth von England (Delaroche)	447
Der Schatten des Todes (Hunt)	453
Wechsel-Konferenz zu Leipzig 1847	465
Rowland Hill (Wivell)	481
Beratung über das erste transatlantische Kabel (Huntington)	487

Das Gesamt-Inhaltsverzeichnis, sowie ein Namens- und Sachregister finden sich am Schluß des dritten Bandes.



1840 – 51.

Zwietracht allerorten — damit läßt sich in zwei Worten der Beginn des an umwälzenden Ereignissen fast überreichen zweiten großen Abschnittes des neunzehnten Jahrhunderts kennzeichnen, die Zeit von der Begründung des Zollvereins bis zum Tage der Verkündung des neuen deutschen Kaisertums. Der ganze Verlauf dieser Periode entsprach durchaus dem Anfang: Überall, wohin das forschende Auge blickt, tiefgreifende Veränderungen im Innern der Staaten; in Ost und West, diesseits und jenseits des Weltmeeres gewaltige Kämpfe, bald zum Zweck der Lösung unhaltbarer Verhältnisse, bald zu dem der Bildung kraftvoller Reiche aus kraftlosen Einzelstämmen. Überall Gärung, Unzufriedenheit mit den bestehenden Staatsformen, trutziges Begehren neuer und besserer, allen Ständen und allen Bürgern gleiches Recht sichernder Verfassungen. Überall griff aber auch ein bis dahin kaum beachteter Machtfaktor, das Bürgertum, in das roststarrende Räderwerk der veralteten Staatsmaschinen ein und erlangte, dank seiner geistigen Überlegenheit, rasch einen großen, von Jahr zu Jahr wachsenden Einfluß — es eroberte und behauptete seitdem in den meisten Ländern einen Anteil an den Hoheitsrechten, vornehmlich an der Gesetzgebung . . .

Die erste Hälfte dieser bedeutsamen Epoche füllten vorwiegend jene wechselvollen Verfassungskämpfe aus, die den Sieg zu der Staatsform legten, die heute in der alten Welt zur herrschenden geworden ist, der konstitutionellen Monarchie. Die leitenden Tendenzen jener Zeit waren nach Sealsfields Urteil, die Auseinandersetzung der zwei Prinzipien Monarchie und Volkssouveränität: Die ganze Aufmerksamkeit, die bisher den auswärtigen Angelegenheiten zugewendet gewesen war, richtete sich nun auf die inneren Verhältnisse. In dem südlichen Europa, in Spanien, im römischen und in einigen anderen italienischen Staaten versuchte man das reine Königtum wiederherzustellen. In den übrigen Staaten aber war man nicht dieser Ansicht; man wollte das konstitutionelle Wesen, das in dem Napoleonischen Zeitalter bloße Formel gewesen war, in seiner Wirklichkeit herstellen. Man wollte die beiden Prinzipien — Nationalsouveränität und Monarchie, Erblichkeit von oben, Selbstregierung von unten — miteinander vereinigen. Der Kampf, der bisher in den großen Regionen der Welt getobt hatte, wurde in das Innere der Staaten versetzt und die konstitutionelle Tendenz, die man als einen Fortschritt der Zeit betrachtete, wurde überwiegend, nachdem durch den langen Kriegszustand das monarchische Prinzip verstärkt worden war. Eine ungeheure Teilnahme des großen Publikums am geistigen Leben, eine immense Erweiterung der Kenntnisse, eine lebendige Teilnahme an öffentlichen Dingen charakterisiert jenes Zeitalter.

Frankreich besaß seit der Rückkehr der Bourbonen eine leidlich gute Verfassung, die Charte vom 4. Juni 1814, Deutschland dagegen stand auf diesem Gebiet in seiner größeren Hälfte noch Jahrzehnte lang weit hinter dem westlichen Nachbar zurück, trotz der wahrhaft naiven Verheißung des Artikels 13 der Bundesakte: In allen deutschen Staaten wird eine landständische Verfassung bestehen! — Das „soll" des Entwurfs, das einer Versprechung gleichkam, war in den Schlußkonferenzen des Wiener Kongresses nicht ohne böse Absicht gemildert worden. Was ließ sich freilich überhaupt für Freiheit und Gleichheit von einem Staatenbund erwarten, dessen „Haupt", der altersschwache Kaiser Franz II. von Österreich, öffentlich in einer Ansprache an die Professoren des Laibacher Lyceums zu sagen wagte: „Halten Sie sich stets an das Alte, denn es ist gut; unsere Vorfahren haben sich gut dabei befunden, warum sollten wir es nicht? Ich brauche keine Gelehrten, sondern brave Bürger wer mir dient, muß lehren, was ich befehle! Wer das nicht kann oder mit neuen Ideen kommt, der kann gehen, oder ich werde ihn entfernen", und dessen „Kopf", der Staatskanzler Fürst Metternich, mit cynischer Offenheit erklärte, es gäbe keinen verruchteren Gedanken, als den, die deutschen Völker in Ein Deutschland vereinigen zu wollen . . .

Mit der Neugestaltung der Dinge nach der Zertrümmerung des Napoleonischen Kaisertums konnte kein Deutscher, dem die Jahre der Knechtschaft nicht das letzte Restchen Nationalgefühl und Selbstbewußtsein geraubt hatten, zufrieden sein: die Bundesakte befriedigte kaum ihre Schöpfer, um wieviel weniger die Völker, die eine freiheitliche, von modernem Geist erfüllte Verfassung erhofft hatten, und nun mit Schrecken und Zorn erkannten, daß der neue Staatenbund nicht nur nach außen hin ebenso ohnmächtig war, wie das alte Kaiserreich in seinen letzten Jahrzehnten, sondern daß er auch in seiner inneren Politik Grundsätzen treu blieb, die man durch die Stürme der französischen Revolution für immer beseitigt glaubte. Nicht nur die ehemaligen Rheinbündler, sondern auch viele andere, die nur vorübergehend unter französischem Einfluß gestanden hatten, sehnten sich nach einem Regierungssystem zurück, [illegible] Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, die gleiche Steuerpflicht aller Stände gewährl[illegible] [illegible] [illegible] einen Anteil an der Gesetzgebung einräumte. Im neuen Deutschland,

Fürstlich Thurn und Taxissches Palais in Frankfurt a. M.
Sitz der deutschen Bundesversammlung 1816—66.
Nach dem Kupferstich von Wilh. Lang.

dem schlimmen Werke des Wiener Kongresses, gab es nur eine Vertretung der Fürsten, die Bundesversammlung in Frankfurt am Main, eine Volksvertretung dagegen, die beratend und prüfend manches Unheil hätte verhindern können, blieb noch lange ein Traum.

Der Frankfurter Bundestag . . . Wieviel trübe Erinnerungen knüpfen sich an diese höchste deutsche Behörde, die in dem vom österreichischen Gesandten, Grafen Buol-Schauenstein, bewohnten Palais der Fürsten von Thurn und Taxis ihr Heim aufgeschlagen und am 5. November 1816 ihre Thätigkeit mit einer feierlichen Sitzung eröffnet hatte, bei der sich der präsidierende Vertreter des Kaisers von Österreich zu der köstlichen Definition verstieg, daß Deutschland einerseits kein wahrer Bundesstaat sein, sich aber andererseits auch mit Bundestag.

Frankfurt am Main um
Nach einer gleichzeitigen Zeichnung

einem bloßen politischen Schutz- und Trutzbündnisse nicht begnügen könne, daß es vielmehr berufen sei, einen zugleich die Nationalität sichernden Staatenbund zu bilden. „Deutschland", so schloß die für den Geist, der in der Bundesversammlung herrschte, charakteristische Rede, „erscheint jetzt wieder als ein Ganzes, als eine politische Einheit, wieder als eine Macht in der Reihe der Völker!" Daß diese laut gepriesene Macht und Einheit nicht einmal hinreichte, um von Bundeswegen die zehntausend Schlagbäume zu beseitigen, die alle Verkehrswege im Innern Deutschlands sperrten, sollte sich bald genug zeigen. Gerade dieses Gebiet aber bedurfte am dringendsten durchgreifender Reformen. Handel, Gewerbe und Landwirtschaft lagen nach den Freiheitskriegen völlig darnieder, und die Industrien, die während der Kontinentalsperre namentlich in Preußen und Sachsen aufgeblüht waren, wurden durch die Springflut englischer Einfuhr, die nach dem Sturz des Corsen über das Festland hereinbrach, rasch fast völlig lahmgelegt. „Das Volk", so erzählte Gustav Freytag einst in den „Bildern aus neuer Zeit", „war durch den Krieg und was ihm vorausgegangen war, auf das Äußerste erschöpft und bis zum Tode ermüdet. Kaum war ihm die Arbeitskraft geblieben, seine Äcker zu bebauen. Jahre gingen vorüber, ehe nur das lebende Inventar der Güter wieder vollständig ergänzt war. Städte und Dorfgemeinden, der Gutsherr und der Bauer waren tief verschuldet. Der Handel war unter der Kontinentalsperre verkommen, denn die alten Absatzwege für Linnen, Tuche und Eisenwaren waren verloren, fremde Völker hatten sie in Besitz genommen." In der gleichen Notlage, wie die Völker, befanden sich auch die Staaten, vor allem Preußen, das unter den Lasten der Kriege am schwersten gelitten hatte, und diesem allgemeinen Elend zu steuern hielten die leitenden Männer zunächst für wichtiger, als die Austragung des Streites mit dem Hause Habsburg um die Vorherrschaft in den deutschen Landen. In der Hebung des Volkswohlstandes, Befreiung des inneren Verkehrs und des Gewerbetriebs von den drückenden Fesseln, die bisher [illegible] Entfaltung der Kräfte verhindert hatten — jede Stadt hatte sich bis dahin durch

des 19. Jahrhunderts.
ger gestochen von Wilh. Lang.

besondere Zollschranken abgeschlossen, und nur in den Städten war der Handelsbetrieb gestattet gewesen — in der Förderung des Verkehrs durch Schaffung brauchbarer Straßen (1817 gab es in Preußen erst 517 Meilen Chausseen, elf Jahre später bereits mehr als tausend Meilen) und durchgreifende Reformen des bis zu jener Zeit noch ziemlich kläglichen Postwesens, Hebung der heimischen Industrie und deren Schutz gegen die Handelspolitik des Auslandes, namentlich aber in der gleichmäßigen Verteilung der Steuerlasten sahen die Minister Friedrich Wilhelms III. ihre wichtigste Aufgabe. Preußen übernahm einstweilen auf dem Gebiete der Volkswirtschaft in Deutschland die Führung.

Preuß. Zollgesetz von 1818.

Im Juni des Jahres 1817 wurden zunächst die Wasser-, Binnen- und Provinzialzölle aufgehoben, elf Monate später, am 26. Mai 1818, ein ausgezeichnetes Zollgesetz verkündet, das der Generalsteuerdirektor K. G. Maassen in Gemeinschaft mit dem genialen Beuth und einer Reihe anderer trefflicher Mitarbeiter — darunter Kunth, der Erzieher der beiden Humboldt — aufgestellt hatte, und das zwischen Handelsfreiheit und Zollschutz glücklich die Mitte hielt. „Das neue Gesetz", so urteilte Aegidi in seiner Schrift „Aus der Vorzeit des Zollvereins", „sicherte dem Staate in dessen tiefer Bedürftigkeit reiche, stets anwachsende Einnahmen, hauptsächlich aus Eingangsabgaben auf ausländische, zur Verzehrung bestimmte Erzeugnisse, die nicht zu dem unentbehrlichsten Konsum der unbemittelten Klassen gehörten. Es verlegte die Zollinien an die Landesgrenzen, alle Binnenzölle hob es auf; es entschädigte die Privaten für ihre Berechtigungen, es vereinigte Land und Stadt, Provinzen mit Provinzen. Bis dahin bildeten die verschiedenartigen Landesteile im Westen und Osten, die altvererbten, die wieder gewonnenen, die neu erworbenen, eine Herrschaft: sie wurden durch das Gesetz von 1818 eine Lebensgemeinschaft; der Name „Preußen" bedeutete fortan ein großes Wirtschaftsgebiet, und Millionen Deutsche, befreit von all den verwickelten Zoll-, Durchgangs- und Handels-Abgaben, welche sie bisher voneinander getrennt, besiegelten ihre ideale Zusammengehörigkeit in ungehindertem Verkehr durch die Gemeinsamkeit aller Lebensinteressen."

Anfangs fand das [illegible] auch in Preußen selbst viele Gegner, aber ihre Zahl minderte sich bald, als man sah, wie rasch sich unter seinem Einfluß der allgemeine Wohlstand hob; für jeden Freund innerhalb der Grenzen erstanden ihm dagegen zwei, oder gar ein Dutzend Feinde in den umliegenden Ländern, die laut gegen die „dreisten Übergriffe" Preußens lärmten und den Schutz des Bundes gegen die Verluste, die sie erlitten, anriefen. Ihre Klagen waren berechtigt, denn thatsächlich fügte das preußische Zollgesetz namentlich den zwischen den östlichen und westlichen Provinzen liegenden Kleinstaaten schweren Schaden zu, aber ihre Hoffnung auf Bundeshilfe war eitel, trotz des Artikels 19 der Bundesakte, in dem die Bundesglieder sich vorbehielten, „bei der ersten Zusammenkunft der Bundesversammlung in Frankfurt wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten in Beratung zu treten". Der Bundestag trat dieser wichtigen Frage nicht näher, trotz der dringenden Vorstellungen vieler deutschen Korporationen, Ständeversammlungen und Regierungen; die Demagogenverfolgungen, die Maßregeln zur „Regelung" der Preß- und Lehrfreiheit erschienen ihm wichtiger und dringender, als die wirtschaftliche Förderung der Völker, als die Abschaffung aller Binnenzölle und die Einführung gemeinsamer Außenzölle. Alle Klagen des Vereins deutscher Kaufleute und Fabrikanten verhallten ungehört, selbst die eindringlichen Worte der Bittschrift, die der Tübinger Nationalökonom Friedrich List in ihrem Namen an die oberste Reichsbehörde richtete und deren Hauptsätze also lauteten: „Achtunddreißig Zoll- und Mautlinien in Deutschland lähmen den Verkehr im Innern und bringen ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie wenn jedes Glied des menschlichen Körpers unterbunden wird, damit das Blut ja nicht in ein anderes überfließe. Um von Hamburg nach Österreich, von Berlin in die Schweiz zu handeln, hat man zehn Staaten zu durchschneiden, zehn Zoll- und Mautforderungen zu studieren, zehnmal Durchgangszoll zu bezahlen.

Friedrich List.

Wer aber das Unglück hat, auf einer Grenze zu wohnen, wo drei oder vier Staaten zusammenstoßen, der verlebt sein ganzes Leben mitten unter feindselig gesinnten Zöllnern und Mautnern; der hat kein Vaterland. Trostlos ist dieser Zustand für Männer, welche wirken und handeln möchten; mit neidischen Blicken sehen sie hinüber über den Rhein, wo ein großes Volk vom Kanal bis an das Mittelländische Meer, vom Rhein bis an die Pyrenäen, von der Grenze Hollands bis Italien auf freien Flüssen und offenen Landstraßen Handel treibt, ohne einem Mautner zu begegnen. Die Kraft derselben Deutschen, die zur Zeit der Hansa, unter dem Schutze deutscher Kriegsschiffe den Welthandel trieben, geht durch achtunddreißig Maut- und Zollsysteme zu Grunde."

Wir werden dem streitbaren Gelehrten noch an anderer Stelle begegnen; hier sei nur mit wenigen Worten seines Systems gedacht, dem er durch Wort und Schrift zum Sieg zu verhelfen strebte. In seinem Hauptwerke „Grundzüge eines neuen Systems der Volkswirtschaft", das im Jahre 1827 in Philadelphia in englischer Sprache erschien und in vielen [illegible] Adam Smiths schroff entgegentrat, erkannte List die drei Hauptfaktoren

Der Hamburger Hafen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

der Volkswirtschaft — Ackerbau, Gewerbe und Handel — als gleichberechtigt an, schrieb jedoch dem zweiten den nachhaltigsten Einfluß auf die materielle und geistige Entwickelung der Nationen zu. Den Freihandel und die unbedingte Konkurrenzfreiheit hielt er für schädlich, mäßige Schutzzölle dagegen für durchaus notwendig; die Lehren Smiths müßten, so meinte er, zum Kosmopolitismus, Materialismus und zur Selbstsucht führen. Habe ein Volk sich so weit entwickelt, daß es seine Produkte selbständig zu erzeugen imstande sei, dann müsse es zu Schutzzöllen greifen, damit seine Industrie sich zu voller Blüte entfalten könne; sei es dadurch in den Stand gesetzt, jeder Konkurrenz erfolgreich begegnen zu können, dann seien die Schutzzölle überflüssig geworden. List schwebte als Ziel nicht nur der äußere Wohlstand der Völker, sondern auch deren Gesittung und Bildung vor; er war ein Feuerkopf voll echter und tiefer Leidenschaft, die ihn leicht irreleitete, zugleich aber auch ein Agitator, wie Deutschland ihn in diesem Jahrhundert nur noch einmal, in Ferdinand Lassalle, wiedererstehen sah.

List war, wie schon erwähnt, der Wortführer der außerpreußischen Kaufleute, denen eine Fortdauer des durch das preußische Zollgesetz geschaffenen Zustandes gleichbedeutend mit dem völligen Ruin des deutschen Handels erschien, und die deshalb durch ihn der Hoffnung Ausdruck geben ließen, daß die liberale preußische Regierung, die, der Lage ihrer Provinzen nach, vollkommene Handelsfreiheit vor allen Ländern wünschen müsse, die Absicht hegen möge, durch ihr Zollsystem die übrigen deutschen Staaten zu veranlassen, endlich zu einer völligen Handelsfreiheit sich zu einigen. Die leitenden preußischen Staatsmänner, denen sich um die Mitte des dritten Jahrzehnts der hochbegabte Herr von Motz als Finanzminister zugesellte, teilten Lists Auffassung und Wünsche, aber sie erwarteten nichts vom Bunde, nichts von freiwilligen Vereinbarungen — die Notlage sollte und mußte die übrigen Staaten zum Anschluß an den Zollernstaat zwingen. „Zu gemeinsamen Anordnungen für ganz Deutschland", hieß es in einer Denkschrift des Staatskanzlers Hardenberg, „ist der Zustand und die Verfassung der einzelnen Staaten nichts weniger als vorbereitet; auch wird jeder einzelne Staat die Garantie vermissen, daß die gemeinsamen Anordnungen in einem übereinstimmenden Sinn von allen gehalten werden. Man kann daher die Sache nur darauf zurückführen, daß einzelne Staaten, die durch den jetzigen Zustand sich beschwert glauben, mit denjenigen Bundesgliedern, woher nach ihrer Meinung die Beschwerde kommt, sich zu vereinigen suchen, und daß so übereinstimmende Anordnungen von Grenze zu Grenze weiter geleitet werden, die den Zweck haben, die innern Scheidewände mehr und mehr fallen zu lassen." In diesen Worten, sagt Wilhelm Oncken, hat Fürst Hardenberg die Geschichte des deutschen Zollvereins im voraus geschrieben: Nicht aus Bundesbeschlüssen zu Frankfurt, nicht aus Ministerkonferenzen zu Karlsbad oder Wien ist er hervorgegangen, noch konnte er hervorgehen: aus Verträgen, welche die Wohlthaten des preußischen Gesetzes, seinen Schutz nach außen, seine Freiheit nach innen und seine Einnahme für die Staatskassen, von Grenze zu Grenze, von Land zu Land weiter leiteten, bis endlich ganz Deutschland davon umfaßt war, ist er allmählich herausgewachsen und nur auf diesem Wege, auf keinem anderen, konnte er entstehen in einem Bunde ohne Bundesgewalt.

Was Preußen erhoffte und erstrebte, ging in Erfüllung: die Mittel- und Kleinstaaten schlossen, wenn auch zum Teil erst nach langem Widerstreben, Verträge mit der norddeutschen Vormacht. Für den Haß aber, den die Nachbarn, die den Schmuggel- und Schleichhandel vielfach begünstigten, allem entgegenbrachten, was von Berlin ausging, ist nichts charakteristischer, als die Thatsache, daß Preußen mit den süddeutschen, also viel weniger in Mitleidenschaft gezogenen Staaten, viel rascher zu einer Verständigung gelangte, als mit den

kleinen Herren vor seinen Thoren, die jammernd und klagend Österreichs Beistand erbettelten. „Die süddeutschen Kabinette", schrieb Treitschke einst (Preuß. Jahrb. Bd. 30), „haben im ganzen Verlauf der Zollverhandlungen eine weit ehrenwertere Haltung gezeigt, als die Kleinstaaten des Nordens. Sie ließen sich, wenngleich sie oftmals irrten, doch in der Regel durch sachliche Erwägungen, durch die Sorge für die wirtschaftlichen Bedürfnisse ihrer Länder leiten. Im Norden dagegen trat die ganze Fäulnis der Kleinstaaterei zu Tage: dreister Eigennutz der Höfe, Unterwürfigkeit gegen das Ausland, boshafter dynastischer Neid, der um das Wohl des Landes nicht fragte. Die norddeutschen Höfe bildeten damals noch, unnatürlich genug, den Stamm der österreichischen Partei im Bunde. In München kannte man den Charakter der k. k. Politik aus vielhundertjähriger schmerzlicher Erfahrung; die schwachen Anfänge des konstitutionellen Lebens verhinderten die oberdeutschen Höfe doch, mit vollen Segeln im österreichischen Fahrwasser zu fahren. Die Härten des preußischen Zollsystems wurden im Oberlande weniger bitter empfunden als bei den unmittelbaren Nachbarn. Überdies besaß der Süden, dank der harten Büreaukratie der rheinbündischen Tage, bereits eine geordnete Verwaltung, die von der preußischen nicht allzuweit abwich, während in den meisten norddeutschen Kleinstaaten noch die chaotischen Zustände altständischer Verwaltung herrschten, die eine moderne Handelspolitik nicht ertragen konnten. So ist es geschehen, daß, aller Erwartung zuwider, Preußen mit dem entlegenen Süden früher ins Reine kam, als mit den unmittelbaren Nachbarn." Halten wir kurze Umschau über die Zustände im südlichen Deutschland seit den Tagen der Befreiung vom napoleonischen „Protektorat":

Fr. Chr. Ad. v. Motz.
Nach einer Zeichnung von Franz Krüger.

Süddeutschland.

Bayern und Baden hatten seit dem Jahre 1818, Württemberg seit 1819, Hessen-Darmstadt seit 1820 konstitutionelle Verfassungen; darunter verstand man damals eine Staatsordnung, die einer Vertretung des ganzen Volkes — also nicht nur, wie bisher, einzelner bevorzugter Stände — das Recht der Steuerbewilligung, der Kontrolle des Staatshaushaltes und der Anteilnahme an der Gesetzgebung verlieh, zugleich aber auch die Freiheit der Presse gewährleistete. (In Norddeutschland erhielt nur Sachsen-Weimar ähnliche Zugeständnisse von seinem Fürsten, dem mehr durch seine Freundschaft mit Goethe, als durch seine politische Thätigkeit bekannt gewordenen Großherzog Karl August.) Den Charakter der wahren Volksvertretung drückte klar die Eidesformel aus, die in den beiden erstgenannten Staaten vorgeschrieben war: „Ich schwöre Treue dem König (Großherzog), Gehorsam dem Gesetze, Beobachtung und Aufrechterhaltung der Staatsverfassung und in der Ständeversammlung nur des ganzen Landes allgemeines Wohl und Beste ohne Rücksicht auf besondere Stände

oder Klassen nach meiner inneren Überzeugung zu beraten." Zum ersten Male in deutschen Landen ward in Bayern, dem größten der Mittelstaaten, den Vertretern des Volkes das bis dahin stets verweigerte Recht eingeräumt, über Gesetze und Steuern entscheidende Beschlüsse zu fassen.

Von den süddeutschen Ländern suchten Bayern und Württemberg sich zunächst durch den Abschluß eines selbständigen Zollbündnisses gegen die Folge der preußischen Handelspolitik zu schützen, Hessen Darmstadt dagegen entschloß sich, eine Verständigung mit dem Nachbar, der seine Industrie aufs schwerste gefährdete, zu suchen. Wie Baden in C. Fr. Nebenius, so besaß Hessen in dem Freiherrn du Thil einen Staatsmann von ebenso weitem Blick, wie großer Erfahrung; dafür zeugt das Programm, das er im Frühjahr 1820 aufstellte und das für ganz Deutschland klipp und klar verlangte: Alle Binnenzölle werden aufgehoben, Weg- und Wasserzölle werden gleichgestellt, die vereinten Gebiete umgiebt eine gemeinsame Zollinie, die gemeinsam besetzt wird, die Einnahmen werden nach Maßgabe der Bevölkerung verteilt. Anfangs hoffte du Thil sich mit Baden, Nassau und anderen süddeutschen Staaten verständigen zu können, aber die Konferenzen mit den Vertretern jener Länder belehrten ihn bald, daß nur ein selbständiges Vorgehen zum ersehnten Ziele führen könne; am 10. August 1827 begann er deshalb direkte Verhandlungen mit Preußen, dessen Finanzwesen seit dem 1. Juli 1825 dem Minister von Motz unterstellt war. Friedrich Christian Adolf von Motz, der geistige Vater des deutschen Zollvereins, war zur Zeit der beginnenden Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten ein rüstiger Fünfziger. Kurhesse von Geburt war er, wie eine Reihe anderer hervorragender Männer jener Tage, in den preußischen Staatsdienst eingetreten, weil er dort seine Kräfte besser verwenden zu können hoffte, als in der schlecht regierten Heimat. Eine ungleich glänzendere und doch nicht minder gediegene Natur als der stille gelehrte Maassen — so ward er einst geschildert — thatkräftig, wagelustig, voll kecken Selbstvertrauens, das sich oft in beißenden Sarkasmen äußerte, hatte der rüstige Naturalist in einer wechselreichen praktischen Laufbahn alle Bücherweisheit verachten gelernt und doch verstanden, die lebendigen Ideen der Zeit sich anzueignen. Als Regierungspräsident in Erfurt hatte er die ganze Hilflosigkeit der deutschen Kleinstaaterei kennen und diese gründlich verachten gelernt. Außer Canning war er der einzige Staatsmann seiner Epoche, der Metternichs Hohlheit völlig durchschaute. Unter den preußischen Staatsmännern wurde er sich zuerst darüber klar, daß in dem wunderlichen Durcheinander der Kleinstaaterei der Umweg rascher zum Ziele führe, als die gerade Linie, und daß man die Nachbarn, die nicht zu überzeugen waren, umgehen und umklammern müsse. „Der kühne Spieler kam mit seinen Bauern auf dem Brett nicht vorwärts und ließ darum die Springer vorgehen. Er faßte sich das Herz, sobald eine günstige Stunde kam, über Kurhessen und die anderen unmittelbaren Nachbarn hinweg, den süddeutschen Staaten die Hand zu reichen. In einer Zeit, da die amtliche deutsche Welt den ewigen Bund zwischen Österreich und Preußen für ein unverbrüchliches Gesetz ansah, ging er gradewegs auf das Ziel los, das gesamte Deutschland, mit Ausschluß Österreichs, durch das unzertrennliche Band wirtschaftlicher Interessen unter der Führung Preußens für immer zu vereinigen und also die Befreiung von der Herrschaft des Hauses Lothringen vorzubereiten. Sobald dieser Entschluß fest stand, war das Eis gebrochen, der steile Weg war betreten, der die Handelspolitik Preußens rasch von Erfolg zu Erfolg führen sollte." Der Weg war gefährlich, aber er führte rasch zum Ziel . . .

Hessen Darmstadt.

Motz.

Herr du Thil war ein ebenso gewandter Diplomat, wie Finanzmann: er gestand dem [illegible] keineswegs die Notlage ein, in der Hessen sich befand, sondern stützte sich

König Ludwig I. von Bayern im Kreise seiner Familie
bei Betrachtung eines den Einzug seines Sohnes, des Königs Otto von Griechenland, in Nauplia darstellenden Gemäldes von Peter Heß.

Neben dem König links Kronprinz Maximilian, rechts Prinz Luitpold, der spätere Regent.

Nach einem Entwurf von D. Monten lithographiert von G. Bodmer.

auf eine dringende Einladung zum Anschluß an den wenige Monate zuvor abgeschlossenen bayerisch-württembergischen Zollvertrag, die angeblich eine rasche Entscheidung notwendig machte. Dieser Vorwand konnte in Berlin schon darum seinen Eindruck nicht verfehlen, weil jener Zollbund, der Preußens Vordringen ein Paroli bieten sollte, nur durch den Beitritt Hessens, Badens und Nassaus praktische Bedeutung gewonnen hätte. Du Thil sah sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht: die Verhandlungen, die der Staatsrat v. Hofmann mit dem Minister v. Motz führte, endeten schon nach kürzester Frist mit dem Abschluß eines Zollvertrags, der, da Preußen vorwiegend aus weitausschauenden politischen Motiven alle annehmbaren Forderungen bewilligte, in jeder Hinsicht zu Hessens Gunsten ausfiel. Der 14. Februar 1828 wurde die Geburtsstunde des großen deutschen Zollvereins — alle später von Preußen geschlossenen Verträge fußten auf derselben Grundlage, wie der preußisch-hessische.

Preuß.-hessische Konvention

Der Lärm, der bei dem Bekanntwerden der bedeutsamen Abmachungen ganz Süddeutschland durchtobte, war noch weit größer als jener bei der Veröffentlichung des Maassenschen Gesetzes. Die Männer, die, ihrer Zeit voraneilend, erkannt hatten, daß nicht der Kampf gegen, sondern der Anschluß an Preußen notwendig und segensreich war, wurden verlästert und des Vaterlandsverrates um schnöden Goldes willen verdächtigt. Bald freilich sahen die lautesten Schreier staunenden Blickes, daß die „Verräter" weit klüger gewesen waren, als die „Patrioten", daß Handel und Verkehr einen weder geahnten, noch je erträumten Aufschwung nahmen, daß der verpönte Vertrag eine Quelle des Wohlstandes weiter Kreise der Bevölkerung wurde. Zu denen aber, die sich sofort darüber klar waren, daß der Schritt, den Hessen gewagt hatte, die anderen Mittelstaaten zur Nachahmung zwingen würde, gehörte auch König Wilhelm I. von Württemberg: „Ihr werdet sehen", rief er aus, „daß wir früh oder spät gezwungen werden, dem Beispiel Hessens zu folgen."

Der Anschluß Hessen-Darmstadts entschied den Sieg der preußischen Zollpolitik, aber Jahre mußten noch vergehen, ehe bei allen Gegnern die Erkenntnis sich durchrang, daß der Weg, den Maaßen und Motz vorzeichneten, für die deutschen Lande der einzig vorteilhafte war, und ein Vierteldutzend haltloser Gegenverträge mußten zuvörderst scheitern, ehe die außerpreußischen Staatsmänner die Überzeugung gewannen, daß es in ihrem eigenen Interesse lag, eine Verständigung mit dem Berliner Kabinett zu suchen. An der Spitze der Länder, die im Jahre 1828 am lautesten gegen die preußisch-hessische Konvention lärmten, stand das Königreich Sachsen, dessen Regierung, hauptsächlich aus Furcht vor Sperrung der für die Leipziger Messe wichtigen Straßen, alsbald mit Kurhessen in Unterhandlung trat, und es durchsetzte, daß am 24. September 1828 zu Kassel ein „Mitteldeutscher Handelsverein" begründet wurde, dessen Mitglieder — außer Sachsen und Kurhessen noch die thüringischen Staaten, Hannover, Bremen und Frankfurt — die Verpflichtung übernahmen, im Verlaufe der nächsten sechs Jahre keinem anderen Zollbund sich anzuschließen.

Mitteldeutscher Handelsverein

Der neue Gegner Preußens zeigte sich ebensowenig lebensfähig, wie die bayerisch-württembergische Vereinigung, aber er beschleunigte die Annäherung zwischen München und Berlin. Auf dem Thron der Wittelsbacher saß damals ein zwar nicht mehr junger, aber jugendlich heißblütiger Fürst, König Ludwig I., dem zeitgenössische Byzantiner gern den Titel „der Große" gesichert hätten, der aber, trotz seiner glänzenden Begabung, als Regent ebenso vom Unglück verfolgt wurde, wie sein Schwager, der des Mitleids werte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Während jedoch der Bruder Kaiser Wilhelms I. [illegible] unterließ, was der Nachwelt Lob verdiente, hat Ludwig I. sich für alle Zeiten

Nach: De La Nourais et Bères „L'association des douanes allemandes" (Paris 1841).

ein Denkmal gesetzt — [illegible] nicht in der Geschichte der Staaten, sondern in jener der Künste. Was er auf diesem Gebiete schuf und förderte, ist in früheren Abschnitten dieses Werkes zum Teil schon geschildert worden (Band I., S. 416 ff.), hier sei darum nur an der Stelle, da er uns zum ersten Male auf der politischen Bühne begegnet, ein skizzenhaftes Bild seines Lebens und seines Wesens so entrollt, wie einer seiner gerechtesten Richter es einst entwarf: Selten hat eines Mannes Kopf so wunderliche Widersprüche friedlos nebeneinander beherbergt. Hellenischer Schönheitssinn und bigotte Gläubigkeit, ehrliche Liebe zum Volke und eine Überschätzung der königlichen Würde, die der Selbstvergötterung nahe kam, schwärmerisches Teutonentum und Wittelsbacher Dynastenstolz — das alles trat grell und unvermittelt zu Tage; die Harmonie, die er an den Kunstwerken so wohl zu schätzen wußte, war seiner Persönlichkeit versagt. Die ungeduldigen Bewegungen der hochaufgeschossenen Gestalt, der schiefe Blick der feurigen Augen und die hastige stotternde Sprache verrieten eine seltsame innere Rastlosigkeit. Er arbeitete unablässig vom grauenden Morgen an und verzichtetete auf alle Genüsse des Wohllebens, um sich die Kosten für seine Kunstwerke abzusparen; aber wenn die Leidenschaft für ein schönes Weib ihn packte, dann vergaß er alle Selbstbeherrschung, alle Rücksicht auf Gattin und Familie, und zeigte seine Neigung mit einer hellenischen Unbefangenheit, die in der nüchternen modernen Welt Ärgernis erregen mußte. In der Welt der Ideen und der Träume war dem König am wohlsten, der von sich selber sagte: „Sehnen will ich und schwärmen und träumen, Phantasie nur befriedigt, entzückt." In der deutschen Politik dachte er seine Bayern stolz neben die beiden Großmächte zu stellen, als den größten der „rein deutschen Staaten", als den geborenen Führer der kleinen Höfe; er haßte Österreich nach der alten Überlieferung seines Geschlechts und mehr noch um neuen Unrechts willen. Mit Preußen dachte er in treuem Einvernehmen zu leben, nur in rein-deutsche Fragen sollte der „halb-slavische Staat" sich niemals mischen dürfen.

Karl Georg Maassen.

Der Haß gegen das Haus Habsburg und der Wunsch, Preußen nicht allzuviel Macht über die deutschen Mittel- und Kleinstaaten gewinnen zu lassen, hatten dem König den Plan eingegeben, einen Staatenbund auf derselben Grundlage, die Motz gewählt hatte, zu begründen. Der württembergisch-bayerische Zollvertrag war das erste Glied der Kette gewesen, die er schmieden zu können vermeinte, aber schon als er die Hand ausstreckte, um das nächstwichtige Land, Hessen-Darmstadt, an seinen Triumphwagen zu spannen, ward er bitter enttäuscht — du Thils Abkommen mit dem preußischen Finanzminister ließ das Kartenhaus seiner Zollvereinsidee rasch zusammensinken. Anfangs gab König Ludwig seinem Groll gegen Preußen lauten Ausdruck, aber bald entwickelte sich aus der Resignation, die dem überwältigenden Ärger folgte, die Überzeugung, daß nur der Verzicht auf die Durchführung der eigenen Absichten und der Anschluß an Preußen seinem Reiche Segen bringen konnte, just [illegible] Motz den Entschluß reifte, über den Mitteldeutschen Handelsverein

hinweg den süddeutschen Fürsten die Hand zum Bunde zu reichen. Einen trefflichen Mittler fanden beide Teile in dem großen Buchhändler Freiherrn v. Cotta, dem Herausgeber der einflußreichen „Allgemeinen Zeitung", der im Herbst 1828 in aller Stille die ersten Fäden zwischen Berlin und München knüpfte: „eine überraschende Verwandtschaft der Anschauungen stellte sich heraus". Am 6. März 1829 begannen in Berlin die amtlichen Unterhandlungen zwischen den Bevollmächtigten der drei Staaten — Baden zögerte noch, sich anzuschließen — und schon am 27. Mai wurde „über den Main eine Brücke geschlagen" durch Unterzeichnung des Vertrags, in dem beide Staatengruppen einander auf die Dauer von zwölf Jahren Zollfreiheit für die Mehrzahl der inländischen Erzeugnisse der Natur, des Gewerbefleißes und der Kunst zusicherten. Triumphierend konnte Motz, der im Verein mit Cotta und Maassen das große Werk glücklich zustande gebracht hatte, in einer dem König vorgelegten Denkschrift ausrufen: „In dieser, auf gleichem Interesse und natürlicher Grundlage ruhenden und sich notwendig in der Mitte von Deutschland erweiternden Verbindung wird erst wieder ein in Wahrheit verbündetes, von innen und von außen festes und freies Deutschland unter dem Schutz und Schirm von Preußen bestehen. Möge nur das noch Fehlende weiter ergänzt und das schon Erworbene mit umsichtiger Sorgfalt noch weiter ausgebildet und festgehalten werden!"

Bayerischer Zollvereins-Erinnerungsthaler.

Obwohl der neue Bund nur den Charakter eines Provisoriums trug, das beiden Teilen Zeit lassen sollte, ihre Zollsysteme mehr und mehr in Einklang zu bringen, bedeutete er doch das Ende des Mitteldeutschen Handelsvereins. Von seinen Mitgliedern suchten Meiningen und Gotha schon im Juli 1829 eine Verständigung mit Preußen und fanden in Berlin offene Ohren; Hannover dagegen, das einen anmaßenden Ton anschlug, ward von Motz ebenso kurz wie scharf abgewiesen. Seine Rache war der Abschluß des sog. Eimbecker Vertrags mit Oldenburg, Braunschweig und Kurhessen, der jedoch schon im Sommer 1831 durch den Anschluß des letztgenannten Staates an das preußische Zollsystem, ebenso wie der Mitteldeutsche Handelsverein, seine Bedeutung verlor. Bald fielen auch die letzten Stützen der antipreußischen Bestrebungen, das Königreich Sachsen und Weimar gaben endlich ihren Widerstand auf — am 22. März 1833 konnte der große „Deutsche Zollverein" ins Leben treten.

Mitteldeutscher Handelsverein.

Der große Staatsmann, der den Grundstein nicht nur zur wirtschaftlichen, sondern auch zur politischen Einigung Deutschlands legte, dessen Verdienste aber nie ihrem wahren Werte nach gewürdigt wurden, sollte die Vollendung seines großen Werkes nicht mehr erleben; fünf Jahre nach der Übernahme des Ministeriums, am 30. Juni 1830, starb Motz im rüstigen Mannesalter. Schon das eine Lustrum hatte indessen vollauf genügt, Preußen auf

[illegible] Höhe zu halten, [illegible] der es nicht mehr herabstieg, bis der größte deutsche Staatsmann des Jahrhunderts, [illegible], zur That werden ließ, was Motz nur hatte erträumen können. „Nicht eine zufällige Verkettung der Umstände führte den Süden mit dem Norden zusammen. Die Gemeinschaft, die sich damals bildete, war unzerstörbar, weil sie den Lebensbedürfnissen eines [illegible] Jahrhunderts entsprang. Über ihren unscheinbaren ersten Anfängen waltete der freie Geist eines Mannes, der fast allein in müder verdrossener Zeit schon hellen Auges die schlummernden Kräfte des germanischen Riesen erkannte, die große Zukunft des in Wahrheit verbündeten Deutschland ahnte . . ." Kein Würdigerer konnte das Erbe des großen Toten antreten, als Karl Georg Maaßen, der leider ebenfalls nur vier Jahre den zu jener Zeit wichtigsten deutschen Ministerposten bekleiden konnte. Bei seinem Tode umfaßte der Deutsche Zollverein bereits ein Gebiet von nahezu 8000 Quadratmeilen mit etwa 24 Millionen Einwohnern. Zwei Jahre später, 1836, schlossen sich Baden, Nassau und Frankfurt an, endlich im Jahre 1842 Braunschweig und Luxemburg. Späteren Teilen dieses Werkes bleibt es vorbehalten, zu zeigen, wie der Zollverein sich weiter entwickelte, wie er die wirtschaftliche Lage Deutschlands hob, und wie er endlich im neuen Deutschen Reiche aufging . . .

* * *

Viel länger währte es, bis endlich auch die zweite große Sehnsucht des deutschen Volkes, seine Wünsche nach allen Ständen gerecht werdenden Verfassungen, nach wahrhaften Volksvertretungen und verbrieftem Anrecht auf die Teilnahme an der Gesetzgebung, sich erfüllten. Oben ward bereits erwähnt, daß ein Teil der Bundesstaaten, vorwiegend süddeutsche, schon bald nach dem Wiener Kongreß konstitutionelle Verfassungen erhielt, aber diese Einzelfälle verloren viel an Bedeutung durch den Widerstand, den gerade die beiden führenden Großmächte, Österreich und Preußen, dem Vordringen der liberalen Ideen und Forderungen entgegensetzten. Die habsburgischen Lande standen bis zum tollen Jahr 1848 unter dem verderblichen Einfluß Metternichs, des meistgehaßten Staatsmannes aller Zeiten, und an diesem reaktionären Felsen mußte jeder freiheitliche Gedanke zerschellen. Doch auch in Preußen geschah lange nicht das, was hätte geschehen müssen; die traurigen Märztage mit ihren Demütigungen und Kränkungen wären Friedrich Wilhelm IV. erspart geblieben, wenn sein Vater oder er selbst die berechtigten Erwartungen des Volkes befriedigt hätte. Thatsächlich hatte ein königliches Edikt vom 22. Mai 1815 klipp und klar die Bildung einer „Repräsentation des Volkes" versprochen, die aus den Provinzialständen hervorgehen sollte, der Plan gedieh jedoch nicht zur That; Metternich sorgte dafür, daß die gute Absicht nur Absicht blieb. Er fast allein trägt die Verantwortung für die beschämende Thatsache, daß der König das Versprechen, das er feierlich gegeben hatte, nicht hielt; er war es, der den leitenden Staatsmännern zurief, die Centralrepräsentation durch Volksdeputierte bedeute die Auflösung des preußischen Staates; er war es, der nach dem Wartburgfest und der feigen Ermordung des Dichters Kotzebue (Bd. I., S. 319) Friedrich Wilhelm dem Dritten in Teplitz das Versprechen abrang, in seinen Landen niemals eine Volksvertretung einzuführen.

Metternichs Kampf galt dem Bürgertum, und diesem seiner Ansicht nach gefährlichsten Feinde der Monarchie wollte er die Vorteile des Verfassungsstaates vorenthalten. Der [illegible] Regierung jener Tage sind am Ende des Jahrhunderts manche Verteidiger erstanden, aber keiner von ihnen hat es gewagt, die Taktik des österreichischen Staatskanzlers [illegible] Treitschke weist vielmehr mit gutem Recht auf die Unmöglichkeit hin, schon [illegible] den Befreiungskriegen ein Parlament an der Arbeit der Staatsmaschine

Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen (1840—61).
Nach dem Kupferstich von Eduard Eichens.

teilnehmen zu lassen: „Jene patriotischen Feuergeister, die schon im Jahre 1816 einen preußischen Reichstag versammelt sehen wollten, forderten das Unmögliche. Ganz gewiß konnten die unzähligen widerstrebenden Elemente des Staates nur durch die anhaltende Gemeinschaft politischer Arbeit und Parteiung zu lebendiger Staatsgesinnung erzogen werden;

aber die Grundlagen der Verwaltung mußten doch erst feststehen, ehe man die Krone mit parlamentarischen Fesseln umgab. Diese Millionen schwedischer und polnischer, sächsischer und französischer Herzen bedurften der Zeit, um ihren Kummer auszuweinen, sich in die neuen Verhältnisse zu finden. Sollte man die partikularistischen Vorurteile, die tausend verletzten Interessen eines politisch noch gänzlich ungeschulten Volkes sogleich im parlamentarischen Kampfe aufeinander platzen lassen? Nein, vor dem Jahre 1820 etwa war ein preußischer Reichstag nicht möglich." Aber nachher war er möglich und ward dennoch nicht berufen! Friedrich Wilhelm III. unterwarf sich von jenen unheilvollen Teplitzer Abmachungen an bis zu seinem Lebensende in allen Verfassungsfragen Metternichs Vormundschaft.

Der deutsche Volksgeist ist nicht leicht für revolutionäre Gedanken zu gewinnen; der germanische Stamm scheut sich zwar niemals, seine Führer laut zu tadeln, wenn sie es verdient zu haben scheinen, aber er läßt es fast immer beim Schelten — sei es in der Presse oder auf der Bierbank — sein Bewenden haben und beugt zuletzt doch ehrfurchtsvoll sein Haupt vor dem angestammten Fürsten und seinen Gehilfen. Selten nur läßt er zum offenen Widerstand sich fortreißen und ganz vereinzelt sind die Fälle, da er je mit blanker Wehr sich den Regierenden entgegenstellte; er lärmt und droht gern, aber zögert lange, ehe er die Faust zum Schlage hebt. So erklärt es sich, daß die deutschen Bürger so lange sich mit schwächlichen Protesten in Wort und Schrift begnügten, daß erst ein Sturmwind aus dem Westen heranbrausen mußte, ehe die Flamme der Empörung emporloderte. Mit kleinen Demonstrationen, geschürt von manchmal recht dunklen Elementen, mit nur den Beteiligten großartig erscheinenden, aber im Grunde recht harmlosen Aufzügen, mit scharfen Reden voll Klagen und unklaren Forderungen, glaubte man die Volksrechte erstreiten zu können und übersah dabei, daß man selbst die Fäden spann, aus denen Metternich und seine Schergen die Fesseln drehten, die der Freiheit des Bürgertums anzulegen sie unablässig sich mühten . . .

Bis zur französischen Julirevolution (Bd. I., S. 350 ff.) kam die Unzufriedenheit des deutschen Volkes fast niemals offen zum Ausdruck; aber seit man diesseits des Rheines gesehen hatte, wie leicht und schnell die Bürger einer einzigen Großstadt eine Dynastie hatten stürzen können, wurden die revolutionären Gedanken immer lauter und dreister ausgesprochen. Wie viel ehrliche, großdeutsche Begeisterung wurde damals irregeleitet, wie manches treffliche, wahrhaft prophetisch den Gang der Geschichte in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts im voraus verkündende Wort mußte von den Machthabern unterdrückt werden, weil es in fanatische Umsturzphrasen eingebettet war! Als Beispiel sei hier nur an die mit bewundernswerter Sehergabe gesprochenen Sätze der Rede erinnert, die Wirth, der geistvolle Leiter der „Deutschen Tribüne", bei dem folgenschweren Hambacher Feste hielt: „Die Franzosen wollen keine Reform Deutschlands, oder doch nur um den Preis des linken Rheinufers. Auch die liberale Propaganda in Frankreich will nur um diesen Preis die Bestrebungen des Freiheitsbundes in Deutschland unterstützen. Daß wir unsererseits mit einer Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich selbst die Freiheit nicht erkaufen wollen, daß vielmehr bei jedem Versuche Frankreichs, auch nur eine Scholle deutschen Bodens zu erobern, auf der Stelle alle Opposition im Innern schweigen und ganz Deutschland sich gegen Frankreich erheben würde und müßte, daß die dann zu erhoffende Wiederbefreiung unseres deutschen Vaterlandes unfehlbar die Wiedervereinigung von Elsaß und Lothringen wahrscheinlich zur Folge haben [illegible], über alles dieses kann unter Deutschen nur eine Stimme herrschen."

Auf der Hambacher Höhe bei Neustadt an der Haardt war die charakteristischste

jener Massendemonstrationen, deren Wert schon oben geschildert wurde; da es den Ausgangspunkt einer Reihe drückender Bundestagsbeschlüsse bildete, sei seine Entstehung und sein Verlauf nach zeitgenössischen Quellen kurz geschildert: Der damals in der Rheinpfalz wohnende Publizist Siebenpfeifer erließ eines Tages einen Aufruf zur Abhaltung eines Festes, das am 27. Mai 1832 stattfinden und „dem Kampfe für Abschüttelung innerer und äußerer Gewalt, für Erstrebung gesetzlicher Freiheit und deutscher Nationalwürde" gelten sollte. Die pfälzische Regierung erschrak ob dieser Ankündigung, aber sie wagte aus Furcht vor der Erregung des Volkes, die in jener, Frankreich benachbarten, Gegend doppelt so groß war, als im übrigen Deutschland, die Feier nicht zu verbieten. An dem bestimmten Tage fanden sich auf der die Ruine des Hambacher Schlosses tragenden Höhe etwa 10—15000 Menschen aus aller Hambacher Fest.

Der Zug auf das Hambacher Schloß am 27. Mai 1832.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung.

Herren Länder ein, Deutsche, Polen und Franzosen, Bayern, Badener und Hessen, um die Reden anzuhören, die meist ohne Wert und durchweg ohne praktische Bedeutung waren — allgemeine Phrasen gegen die Unterdrückung durch die Fürsten, aber kein einziger Vorschlag, was dagegen zu thun sei. Die Worte vieler Redner verhallten in den Lüften, da die wenigsten Teilnehmer so nahe kommen konnten, um jene zu verstehen; planlos ward hin und her gesprochen und deklamiert, niemand stand an der Spitze, der die Verhältnisse und Aufgaben der Zeit klar begriffen hätte. Jedenfalls ging aber das versammelte Volk am Abend, nach braver Bürger Art, friedlich und ruhig auseinander, und das war begreiflich, weil nur wenige wußten, warum sie nach dem Hambacher Schloß gezogen waren — die einen, um andere reden zu hören, die anderen, um sich reden zu hören, niemand, um zu handeln. Dennoch ließ der Bundestag bald sein schweres Geschütz gegen die Rebellen donnern.

Das Hambacher Fest war hinsichtlich seiner Bedeutung und seiner Teilnehmer — fast alle Führer der süddeutschen liberalen Partei, namentlich Rotteck, Welcker und Jordan, hatten sich ferngehalten — nur eine verzerrte, schlechte Kopie der Wartburgfeier (Bd. I., S. 318 ff.), und es hätte auch sicher keinerlei Bedeutung gewonnen, wenn Metternich nicht erkannt hätte, „von welch großem Vorteil das Fest werden könne, wenn ein vorsichtiger Gebrauch von den stattgehabten Unregelmäßigkeiten gemacht würde". Darunter verstand der Staatskanzler die Erwirkung von Bundesbeschlüssen gegen die ohnehin schon arg bedrängte Freiheit der Bürger: Am 5. Juli 1832 einigte sich der hohe Bundestag dahin, alle Volksversammlungen, das Tragen von Abzeichen in anderen als den Landesfarben, das Aufstecken von Fahnen und das Errichten von Freiheitsbäumen zu verbieten; außerdem wurde die Unterdrückung einer Reihe freigesinnter Zeitschriften angeordnet und die badische Regierung durch Drohungen gezwungen, ihr Preßgesetz, das erst vier Monate vorher in Kraft getreten war, schleunigst wieder aufzuheben. Weit schwerwiegender war jedoch die Annahme des österreichischen Antrags, der die deutschen Fürsten verpflichtete, jeden gegen das „monarchische Prinzip" gerichteten Antrag ihrer Stände rundweg abzulehnen und künftig überhaupt die innere Gesetzgebung der Einzelstaaten hinter diejenige des Bundes zu stellen. Von den Regierungen wurde außerdem die Verhütung aller Angriffe seitens ihrer Stände auf den deutschen Bund verlangt. Die Frankfurter Beschlüsse wären wohl geeignet gewesen, das konstitutionelle Leben der süddeutschen Staaten zu lähmen, allein gerade sie leisteten schon damals den Weisungen des Bundestags nur noch bedingte Folge. Thatsächlich verdarb die unkluge Agitation einer Handvoll politischer Wirrköpfe viel mehr, als alle Dekrete der Diplomaten im Taxispalais: da und dort entstanden Geheimbünde nach französischem und italienischem Vorbild,

Fr. Chr. Dahlmann.

vom Centralausschuß des „Vaterlandsvereins" in Frankfurt gingen die Fäden einer Reihe bizarrer Verschwörungen aus — ein Häuflein ganz Verblendeter arbeitete gar an der Ausführung des naiven Planes, durch einen Handstreich den Bundestag aufzuheben und die Bundeskasse, in der, wie man erfahren hatte, gerade damals 400000 Gulden Mainzer Festungsgelder lagen, zu plündern. Leider schloß sich diesen revolutionären Ideen auch die zu neuem Leben erweckte Burschenschaft an, deren Vertreter sich vorspiegeln ließen, in der freien Reichsstadt am Main sei alles zum Losschlagen bereit, die Bürgerwehr, preußische und nassauische Regimenter seien gewonnen, die ganze Pfalz, Hessen und Rheinpreußen würden gleichzeitig zu den Waffen eilen, in Südfrankreich und Polen das Banner der Revolution wieder aufgepflanzt werden. Nichts von alledem entsprach der Wahrheit. Zwar gelang es den Verschworenen, die sich mit schwarz-rot-goldenen Schärpen umgürtet hatten, unter dem Klang der Sturmglocke die Haupt- und die Konstablerwache zu überrumpeln, aber die Frankfurter Bürger hielten sich scheu zurück. Als das nach heranrückende Militär die ersten Schüsse abfeuerte, lief die Heldenschar davon und suchte ihr Heil in eiliger Flucht. So kläglich endete das Frankfurter Attentat, das Deutschlands Freiheit hätte wiederherstellen sollen, das aber Metternichs Schergen nur neuen willkommenen Anlaß zu scharfen Polizeimaßregeln gegen mißliebige politische Persönlichkeiten bot.

Da waren denn doch die meisten der kleineren Unruhen, die im Gefolge der Julirevolution hier und dort ausbrachen, viel erfolgreicher gewesen. In Braunschweig hatte das Volk rasch den in jeder Hinsicht verachtenswerten Herzog Karl zu beseitigen und im Oktober 1832 eine neue Landschaftsordnung zu erringen vermocht. Auch in Sachsen dauerten die Tumulte in den Hauptstädten nicht lange, aber sie genügten, den verhaßten Minister Grafen Detlev Einsiedel zu stürzen und die Bildung eines konstitutionellen Landtags anzuregen. Wilder tobte der Sturm in Kurhessen, dem Schauplatz der schändlichen Maitressenwirtschaft des rohen Kurfürsten Wilhelm II.; auch der Erfolg war hier viel größer, als in den anderen Staaten: das Land erhielt eine, in der Hauptsache von dem Marburger Staatsrechtslehrer Sylvester Jordan entworfene sehr liberale Verfassung und entledigte sich eines Herrschers, der zum Spott und Abscheu ganz Deutschlands geworden war. Fast ebenso ernst war die revolutionäre Bewegung in Hannover, dessen Herrscher als König Wilhelm IV. die englische Krone trug; auch dort erstritt das Volk eine neue Verfassung (September 1833), die durch den allmächtigen Adel allerdings viel von der freiheitlichen Tendenz verlor, die ihr Verfasser, der Göttinger Historiker Dahlmann, ihr gegeben hatte. „An sich wenig erheblich, hinterließen diese Bewegungen doch die Wirkung, daß die norddeutschen Staaten, mit einziger Ausnahme Mecklenburgs, ihre feudalen Zustände mit zeitgemäßeren Einrichtungen vertauschten und durch die erweiterte Öffentlichkeit aus der

Facsimile eines Spott-Blattes.

bisherigen politischen Apathie des politischen Lebens aufgerüttelt wurden. (Flathe, Rest. u. Rev.)" Daß die Aufregung der breiten Masse des Volkes aus ihrer Gleichgültigkeit noch lange nicht stark genug gewesen war, zeigte sich wenige Jahre später, als der Tod Wilhelms IV. und die Thronbesteigung seiner Nichte Viktoria wohl England, aber nicht dem durch Personalunion verbundenen Hannover einen neuen Herrscher gab. Das in Deutschland geltende Erbfolgerecht duldete keine Frau auf dem Throne, darum fiel die Krone an den Herzog Ernst August von Cumberland, „an dessen private und öffentliche Vergangenheit die bedenklichsten Erinnerungen hafteten". Seine erste Regierungshandlung war die Erklärung, daß er die Verfassung nicht anerkenne, weil sie ohne seine Zustimmung erlassen worden sei, die zweite die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes von 1833 und die Auflösung der Stände. „Ein tiefer Schmerz über den schnöden Gewaltstreich durchzuckte das Land, aber so vollständig hatte die systematische Abtötung des öffentlichen Lebens auch die Charaktere zerstört, daß selbst Männer von unzweifelhafter Ehrenhaftigkeit im Privatleben sich hier feig und verzagt zeigten, wo es die Verteidigung des verhöhnten Rechts galt; der ganze Beamtenstand fügte sich in knechtischer Unterwürfigkeit." Nur unter den Professoren der Göttinger Universität fanden sich sieben Professoren, die Widerstand zu leisten wagten; nur sieben, aber Gelehrte, deren Ruhm ganz Deutschland erfüllte: Dahlmann, Jakob und Wilhelm Grimm, Gervinus, Wilhelm Weber, Albrecht und Ewald. In einer von Dahlmann verfaßten Verwahrung legten sie gegen den schnöden Verfassungsbruch geharnischten Protest ein und schlossen daran die denkwürdigen Sätze: „Die Unterzeichneten sind sich bewußt, bei treuer Wahrung ihres amtlichen Berufs, die studierende Jugend stets vor politischen Extremen gewarnt und in der Anhänglichkeit an die Landesregierung befestigt zu haben. Allein das ganze Gelingen ihrer Wirksamkeit beruht nicht sicherer auf dem wissenschaftlichen Werte ihrer Lehren als auf ihrer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald sie vor der studierenden Jugend als Männer erscheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, ebensobald ist der Segen ihrer Wirksamkeit dahin. Und was würde Sr. Majestät dem Könige der Eid unserer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von solchen ausginge, die eben erst ihre eidliche Versicherung freventlich verletzt haben?"

Göttinger Sieben.

Der Schritt der Göttinger Sieben gewann dadurch doppelte Bedeutung, daß er zum ersten Male seit der Einführung von Verfassungen in den deutschen Landen „eine Bürgerpflicht persönlichen Verfassungsschutzes dem Gehorsam des Herrendieners, den der Befehl des Vorgesetzten von der Verantwortung entlastet, gegenüberstellte". Die wackeren Männer blieben ihren Grundsätzen treu und stolz antwortete Friedrich Christoph Dahlmann auf die Drohungen der Behörde: „Soll ich künftig das als den höchsten Grundsatz des Staates vortragen, Gesetz sei, was der Macht gefällt? Ich will als ehrlicher Mann aus dem Lande gehen und nicht meinen Zuhörern Lug und Trug für Wahrheit verkaufen. Bis dahin war ich mir bewußt, die Pflicht des Gehorsams weder in der That noch in der Lehre vernachlässigt zu haben, und ich will getreu daran halten; allein die Pflicht der Knechtschaft vermag ich nicht anzuerkennen . . ." Ernst August, der vor der Wissenschaft so wenig Achtung hatte, wie vor den verbrieften Rechten seiner Unterthanen, entsetzte alle sieben Professoren ihrer Ämter und verwies Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus des Landes. Die um Amt und Brot Gebrachten schüttelten den Staub des bedauernswerten Landes von den Füßen — Hannover schwieg; sie aber schwiegen nicht, sondern verteidigten ihr Recht und ihre Pflicht in Flugschriften, die, soweit war es damals im freien Deutschland gekommen, nur im Auslande gedruckt werden durften. Auch hierbei fand Dahlmann Worte, die es verdienen, unvergessen zu bleiben:

Deutsche und französische Trachten aus den Jahren 1841—48.

Sitzungssaal der badischen Landstände in Karlsruhe.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung.

„Ich will mich nicht besser machen, als ich bin; aber schweigend der Zerstörung aller menschlichen Ordnung zuzusehen, nur zu beten und zu seufzen, wo noch gesetzliche Mittel bleiben, oder zu sagen, wie ein Beamter des Landes, ‚ich unterschreibe alles, Hunde sind wir ja doch!' halte ich des Mannes, des Christen unwürdig. Ich kämpfe für den unsterblichen König, für den gesetzmäßigen Willen der Regierung, wenn ich mit den Waffen des Gesetzes das bekämpfe, was in der Verleitung des Augenblicks der sterbliche König im Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen beginnt. Ich soll thun, was Unrecht ist, was keine menschliche Dahlmann.

Macht gebieten kann, soll meinen Eid brechen? Nein — ‚so hoch gestellt ist niemand auf der Erde, daß ich mich selber neben ihm verachte,‘ sagt der Dichter, und das Wort muß fortleben überall wo Sitte waltet. Ich kann keine Revolution hervorbringen, und wenn ich es könnte, thäte ich es nicht: allein ich kann ein Zeugnis für Wahrheit und Recht ablegen gegen ein System der Lüge und Gewaltthätigkeit, und so thu' ich!" . . . Minder scharf, aber darum nicht weniger ergreifend klangen die Sätze der Rechtfertigungsschrift Jakob Grimms, des „Vaters der Wissenschaft vom deutschen Altertum". Er schrieb „nicht um ein eitles Martyrium an die große Glocke zu hängen, nicht, um mit dem Heldentum einer einmaligen Opferthat zu prahlen, sondern zur Notwehr, zum Selbstschutz gegen die Angriffe der Gemeinheit, so, wie die Krähe geflogen kommt, dem, den sie für tot hält, die Augen auszuhacken". Im Lande selbst und bei der breiten Masse des temperamentlosen hannoverschen Volkes fand das kleine Häuflein, das mutvoll dem schnöden Rechtsbruch des Königs entgegenzutreten wagte, fast gar keine Unterstützung; nur einige Städte, allen voran Osnabrück, versuchten Widerstand zu leisten. Aber weder ihre Proteste, noch der Beschluß der Stände, daß diejenige Verfassung, die vor dem Regierungsantritt Ernst Augusts rechtmäßig bestanden habe, nicht anders als unter Zustimmung der Volksvertretung hätte aufgehoben oder abgeändert werden können, vermochte den Monarchen zurückzuhalten, auf dem Wege der Aufhebung verbriefter Rechte rüstig vorwärts zu schreiten. Wirksame Hilfe konnte nur der Bundestag bieten, aber wie in allen ernsten Fragen, so versagte die oberste deutsche Behörde auch diesmal: der Antrag Bayerns, die Bundesversammlung solle erklären, daß das Verfahren der hannöverschen Regierung dem Artikel 56 der Wiener Schlußakte — „landständische Verfassungen dürfen nur auf verfassungsmäßigem Wege abgeändert werden" — widerspreche, wurde mit 9 gegen 8 Stimmen abgelehnt; die neunte Stimme hatte die verklagte Regierung selbst abzugeben sich erdreistet! Ernst August behielt Recht, Hannover verlor die Freiheiten wieder, deren es zwei Jahrzehnte sich erfreut hatte. Überall in den deutschen Landen aber mehrte der beklagenswerte Ausgang des Streites zwischen Fürst und Volk die Zahl der Murrenden und Unzufriedenen; selbst die grimmigsten Gegner aller liberalen Neuerungen waren entsetzt über die schamlose Art, wie unter dem offenen Beifall der Bundesbehörden das Vertrauen des Volkes zur Gerechtigkeit seiner Fürsten aufs tiefste erschüttert wurde . . .

In Süddeutschland hatte die Julirevolution nur geringe Störungen des Gleichgewichts zwischen Regierenden und Regierten zur Folge. In Hessen-Darmstadt begnügte man sich mit
Baden. einem kleinen Aufruhr gegen den Standesherrn Fürsten von Isenburg, in Bayern gar mit kleinen Tumulten in München, die aber gleichwohl vorübergehende Beschränkungen der Preßfreiheit nach sich zogen; in Württemberg blieb alles still. Auch in Baden ward die Ruhe nirgends gestört, umso lebhafter ging es dafür in der Volksvertretung zu — das gesegnete Land regierte seit dem 30. März 1830 ein neuer Großherzog, Leopold I., aus der mit dem Tode Ludwigs I. zum Thron gelangten Hochberger Linie — im Ständesaal feierten Rotteck, Welcker, Itzstein und andere hervorragende liberale Abgeordnete verdiente Triumphe. Nicht nur auf zahlreiche Verbesserungen der bestehenden Landesgesetze erstreckte sich die segensreiche Arbeit der badischen Kammern, sondern auch auf wichtige gemeinsame Angelegenheiten aller deutschen Staaten: im badischen Parlament ward zum ersten Male an die Regierenden die Aufforderung gerichtet, beim Bundestag die Bildung einer deutschen Nationalrepräsentation anzuregen. Zwar lehnte die Kammer jede Erörterung des damals noch ungeheuerlich erscheinenden, erst vier Jahrzehnte [illegible] gewordenen Antrags ab, aber Rotteck durfte doch die Debatte über den Vor-

schlag seines Freundes Welcker mit den stolzen Worten schließen: „Der Antrag geht also nicht an die Abteilungen der Kammer, aber er geht an die Abteilungen des deutschen Volkes, Berichterstatter wird die freie Presse sein, und das große Parlament der öffentlichen Meinung wird über ihn zu Gericht sitzen.“ — Preußens innere Politik jener Tage und seine Verfassungskämpfe werden an anderer Stelle noch ausführlich zur Erörterung kommen . . .

England.

Die Staatsumwälzung in Frankreich ließ auch das Land, das bis dahin alle über den europäischen Kontinent hinbrausenden Stürme verschont hatten, nicht unberührt, selbst in England spürte man die Einwirkung der Julirevolution des Jahres 1830. Seit den großen Kämpfen mit dem corsischen Tyrannen hatte das Inselreich gar manche Wandlung

Eine Sitzung des englischen Unterhauses um das Jahr 1840.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung.

erfahren; die gewaltige Umgestaltung des Verkehrswesens, die der Bau der ersten Eisenbahnen (Bd. I., S. 401) mit sich brachte, hatte den Reichtum der Handelsherren und Fabrikanten enorm gesteigert, zugleich aber war auch manches veraltete Privileg einzelner Stände zeitgemäßen Reformen gewichen, „die Unzahl der Sinekuren ward beschränkt, Kenntnisse und Fähigkeiten begannen sicherer zu Ämtern und Würden zu führen, als das Vorrecht der Geburt, den Katholiken hatten sich die Pforten des Parlaments geöffnet.“ Nur an eine der wichtigsten, aber freilich auch schwierigsten Fragen, an die Reform der in England fast allein herrschenden Volksvertretung war bisher selbst die liberale Whigpartei noch nicht herangetreten. Die Kunde vom Sturz der Bourbonen gab endlich auch auf diesem Gebiet den Anstoß zur Beseitigung schwerer Mißstände. Zwar wurde die von dem liberalen Führer Lord

John Russell im Jahre 1830 vorgelegte Reformbill von den Tories sofort zu Fall gebracht, als aber bald darauf das konservative Ministerium einem von Lord Grey gebildeten liberalen weichen mußte, erschienen die Reformanträge sofort wieder auf dem Plan. Nach heftigen Redeschlachten ward der Entwurf des Ministeriums zunächst abgelehnt, doch brachten die durch eine Auflösung des Unterhauses ermöglichten Neuwahlen eine so starke reformfreundliche Mehrheit in das Parlament daß am 21. September 1832 die Bill mit 345 gegen 236 Stimmen zur Annahme gelangte. Auch die Lords des Oberhauses mußten endlich ihren Widerstand aufgeben — am 7. Juni 1833 erhielt das bedeutsamste englische Gesetz der ersten Hälfte des Jahrhunderts die königliche Sanktion. Sein wesentlichster Inhalt galt der Änderung der Zusammensetzung des Parlaments: durch Fortfall von etwa 140 Mandaten, die bisher von kleinen „Wahlflecken" in das Unterhaus entsandt worden waren, wurde die Möglichkeit geschaffen, 42 Städten je einen bis zwei Sitze, und den Grafschaften deren 65 einzuräumen; das Wahlrecht wurde derart erweitert, daß in England künftig doppelt soviel Stimmen abgegeben werden konnten, wie vor dem Jahre 1832. „Die Reform bezeichnet den Beginn einer neuen Epoche für die innere Entwickelung Englands, denn sie zwang den grundbesitzenden Adel, seine politische Alleinherrschaft mit den durch Reichtum und Bildung mächtig gewordenen städtischen Mittelklassen zu teilen und öffnete dadurch Elementen den Zugang, durch die der Schwerpunkt der Verfassung immer mehr ins Unterhaus verlegt und ihre weitere Umbildung vorbereitet wurde. Aus der Lockerung oder Preisgabe der alten Prinzipien ergab sich mit Notwendigkeit die Zersetzung der alten Parteien." Ebenbürtig neben der Reformbill, die dem parlamentarischen Leben der vereinigten Königreiche neues Blut zuführte, stand die segensreiche Sozialpolitik des liberalen Ministeriums Grey. Am ersten Tage des Jahres 1834 trat ein längst notwendig gewordenes Gesetz in Kraft, das die Beschäftigung von Kindern unter neun Jahren in allen Fabriken (mit Ausnahme der Seidenspinnereien) verbot, die Arbeitszeit der jugendlichen Arbeiter erheblich einschränkte und zur Überwachung der strengen Durchführung dieser Vorschriften, wie überhaupt zum Schutze der industriellen Arbeiter eine besondere Beamtenklasse, die Fabrikinspektoren schuf. Gleichzeitig wurde das Armenwesen, das bis dahin einen übergroßen Aufwand erfordert, aber durch die regellose Verteilung der Spenden die Arbeitsscheu und Faulheit geradezu begünstigt hatte, durch ein Gesetz geregelt, das an die Stelle der wahllos jedem Unterstützung Suchenden gereichten Almosen das Institut der Arbeitsasyle setzte, die zwar jedem Bedürftigen Aufnahme gewährten, aber für Herberge und Verpflegung die Ableistung eines bestimmten Arbeitspensums forderten. Der menschenfreundlichen That der Sklavenemanzipation, die ebenfalls in jene Epoche der großen Reformen fiel, ist an anderer Stelle (Bd I., S. 360) schon gedacht worden.

Reformbill.

Robert Peel.

Sozialpolitik.

Nach Cannings Tod war Robert Peel der hervorragendste Staatsmann Englands, [illegible] aber segensreichen Neuerungen keineswegs abgeneigter Parteiführer großen Stils. Schon im November 1834 wurde er in das Ministerium berufen, aber noch war die

Eine Sitzung des englischen Oberhauses im Jahre 1844.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Leipziger Illustrierten Zeitung".

Saat, die er ernten sollte, reif herangereift, sieben Jahre mußten noch verstreichen, ehe er die Stellung einnehmen konnte, die ihm gebührte. Erst unter der Regierung der jugendlichen Königin Viktoria konnte Robert Peel seine hohen Fähigkeiten voll entfalten. Am 20. Juni 1837 bestieg Alexandrine Viktoria, die Enkelin Georgs III. den Thron; drei Wochen später, am 17. Juni, erschien sie im Oberhause, um der Verfassung gemäß das Unterhaus aufzulösen. „Die Art und Weise, wie sie sich dabei gab, die Worte der Rede selbst, die in bescheidenen Wendungen von den eigenen lauteren Absichten, von dem Schutz des allmächtigen Gottes, von dem Vertrauen auf die Weisheit des Parlaments und die Liebe des Volkes sprach, von dem Bestreben, soviel wie möglich Erbitterung und Zwietracht beizulegen, bildete einen vollen Gegensatz zu dem nichtswürdigen Gewaltstreich, mit dem der neue König von Hannover, selbst seinen toryistischen Freunden in England zum Ärgernis, in sein Land einbrach. Sie gab dem englischen Volke in einer Zeit harten Parteizwiespalts das Wohlgefühl zurück, einem gesunden Staatswesen anzugehören, dessen Einheit so würdig repräsentiert war durch eine Fürstin, die alles vereinigte, was eine loyale Nation entzücken kann. Es war ein Enthusiasmus, wie ihn selbst dieses Land noch nie gesehen hatte“ (Jäger).

Königin Viktoria.

Der Rausch der Freude verflog nur allzu rasch; die englische Aristokratie nahm es der jungen Königin übel, daß sie, allein dem Zuge ihres Herzens folgend, einen deutschen Prinzen, Albert von Sachsen-Koburg, zum Gatten wählte, und der Hunger der verarmten Bevölkerung der Fabrikstädte ward weder durch prunkvolle Krönungsfeste, noch durch schöne Worte gestillt — Viktoria mußte nur allzu früh die Richtigkeit des Machiavelschen Satzes erkennen, daß es das schwerste Meisterstück in der Wissenschaft der Politik sei, Adel und Volk zugleich zufrieden zu stellen! Die Unzufriedenheit der arbeitenden Klasse wurzelte teils in einer vorübergehenden Stockung des Handels, die auf die Löhne ungünstig einwirkte, teils in einer Reihe von Mißernten, die alle Lebensmittel ungewöhnlich hoch im Preise steigen ließen, und sie wurde von gewissenlosen Agitatoren, die sich in Zeiten der Gärung allerorten ebenso sicher einstellen, wie die krächzenden Raben auf dem Schlachtfeld, absichtlich in falsche Bahnen gelenkt. In tiefer Nacht versammelten sich Aufwiegler und Aufgewiegelte — sie nannten sich „Chartisten“, weil sie den Erlaß eines Freibriefs des Volkes (the people's charter) erstreiten wollten — bei Fackelschein, oft genug mit Gewehren und Spießen bewaffnet, in der Nähe der Industriecentren, um darüber Beschluß zu fassen, wie und wann man losschlagen sollte; da und dort kam es zu Gewaltthaten, deren Verfolgung und Bestrafung nur zur Aufdeckung einer weitverzweigten Verschwörung, aber nicht zur Beseitigung des Grundübels führte. Nur wenige hervorragende Männer, an ihrer Spitze Sir Robert Peel und der Historiker Thomas Carlyle, erkannten mit scharfem Blick, daß diese soziale Bewegung allein durch Linderung der materiellen Not der unteren Klassen zum Stillstand gebracht werden konnte: die Kornzölle mußten fallen, um billigeres Brot schaffen zu können. Genau dasselbe Ziel verfolgte eine andere Gruppe, die sich im Jahre 1838 in Manchester gebildet hatte, und deren Führer der große Apostel des Freihandels, Richard Cobden, war, „ein Mann von gesundem Menschenverstand, unabhängig und entschlossen, mit einem alten Vorurteil Englands in einen Kampf auf Tod und Leben einzutreten“. Wir fußen auf einem festen Prinzip, so erklärte er selbst sein Programm, wir wollen keine Zölle mehr, wir wollen ihre vollständige, unbedingte Abschaffung! Die Bestrebungen der von ihm begründeten Liga zur Beseitigung der Kornzölle trotz der eifrigsten Agitation erst im Jahre 1846 zum Ziel, kurz bevor Robert Peel im Jahre 1841 das Staatsruder führte, aus dem öffentlichen Leben schied.

Chartisten.

Cobden

Besuch König Louis Philipps von Frankreich am englischen Hofe (1844).

Fahrt im ersten englischen Eisenbahn-Salonwagen. Links König Louis Philipp, rechts Königin Viktoria und der Prinz-Gemahl Albert.
Nach einem Aquarell von Ed. Pingret.

Englands auswärtige Politik jener Zeit darf in jeder Hinsicht eine glückliche genannt werden. Der alte Zwist mit dem eifersüchtigen Nachbarlande Frankreich schien damals endgültig beigelegt, die Beziehungen der beiden Rivalen hatten sich so gebessert, daß die Königin Viktoria und Louis Philipp von Frankreich einander Friedens- und Freundschaftsbesuche abstatteten, der ohnehin schon riesengroße Kolonialbesitz vergrößerte sich durch die Angliederung Neuseelands, und der „Opiumkrieg" (1840—42), jener für England wenig ehrenvolle Kampf gegen die mit gutem Recht die Einfuhr des schädlichen Giftes hindernde Regierung des
25. Sept. 1842. chinesischen Reiches, sicherte im Frieden von Nanking den Briten das Recht, in einer Reihe von Häfen ungehindert Handel treiben zu dürfen, außerdem aber den wertvollsten Stützpunkt ihrer Seemacht und ihres Handels in Ostasien, die Felseninsel Hongkong . . .

Von der an die französische Revolution sich anschließenden Bewegung in den romanischen
Italien. Ländern sei hier nur der Unruhen in Italien gedacht, die Darstellung der Zustände in Spanien und der Schweiz dagegen späteren Abschnitten vorbehalten. Von den Staaten der italienischen Halbinsel litten besonders zwei unter einer harten und schlechten Regierung, das Herzogtum Modena und der Kirchenstaat, den bis zum Jahre 1830 Papst Pius VIII., dann Gregor XVI. beherrschte. In Modena kam die von geheimen Gesellschaften seit langer Zeit genährte Unzufriedenheit zuerst zum offenen Ausbruch, von dort pflanzte sie sich nach Bologna fort, in dessen Mauern ein Häuflein Advokaten und Studenten bereits die Freiheit und Einigkeit ganz Italiens verkünden zu dürfen glaubte, und in Parma verjagte das Volk mit leichter Mühe die Erzherzogin Marie Luise, die Napoleon I. einst zur Kaiserin und Gattin erkoren hatte. In Neapel dagegen, in Sardinien und den österreichischen Gebieten blieb alles still. Die Republik der „Vereinigten italienischen Provinzen" mußte sich auf die oben genannten Staaten beschränken — noch ehe sie ihre Verwaltung einzurichten vermochte, nahte ein österreichisches Heer und besetzte im Laufe des Monats März 1831 Modena, Parma und Bologna; die provisorische Regierung mußte nach Ankona flüchten, das freilich ebenfalls bald in die Hände der Kaiserlichen fiel. Nachdem die päpstliche Herrschaft wieder hergestellt war, zogen die Österreicher sich zurück; allein unmittelbar nach ihrem Abmarsch begannen die Unruhen in Bologna sich zu erneuern, so daß die eilige Rückberufung der Truppen notwendig wurde. Vergeblich hatten die Italiener bisher auf den bestimmt erhofften Beistand des Pariser Kabinetts gewartet; jetzt endlich, als die Österreicher zum zweiten Male Bologna besetzt hielten, erschien ein Teil der französischen Flotte im Adriatischen Meer und landete, ohne auf Widerstand zu stoßen, in der Nacht vom 22. zum 23. Februar 1832 in Ankona einige Bataillone — wie sich bald erwies, nicht als Kämpfer, sondern nur als Zuschauer bei der neuerlichen Unterjochung Italiens. Die Stunde der Einigung hatte im dritten Jahrzehnt auf der Apenninen-Halbinsel noch ebenso wenig geschlagen, wie in den deutschen Landen . . .

* * *

In noch viel höherem Maße als in Deutschland, England und Italien mußte die
Frankreich. durch die Julirevolution entfachte Gärung in Frankreich selbst die unzufriedenen Gemüter in steter Spannung halten, zumal weder Louis Philipp noch seine häufig wechselnden Ratgeber die rechten Mittel zur Beruhigung des unbeständigen Volkes fanden. Erinnern wir uns der Art, wie der Herzog von Orleans zum Thron gelangte: Hals über Kopf hatte man damals (s. I, S. 352) eine neue Königswürde geschaffen, in leichtfertiger Eile eine Verfassung entworfen, die — weder von einer Volksvertretung, noch vom Volke selbst gebilligt — an dem schweren Fehler litt, daß sie fast in allen Teilen selbst für die Kammern unantastbar war,

Straße i

Nach einem Aquarell v

zkong.

d Hildebrandt.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W

also nur wieder durch eine Revolution abgeändert werden konnte. Niemand dachte daran, daß „keine Verfassung so vollkommen ist, als daß sie der Erfahrung nicht eine Thür offen lassen sollte, und daß nichts übrig bleibt, als sie umzuwerfen, wenn sie dem Geiste nicht erlaubt, sie der fortschreitenden Zeit anzupassen“; niemand daran, daß bei der dreifachen Teilung der Staatsgewalt die Macht der Pairskammer im Verein mit der des Königtums der wahren Volksvertretung gegenüber stets im Vorteil bleiben mußte, also statt des notwendigen Gleichgewichtes die Möglichkeit eines Kampfes von Zweien gegen Einen geschaffen wurde. „Eine radikale Reform,“ sagt Felix Bamberg in seiner Geschichte der Februarrevolution (1849), „war unter Louis Philipps Regierung nicht möglich; die Charte selbst erlaubte sie nicht

Besetzung von Ankona durch die Franzosen.
Nach einer Zeichnung von Jeanron.

und der König wollte sie nicht, sein ganzes Streben ging im Gegenteil dahin, die Macht der Revolution, von der er sehr wohl wußte, daß sie ihn früher oder später stürzen mußte, zu hemmen. Wie war dies möglich? Vor allem durch ein Verhindern der Entwickelung des demokratischen Elementes im Lande, und dann durch ein Vertragen um jeden Preis mit den auswärtigen Mächten, damit diese, nachdem sie den König der Revolution anerkannten, weder durch Krieg, noch durch Intriguen seine Festsetzung in Frankreich hinderten. Mit dem ganzen Volke konnte Louis Philipp nicht einig sein, und ohne die Stütze irgend eines Teiles des Volkes konnte er gar nicht bestehen; er suchte diese deshalb in dem äußerlich mächtigsten, in demjenigen Teile, den die Ereignisse ihm von selbst näher gebracht hatten, und der so gut wie er zum Genusse des Errungenen des Friedens und der inneren Ruhe bedurfte, in der Bourgeoisie.“ Die arbeitende Klasse dagegen ward vom Bürgerkönig ebensowenig beachtet, ebensowenig gefördert, wie die englische von den Machthabern jenseits des Kanals; auch in Frankreich

verdammte der schlechte Geschäftsgang — eine notwendige Folge der unsicheren Zustände in den meisten Staaten — die niederen Stände zum Hungern. Diesen Ärmsten im Lande erstanden aber gerade damals zwei Apostel der Lehre von den Rechten des dritten Standes, zwei Vorkämpfer von scharfem Geist und ungewöhnlichen Fähigkeiten, Louis Blanc und J. P. Proudhon, deren Schriften neben denen anderer Sozialisten jener Tage — den Werken Cabets, Lammenais', George Sands — eine tiefgehende Wirkung auf die breite Masse des Volkes ausübten. Während Etienne Cabet (1788—1856) noch der Gruppe der utopischen Sozialisten (vergl. Bd. I., S. 338 ff.) zugerechnet werden muß, da er in seiner bekanntesten Schrift „Voyage en Icarie" (1840) ein kommunistisches Schlaraffenland nach dem Vorbild der Staatsromane, eine nur erträumte und erdichtete neue soziale Welt schildert, eröffnete Louis Blanc die Reihe jener französischen Sozialisten, die von den bestehenden Verhältnissen ausgehend, eine allmähliche Umgestaltung der alten Staatengebäude erstrebten; von allen demokratischen Schriftstellern Frankreichs hat gerade er dem Sturz des Julikönigtums am eifrigsten vorgearbeitet.

Louis Blanc wurde am 28. Oktober 1813 zu Madrid geboren und starb am 6. De-
Blanc. zember 1882 zu Cannes. Sein Vater war während der französischen Herrschaft in Spanien General-Inspektor der Finanzen, seine Mutter eine Pozzo di Borgo, Schwester jenes corsischen Grafen, der zu den fanatischsten Gegnern seines Landsmannes Napoleon I. zählte. Die Familie wurde durch die Julirevolution zu Grunde gerichtet, aber schon vorher hatten sich die Vermögensverhältnisse derart verschlechtert, daß Louis Blanc sich stets als einen Mann aus dem Volke bezeichnete, der „das Gewicht der schlecht eingerichteten Gesellschaft auf sich lasten gefühlt" habe; nacheinander war er Schreiber bei einem Advokaten, Hauslehrer und Journalist. Bekannt und berühmt machten ihn erst seine „Geschichte der zehn Jahre (1830—1840)" und die „Geschichte der französischen Revolution", beide viel mehr soziale als politische Geschichte. Louis Blancs Hauptwerk, jenes, das ihm in der Geschichte des Sozialismus einen bedeutenden Namen sicherte, war die im Jahre 1839 erschienene Schrift „Organisation du travail". Sie beginnt mit der Schilderung der Schattenseiten der damaligen Gesellschaft und geht somit von dem Ausgangspunkt aus, den auch seine Vorgänger Fourier und Saint Simon zur Grundlage ihrer Weltverbesserungsideen gewählt hatten. Dann aber stellt sie sich auf den realen Boden der Thatsachen und legt an der Hand der Lohnstatistik das Elend der arbeitenden Bevölkerung dar. Blanc sieht in diesem Elend die Folge der Herrschaft des Individuums, der Feind, den er bekämpft, ist der Individualismus, der unter dem Namen der Freiheit gepredigt wurde. Die freie Herrschaft der Einzelnen hat zur freien Konkurrenz geführt, die nicht nur das Volk, sondern auch die Bourgeoisie vernichtet. Die Freiheit des Einzelnen führt zum Konkurrenzkampfe, dieser aber infolge der ungleichen Veranlagung der Menschen zu immer größer werdender Ungleichheit, zum Monopol. Dieser individualistischen Konkurrenz stellt Louis Blanc nun die „Assoziation" gegenüber: Die Vereinigung soll den Einzelnen in den Stand setzen, dem Ansturm der Konkurrenz Trotz zu bieten und ihn zu überwinden. Die Produktion soll nicht mehr durch die Konkurrenz, sondern durch den Staat reguliert werden — eine aus dem Volke hervorgegangene demokratische Regierung soll die Arbeit organisieren. Zu diesem Zwecke nimmt sie eine Anleihe auf, errichtet Fabriken für die verschiedenen Zweige der Industrie und in diesen Fabriken produzieren dann die Arbeiter [illegible]. Im ersten Jahre hat die Regierung die Leitung und die Befugnis zur Festsetzung der Rangordnung der Beschäftigten; später, wenn die Arbeiter sich und den Geschäftsbetrieb besser kennen, werden alle Stellen durch freie Wahl von den Arbeitern selbst

besetzt. Der jährliche Gewinn wird in drei Teile geteilt: der eine fällt den Mitgliedern der Genossenschaft zu, die zunächst noch während einer Übergangszeit nach der Rangordnung ihrer Beschäftigung entlohnt werden, der zweite dient den Greisen, Kranken und Arbeitsunfähigen zum Unterhalt, sowie zur Unterstützung von Industrien, die sich in einer Krisis befinden, der dritte endlich wird zur Ausdehnung des genossenschaftlichen Betriebes verwendet, damit nach und nach alle Arbeiter darin aufgenommen werden können. Die Kapitalisten werden zur Genossenschaft zugelassen und erhalten Zinsen von dem Kapital, das sie dargeliehen haben, aber am Gewinn haben sie nur als Arbeiter Teil. Durch die Macht der Konkurrenz, die diesen Großbetrieben das Übergewicht über die individuellen Unternehmungen verschaffen mußte, hoffte Blanc die letzteren bald zu nötigen, sich der Genossenschaft anzuschließen. Dann sollten in allen Industrien, in denen der Staat die Einrichtung dieser großen Produktiv-Assoziationen vornähme, Arbeiter und Kapitalisten genossenschaftlich vereinigt sein. Von der Solidarität aller Arbeiter in derselben Fabrik oder Werkstatt sollte fortgeschritten werden zur Solidarität der Werkstätten in derselben Industrie. Mit der Gemeinsamkeit der Interessen aller Industrien mußte dann auch die verderbliche Konkurrenz aufgehoben sein, und doch konnte des allgemeinen Solidaritätsgefühls wegen der Monopolgeist, der Gegensatz der Konkurrenz, sich nicht entwickeln. Den Lohn, der jedem Arbeiter zufiel, sollte er verwenden können, wie er wollte; Blanc hoffte aber, daß die Vorteile des gemeinschaftlichen Lebens bald von selbst zu einer freiwilligen Vereinigung der Wirtschaftsführung führen und schließlich das Prinzip der Genossenschaften lauten würde: „Arbeit nach Verhältnis der Leistungsfähigkeit und Genuß nach der Individualität der Bedürfnisse."

Louis Blanc.
Nach der Zeichnung von Mercur.

Das sind im wesentlichen die Grundgedanken des Louis Blancschen Planes zur Organisation der Arbeit; ihn erfolgreich auszuführen, war seinem Urheber jedoch leider nicht vergönnt. Als er nach Ausbruch der Februarrevolution von 1848 Mitglied der provisorischen Regierung und Präsident der Arbeiterkommission geworden war, kam zwar unter seiner Leitung ein förmlicher Entwurf einer Organisation der Arbeit zustande und es wurden auch mehrere Nationalwerkstätten errichtet, allein diese stützten sich nicht auf seine Ideen, waren verfehlt eingerichtet und falsch geleitet. Wenn daher der Name Louis Blancs mit Recht mit dem Begriffe der organisierten Arbeit und der Produktivassoziationen in Verbindung gebracht wird, so beweist das Mißglücken der zur Durchführung des Rechtes auf Arbeit im Jahre 1848 errichteten Nationalwerkstätten nichts gegen die Durchführbarkeit seiner Theorie. Seine Ideen von allgemeinen Veranstaltungen zur Organisation der Arbeit sind nicht verwirklicht worden, weder von den unter seinem Schutze vor dem Juni-Aufstande von 1848 wirklich organisierten wenigen Produktivgenossenschaften, noch von den nach jenem Aufstande ins Leben getretenen

Genossenschaften, denen die Nationalversammlung nur zu dem Zwecke eine Unterstützung von drei Millionen Franks bewilligte, damit das Assoziationsexperiment recht augenfällig scheitere. Der Grundgedanke des Louis Blancschen Hauptwerkes dagegen, die Staatsgewalt als eine Macht hinzustellen, die zu Gunsten der Lohnarbeiter und Besitzlosen in die Regelung der Produktion einzugreifen das Recht und die Pflicht habe, war eine epochemachende Idee in der Geschichte des neueren Sozialismus überhaupt, und der Hinweis auf die Assoziation im großen Maßstabe von gewaltigem Einflusse auf mehrere der bedeutendsten deutschen Sozialisten . . .

Proudhon. Während der politische Sozialismus Louis Blancs auf die praktischen Forderungen der Sozialisten, insbesondere auch auf die Führer der deutschen Sozialdemokratie, wie Ferdinand Lassalle, von großem Einflusse war, gewann die Lehre Proudhons im wesentlichen nur theoretische Bedeutung. Pierre Joseph Proudhon wurde 1809 geboren und starb 1865 zu Paris. Sein Leben war reich an schriftstellerischen Erfolgen, aber auch reich an Enttäuschungen und Entbehrungen, er nahm am politischen Leben Teil und erfreute sich des Umgangs mit den Großen seiner Zeit, doch auch Verlust des Vermögens und empfindliche gerichtliche Strafen suchten ihn heim. Im Jahre 1840 erschien seine berühmte Abhandlung über das Eigentum, in der sich der denkwürdige Satz findet, „la proprieté c'est le vol“ — Eigentum ist Diebstahl! Proudhon war sein ganzes Leben lang sehr stolz auf diesen Ausspruch, er nannte diese Definition des Eigentums sein einziges Vermögen, kostbarer als die Millionen der Rothschilds, und meinte, daß in tausend Jahren nicht zwei Wahrheiten gesagt würden wie diese, und doch kann ihm nur das Verdienst zugesprochen werden, für einen schon im Jahre 1780 von Brissot ausgesprochenen Gedanken eine besonders prägnante Form gefunden zu haben. Im Laufe seiner Entwickelung hat er noch einer anderen Ansicht von der Natur des Eigentums Ausdruck gegeben: in einer späteren Schrift erklärte er es für den Grundpfeiler und die Hauptkraft des ganzen sozialen Systems. Proudhon wird zumeist als Anarchist bezeichnet, ja Vater des Anarchismus genannt, und doch war er dies nur in der Theorie; er selbst erklärte offen, daß der Anarchismus nur ein Ideal sei, aber nie verwirklicht werden könne. Sein Hauptwerk ist das „System der ökonomischen Widersprüche“ (Système des contradictions économiques), in dem er die Bedeutung der politischen Ökonomie und den Wert des Sozialismus festzustellen versuchte. Er behandelte darin eingehend die Geschichte der ökonomischen Wissenschaft und wog die Vorzüge und die Fehler der ökonomischen Entwickelungsstadien gegeneinander ab. Was er über Eigentum und über Gütergemeinschaft, über Arbeitsteilung und Konkurrenz, über Kredit und Maschinen, über Monopole und das Malthusische Bevölkerungsgesetz sagt — das alles ist wohl durchdacht und giebt mancherlei wertvolle Aufschlüsse; allein auch darin war er mehr Kritiker als schöpferischer Geist. Die Widersprüche der Nationalökonomie wollte Proudhon durch seine Theorie der Mutualität ausgleichen. „Mutualismus“ ist das Schlagwort, mit dem die Wertlehre bezeichnet wird: „Die Gesetze des Tausches der Werte gegen den Wert sollen das Wirtschaftsleben regieren“ Proudhons praktische Vorschläge und Versuche zur Erprobung der Wirksamkeit seiner Theorien fallen in die Jahre 1848 und 1849. Durch den Plan einer Tauschbank hoffte er das Geld abschaffen und dadurch die ganze soziale Reform durchführen zu können. Um diese Tauschbank errichten zu können, forderte er eine Million Franks, allein es fand sich niemand, der ihm die Summe vorstreckte. Da entschloß er sich Anfang 1849, auf eigene Hand, unter eigenem Namen, unter eigener Verantwortung, eine Bank, die den Namen Volksbank trug, ins Leben zu rufen und öffentlich zur Beteiligung [illegible]. Die Haupt-Volksbank wurde am 11. Februar 1849 zu Paris eröffnet, in der

Louis Philipp I., König der Franzosen.
Nach dem Gemälde von Winterhalter in der Galerie zu Versailles.

Provinz sollten Kommanditen errichtet werden, mehrere Zeitungen traten für das Projekt ein, die Zahl der Aktionäre belief sich bald auf über 12000, der gezeichnete Aktienbetrag auf 36000 Francs; schon wurde mit dem Druck der Cirkulationsbons begonnen und in den nächsten Tagen sollte die Bank ihre Geschäfte aufnehmen — da traf Proudhon die Verurteilung zu einer dreijährigen Gefängnisstrafe, die ihn zwang, von der Leitung der Volksbank zurückzutreten und diese ganz aufzulösen. So kam es, daß die Volksbank, wenn sie auch zwei Monate bestanden hatte, doch thatsächlich nicht ein einziges Geschäft abschließen, sondern nur mit vorbereitenden und einleitenden Maßregeln sich befassen konnte. Andere Reformvorschläge Proudhons, die er im Juli 1848 der Nationalversammlung, deren Mitglied er war, vorlegte, wie Ermäßigung von Pacht und Miete, Herabsetzung der Löhne und Pensionen u. s. w. wurden nicht beachtet. Trotz dieser und ähnlicher Mißerfolge hörte Proudhon nicht auf, für seine politischen und sozialistischen Anschauungen in Rede und Schrift agitatorisch und reformierend zu wirken. Er hat philosophische und litterarische Werke geschrieben, hat über das Wesen der Religion und die Geschichte der Bibel, über sprachwissenschaftliche Probleme und Fragen der Tagespolitik eigenartige Ideen entwickelt und nie um den Beifall der Großen und die Zustimmung der Majoritäten gebuhlt. Aus den Kreisen der Sozialdemokraten erscholl Widerspruch gegen seine Lehren, die französischen Republikaner waren seine lebhaftesten Widersacher. Sein Leben war ein Kampf für seine Ideale, Unabhängigkeit der Gesinnung und Wahrhaftigkeit waren seine Vorzüge. Er wußte nichts von freier Liebe und erklärte die Heirat, die er im Gefängnis mit einer tugendhaften, armen Arbeiterin schloß, für die beste Handlung seines ganzen Lebens; trotz seiner zeitweiligen theoretischen Verherrlichung der Anarchie trat er für die praktischen Fragen der Politik in durchaus französisch-nationalem Sinne ein und wandte sich in strengen Worten gegen die Gleichmacherei-Bestrebungen der Kommunisten. Es giebt daher in den Kreisen der Sozialisten viele, die Proudhon als solchen nicht gelten lassen wollen, obwohl seine Grundanschauungen gerade auf sozialistischen Ideen, die er freilich in manchen Beziehungen auch bekämpfte, beruhen . . .

* * *

Genau dasselbe Element, das dem Herzog von Orleans den Weg zum Throne Frankreichs gebahnt hatte, führte seinen Sturz herbei — das Volk, das sich, begünstigt durch die Art, wie der König mit den unteren Ständen liebängelte, von Tag zu Tag mehr als wahren Herrscher zu fühlen begann. Ein seltsames Schauspiel! Der Träger der Krone, ein König nicht von Gottes, sondern von Volkes Gnaden, dabei ein starrer Aristokrat vom Scheitel bis zur Zehe, stützt seine Herrschaft auf das Bürgertum, das seinerseits wieder von der großen Masse auf das Heftigste befehdet wird . . . Louis Philipp war klug, aber doch nicht klug genug, um zu erkennen, daß er allmählich zwischen zwei Puffer geriet, daß bei dem unvermeidlichen Kampfe zwischen den allzu Reichen und den allzu Armen sein Königtum zuerst zertrümmert werden mußte. Schon im Jahre 1830, als Polignac und einige der anderen schlimmen Minister Karls X. als Hochverräter vor die Pairskammer als höchsten Staatsgerichtshof gestellt, aber trotz der ungestümen Forderung des Pöbels nicht zum Tode verurteilt wurden, zeigte es sich, daß die Julitage alle schlechten Instinkte wieder erweckt hatten, Rachsucht und Blutgier, Mißachtung der Gesetze und wilden, ungezügelten Haß gegen die Minderheit der Wohlhabenden; der Spruch der Pairskammer, der nur auf lebenslängliches Gefängnis lautete, hätte um ein Haar zu einer zweiten Revolution geführt. In Lyon, [illegible] größter Industriestadt, kam es zum offenen Kampfe zwischen den Seidenwebern

Der Sitzungssaal der französischen Pairskammer.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Leipziger Illustrierten Zeitung".

und ihren Brotherren, der das Eingreifen eines großen Truppenaufgebots notwendig machte, sich aber trotzdem wiederholte und zu blutigen Greuelscenen führte, und in der Hauptstadt selbst brachen von Zeit zu Zeit kleine Revolten aus, die zwar rasch unterdrückt wurden, aber

doch die innere Gärung verstärkten. Die starke Partei der Republikaner gewann immer mehr Boden, zumal für die Ausbreitung ihrer Macht neben einer überaus kecken Presse der weitverzweigte „Verein der Menschenrechte“ thätig war, der durch aufreizende Flugschriften die Unzufriedenen des ganzen Landes unter seine Fahnen lockte. „Unter 32 Millionen Einwohnern“, so ward in einer der Kundgebungen des Vereins dem Volke vor Augen geführt, „zählt Frankreich 500000 schwelgende Müßiggänger, eine Million glücklicher Sklaven, 31 Millionen Heloten, Parias, große Seelen, die von Geburt an allen Qualen des Körpers und des Geistes geweiht sind. Das Königtum kann das Glück und die Leiden nur von einer Stelle an die andere setzen, die Republik allein vermag die Quellen des Übels auszutrocknen, jedem Einzelnen den gebührenden Anteil an Genuß und Glück zu geben. Die Republik allein kann eine Regierung führen, die keinen großen Aufwand fordert, sie wird nur Bürger zu Soldaten haben. Geringe Steuern! Der Arbeiter wird seinen Lohn mit dem Unternehmer festsetzen. Die Verbrauchssteuern werden durch Luxussteuern ersetzt werden — der Staat wird dem Proletarier nicht mehr jedes Stück Brot und jedes Gläschen rotgefärbten Wassers zumessen.“ Satz für Satz die Sprache um die Volksgunst buhlender Demagogen, denen die völlige Unfruchtbarkeit des Julikönigtums auf sozialpolitischem Gebiet geradezu in die Hände arbeitete. Das einzige Gebiet, auf dem die Regierung Louis Philipps Segensreiches leistete, war das Schulwesen, dessen moderne Ausgestaltung mit dem Namen des Ministers Guizot, eines der fähigsten Staatsmänner jener Tage, auf das Innigste verknüpft ist. Das unter der Einwirkung der großen Revolution erlassene Dekret des Konvents, das jeder Gemeinde eine Schule verhieß, war nie zur Ausführung gelangt; jetzt endlich, vier Jahrzehnte später ward ein neues Gesetz verkündet, das zwar noch immer von einem Bildungszwang absah, aber doch jeder Gemeinde die Pflicht auferlegte, eine Elementarschule zu errichten und zu erhalten . . .

An Zeichen der von Jahr zu Jahr wachsenden Gärung fehlte es nicht; der Haß der nach einem neuen Umsturz sich sehnenden Fanatiker kam in einer Reihe von Attentaten zum Ausbruch, die gegen den König unternommen wurden. Während die Mehrzahl dieser feigen Mordversuche — an denen das 19. Jahrhundert übrigens reicher war, als seine Vorgänger — ziemlich harmlos verlief, forderte die „Höllenmaschine“ des Corsen Fieschi furchtbare Opfer. Louis Philipp, der am Jahrestag der Revolution, am 28. Juli 1835 auf den Boulevards eine große Parade abgenommen hatte, blieb, ebenso wie seine Söhne, unversehrt, aber sechzig Personen, teils aus der Umgebung des Königs, teils Nationalgardisten und harmlose Zuschauer, wurden verletzt oder getötet; zu den letzteren gehörte auch der greise Marschall Mortier. Wie fast alle Attentate, so übte auch der Mordversuch des Zuchthäuslers Fieschi nur die den Wünschen des Urhebers entgegengesetzte Wirkung aus: Zu den mißliebigen alten Dekreten kamen neue strenge Ausnahmegesetze hinzu; die von den Kammern geforderten und bewilligten „September-Gesetze“ sicherten der Regierung die Möglichkeit, vor allem die thatkräftigste Helferin der antidynastischen Bewegung, die dreiste republikanische Presse vollkommen zu knebeln. Daß sie damit nichts mehr erreichten, als die Abschwächung der öffentlichen und die Verstärkung der geheimen, aber umso eifrigeren Agitation gegen die Monarchie, zogen die Machthaber kaum in Betracht — „wenn das Preßgesetz die Zeitungen im Zaum hielt, so fuhren dann die geheimen Flugschriften umso erbitterter ihren Geifer gegen die Staatsgewalt, und nichts zog der Gassenhauer mit solcher Lust in den Schmutz, wie die Person [illegible]. Die äußerste Linke unterließ es nie, jede, auch die verständigste Maßregel, sobald [illegible] Regierung ausging, zum Gegenstand der hämischsten Verleumdung zu machen.“

Erstürmung der Smalah Abd el Kaders am 16. Mai 1843.
Nach dem Gemälde von Horace Vernet.

Louis Philipp.

Während die republikanische Partei offen und heimlich an dem Sturz der Julimonarchie arbeitete, erstand der Herrschaft der Bourbonen ein neuer, nicht minder gefährlicher Gegner in den wiederauflebenden Thronansprüchen der Napoleonischen Familie. Nach dem Tode des einzigen Kindes Napoleons I. aus der Ehe mit der Erzherzogin Marie Luise von Österreich, des früh durch die Schwindsucht dahingerafften Herzogs von Reichstadt (Bd. I., S. 355), war der dritte Sohn des ehemaligen Königs Ludwig von Holland und der Königin Hortense, Karl Ludwig Napoleon — geboren am 20. April 1808 zu Paris — Erbe der „Napoleonischen Idee" geworden. Gleich seinem großen Oheim hatte er seine Jugend, die er nach den Ereignissen des Jahres 1815 teils in Genf, teils in Augsburg und auf dem Schloß Arenenberg am Bodensee verlebte, zu umfassenden kriegswissenschaftlichen Studien benutzt; auch den glühenden Ehrgeiz und kecken Wagemut teilte er mit dem Soldatenkaiser. Die Julirevolution des Jahres 1830 und die seit jenen Tagen stetig anwachsende Unzufriedenheit nährten seine Hoffnung auf eine Rückkehr nach Frankreich; schon im Jahre 1832 sprach er in einer Flugschrift offen aus, daß eine Wiedergeburt seines Heimatlandes nur auf dem Wege der Wiederherstellung des Napoleonischen Kaisertums, gemildert durch demokratische Einrichtungen, wie die fortgeschrittene Zeit sie verlangte, möglich sei. Den Kaiserthron hoffte er ohne Blutvergießen durch einen kühnen Handstreich wieder erobern zu können, so fest baute er auf den Zauber des Namens, den er trug und der ihm ausreichend schien, das französische Volk für sich zu gewinnen. Allein der erste Versuch, den der junge Prinz unternahm, mißlang — solange König- und Bürgertum Hand in Hand gingen, war selbst in dem von wilden Parteikämpfen zerrissenen Frankreich noch kein Platz für einen ehrgeizigen Prätendenten. Als er am 20. Oktober 1836, gestützt auf die geheime Verabredung mit einigen Offizieren, mit denen er in Baden-Baden in Verbindung getreten war, plötzlich in Straßburg erschien, um zunächst diese wichtige Festung und von dort aus ganz Frankreich seinem Willen zu unterwerfen, folgte nur ein einziges Artillerie-Regiment seinem Aufruf, alle übrigen hielten dem König die Treue. Der Prinz wurde verhaftet, aber nicht, wie ehedem der Herzog von Enghien, erschossen, sondern nach Amerika abgeschoben; seine Straßburger Mitschuldigen sprach das Geschworenen-Gericht frei . . .

Abd el Kader.
Nach „La France militaire".

Abd el Kader.

Wie hier, so blieb Louis Philipp auch auf den Schlachtfeldern in Afrika, auf denen seine Truppen stritten, vom Glück begünstigt; aber die Siege, die in Algier erstritten wurden, befriedigten die Eitelkeit der französischen Nation doch zu wenig, um sie darüber die schweren inneren Schäden und Gefahren vergessen zu lassen. Der Raubstaat an der Nordküste des dunkeln Erdteils war, wie schon früher (Bd. I., S. 337) geschildert wurde, im Juli 1830, kurz vor dem Sturz Karls X., durch Vertreibung des Dei Hussein in französischen Besitz gekommen; freilich zunächst nur nominell, denn in Wahrheit mußte der Besitz [illegible] bis zum Atlasgebirge erst durch Waffengewalt erstritten werden. Ein [illegible] Kampf entspann sich, der sich für die Franzosen besonders von dem

Schlacht am Isly-Fluß am 14. August 1844.

Nach dem Gemälde von Horace Vernet in der Galerie zu Versailles.

Augenblick an ungünstig gestaltete, als der „Marabut" Abd el Kader, Emir von Maskara, die Führung im Kriege wider die Ungläubigen an sich riß. Die Eroberung von Konstantine, zu der General Clauzel ausgezogen war, gelang nach schweren Mißerfolgen der Franzosen erst im Herbst 1837, doch sicherte sie nur die Herrschaft über den Osten, die Stämme der westlichen Teile des Landes hielten treu zu Abd el Kader, der einem Heer von 70000 Mann Trotz zu bieten wagte. Erst als der umsichtige General Bugeaud die Führung der französischen Streitkräfte übernahm, kam es zu entscheidenden Siegen: Am 16. Mai 1843 ward die Smalah, die Zelt-Residenz des Emirs, von dem jungen Herzog von Aumale überfallen und Abd el Kader selbst auf marokkanisches Gebiet gedrängt, endlich am 14. August 1844 der fünffach überlegene Feind am Isly-Flusse von Bugeaud vernichtend geschlagen.

F. P. G. Guizot.
Nach dem Gemälde von P. Delaroche.

Während sich so das französische Kolonialreich durch den Erwerb reicher Provinzen wesentlich ausdehnte, verlor im Mutterlande das Julikönigtum immer mehr Boden. Ein Ministerium jagte das andere, bald hielt Thiers, bald Guizot die Macht in Händen. Prinz Louis Napoleon, der inzwischen nach London übergesiedelt war, wagte deshalb einen zweiten Handstreich zur Gewinnung der Krone. Im August 1840, als die von der Regierung angeordnete Rückführung der Gebeine Napoleons I. von St. Helena nach Frankreich alle Welt wieder an den Glanz des ersten Kaiserreichs erinnerte, landete der Prinz an der französischen Küste, um diesmal von Boulogne aus seinen Siegeszug nach Paris anzutreten. Wiederum mißlang das tolltühne Wagnis, der Prätendent wurde neuerdings in Haft genommen und vom Pairsgerichtshof zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt. Wenige Monate später vollzog sich ein neuer Ministerwechsel, der letzte der Julimonarchie; Thiers trat die leitende Stellung an Guizot ab, der das Staatsruder bis zur Katastrophe des Jahres 1848 führte. Die Stellung Guizots war von vornherein eine ungünstige; er war im Lande nie populär gewesen und mußte nun aus Selbsterhaltungstrieb, um die Revolution im Innern zu bemeistern, auf alle liberalen Ideen Verzicht leisten; dennoch — so unberechenbar zeigte sich auch hier der französische Volkscharakter — hielt sich gerade das unbeliebte Ministerium Guizot nahezu acht Jahre in seiner gefährlichen Stellung; seinen Untergang besiegelte erst die im Jahre 1847 ungestüm in den Vordergrund des politischen Lebens tretende Wahlreform-Frage.

Guizot

Die Abhängigkeit der französischen Ministerien von den durch die Wahlen zusammengesetzten Kammern in der Volksvertretung mußte den jeweiligen Machthabern den Wunsch aufdrängen, auf die Zusammensetzung der Kammern, gleichviel mit welchen Mitteln, einen [illegible] zu lernen. So war es allmählich dahin gekommen, daß das

Wahlreform.

Sturm auf das Palais royal zu Paris am 24. Februar 1848.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Leipziger Illustrierten Zeitung".

Parlament dem Willen und den Forderungen der Wähler den rechten Ausdruck nicht mehr zu geben vermochte, daß die Regierung die Macht, die ihr die Verfassung in die Hände gelegt hatte, zu einer umfassenden „anfangs anständigen, mehr und mehr aber schamlosen und unverhüllt getriebenen, teils mittelbaren, teils unmittelbaren Bestechung" mißbrauchte: der Bezirk, der einen Freund der Regierung wählte, wurde durch Zuschüsse zu den Kosten der Schulen und anderen gemeinnützigen Anstalten, der Abgeordnete selbst, namentlich wenn er Beamter war, durch Beförderungen und Auszeichnungen belohnt. „Guizot glaubte", so verurteilte der damalige leitende Minister Englands, Lord Palmerston, das Regierungssystem des Nachbarlandes, „den Willen der Nation durch ein betrügerisch zusammengesetztes Parlament und eine durch Bestechung erlangte Majorität kontrollieren zu können, und was war das Resultat: der Wille der Krone wurde durch eine bewaffnete Volksmacht kontrolliert." Das Ende einer solchen Mißwirtschaft, bei der „Jeder den eigenen Vorteil als einzigen Gott verehrte", mußte notwendig die Revolution sein. Sie ließ nicht lange mehr auf sich warten . . .

Eine Reform des bestehenden Wahlsystems sollte nach den Forderungen der Republikaner nach zwei Richtungen hin erfolgen: Die Zahl der wählbaren Beamten sollte beschränkt, die Zahl der Wähler durch Einführung des allgemeinen Stimmrechts erheblich vermehrt werden. Beides wurde von der Regierung in schroffster Form abgelehnt, sie „schloß sich in ihre papierene Gesetzlichkeit ein und verabsäumte die Möglichkeit, eine Bewegung zu leiten, die ihr eines Tages über den Kopf wachsen und, plötzlich in einen Orkan übergehend, alles, selbst den Thron überwältigen sollte". Als im Sommer des Jahres 1847 in der Kammer der Antrag gestellt wurde, die Wählbarkeit der Beamten zu verbieten, ward er zwar abgelehnt, aber bald darauf begann im ganzen Lande eine von den Radikalen eifrig geschürte Reformbewegung, die in Massenpetitionen und Banketten zum Ausdruck kam und ihre Spitze zunächst nicht gegen die Krone, sondern nur gegen das Ministerium richtete. Noch war es Zeit, einzulenken, aber Guizot sah oder wollte die Flamme nicht sehen, die bereits gierig nach dem Pulverfaß züngelte; statt zu beruhigen, reizte er seine Gegner durch die Androhung des Verbotes der an sich harmlosen Reformbankette zur höchsten Wut, zum offenen Widerstande — dem Kampf der Worte folgte der Kampf der Thaten! . . .

Für den 22. Februar 1848 hatten die Leiter der Bewegung eine große Versammlung,
22 Febr. die erste in Paris selbst, geplant; man wollte erproben, ob die Regierung ihre Drohung
1848. thatsächlich ausführen würde. Das Unerwartete, zugleich Erhoffte und Befürchtete, trat ein; die leitenden Staatsmänner waren thöricht genug, die Demonstration zu verbieten. Die Veranstalter fügten sich scheinbar, aber die Führer der geheimen Gesellschaften trafen dennoch ihre Vorbereitungen; die Behörden dagegen unterließen es, der starken Garnison diejenigen Befehle zu geben, die zur Unterdrückung ausbrechender Straßenkämpfe notwendig waren. Der kritische 22. Februar verlief ohne ernste Störungen der Ruhe, die Schreier auf den Straßen beschränkten sich auf laute Verwünschungen gegen Guizot und das Ministerium, ein paar zerbrochene Fensterscheiben öffentlicher Gebäude waren die einzigen Opfer des Tages.
23. [illegible] Am Morgen des 23. zeigte Paris bereits ein ganz anderes Bild: In der aufgeregten Menge, die durch die Straßen wogte, tauchten da und dort Bewaffnete auf, und die Nationalgarde, die „bewaffnete Vertretung der Bürgerschaft", eilte nach ihren Sammelplätzen. Der König, [illegible] in den achtzehn Jahren seiner Regierung so manchen Aufstandsversuch hatte scheitern [illegible], bis die ersten Nachrichten von dem drohenden Abfall der Nationalgarde in den Tuilerien einliefen und Gattin und Kinder ihn anflehten, die wachsende Erregung

Der Pariser Pöbel im Thronsaal der Tuilerien am 24. Februar 1848.

Nach einer gleichzeitigen Zeichnung von Janet Lange.

durch die Entlassung Guizots zu beschwichtigen. Louis Philipp, der Ereignisse der Julitage des Jahres 1830 eingedenk, gab nach — der verhaßte Minister trat zurück. Am Abend schwamm ganz Paris in einem Meer von Licht, das Volk jubelte, der Sturm schien beschworen.

Alle Welt war mit diesem Ausgang zufrieden, nur die Führer der geheimen Gesellschaften nicht; sie wollten den Umsturz und fanden Mittel, ihn herbeizuführen. In später Abendstunde hetzten sie einen großen Trupp Arbeiter, der mit Fackeln durch die Straßen zog, auf, den gestürzten Minister durch eine Katzenmusik zu verhöhnen. Johlend und unter dem Gesang der Marseillaise setzte sich der Haufe, dem das blutrote Banner der Revolution vorangetragen ward, nach Guizots Wohnung in Marsch. Auf dem Boulevard des Capucines versuchten Truppen die Straße zu sperren, ein höherer Offizier hoffte durch milde Worte die Lärmenden zur Umkehr bewegen zu können — ein höhnisches Scheltwort schallte ihm entgegen und einer der Fackelträger holte mit der Fackel dreimal zum Stoße aus, dreimal hielt der Offizier einen Sergeanten, der schon das Gewehr erhoben hatte, ab, den Beleidiger niederzuschießen. Als der Blusenmann zum vierten Male die Fackel vorstieß, krachte der Schuß, eine Salve folgte — über fünfzig Schwerverletzte brachen blutend zusammen. Wenige Augenblicke herrschte tiefe Stille, das Entsetzen lähmte jeden Mund, bald aber gellte durch die Nacht der wilde Racheschrei: „Verrat! Verrat! Zu den Waffen!“ . . .

So schnell sich auch der Alarm verbreitete — erzählt Corvin als Augenzeuge — so dauerte es doch mehrere Stunden, ehe die Nachricht von dem Ereignis die äußeren Stadtteile erreichte. Die republikanische Partei, die für den lang erwarteten Moment ihre Anordnungen getroffen hatte, wußte geschickt die Situation zu benutzen. Es galt, das Volk zur Wut zu entflammen. Die Toten wurden auf einen Wagen geladen, den man unter Fackelbegleitung durch die Straßen fuhr. Vor den Redaktionslokalen der republikanischen Zeitungen wurde Halt gemacht, namentlich vor dem des „National“ und der „Reform“, wo die Häupter der republikanischen Partei versammelt waren und die Menge durch feurige Reden zur Rache aufriefen. „Zu den Waffen, zu den Waffen!“ erschallte es überall, und vom Turme der Kirche St Germain aux Prés erdröhnte die Sturmglocke. Die Waffenläden wurden erbrochen, und Barrikaden erhoben sich blitzschnell zu Hunderten in allen Stadtteilen.

In den Tuilerien herrschte tiefe Bestürzung und völlige Ratlosigkeit; erst nach allzu- 24. Febr. langem Zaudern entschloß sich der König, den General Bugeaud mit dem Oberbefehl über die Truppen und Thiers mit der Neubildung des Kabinetts zu betrauen. Die Scenen von 1830 wiederholten sich: zur Stunde, da Louis Philipps Trotz und Starrsinn endlich gebrochen war, konnte keine Nachgiebigkeit die Krone mehr retten! Als Odilon Barrot, Horace Vernet und andere angesehene Männer am Morgen des 24. Februar nach den Vorstädten eilten, um den Aufruhr durch Ankündigung der erreichten Zugeständnisse zu beschwichtigen, bot sich ihnen ein Bild dar, das alle Hoffnungen auf eine friedliche Lösung rasch schwinden ließ, „statt der Nationalgarden Blusenmänner, statt der Trikolore die rote Fahne, an den Straßenecken große Plakate mit dem Aufruf: „Louis Philipp läßt uns morden, wie Karl X. So gehe denn auch er denselben Weg, wie Karl X.!“ Um das Palais royal tobte bereits der Kampf, der einzig ernstliche der ganzen Revolutionstage. „In den Tuilerien herrschte [illegible] größte Ratlosigkeit. Ein Plan folgte dem andern. Statt des verhaßten Marschall Bugeaud [illegible] der populäre General Lamoricière zum Befehlshaber der Truppen und an Thiers' [illegible] Odilon Barrot zum Chef des Kabinetts ernannt. Der König verlor völlig den Kopf, besonders als er hörte, daß die Soldaten anfingen, mit den Aufständischen zu fraternisieren.

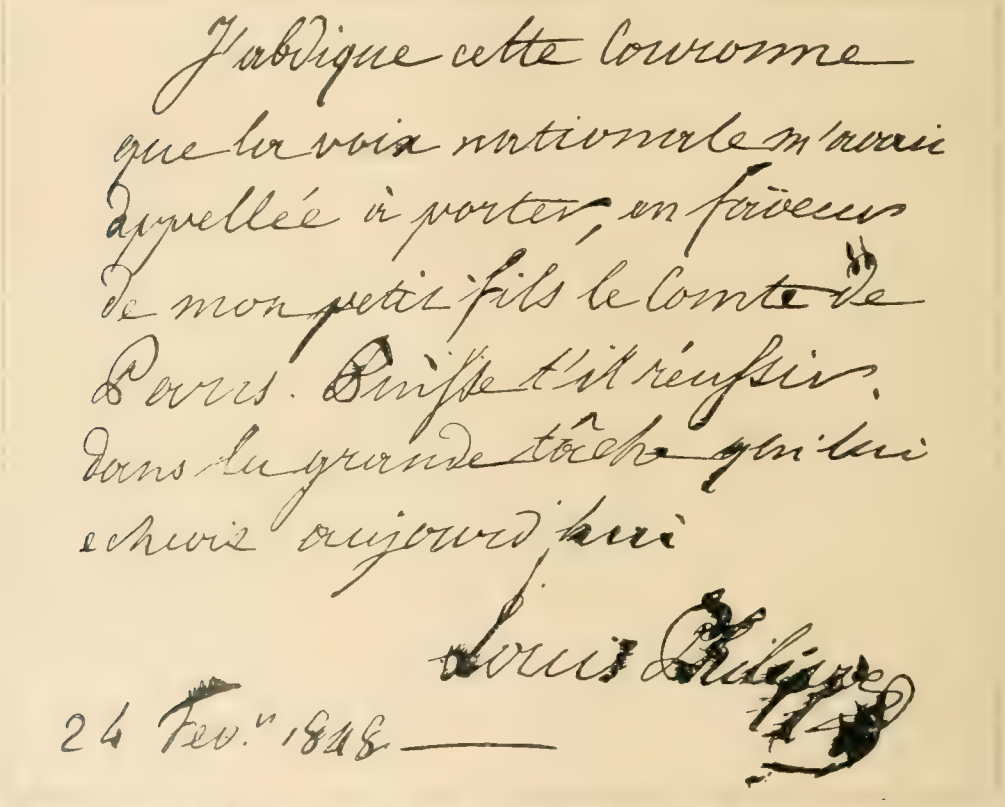
Die Königin zeigte mehr Mut; sie forderte Louis Philipp auf, zu Pferde zu steigen und sich an die Spitze der Truppen zu stellen. Der König that es; gefolgt von seinen Söhnen Nemours und Montpensier ritt er die Reihen der im Schloßhof aufgestellten Truppen entlang. Kein Zuruf begrüßte ihn wie sonst, nur die Nationalgarden riefen: vive la reforme! Vor dem Gitter tobte das Volk, eine Masse, die angeblich eine die Reform betreffende Petition abgeben wollte und von Marschall Bugeaud begütigend zurückgehalten wurde." (Corvin.) Gebrochen und verzweifelt zog sich der König in die Tuilerien zurück, bleich und verstört flüsterte er den Seinen zu: „Jetzt steht es fest, es gilt mir!" Die Verwirrung wurde nun allgemein, die Adjutanten flogen wie aufgescheuchte Vögel umher, um die widersprechendsten

Flucht der königlichen Familie aus den Tuilerien am 24. Februar 1848.
Nach einer Lithographie von V. Adam.

Befehle zu geben, allerlei Volk drängte sich in die Gemächer, in denen eine Monarchie mit dem Tode rang. Plötzlich erschien ein kecker Journalist, Emile de Girardin, auf dem Plan, um dem gebeugten Herrscher anzukündigen, daß nur seine sofortige Abdankung den Thron retten könne; den Entwurf zu einer entsprechenden Urkunde trug der ungebetene Ratgeber bereits fertig in der Tasche. Die Königin riet zum Ausharren, die Prinzen zum Rücktritt, der König selbst fragte tonlos: „Ist kein Mittel zum Widerstand mehr vorhanden?" „Nein, keines!" „Nun, dann danke ich ab!" Einen Augenblick später ward die überraschende Kunde bereits der draußen harrenden Menge zugerufen. Vergeblich versuchte der Marschall Bugeaud den Herrscher zu bewegen, von diesem äußersten Schritt abzustehen — Louis Philipp sah im Geiste das Blutgerüst auftauchen, auf dem ein halbes Jahrhundert früher ein anderer Bourbon dem Henkerbeil zum Opfer gefallen war, er trat an seinen Schreibtisch und schrieb

Sturz Louis Philipps

langsam und zitternd die wenigen Zeilen, die dem Julikönigtum ein Ende setzten. Während einige der Aufrührer mit dem bedeutsamen Dokument auf die Straßen eilten, wandte die königliche Familie sich zur Flucht. Louis Philipp vertauschte die Uniform mit dem schlichten Bürgerkleid und eilte dann mit der Königin, der Herzogin von Nemours und deren Kindern, durch den Tuileriengarten nach der Place de la Concorde, die von einer Abteilung Nationalgarde und einigen Schwadronen Kürassieren frei gehalten worden war. Während die unglücklichen, jäh vom Thron gestoßenen Bourbonen in einem schlichten, einspännigen Wagen davonjagten, brach der „von Wein und Blut berauschte" Pöbel in das alte Königsschloß ein, um



„Ich lege die Krone, die ich auf Wunsch des Volkes getragen habe, zu Gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris, nieder. Möge ihm die große Aufgabe, die ihm heute zufällt, gelingen! Louis Philipp."

Facsimile der Abdankungs-Erklärung König Louis Philipps.

Original im Pariser Staatsarchiv.

eine geradezu widerliche Orgie der Plünderung und des rohesten Vandalismus zu feiern. „Als wäre das Schöne des Elends Feind, zerstörte, zerhieb und zermalmte das Volk alles, was es vorfand; der eine stahl, der andere erschoß ihn, um desto ungestörter stehlen zu können. Den Thron warf man zum Fenster hinaus und trug ihn dann zum Bastilleplatz, um ihn am Fuß der Julisäule zu verbrennen. Erst nach einigen Stunden der schonungslosesten Verwüstung", erzählt Bamberg, „gelang es, eine Art Ordnungsdienst herzustellen."

Die erste Amtshandlung des flüchtenden Beherrschers Frankreichs war die Ernennung [illegible] Orleans, der Mutter des unmündigen Grafen von Paris, zur Regentin

gewesen, und dieser entschlossenen Frau fiel nunmehr die schwere Aufgabe zu, dem wilderregten Volke, den tobenden Meuterern die Königskrone abzuringen. Von wenigen Getreuen begleitet, eilte die Herzogin nach dem Palais Bourbon, in dem dieselbe Verwirrung herrschte, wie in den Tuilerien. Bleich und stumm trat die Mutter des Thronfolgers in den Sitzungssaal, in dem die Abgeordneten mit Spannung der Nachrichten vom Fortgang der revolutionären Bewegung harrten. Die Überraschung entlockte ihnen huldigende Zurufe, aber bald übertönte der Tumult, der das Kammergebäude umtoste, jedes im Saale gesprochene Wort. Die Hoffnungen der Royalisten wurden rasch enttäuscht; die Rolle einer Maria Theresia, die man der Herzogin von Orleans zugedacht hatte, vermochte sie nicht zu spielen, und die französische Kammer war eine ganz andere Bühne, als einst es der ungarische Reichstag gewesen war. Statt des erwarteten Treueschwurs „Wir sterben für unseren König!", hörte man nichts als verlegenes Murmeln im Saale und Spottrufe von den überfüllten Galerien, und als der Abgeordnete Dupin die Anerkennung der Regentschaft und des jugendlichen Königs forderte, antwortete ihm der Dichter Lamartine (vergl. Bd. I., S. 452) kühl und gemessen, die Erörterung dieser Frage sei unmöglich, solange die Herzogin im Saale weile. Kaum hatten die letzten Stützen der Julimonarchie sich zum Gehen gewandt, da beantragte der Republikaner Marie bereits die Einsetzung einer provisorischen Regierung an Stelle der ungesetzlichen Regentschaft. Es war der letzte Antrag, der ordnungsgemäß gestellt wurde, einige Minuten später — gerade als ein fanatischer Legitimist den Abgeordneten höhnend zurief: „Die Kammer bedeutet nichts, gar nichts mehr!" — drangen die bis zur Sinnlosigkeit erregten Volkshaufen, deren Zerstörungslust die Schätze der Tuilerien nicht befriedigt hatten, in das Palais Bourbon ein, um „das Königtum in das Asyl zu verfolgen, in das sein Schatten sich geflüchtet". Mit dem Augenblick, da Flintenläufe und drohend geballte Fäuste an die Stelle der Argumente traten, war die Sache des Königtums endgiltig verloren, die Einsetzung einer Volksregierung unaufschiebbar. Als Lamartine in schwungvoller Rede für eine „Regierung der Dringlichkeit, der Notwendigkeit, der Umstände" eintrat, krachten bereits Gewehrsalven im Hofe, und durch die Wandelgänge johlte der Mob: „Nieder mit der Kammer, es lebe die Republik!" Die Mehrzahl der Volksvertreter floh aus dem Saale, in dem unter dem Bann des Schreckens und der Furcht Frankreich einen neuen despotischen Herrscher anerkennen mußte den Pöbel, den die unfähigen königlichen Behörden nicht hatten im Zaum halten können . . .

Alphonse Lamartine.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

Die provisorische Regierung, die kurzer Hand im Parlamentssaal durch Zuruf „ernannt" worden war — außer Lamartine gehörten ihr François Arago (vergl. Bd. I., S. 383), Dupont, Ledru-Rollin, Garnier-Pagès, Marie und Crémieux an — zog, von einer Schar Bewaffneter geleitet, sofort nach dem Stadthause. Allein als die neuen Herren dort eintrafen, Provisor. Regierung

Verbrüderungs-Fest vor dem Triumphbogen auf d

Nach einer gleichzeitigen Lithograp

lace de l'Etoile zu Paris am 20. April 1848.

n V. Adam und J. Arnout.

mußten sie erkennen, daß bereits eine zweite „vorläufige Regierung“ ihr Amt angetreten hatte. Da das Recht der einen auf genau so schwachen Füßen stand, wie das der anderen, blieb den Erwählten des Volkes nur übrig, sich zu verständigen: Etienne Arago, der Bruder des großen Mathematikers, Garnisdière und der Arbeiter Albert durften in das oben genannte Ministerium eintreten, während Louis Blanc, Marrast und Flocon sich vorläufig mit der Stellung einflußreicher Sekretäre der höchsten Gewalt begnügen mußten. Die Monarchie ward durch eine Proklamation beseitigt, in der es bündig hieß: „Die provisorische Regierung will die Republik, vorbehaltlich der Zustimmung des Volkes, das sofort befragt werden soll!“

Die flüchtige Königsfamilie schlug unterdessen den Weg nach der Küste ein, um in England Schutz vor dem Volke zu suchen, das durch einen Handstreich aufgehetzter Arbeiter gezwungen worden war, zum zweiten Male eine Staatsform anzunehmen, die Frankreich ein Menschenalter früher dem Ruin entgegengeführt hatte, und die, wie wir bald sehen werden, wiederum nur dem Despotismus zum Sprungbrett diente. „In dieser mit erschreckender Regelmäßigkeit eintretenden Aufeinanderfolge von Revolutionen, in denen die eine Generation immer zerstört, was die vorhergehende aufgebaut hat, ohne daß davon etwas anderes zurückbliebe als Trümmer und unbelehrtes Bedauern, vollzieht sich,“ so sagt ein neuerer Historiker mit gutem Recht, „das Verhängnis der französischen Nation . . .“

Den neuen Machthabern, den „durch die Springflut der Straßenemeute zusammengespülten und zufällig zum Besitz der höchsten Gewalt emporgetragenen Männern“, mangelte zur Behauptung ihrer schwierigen Stellung zunächst die Einigkeit; gegenseitiges Mißtrauen und die stete Furcht vor den wechselnden Launen des übermütigen Pöbels lähmte ihre ohnehin nur schwachen Kräfte. Lamartine allein besaß Ansehen und Mut genug, um der zügellosen Menge gegenüber wenigstens den Schein der Autorität zu wahren, er allein trotzte dem Drachen des Bürgerkrieges, der alles zu verschlingen drohte; kein Wunder also, daß er vom ersten Augenblick an den Führern des Proletariats verdächtig und unbequem erschien, daß sie ihn durch Drohungen mehr und mehr vom geraden Weg auf eine schiefe Ebene zu drängen versuchten. Die gefährlichste der Forderungen, die von den Vertretern der untersten Klassen gestellt und thatsächlich erzwungen wurde, war die staatliche Unterstützung des Müßiggangs, die sich unter dem einschmeichelnden Titel „Anerkennung des Rechtes auf Arbeit“ verbarg: durch ein Dekret vom 25. Februar übernahm die Regierung die unerfüllbare Pflicht, allen Unbeschäftigten Arbeitsgelegenheit zu gewährleisten; die Abschaffung des Beamten- und Richtereides, sowie der Todesstrafe für politische Verbrechen schloß sich an.

Um sich die Gunst der Massen zu erhalten, war die provisorische Regierung genötigt, nicht nur den Hunger der Armen, sondern auch die Schaulust der großen Menge zu befriedigen, und so folgten den blutigen Straßenkämpfen denn pomphafte Aufzüge und feierliche Versammlungen unter freiem Himmel, in denen das Heil der Republik laut gepriesen wurde: Am 27. Februar ward am Fuße der Juli-Säule unter Trommelklang und schmetternden Fanfaren die Umwandlung der Monarchie in eine Republik verkündet, am 20. April ein großes „Verbrüderungsfest“ vor dem Triumphbogen auf der Place de l'Etoile gefeiert, bei dem unter dem Jubel des Volkes an die Regimenter der Linie und der Nationalgarde neue, dreifarbige Fahnen verteilt wurden. Allein das Mittel „panem et circenses“, Nahrung und Volksbelustigungen, das schon im alten Rom nicht immer zur Beschwichtigung [illegible] Volkes genügt hatte, versagte in der Hauptstadt Frankreichs vollkommen. [illegible] Zwist wuchs, die Anhänger Blanquis und anderer Fanatiker von Tag

zu Tag dreister auftraten, gelang es Lamartine als Minister der auswärtigen Angelegenheiten wenigstens, die europäischen Großmächte von kriegerischen Angriffen auf die junge ungerüstete Republik zurückzuhalten. In seinem feierlichen „Manifest an Europa" rief er den fremden Monarchen und Völkern zu: „Nicht als eine Störerin des Weltfriedens, sondern als regelrechte Macht wünscht die Republik in die Familie der bestehenden Regierungen einzutreten. Monarchie und Republik sind nicht absolute, zum Kampf auf Leben und Tod verurteilte Prinzipien, sondern können recht wohl nebeneinander leben, wenn auch die Republik die vollkommenste Form der Freiheit ist, und die französische sich angesichts der Könige als die intellektuelle Verbündete aller Rechte und Fortschritte bei den Völkern, die nach denselben Grundsätzen, wie sie leben wollen, ankündigt. Frankreich beabsichtigt gegen niemand Krieg, aber wenn ihm im Ratschlusse der Vorsehung die Stunde für die Wiederherstellung etlicher unterdrückter Nationalitäten geschlagen zu haben scheint, so wird es sich für berechtigt halten, zu den Waffen zu greifen, um deren legitime Bestrebungen zu beschützen. Die Verträge von 1815 bestehen in den Augen der Republik nicht mehr zu Recht, trotzdem nimmt sie die Territorialbestimmungen derselben als Basis und Ausgangspunkt ihrer Beziehungen zu den anderen Nationen an." Die Kabinette entsprachen diesen Wünschen und unterließen es, die amtlichen Beziehungen zu Frankreich abzubrechen. Umso bedrohlicher schwoll die sozialistische Bewegung an. Die Errichtung von Nationalwerkstätten — nicht nach dem guten Plan Louis Blancs (S. 34), sondern nach dem verfehlten eines jungen Ingenieurs Emil Thomas — erwies sich bald als furchtbarer Fehler, weil niemand wußte, woher der Staat die Arbeit für die Zehntausende nehmen sollte, die gestützt auf das Gesetz trutzig und ungestüm Beschäftigung oder Lohn forderten. Um die Lärmenden zu beruhigen, mußte man sie ohne jede Arbeitsleistung bezahlen — „die erste Segnung, mit der die sozialistische Republik sich einführte, war die Schaffung eines neuen Standes, des für seinen Müßiggang besoldeten Proletariats, und die Nationalwerkstätten wurden der Ort, wo sich das stehende Heer der Revolution rekrutierte und disziplinierte; die Millionen, die sie in wenigen Wochen verschlangen, waren ein geringer Verlust, im Vergleich zu der moralischen Einbuße, die der Arbeiterstand, durch das Lotterleben erlitt, zu der Ansteckung, die von jenen Brutstätten des Vagabundentums aus auch den Fleißigen ergriff." Dazu kamen schwere finanzielle Verlegenheiten, das Volk weigerte sich seine Steuern zu entrichten, mit dem Geschäftsverkehr stockte zugleich der Geldverkehr der Banken, die Warenlager wuchsen durch den Mangel an Käufern erschreckend rasch, zahllose Geschäfte mußten ihre Zahlungen einstellen — der politischen Krise folgte die wirtschaftliche. Zweimal, Mitte April und Mitte Mai, vernichten die sozialistischen

General Cavaignac.
Nach einer Zeichnung von Lafoise.

Klubs die Macht an sich zu reißen. Beide Male siegten die Vertreter der Ordnung: die auf Grund des allgemeinen Stimmrechtes vorgenommenen Wahlen zur Nationalversammlung endeten mit einem glänzenden Triumph der provisorischen Regierung und einer schweren Niederlage der Arbeiterpartei. Den Besonnenen drängte sich aber immer energischer der Gedanke auf, daß nur die Diktatur die Erlösung von der Schreckensherrschaft des Pöbels zu bringen imstande war. Die Schließung der Nationalwerkstätten sollte den Stein ins Rollen
23. Juni 1848. bringen: Am Morgen nach der Bekanntgabe des Dekrets, das den Faulen die Mittel zum sorgenlosen Leben nahm, sah man zahlreiche Straßen der Hauptstadt durch Barrikaden gesperrt [illegible] dem Bürgertum sollte die Vernichtungsschlacht geliefert werden.

Zu ihrem Glück hatten die republikanischen Behörden bessere Vorkehrungen getroffen, als die königlichen, ihr Kriegsminister General Cavaignac verfügte über genügende Truppenmassen, um jedem Ansturm die Spitze bieten zu können; mit der höchsten Gewalt bekleidet, verhängte er über Paris den Belagerungszustand und erzwang thatsächlich bereits am 26. Juni die vollständige Ruhe der Hauptstadt — freilich erst nachdem auf beiden Seiten viele Hunderte von Kämpfern gefallen waren. Als General Cavaignac am 27. Juni die ihm in der Stunde der Not übertragene höchste Gewalt wieder in die Hand der Nationalversammlung zurücklegen wollte, ward sie ihm zugleich mit Rechten übertragen, die ihn in aller Form zum Diktator machten . . . Bevor wir die Schicksale der zweiten Republik bis zum napoleonischen Staatsstreich des Jahres 1851 weiter verfolgen, sei der Gang der revolutionären Bewegung des Jahres 1848 durch die germanischen Staaten geschildert.

* * *

Preußen. Wenden wir uns zunächst der Macht zu, die mehr und mehr die Führung der deutschen Angelegenheiten übernahm, dem Staate, dessen Thron im Jahre 1840 Friedrich Wilhelm IV. bestiegen hatte. Die Hoffnung, daß der Regierungswechsel die Erfüllung des Versprechens vom Jahre 1815, die Einführung einer freieren Verfassung mit sich bringen werde, war zunächst getäuscht worden; aber die liberalen Kreise verzweifelten darum noch nicht an einer befriedigenden Lösung der wichtigen Frage, die den Regierten so leicht, den Regierenden so schwierig dünkte. Die Tagung der Provinzial-Landstände im Jahre 1841 hatte niemanden befriedigt, weder die Krone, noch die Bürger: die erwartete Preßfreiheit war ebenso ausgeblieben, wie andere notwendig scheinende Reformen, die der König in Aussicht gestellt hatte; die wichtigste aller Forderungen war [illegible] blieb diejenige auf Einführung einer allgemeinen Volksvertretung, und gerade diese sollte noch Jahre lang auf sich warten lassen. Erst am 3. Februar 1847 erschien im Staatsanzeiger eine Verordnung, die einen „Vereinigten Landtag" auf folgender Grundlage berief: „So oft die Bedürfnisse des Staates neue Anleihen oder die Einführung neuer oder die Erhöhung bestehender Steuern erfordern, wird der König die Provinzialstände zu einem Vereinigten Landtage versammeln. Derselbe zerfällt in eine Herrenkurie, bestehend aus den königlichen Prinzen, den Standesherren und einigen anderen, und die aus 231 Vertretern der Ritterschaft, 182 der Städte und ungefähr 120 der Bauern zusammengesetzte Dreiständekurie. Diesem Landtage wird der bereits den Provinzialständen beigelegte Beirat bei der Gesetzgebung, die Mitwirkung bei Verzinsung und Tilgung [illegible] Staatsschulden und das Petitionsrecht für innere, nicht bloß provinzielle Angelegenheiten übertragen. Periodisch dagegen, und zwar spätestens alle vier Jahre, wird der König den „Vereinigten ständischen Ausschuß" berufen, der gleiche Rechte wie der Landtag mit Ausnahme [illegible] Tilgung und des Petitionsrechts in Verfassungsangelegenheiten haben soll."

Die Berliner huldigen dem König Fri

(Gemälde von Franz Krüger i

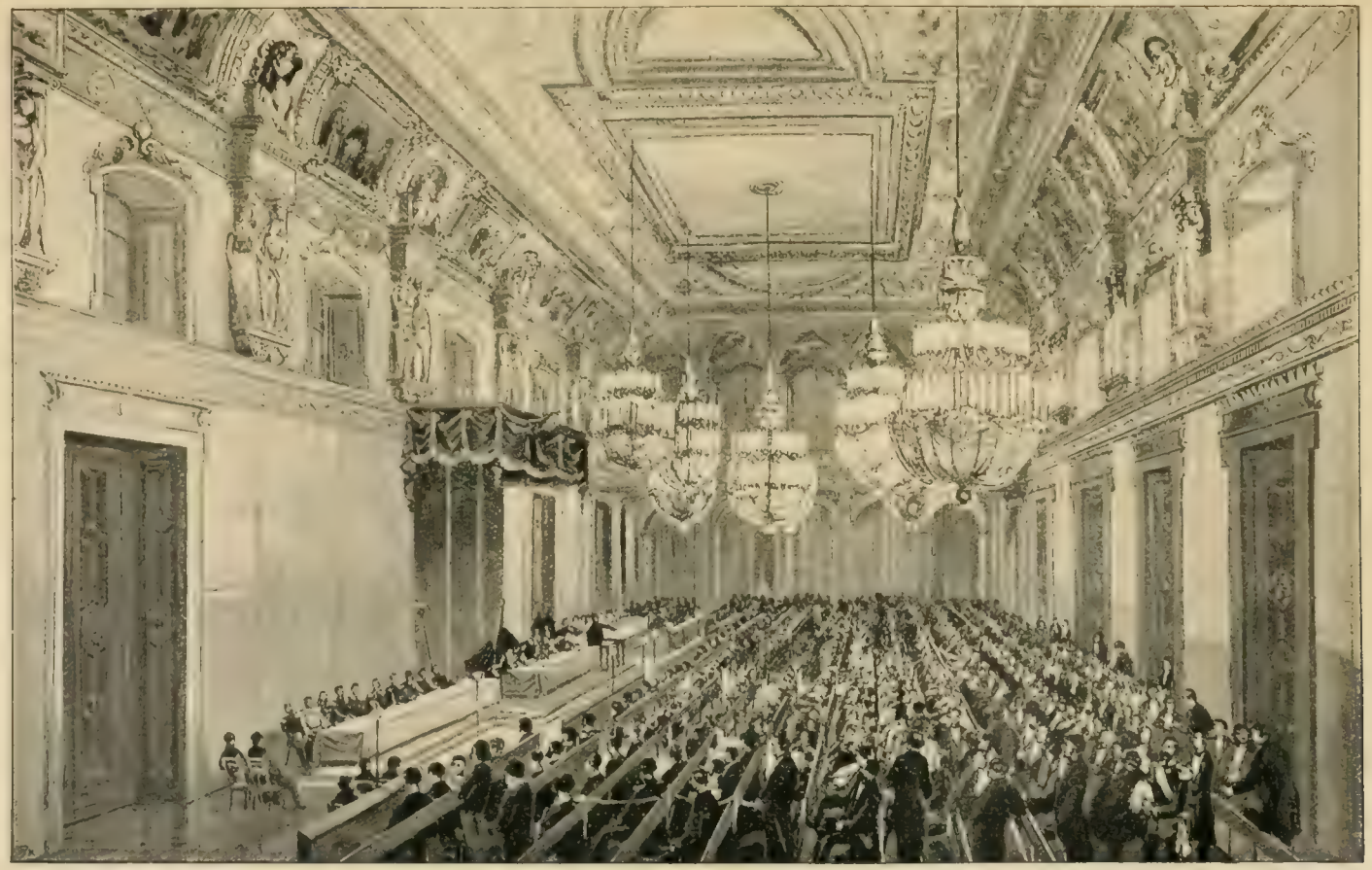
Nach dem Schwarzkunstblatte von F. W. Schwechte

ch Wilhelm IV. am 15. Oktober 1840.

henzollern-Museum zu Berlin.)

n Besitz des Freiherrn von Lipperheide zu Berlin.

Deut des Verlagshaus Bong & Co. zu Berlin W.



Sitzung des preußischen Vereinigten Landtags im Weißen Saale des Berliner Schlosses.
Nach: Ferd. Schmidt, „Preußische Geschichte".

Die erwählten Mitglieder der neugebildeten Volksvertretung begrüßte der König, als er am 11. April 1847 im Weißen Saale des alten Königsschlosses an der Spree mit dem ganzen Aufgebot höfischen Glanzes ihre Tagung eröffnete, mit einer Rede, die den Liberalen eine schwere Enttäuschung brachte: „Es drängt mich zu der feierlichen Erklärung, daß es keiner Macht der Erde je gelingen soll, mich zu bewegen, das natürliche Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu verwandeln, und daß ich es nun und nimmermehr zugeben werde, daß sich zwischen unsern Herr Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung, eindränge. Zwischen uns sei Wahrheit! Von einer Schwäche weiß ich mich gänzlich frei: Ich strebe nicht nach eitler Volksgunst; und wer könnte das, der sich durch die Geschichte hat belehren lassen? Ich strebe allein danach, meine Pflicht nach bestem Wissen und nach meinem Gewissen zu erfüllen und den Dank meines Volkes zu verdienen, sollte er mir auch nimmer zu teil werden . . . Von den Unwürdigkeiten, denen ich und mein Regiment seit sieben Jahren ausgesetzt gewesen, appelliere ich an mein Volk! Von allen schnöden Erfahrungen, die mir vielleicht noch vorbehalten sind, appelliere ich im voraus an mein Volk! Mein Volk kennt mein Herz, meine Treue und Liebe zu ihm, und hängt in Liebe und Treue an mir. Mein Volk will nicht das Mitregieren von Repräsentanten, die Schwächung der Hoheit, die Teilung der Souveränität, das Brechen der Vollgewalt seiner Könige, die ihm seine Geschichte, seine Freiheit, seinen Wohlstand begründet, und seine teuersten Errungenschaften allein schützen können, und sie schützen werden, so Gott gnädig ist, wie bisher." Während der König bis dahin einen Ton angeschlagen hatte, wie er vom Throne her kaum jemals vernommen worden war, den Ton phantastischer Schwärmerei, die nur nach dem Himmel aufblickt, blind für die rauhe Wirklichkeit, taub für die mahnende Stimme der öffentlichen Meinung, klang das Schlußwort dieser denkwürdigen Rede herb und scharf: „Sie haben der Krone den Rat gewissenhaft zu erteilen, den sie von Ihnen fordert. Es steht Ihnen frei, Bitten und Beschwerden, Ihrem Wirkungs- und Gesichtskreise entnommen, nach reiflicher Prüfung an den Thron zu bringen. Das sind die Rechte, die Pflichten germanischer Stände, das ist Ihr herrlicher Beruf. Ihr Beruf ist aber nicht: Meinungen zu repräsentieren, Zeit- und Schulmeinungen zur Geltung bringen zu wollen. Das ist vollkommen undeutsch und obenein vollkommen unpraktisch für das Wohl des Ganzen, denn es führt notwendig zu unlösbaren Verwickelungen mit der Krone, die nach dem Gesetz Gottes und des Landes und nach eigener freier Bestimmung herrschen soll, aber nicht nach dem Willen von Majoritäten regieren kann und darf, wenn Preußen nicht bald ein leerer Klang in Europa werden soll! Ich gebe Ihnen mein königliches Wort, daß ich Sie nicht hierher gerufen haben würde, wenn ich den geringsten Zweifel hegte, daß Sie Ihren Beruf anders deuten wollten und ein Gelüst hätten nach der Rolle sogenannter Volksrepräsentanten!" Inhalt und Form dieser Ansprache, die statt die liberalen Elemente zu gedeihlicher Mitarbeit heranzuziehen, sie zwingen wollte, in demütigem Schweigen und gläubigem Vertrauen zu dem allwissenden, allmächtigen und allgütigen Herrscher von Gottes Gnaden aufzublicken, lassen sich nur aus der ganzen Geistesanlage Friedrich Wilhelms IV. erklären, nur daraus, daß der gekrönte Romantiker den Pulsschlag der Zeit nicht zu fühlen verstand, einer Zeit, in der, wie Sybel sagt, eine gewaltige Mehrheit der Bevölkerung ungeduldig eine volle Teilnahme an dem öffentlichen Wesen verlangte, die stimmführende Litteratur sich skeptisch und kritisch gegen jede überlieferte Autorität in Staat und Kirche verhielt und, wohl zu Gunsten [illegible] Recht, sicher aber nicht zur Pflege aristokratischer Privilegien die Staats-

allmacht zu beschränken wünschte. Dem allem stand der König gegenüber, wie der Sohn einer vergangenen Zeit, der Bürger einer anderen Welt, der Redner einer fremden Sprache. Grausame Fügung des Schicksals, daß gerade in den Jahren, in denen in ganz Europa die Unzufriedenheit ihren Höhepunkt erreichte, auf dem preußischen Thron ein Herrscher saß, der so völlig verkannte, was dem deutschen Volke gebrach . . .

Daß die verworrenen Phrasen der Thronrede, die der König gegen den Wunsch seiner Minister gehalten hatte, nicht imstande waren, die Mehrzahl der Abgeordneten in ihrer Überzeugung wankend zu machen, trat bald zu Tage. Während seine eigenen Räte sofort wußten, daß er die Brücken vor und hinter sich abgebrochen habe, war der Monarch selbst bestürzt und betrübt, als der Landtag seine Ansprache mit einer Adresse beantwortete, in der die ständischen Rechte, die auf älteren Gesetzen beruhten, fest und bestimmt gewahrt wurden, als die Finanzvorlagen der Regierung mit der Begründung abgelehnt wurden, daß eine Bewilligung vor Anerkennung der ständischen Rechte nicht möglich sei, als das Land den Führern der Opposition, vor allen dem größten Parlamentsredner der preußischen Geschichte, dem westfälischen Freiherrn Georg von Vincke, dem Grafen Schwerin, dem Ostpreußen von Auerswald und den liberalen Rheinländern Beckerath, Camphausen, Hansemann und Mevissen zujubelte, denen selbst Metternich das Zeugnis einer überraschenden Tüchtigkeit und Gewandtheit nicht versagen konnte. „Der erste große parlamentarische Kampf der deutschen Geschichte begann, ein Schauspiel", urteilt Heinrich von Treitschke, „das alle die Händel der kleinen Landtage ganz in den Schatten stellte, und zum allgemeinen Erstaunen ward offenbar, welche gewaltigen staatsbildenden Kräfte Deutschland in diesem Preußen besaß. Zum ersten Male, seit es ein Königreich Preußen gab, traten die Stände als eine selbständige Macht der Krone gegenüber." Zu denen, die im Vereinigten Landtag sich die Sporen verdienten, gehörte auch ein junger Deichhauptmann aus Schönhausen an der Elbe, Otto von Bismarck . . .

Freiherr Georg von Vincke.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie

Friedrich Wilhelm IV. konnte sich nicht lange der Erkenntnis verschließen, daß das neugeschaffene Parlament ganz andere Wege wandeln wollte, als die vom König vorgezeichneten. Die Einbuße, die sein Ansehen erlitt, war indessen noch weit größer, als er selbst ahnte: „Die Verhandlungen — zum ersten Male im Wortlaut durch den Druck veröffentlicht — trugen die liberale Erregung in alle Häuser des Landes und brachten dem Monarchen den unverdienten Ruf absolutistischer Unverbesserlichkeit ein; im übrigen Deutschland waren die auf Preußen gesetzten Hoffnungen zerronnen, und über alle Grenzen des Staates ergoß sich aus Sachsen und Bayern, aus Baden und Hessen-Darmstadt eine Flut wilder Schmähungen der demokratischen Presse." Ungefähr zur selben Zeit hatte auch einer der süddeutschen Könige, Ludwig I. von Bayern, sich rasch um die Achtung und Gunst seines Volkes gebracht; aller-

dings nicht durch [illegible] Kammer, sondern durch seine unverhüllt zur Schau gestellte Leidenschaft für die [illegible] schöne, aber nichts weniger als sittenreine Tänzerin Lola Montez, die den [illegible] in ihren Netzen gefangen und dadurch einen unheilvollen Einfluß auf die Führung der Staatsgeschäfte erlangt hatte. Es kam zu stürmischen Tumulten in München, zur öffentlichen Beschimpfung des Königs, zu einer offenen Abkehr aller guten Elemente vom Throne, dem der greise König bald darauf (20. März 1848) zu Gunsten seines Sohnes Maximilian entsagte. Der Dritte endlich, dem die immer mächtiger anwachsende freiheitliche Bewegung den Boden, auf dem er viel zu lange fest gestanden hatte, entzog, war der allmächtigste Mann der österreichischen Monarchie, der alte Staatskanzler Fürst Metternich; er ward das erste Opfer der Flutwelle, die, von der Pariser Februarrevolution ausgehend, sich im März des Jahres 1848 von Westen nach Osten wälzte und hinwegspülte, was in den deutschen Landen morsch und faul war.

Liberale Forderungen.

Schon vor dem Sturz des Julikönigtums war in Süddeutschland die Gärung auf den Höhepunkt gestiegen. Hier die wichtigsten Forderungen jener Tage — Forderungen, die uns heute, da sie zumeist erfüllt sind, durchaus nicht so dreist und unbescheiden erscheinen, wie denen, die sie vor fünfzig Jahren bewilligen sollten: „Allgemeine Volksbewaffnung. Ein deutsches Parlament, frei gewählt durch das Volk; jeder deutsche Mann, sobald er das 21. Jahr erreicht hat, ist wahlfähig als Urwähler und wählbar zum Wahlmann; auf je 1000 Seelen wird ein Wahlmann ernannt, auf je 100 000 Seelen ein Abgeordneter zum Parlament. Jeder Deutsche, ohne Rücksicht auf Rang, Stand, Vermögen und Religion kann Mitglied dieses Parlaments werden, sobald er das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat. Das Parlament wird seine Geschäftsordnung selbst entwerfen. Unbedingte Preßfreiheit; vollständige Religions-, Gewissens- und Lehrfreiheit. Volkstümliche Rechtspflege mit Schwurgerichten. Allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht. Gerechte Besteuerung nach dem Einkommen. Wohlstand, Bildung und Unterricht für alle. Schutz und Gewährleistung der Arbeit. Verantwortlichkeit aller Minister und Staatsbeamten. Abschaffung aller Vorrechte." Damals freilich erschien all das, was uns heute selbstverständlich dünkt und was, wie die Erfahrung lehrte, sehr wohl mit der Monarchie in Einklang zu bringen ist, so ungeheuerlich, wie das Verlangen nach der Umwandlung Deutschlands in eine Republik. Der schwerste Fehler der liberalen Wortführer jener Tage war zweifellos, daß sie zu viel auf einmal begehrten.

Von der unausbleiblichen Staatsumwälzung in Frankreich hatten die deutschen Liberalen seit Jahren die Schaffung des notwendigen „Raumes für den Flügelschlag freier Seelen" erwartet, nun, da das Julikönigtum gestürzt war, mußte auch in Deutschland die Flamme der Freiheit hell auflodern, „nun galt es", wie Sybel sagt, „zu zeigen, wie stark und ausgebildet der nationale Gedanke in Deutschland war. In verschiedenen Zeiten war er aufgeleuchtet und dann wieder gründlich unterdrückt worden; nach langem Schlummer erhob er sich jetzt mit jugendlicher Kraft, mit allem Enthusiasmus und aller Unerfahrenheit der Jugend — es war, als wäre über das ganze deutsche Volk ein Tag akademischen Rausches angebrochen. Die Wirkung der Pariser Katastrophe war in Deutschland betäubend für die Regierungen, zündend für die Volksmassen, beides in einem Maße, von dem es nach einem [illegible] schwer ist, sich eine Vorstellung zu machen. Überall waren es die Politiker des Bürgerstandes, die, wie sie bisher in den Kammern und Zeitungen die Opposition ge[illegible] der Bewegung gaben. Alle Elemente der bürgerlichen Gesellschaft, [illegible] Ärzte und Advokaten, Professoren und Lehrer, Künstler und

Schriftsteller, und nicht zum wenigsten eifrig ein großer Teil der Beamten schlossen sich ihnen mit Begeisterung an. In diesen Kreisen standen in erster Linie die Forderungen der nationalen Einheit, also zunächst eines deutschen Parlaments, und daneben der Freiheit der geistigen Bewegung, also die Begehren der freien Presse und des freien Vereins- und Versammlungsrechts." Wiederum wie anno 1830 begann der Sturm in den süddeutschen Staaten und pflanzte sich von dort rasch und mit unwiderstehlicher Gewalt nach Norden fort. Überall bot sich das gleiche Schauspiel dar: Große Volksversammlungen stellten Forderungen auf, die unter lärmenden Kundgebungen den Regierenden vorgetragen und von diesen, dem Zwang der Not gehorchend, bewilligt wurden. „Ein unaufhaltsamer Strom idealer und gemeiner Leidenschaften trieb die Massen vor sich her: mit einem Schlage war in einem Drittel von Deutschland ein Zustand völliger Anarchie vorhanden, in der keine Behörde mehr zu befehlen oder zu verbieten sich getraute und das Wort Obrigkeit vergessen war." Erst einige Wochen später, um die Mitte des Monats März, gewann, zum Teil zufällig, die Bewegung ein ganz anderes Aussehen, wurde der liberale Vorstoß zur offenen Revolution . . .

Heinrich von Gagern.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

Am 5. März versammelten sich einundfünfzig liberale Führer, in ihrer Mehrzahl Süddeutsche, im romantischen Heidelberg, um Rat zu pflegen, wie der so leicht errungene Sieg ausgenutzt werden sollte. Die radikalen Badener Hecker und Struve forderten ungestüm die sofortige Ausrufung der deutschen Republik, aber sie fanden einen überlegenen Gegner an dem Hessen Heinrich von Gagern, dessen packender Gagern
Beredsamkeit es gelang, die Mehrheit für den Plan eines deutschen Kaisertums zu gewinnen. Da eine Verständigung der Gegner und ihrer Anhänger nicht zu erzielen war, einigte man sich vorläufig dahin, zunächst mit allen Kräften die sofortige Berufung eines deutschen Parlaments zu betreiben. Wenige Tage später verkündete der ohnmächtige Frankfurter Bundestag, der sich willenlos mit fortreißen ließ, daß er zum Bundesbanner die schwarz-rot-goldene Trikolore der vordem verfehmten Burschenschaft auserkoren und beschlossen habe, die Regierungen um Entsendung von Vertrauensmännern zur Beratung über die Revision der Bundesverfassung zu ersuchen. Drei Tage später, am 13. März erzwangen die Wiener fast mühelos den Sturz des schlimmsten Gegners jeder großdeutschen und freiheitlichen Bewegung, des Fürsten Metternich: den Völkern Österreichs wurde Preßfreiheit und eine Verfassung verheißen, den Ungarn die von Ludwig Kossuth geforderte eigene Regierung bewilligt

Eine ganz andere Wendung nahmen die Dinge in der Hauptstadt Preußens. Auch in
Berlin. Berlin hatte sich in den ersten Tagen des Monats März der Bürger eine von Tag zu Tag wachsende Erregung bemächtigt: „Große Volksversammlungen begannen vor der Stadt mit feurigen Freiheitsreden und rauschenden Beschlüssen; bald gab es Aufläufe in allen Straßen, Verjagung der einschreitenden Polizei, blutigen Streit mit dem anrückenden Militär. Unabläßig führten die Eisenbahnen fremden Zuzug, besonders Rheinländer und Polen, nach Berlin; der 15. März sah die ersten Versuche im Barrikadenbau, am 16. mußten die Truppen bereits zur Freihaltung der Straßen von der Schußwaffe Gebrauch machen." Der weichen, sentimentalen Natur Friedrich Wilhelms IV. widerstrebte ein blutiger Kampf mit seinen

Entlassung des Fürsten Metternich am 13. März 1848.
Nach einer gleichzeitigen Wiener Lithographie.

Unterthanen ebenso sehr, wie sein Glaube an das Königtum von Gottes Gnaden sich gegen Konzessionen sträubte, die geeignet schienen, das Ansehen der Krone herabzumindern. In der Nacht vom 17. zum 18. März erließ er deshalb ein Patent, in dem er, ähnlich wie Gagern, vorschlug, den deutschen Staatenbund zu einem Bundesstaat auf konstitutioneller Grundlage umzugestalten; gleichzeitig wurde die volle Freiheit der Presse zugestanden. Das Volk brach, als die Proklamationen erschienen, in lauten Jubel aus; sein Stolz fühlte sich durch den Gedanken gehoben und befriedigt, daß Preußen damit an die Spitze der Bewegung getreten war. Tausende strömten nach dem Schlosse, um dem König, dessen Weisheit laut gepriesen wurde, durch Zurufe für den Schritt zu danken, den er aus freien Stücken und ohne jeden [illegible] hatte. „Allmählich aber", erzählt Heinrich von Sybel, dessen objektivem [illegible] der Darstellung der so oft entstellten, nie völlig aufgeklärten Märzereignisse

folgen, „änderte die Masse ihr Aussehen: Proletarierhaufen riefen, das alles helfe ihrer Not nicht; andere begehrten den Abzug der Truppen, und eine Bande versuchte, in ein Portal des Schlosses einzudringen. Da befahl der König den Platz zu säubern; auf jeder Seite desselben ging darauf eine Kompagnie Infanterie vor, in der Mitte ritt eine Schwadron Dragoner, im Schritt mit eingesteckter Waffe. Sofort erneuerten sich die Scenen der früheren Tage; das Volk warf sich schimpfend und drohend den Dragonern entgegen, so daß die Pferde unruhig wurden und einzelne Reiter zur Verteidigung die Säbel zogen. Zufällig entluden sich die Gewehre von zwei Grenadieren, das eine durch Ungeschick des Soldaten, das andere durch den Schlag eines Arbeiters auf den Hahn: Die Kugeln gingen harmlos

Barrikaden-Kampf in der Berliner Friedrichstraße am 18. März 1848.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie im Besitz des Freiherrn v. Lipperheide.

in die Luft, und überhaupt wurde kein Mensch auf dem Platze geschädigt. Aber gleich nach dem Knall der Schüsse stob die Volksmenge auseinander; und wie ein Lauffeuer ging der Ruf: Verrat, Mord, Waffen, Barrikaden! durch alle Straßen; es hieß, die Dragoner hätten eingehauen, die Grenadiere durch eine Bataillonssalve ganze Massen wehrloser Bürger niedergestreckt. Darob allgemeine Entrüstung; namentlich die Jugend, Studenten, Gesellen, Fabritarbeiter warfen sich mit wilder Begeisterung in den Kampf; durchweg war die Sympathie der Bevölkerung auf ihrer Seite. So wuchsen in allen Quartieren, namentlich aber in der Friedrichstadt und dem Centrum, zahllose Barrikaden wie durch einen Zauberschlag in die Höhe; in wenigen Stunden war ganz Berlin ein einziges revolutionäres Heerlager."

Wie in Paris, so waren auch hier keinerlei Vorkehrungen für den von niemandem erwarteten Straßenkampf getroffen worden; an leitender Stelle herrschte keinen Augenblick ein Zweifel darüber, daß die in Berlin liegende Truppenmacht nicht hinreichte, um die Aufständischen im ganzen Stadtgebiet in Schach zu halten. Der Höchstkommandierende, General von Prittwitz, hielt es darum für besser, sich von vornherein nur auf die Verteidigung der im Herzen der Hauptstadt liegenden königlichen und staatlichen Gebäude zu beschränken. Um dieses Ziel zu erreichen, war die Besetzung eines Kreises von nicht mehr als drei Kilometer Durchmesser notwendig, und doch mußte bis in die mondhelle Nacht hinein fast acht Stunden hindurch gekämpft werden, ehe dieses kleine Gebiet im unumschränkten Besitz der Truppen war. Der Widerstand, den die Barrikadenkämpfer leisteten, war dabei der geringste, den die Soldaten zu überwinden hatten — der König war es vielmehr, dessen Entsetzen über den Bruderkampf die Energie seiner Offiziere lähmte. Die Erlaubnis zu jedem einzelnen Vorstoß, zur Erstürmung jeder Straße mußte förmlich von ihm erpreßt werden. Zu denen, die den Monarchen darin bestärkten, gehörte in erster Linie Georg von Vincke, der seinem königlichen Herrn die Gefahren einer Fortsetzung des Kampfes so eindringlich schilderte, daß Friedrich Wilhelm IV., noch völlig unter dem Banne der Warnung des westfälischen Freiherrn stehend, um Mitternacht den Befehl erteilte, die gewonnenen Stellungen zwar zu behaupten, aber keinen Schritt weiter vorzurücken. Damit noch nicht zufrieden, verfaßte der König in den ersten Morgenstunden des 19. März eine rührselige, in Form und Inhalt verfehlte Proklamation: „An meine lieben Berliner" (S. 66), in der er den sofortigen Abzug der Truppen von der Wegräumung der Barrikaden abhängig machte. Die Bürgerschaft ließ durch Deputation darauf antworten, daß man des Königs Wunsch erst nach Entfernung der Truppen erfüllen könne. Forderung stand also gegen Forderung — die Bürger blieben fest, der tief erschütterte Herrscher dagegen ließ sich, ohne die Warnungen seines Bruders, des Prinzen von Preußen, und des Generals von Prittwitz zu beachten, den Befehl zum Rückzug der Truppen abringen. Um die Mittagsstunde des 19. März war Berlin ohne jeden Schutz durch die bewaffnete Macht, die königliche Familie in ihrem Schlosse wehrlos den brutalen Beleidigungen der Aufständischen preisgegeben. Der Prinz von Preußen, gegen den sich ohne jeden Grund der glühende Haß der Bevölkerung gewandt hatte, mußte auf Wunsch des Königs verkleidet nach England flüchten. Die Revolution hatte auch in Berlin einen leichten Sieg errungen . . .

Das einzige positive Ergebnis des Kampfes war die Berufung eines neuen Ministeriums, dem, neben dem Grafen Arnim-Boitzenburg, der Führer der rheinischen Liberalen Ludolf Camphausen, die Abgeordneten Alfred von Auerswald, Graf Schwerin und der bisherige Gesandte am Pariser Hofe, Freiherr Heinrich von Arnim, angehörten. Der König erschien völlig gebrochen, „seine heiligsten Gefühle waren verwundet, seine liebsten Ideale durch den Schmutz geschleift; wohin er blickte, meinte er eine bald liederliche, bald gefährliche Anarchie, und unter schwacher Verhüllung die zum Schlage ausholende Empörung zu sehen — die Masse redlicher Gesinnung und ehrlicher Begeisterung, die neben der Wühlerei im Volke pulsierte, erkannte er nicht." Gern folgte er darum dem Vorschlag Heinrich Arnims, die Aufmerksamkeit des erregten Volkes von den Umsturzbestrebungen hinweg auf die großdeutschen Einheitsideale zu lenken. Am 21. März erschien zu diesem Zweck eine neue Proklamation, [illegible] Unterwürfigkeit, aber amtlicher Herkunft, die den Bürgern verkündete, daß Friedrich Wilhelm IV. sich zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesamtvaterlandes gestellt habe (S. 68). Während der spätere deutsche Kaiser, der Mann, der erfüllen sollte,

Barrikaden-Kampf in der Breiten Straße zu Berlin am 18. März 1848.

Nach einer gleichzeitigen Lithographie im Besitz des Freiherrn von Lipperheide zu Berlin.

An meine lieben Berliner!

Durch mein Einberufungs-Patent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zum gesammten teutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel mit dem unzählige treue Herzen mich begrüßt hatten nicht verhallt, so mischte ein Haufe Ruhestörer aufrührische und freche Forderungen ein und vergrößerte sich in dem Maaße als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestühmes Vordringen bis in's Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ und Beleidigungen wider meine tapfern und treuen Soldaten ausgestoßen wurden, mußte der Platz durch Cavallerie **im Schritt** und mit **eingesteckter Waffe** gesäubert werden und 2 Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst, Gottlob! ohne irgend Jemand zu treffen. Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne, durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüther von Vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rache-Gedanken um vermeintlich vergossenes Blut! erfüllt und sind so die gräulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht als sie durch viele Schüsse aus der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen der Truppen war die nothwendige Folge davon.

An Euch, Einwohner meiner geliebten Vaterstadt ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuster Freund beschwört Euch darum, bei Allem was Euch heilig ist, den unseeligen Irrthum! kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barricaden die noch stehen hinweg, und entsendet an mich Männer, voll des ächten alten Berliner Geistes mit Worten wie sie sich Eurem Könige gegenüber geziemen, und ich gebe Euch mein Königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen und die militairische Besetzung nur auf die nothwendigen Gebäude, des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer, und auch da nur auf kurze Zeit beschränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins und vergesset das Geschehene, wie ich es vergessen will und werde in meinem Herzen, um der großen Zukunft Willen, die unter dem Friedens-Seegen Gottes, für Preußen und durch Preußen für Teutschland anbrechen wird.

Eure liebreiche Königinn und wahrhaft treue Mutter und Freundinn, die sehr leidend darniederliegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den Meinigen. — Geschrieben in der Nacht vom 18.—19. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

[illegible] in der Decker'schen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Berliner Straßenplakat aus den Märztagen des Jahres 1848.

was seine Verfolger im Jahre 1848 lärmend begehrten, als Flüchtling das Land verließ, ritt sein Bruder, der König, geschmückt mit den Farben der Revolution, durch die Straßen der Hauptstadt, um sich und sein Volk an dem Phantom eines neuen Kaisertums zu ergötzen. Daß die deutsche Krone ihm selbst zufallen sollte, hoffte und wünschte Friedrich Wilhelm IV. niemals; er verwahrte sich darum auch in der Ansprache, die er vor der Universität an die Studenten hielt, entschieden gegen den Verdacht, daß nur Eigennutz die Triebfeder seines Handelns sei: „Der heutige Tag ist ein großer, unvergeßlicher, entscheidender. In Ihnen steckt eine große

Wilhelm, Prinz von Preußen.
Nach einem Gemälde aus dem Jahre 1840.

Zukunft und wenn Sie in der Mitte oder am Ziele ihres Lebens zurückblicken auf dasselbe, so bleiben Sie doch ja des heutigen Tages eingedenk! Ich trage Farben, die nicht mein sind, aber ich will damit Nichts usurpieren, ich will keine Krone, keine Herrschaft, ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einheit, ich will Ordnung! Ich habe nur gethan, was in der deutschen Geschichte schon oft geschehen, daß mächtige Fürsten und Herzöge, wenn die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und sich an die Spitze des ganzen Volkes gestellt haben, und ich glaube, daß die Herzen der Fürsten mir entgegenschlagen und der Wille des Volkes mich unterstützen wird. Merken Sie sich, schreiben Sie es auf, daß ich Nichts usurpieren

will, als deutsche Freiheit und Einheit!“ Am gleichen Abend erschien dann, gleichsam zur Bekräftigung, noch eine Proklamation, die ein rasches, thatkräftiges Vorgehen erwarten ließ: „Ich übernehme heute die Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird mich nicht verlassen und Deutschland wird sich mir in Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten Farben angenommen und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf!“ Endlich ordnete der König noch die Anlegung der deutschen Kokarde seitens der Truppen und deren Vereidigung auf eine Verfassung an, die überhaupt noch nicht vorhanden war. Wiederum, wie so oft schon in den deutschen Landen, blieb es bei den Worten; die Thaten, die man nach den pathetischen Ankündigungen hätte erwarten dürfen, blieben aus. Der maßlose Hohn,

An die Deutsche Nation!

Eine neue glorreiche Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für Euch an! Ihr seid fortan wieder eine einige große Nation, stark, frei und mächtig im Herzen von Europa!

Preußens Friedrich Wilhelm IV. hat Sich, im Vertrauen auf Euren heldenmüthigen Beistand und Eure geistige Wiedergeburt, zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesammt-Vaterlandes gestellt.

Ihr werdet Ihn mit den alten, ehrwürdigen Farben Deutscher Nation noch heute zu Pferde in Eurer Mitte erblicken.

Heil und Segen dem constitutionellen Fürsten, dem Führer des gesammten Deutschen Volkes, dem neuen Könige der freien wiedergeborenen Deutschen Nation!

Berlin, den 21. März 1848.

Straßenplakat aus den Märztagen des Jahres 1848.

mit dem die demokratische Presse den König überschüttete, und die scharfe Verwahrung, die Österreich gegen jeden Eingriff in seine Rechte einlegte, hemmten rasch und gründlich den Fortgang der großdeutschen Bestrebungen. Die Blicke der Nation wandten sich bald von Berlin ab und der freien Reichsstadt am Maine zu, in deren Mauern am 30. März das Bundesgesetz verkündet wurde, das zur Wahl von Abgeordneten zum Reichsparlament aufforderte.

Der siebengliedrige Ausschuß, den die Heidelberger Versammlung (S. 61) zur Vorbereitung einer Nationalversammlung einsetzte, hatte am 11. März die deutschen Stände aufgefordert, zur Beratung der deutschen Parlaments-Verfassung Vertrauensmänner nach Frankfurt zu entsenden. Als am 31. März in der Paulskirche dieses „Vorparlament“, wie der Volks[illegible] es taufte, eröffnet wurde, konnte der zum Präsidenten erwählte Heidelberger Professor [illegible] ein Auge über mehr denn 500 Abgeordnete — freilich zumeist Süddeutsche — [illegible]. Zur Beratung stand einzig und allein das Programm, das der Siebener-

Ausschuß als Grundlage der neuen Verfassung aufgestellt hatte, und das folgende Forderungen enthielt: „I. Ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern. II. Einen Senat der Einzelstaaten. III. Ein Haus des Volkes, hervorgehend aus Urwahlen nach dem Maßstabe von 1 zu 70000. IV. Kompetenz des Bundes durch Verzicht der Einzelstaaten auf folgende Punkte: 1. Ein Heerwesen. 2. Eine Vertretung gegenüber dem Auslande. 3. Ein System des Handels, der Schiffahrtsgesetze, des Bundeszollwesens, der Münzen, Maße, Gewichte, Posten, Wasserstraßen und Eisenbahnen. 4. Einheit der Civil- und Strafgesetzgebung und des Gerichtsverfahrens. Ein Bundesgericht. 5. Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte. V. Der Beschluß der Einberufung der konstituierenden Nationalversammlung auf obigen

Die Paulskirche zu Frankfurt am Main.
Nach einer Zeichnung von C. A. Lill.

Grundlagen erfolgt durch die mit Vertrauensmännern verstärkten Bundesbehörden. VI. Ein aus gegenwärtiger Versammlung zu wählender permanenter Ausschuß von 15 Mitgliedern ist beauftragt, die Vollziehung der Einberufung der konstituierenden Nationalversammlung zu betreiben. Wenn innerhalb vier Wochen von heute der Zusammentritt nicht erfolgt ist, so tritt diese Versammlung am 3. und 4. Mai hier wieder zusammen. Im Falle der Dringlichkeit kann der Ausschuß die Versammlung auf einen früheren Termin zusammenberufen."

Daß dieses von Gagern entworfene Programm den radikalen Süddeutschen lange nicht weit genug ging, trat sofort zu Tage, als der Mannheimer Journalist Gustav von Struve die Herstellung eines demokratischen Staatswesens, die Aufhebung der erblichen Monarchie und deren Ersetzung durch freigewählte Parlamente mit freigewählten Präsidenten, alle vereint in einer föderativen Bundesverfassung nach dem Muster der nordamerikanischen Freistaaten,

forderte. Weder Struves durch offene Umsturzdrohungen unterstützter Antrag, noch jener des Siebener-Ausschusses gelangte zur Annahme — um eine scharfe und gefährliche Spaltung zu vermeiden, vertagte man die Entscheidung bis zum Zusammentreten der konstituierenden Nationalversammlung und trennte sich am 4. April, äußerlich in schönster Einigkeit. Insgeheim aber hatte sich der Zwiespalt zwischen Gemäßigten und Republikanern so verschärft, daß Struve und Hecker beschlossen, unverweilt auf eigene Faust den Versuch der Errichtung einer deutschen Republik zu wagen. Getreu den Weisungen, die der Dichter Georg Herwegh von Paris aus erteilt hatte — „wir gestehen es offen, daß ohne vorhergegangenen Volkssturm die neue Zeit für Deutschland nicht heraufgeführt werden kann," — rief Hecker am 12. April von Konstanz aus alle waffenfähigen Männer der Bodenseegegend zu seiner Fahne der Empörung. In keinem der Bundesstaaten hatte die radikale Agitation den Boden so gut vorbereitet, wie in Baden, und dennoch blieb die allgemeine Erhebung, auf die Hecker und seine Freunde so bestimmt gerechnet hatten, aus; viel trug dazu allerdings die segensreiche Eigenmächtigkeit des Abgeordneten Karl Mathy bei, der den lautesten der revolutionären Schreier, den Schriftsteller Fickler, als Landesverräter in dem Augenblick verhaften ließ, als er seinen Genossen zu Hilfe eilen wollte. Auch der Bundestag zeigte sich diesmal schlagfertiger als sonst; auf die ersten Alarmnachrichten hin hatte er württembergische, bayrische und hessische Truppen — den Oberbefehl führte auf Wunsch der badischen Regierung Friedrich von Gagern, der Bruder des inzwischen zum Darmstädtischen Ministerpräsidenten berufenen Staatsmannes — gegen die Empörer aufgeboten. Der wackere General sollte das erste Opfer des „freventlich und sinnlos vom Zaun gebrochenen Bürgerkrieges werden: Als er am 19. April bei Kandern mit Heckers „Freischärlern" zusammenstieß, ward er bei dem Versuch, durch gütlichen Zuspruch unnützes Blutvergießen zu vermeiden, von den Meuterern hinterrücks erschossen. Eine Stunde später war Heckers Schar gesprengt, vier Tage später Freiburg zurückerobert. Die Führer retteten sich auf Schweizer Gebiet, auf das ihnen bald auch Herwegh folgte, dessen bunt zusammengewürfeltes Hilfskorps am 26. April bei Dossenbach gesprengt wurde. „Zehn Tage hatten genügt, dieser thörichten Erhebung ein Ende zu machen, aber die schlimmen Folgen [illegible] Mißtrauen der Ängstlichen gegen die ganze nationale Bewegung und jene Verein[illegible] Konstitutionellen und Radikalen, die zuerst wieder der Reaktion den Weg bahnte."

Aufstand in Baden

Friedrich Hecker.
Nach einem Holzschnitt aus dem Jahre 1848.

Die Schlappe, die sie im badischen Oberland erlitten hatten, suchten die süddeutschen

Radikalen bei den Wahlen zur Nationalversammlung wettzumachen; allein auch hierbei zeigte es sich, daß die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes monarchisch gesinnt und nicht gewillt war, sich mit einer Republik nach Heckers Ideen beglücken zu lassen. Am 18. Mai 1848 ward dann in Frankfurt das erste deutsche Parlament eröffnet, eine Versammlung, von der mit Recht gesagt worden ist, daß sie von keiner früheren oder späteren an Geist und Talent, an Wissen und Beredsamkeit, an idealem Streben und edlem Patriotismus übertroffen wurde. „Es war eine der feierlichsten Stunden, welche die deutsche Geschichte kennt", lautet eine fesselnde Schilderung des denkwürdigen Eröffnungstages, „als die freigewählten Vertreter der Nation sich unter dem Geläute der Glocken, dem Donner der Kanonen, dem Jauchzen

Nationalversammlung.

Facsimile eines Schuldscheines der deutschen Republik.

der Menge vom Römer aus nach der Paulskirche begaben, der Holste neben dem Allgäuer, der Pfälzer neben dem Schlesier, der Franke neben dem Tiroler. Begeistertes Vertrauen, überschwängliche Hoffnungen begrüßten die Männer, in deren Vereinigung die heiß ersehnte Einheit des Vaterlandes zum ersten Male Gestalt gewann. Hier war fast alles beisammen, was Deutschland an gefeierten Namen besaß, in Wahrheit die geistige Blüte der Nation." Hören wir, was ein Abgeordneter der äußersten Linken, W. Zimmermann, über den tiefen Eindruck berichtet, den die glänzende Versammlung auf die Augenzeugen machte. „Seit der deutsche Name in der Welt genannt wurde, fand sich keine solche Fülle von berühmten oder bekannten Namen, von Talenten und Charakteren, von Berufsarten und Wirkungskreisen gemischt beisammen. Da saß nebeneinander der Abgeordnete des fernsten Preußens, wo der

Mosaik auf der Wacht steht, neben dem aus Welsch-Tirol, der das Deutsche nur gebrochen und die Sprache des Landes der Orangen als Muttersprache spricht; da saß der reichste Grundbesitzer Oberschwabens, der noch den Fürstenmantel trägt, und dessen Vater noch souverän war, so gut als die Kronen von Preußen und Hannover, nicht weit von dem wackern Landmann, der seinen Maierhof im Traunkreise mit eigner Hand bebaut; da saßen der feuereifrige Ritter des katholischen Glaubens und der kühle dialektische Prediger der deutsch-katholischen Gemeinde, der Philosoph, der Bischof, der Pietist und der Jesuit auf einer Bank; alle Glaubensbekenntnisse Deutschlands waren vertreten, nicht wenig zahlreich auch das jüdische, und zwar das letztere durch ausgezeichnete Talente und Charaktere. Welcher Reichtum von Physiognomien, welche Mannigfaltigkeit — das Auge, das hunderte überflog, es fand keine, die nicht durch irgend etwas bedeutend, über das gewöhnliche hinaus gewesen wäre. Da waren Gestalten von der jugendlich zartesten bis zum Greis mit Silberlocken; da hüpft einer behend, wie in das Boudoir einer Dame, auf die Rednerbühne; dort streckt einer, von langer enger Kerkerhaft zusammengebrochen, nur noch in Kopf und Herz elastisch, die leidenden Beine aus einem Lehnstuhl, in dem er halb sitzt, halb liegt . . ."

Frankfurter Erinnerungsthaler.

Über die Wahl des Präsidenten gingen die Meinungen der Abgeordneten nur wenig auseinander; alle Vertreter des deutschen Volkes mit Ausnahme der Radikalen, die einen Demagogen auf den Schild erheben wollten, waren darin einig, daß keinem anderen als Heinrich von Gagern die hohe Würde zukomme. „Die Achtung erzwingende Schönheit seiner Erscheinung, der ideale Schwung seiner Gedanken und das unbedingte Vertrauen auf die Lauterkeit seines Charakters hoben ihn hoch empor über alle." Weit schwieriger war es, die Mehrzahl der fünfhundert einander fremden Männer auf ein Programm zu vereinigen; jeder Einzelne hatte seinen eigenen Reichsbauplan, jeder besondere Wünsche für die Neugestaltung des Vaterlandes. Daß die erste schöpferische Thätigkeit der Nationalversammlung der Schaffung einer höchsten Reichsgewalt an Stelle des unmöglich gewordenen Bundestags gelten mußte, stand außer Zweifel. Was aber an dessen Stelle setzen? Einen Kaiser, einen Reichsverweser oder ein Direktorium? Vor den Berliner Märztagen hätten sich die Blicke der Mehrheit sicherlich Friedrich Wilhelm dem Vierten zugewandt; jetzt erregte ein Antrag, die provisorische Reichsgewalt dem König von Preußen zu übertragen, nur Spott und Gelächter. Als Berichterstatter des vorbereitenden Ausschusses stellte Dahlmann deshalb den Antrag, an die Spitze des Bundes ein Direktorium von drei durch die Regierungen ernannten, durch das Parlament bestätigten Mitgliedern zu setzen, etwa einen preußischen, einen österreichischen und einen bayerischen Prinzen; im Laufe der sechstägigen Debatte — 189 Redner waren zum [illegible] ersetzte er diesen ersten Vorschlag durch einen zweiten, der die Berufung

Die deutsche National-Versammlung

Nach einer Zeichnung von Paul

(Original im Besitze des Herrn

der Paulskirche zu Frankfurt a. M.

lithographiert von E. Meyer.

Hans Brendicke, Berlin.)

eines unverantwortlichen Reichsverwesers in Aussicht nahm, eine Regierungsform, für die besonders Heinrich von Gagern eintrat, die aber ebensowenig wie ein Direktorium den Bedürfnissen der Sturmzeit entsprach. Daß der Antrag dennoch mit übergroßer Mehrheit angenommen wurde, zeugt dafür, daß die Nationalversammlung schon damals von der schlimmsten parlamentarischen Kinderkrankheit, der Selbstüberschätzung, ergriffen war, die ihr den Blick für die rauhe Wirklichkeit, für die Ungunst der Verhältnisse, raubte. Einsetzung einer Centralgewalt und Abschaffung des Bundestags! so hieß die Losung — „man war bereit, mit beiden Füßen den plötzlichen Sprung aus dem früheren Extrem des Sondertums über den Bundesstaat hinweg in das neue Extrem des Einheitsstaates zu wagen; leider wurde dabei übersehen, daß 1815 die Schöpfer des Bundestags alle Mittel der materiellen Macht, 1848 aber die Männer der Paulskirche überhaupt keine Macht als ihr moralisches Ansehen beim Volke besaßen“ (Sybel). Am 28. Juni ward die Einsetzung eines Reichsverwesers beschlossen, am Tage darauf die neue Würde dem Erzherzog Johann von Österreich (vergl Bd. I., S. 33 und 120) übertragen. Rechte und Pflichten des neuen Reichsoberhauptes regelte ein Gesetz folgenden Inhaltes: „Die Centralgewalt hat: 1. die vollziehende Gewalt zu üben in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaates betreffen; 2. die Oberleitung der gesamten bewaffneten Macht und namentlich die Oberbefehlshaber derselben zu ernennen; 3. die völkerrechtliche und handelspolitische Vertretung Deutschlands auszuüben und zu diesem Ende Gesandte und Konsuln zu ernennen. Die Errichtung des Verfassungswerkes bleibt von der Wirksamkeit der Centralgewalt ausgenommen. Über Krieg und Frieden und über Verträge mit auswärtigen Mächten beschließt sie in Übereinstimmung mit der Nationalversammlung. Sie wird einem Reichsverweser übertragen, der von der Nationalversammlung frei gewählt wird. Der Reichsverweser ist unverantwortlich. Er übt seine Gewalt durch von ihm ernannte, der Nationalversammlung verantwortliche (Reichs-)Minister aus; keine seiner Handlungen ist gültig ohne Gegenzeichnung eines Ministers. Über Verantwortlichkeit der Minister wird die Nationalversammlung ein besonderes Gesetz erlassen. Mit dem Eintritt der Wirksamkeit der provisorischen Centralgewalt hört das Bestehen des Bundestages auf. Die Centralgewalt hat sich in Beziehung auf die Vollziehungsmaßregeln, soweit thunlich, mit den Bevollmächtigten der Landesregierungen ins Einvernehmen zu setzen. Sobald das Verfassungswerk für Deutschland vollendet ist, hört die Thätigkeit der provisorischen Centralgewalt auf.“ Wahrlich

Erzherzog Johann von Österreich.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

Reichsverweser.

ein seltsames, bedenkliches Gesetz, das selbst seinen Vätern wenig Freude machte „Es ist", berichtete der württembergische Staatsmann Gustav Rümelin am 29. Juni dem ‚Schwäbischen Merkur', „aus republikanischen und monarchischen Elementen gemischt, mit entschiedenem Übergewicht der letzteren; es sieht, wie alle unsere Zustände, in der Schwebe zwischen einer revolutionären und gesetzlichen Haltung; es ist so ein treuer Spiegel der Gegenwart, ein Provisorium, dessen Kraft und dessen Bestand ganz von den Ereignissen der Zukunft abhängt, die niemand kennt und niemand in der Hand hat . . ." Nicht besonderer Fähigkeit wegen, noch weil sie großes von ihm erwarteten, hatten die Männer der Paulskirche den Erzherzog Johann auf den Schild erhoben, sondern lediglich darum, weil man eine schlichte Persönlichkeit an die Spitze des neuen Staatswesens stellen wollte, die weder bei den einzelnen Parteien, noch bei den Regierungen Anstoß erregen konnte — der Kaisersohn, der eine bürgerliche Posthalterstochter geehelicht hatte und besonders gern den biederen Bürger spielte, schien der rechte Mann für die Zeit, in der Fürstenhaß und Unterthanentreue so oft in scharfen Konflikt gerieten. Am 11. Juli traf das neue Reichsoberhaupt jubelnd begrüßt in Frankfurt ein und ward am folgenden Tage — demselben, an dem anno 1806 der „Rheinbund", der den Untergang des alten Reiches besiegelte, ins Leben getreten war — in der Paulskirche feierlich in sein neues Amt eingeführt. Auch hierüber berichtete Rümelin dem führenden Organ seiner Heimat in fesselnder Form: „Die ganze Scene war imponierend durch den Gegensatz der schmucklosen, bürgerlich einfachen Form und der unermeßlichen Wichtigkeit der Sache, ebenso bedeutend durch das, was nicht geschah und nicht gesagt wurde, als durch das Gesprochene und Geschehene. Kein religiöser Akt, kein Eid, keine Erwähnung der Regierungen und des Bundestags, keine Uniformen, auch in beiden Reden (Arndt als Altersenior der Deputation und Präsident von Gagern hielten Ansprachen an den Reichsverweser) nur die Sache selbst in trockenen Worten, und kein Wort für das doch so lebhaft bewegte Gefühl der Versammelten. Von der Paulskirche begab sich der Reichsverweser in die Bundesversammlung; einige Abgeordnete, ob mit oder ohne Einladung dazu, schlossen sich ihm an und drangen mit in die bis dahin jedem Ungeweihten verschlossenen Diplomatensäle ein, um der Sterbestunde des Bundestages beizuwohnen. Schmerling begrüßte den Erzherzog, dankte ihm dafür, daß er auf die Zustimmung der Regierungen den entschiedensten Wert gelegt habe, und übertrug ihm im Auftrage sämtlicher Regierungen die ganze bisherige Gewalt des Bundestages." Der Jubel, mit dem die Nationalversammlung das Ende des Bundestages begrüßte, war verfrüht in Wahrheit hatte sich die bisherige Centralbehörde nur vertagt, hatte auf Vorschlag des österreichischen Gesandten von Schmerling ihre Rechte und Pflichten nur einstweilen dem von allen Regierungen anerkannten Reichsverweser übertragen, ihre endgültige Auflösung dagegen bis zum Inkrafttreten der neuen Verfassung hinausgeschoben, einem Ziel, das noch in weiter, weiter Ferne lag und an dessen Erreichung schon im Juli 1848 mancher Besonnene zu zweifeln begann.

„Die Nationalversammlung", urteilte Sybel einmal, „war nur deshalb mächtig, weil man an ihre Macht glaubte." Dieser Glaube, der von dem dauernden Sieg der revolutionären und republikanischen Ideen abhängig war, hatte jedoch schon vor der Einsetzung des Reichsverwesers durch zwei Ereignisse eine starke Erschütterung erfahren — einmal durch das Scheitern des Slavenaufstandes in Prag (S. 80), zum andern Mal durch den Erfolg, den wie [illegible] S. 56, sahen, General Cavaignac in der letzten Juniwoche gegen die Pariser [illegible] errungen und der die „große Revolutionsquelle" geschlossen hatte. Anstatt nun den letzten Rest der Flut zu benutzen, um das deutsche Verfassungsschiff in den Hafen

Einzug des Reichsverwesers Erzherzog Johann von Österreich in Frankfurt a. M.

Nach einer gleichzeitigen Zeichnung von L. v. Elliot.

zu steuern, trat das Frankfurter Parlament zunächst in die Beratung der sogenannten Grund-
Grundrechte. rechte des deutschen Volkes ein: es sicherte des Bürgers Rechte und Freiheit in einem Staats-
gebäude, für das zwar bereits ein Verwalter bestellt, aber noch gar kein Fundament gelegt war. Dem tiefer Blickenden konnte nicht entgehen, daß der Aufschub der Verhandlungen über die künftige Gestalt Deutschlands nur der Ratlosigkeit der Parteiführer entsprang, die den offenen Ausbruch des nimmer ruhenden Streites zwischen Großdeutschen und Kleindeutschen, zwischen Anhängern und Feinden der österreichischen oder preußischen Vorherrschaft solange wie möglich zu verhindern suchten. Die Vertagung war „ein Symptom planloser Verlegenheit: wer eine bessere Einheit als die der alten Bundesakte wollte, konnte nicht zwei Großmächte in den Bundesstaat aufnehmen, wer Österreich neben Preußen im Bunde zu haben begehrte, mußte sich mit geringen Verbesserungen des Staatenbundes von 1815 begnügen". Die Entscheidung des unvermeidlichen Kampfes verzögern, hieß der Nationalversammlung die Aussicht auf die Lösung ihrer Aufgabe rauben. Die Berufung eines Habsburgers, dem schon die Abstammung die Unparteilichkeit zwischen Österreich und Preußen verbot, war der erste Schritt rückwärts gewesen, die Verzögerung der Verfassung der zweite; auch der dritte ließ
Reichsministerium. nicht auf sich warten, die fehlerhafte Zusammensetzung des neuen Reichsministeriums: Zur Leitung der Staatsgeschäfte ward der Fürst von Leiningen berufen, ein Halbbruder der Königin von England und grimmiger Preußenfeind, an seine Seite traten der Österreicher Schmerling als Minister des Innern, der preußische General von Peucker als Reichskriegsminister, der Hamburger Advokat Heckscher für das Äußere, der Badener Mohl für die Justiz und der Rheinländer Beckerath für die Finanzen. „Die Maschinerie einer Reichsregierung war geschaffen, aber trotz redlichsten Willens fehlte ihr der Arbeitsstoff, dem Finanzminister die Einnahmen, dem Kriegsminister das Heer, dem der Auswärtigen Angelegenheiten die völkerrechtliche Anerkennung allen die wirkliche Regierungsgewalt; ihre Machtlosigkeit mußte sich sofort zeigen, sobald man aus dem Bereich der Phrase in das der konkreten Thatsachen übertrat." Den ersten Anlaß boten die auf die Landesverteidigung und die Begründung einer deutschen Flotte sich beziehenden Fragen. Gegen eine Verdoppelung der Bundesstreitmacht erhob sich zwar kein Widerspruch, aber die geforderten Beiträge zu dem (übrigens auch durch private Spenden vermehrten) Flottenfonds liefen nur langsam oder gar nicht ein, und Peuckers Befehl, daß alle deutschen Truppen dem Reichsverweser huldigen und die dreifarbige Kokarde anlegen sollten, ward von Österreich, Preußen, Bayern und Hannover schroff mißachtet. Bald sollten die Niederlagen der neuen Centralbehörde noch schwerer werden . . .

Bevor wir zur Schilderung der Sturmzeit und des Schiffbruches der konstituierenden
Wien. Nationalversammlung übergehen, seien die Zustände in Österreich und Preußen, in denen

am frühesten die alte Ordnung der Dinge wiederhergestellt wurde, einer näheren Betrachtung unterzogen: In Wien hatten, wie schon an anderer Stelle (S. 61) erwähnt wurde, ein paar Hundert Tumultuanten und das energische Auftreten der Liberalen hingereicht, um Metternichs Rücktritt zu erzwingen. Die folgenden Tage hatten das harmlose, leichtlebige Völkchen am Donaustrand in einen Rausch der Freude versetzt — was es forderte, ward bewilligt, je mehr bewilligt wurde, desto höher stiegen die Forderungen; Preßfreiheit und die Zusicherung einer „Konstitution des Vaterlandes" waren die wichtigsten der Märzerrungenschaften. Allein

Die erste deutsche Flotte auf der Elbe im August 1848.

Nach einer gleichzeitigen Zeichnung von J. Brömmel.

der Übergang von der absoluten zur konstitutionellen Monarchie geschah doch zu unvermittelt, zu plötzlich, als daß er gute Früchte hätte tragen können. Die schlimmste Folge, die der Sprung ins Dunkle nach sich zog, war jedoch die Gefährdung des ohnehin nur losen Bandes, das die nach Anlage, Bildung und Temperament so verschiedenen Völker des österreichischen Kaiserstaates zusammenhielt; aus dem Wunsch nach größerer Freiheit des politischen Lebens mußte angesichts der offenkundigen Schwäche der Regierenden die Forderung nationaler Unabhängigkeit der einzelnen Stämme rasch emporkeimen. Ungarn und Italien wagten den Abfall vom Hause Habsburg; beiden mißlang das Wagnis trotz der Gunst der Verhältnisse.

Wenden wir uns zunächst den Wiener Ereignissen zu, den Wirkungen der am 25. April erfolgten Verkündung der in den Märztagen verheißenen neuen Verfassung, die, im Bann der Furcht vor der Demokratie entstanden, allen Bürgern volle Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Sicherheit ihrer Person, die von keiner Censur beschränkte Freiheit der Presse, die Verantwortlichkeit der Minister vor dem Parlament und die Unverletzlichkeit der Nationalität und Sprache der einzelnen Stämme sicherte. Trotzdem ward sie vielfach nicht mit Freude, sondern mit Unmut begrüßt, die gewährten Freiheiten schienen den unreifen Führern der hauptstädtischen Bewegung noch lange nicht genügend; die Thatsache, daß der Kaiser, und nicht das Volk selbst sich die Verfassung gegeben hatte, genügte den Radikalen, um ungenügend und schlecht zu finden, was ein Jahr zuvor noch als nie erreichbar gegolten hatte. Immer dreister wurden die Forderungen, immer kleinmütiger die Regierenden, die in Wahrheit längst zu Regierten geworden waren; die Anarchie bot jedem lärmenden Volkshaufen die Möglichkeit, Gesetze zu beseitigen und neue zu erzwingen, und rasch, wie die Verordnungen, wechselten die Minister. Die kaiserliche Familie fühlte ihre persönliche Sicherheit bedroht und flüchtete deshalb Mitte Mai nach Innsbruck, um bei den treuen Tirolern Schutz zu suchen; die Rückkehr und die Eröffnung des Reichstags wurden von der völligen Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung abhängig gemacht. Die Bedingung, die der Kaiser stellte, war schwer zu erfüllen — niemand besaß Ansehen und Macht genug, um den Launen der aufgeregten und verhetzten Volksmassen, den Anmaßungen des Sicherheitsausschusses und der akademischen Legion gegenüber die Regierungsgewalt aufrecht zu erhalten.

Erst um die Mitte des Juni trat eine Wendung zum Bessern ein, freilich weniger durch die wiederkehrende Besonnenheit der Wiener veranlaßt, als durch die Energie des Befehlshabers von Prag, des Fürsten Windischgrätz. In der Hauptstadt Böhmens hatte sich am 30. Mai unter dem Vorwand, daß der Verkehr mit dem verantwortlichen Ministerium in Wien durch die dortigen Ereignisse unterbrochen sei, während die Lage der Dinge schleunige Verfügungen notwendig mache, ein „provisorischer verantwortlicher Regierungsrat" gebildet, der gemeinsam mit dem Gubernialpräsidenten Grafen Thun die Staatsgeschäfte führen sollte. Das Wiener Ministerium erhob zwar gegen das eigenmächtige Vorgehen seines Untergebenen scharfen Protest, aber Thun vermochte dennoch, gestützt auf den Kaiser, an den er sich direkt gewandt hatte, die Einberufung eines böhmischen Landtags durchzusetzen. Allein bevor das neue Parlament seine Thätigkeit aufnehmen konnte, kam es in Prag zur offenen Revolte. Für die Erregung der Gemüter hatte außer den Nachrichten über die in Wien herrschenden trostlosen Zustände vor allem der Verein „Slavische Linde" (Slowanska Lipa) beigetragen, der die Durchführung der nationalen Gleichberechtigung und die Vereinigung aller österreichischen Slaven auf seine Fahne geschrieben hatte. Zur Beratung über diese [illegible] die Mittel zu ihrer Durchführung war ein allgemeiner Slavenkongreß nach

Barrikade am Altstädter Brückenturm zu Prag am 16. Juni 1848.

Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Leipziger Illustrierten Zeitung".

Prag berufen und am 1. Juni in Anwesenheit von 340 Delegierten — neben Czechen, Südslaven und Polen nahm auch der Russe Bakunin an den Verhandlungen teil — eröffnet worden. Das einzige positive Ergebnis der zwölftägigen Verhandlungen des Slavenparlaments war ein Manifest, das die Völker Europas über die Wünsche und Ziele der Slaven aufklären sollte; im übrigen war man nur über den gemeinsamen Haß gegen das Deutschtum einig geworden.

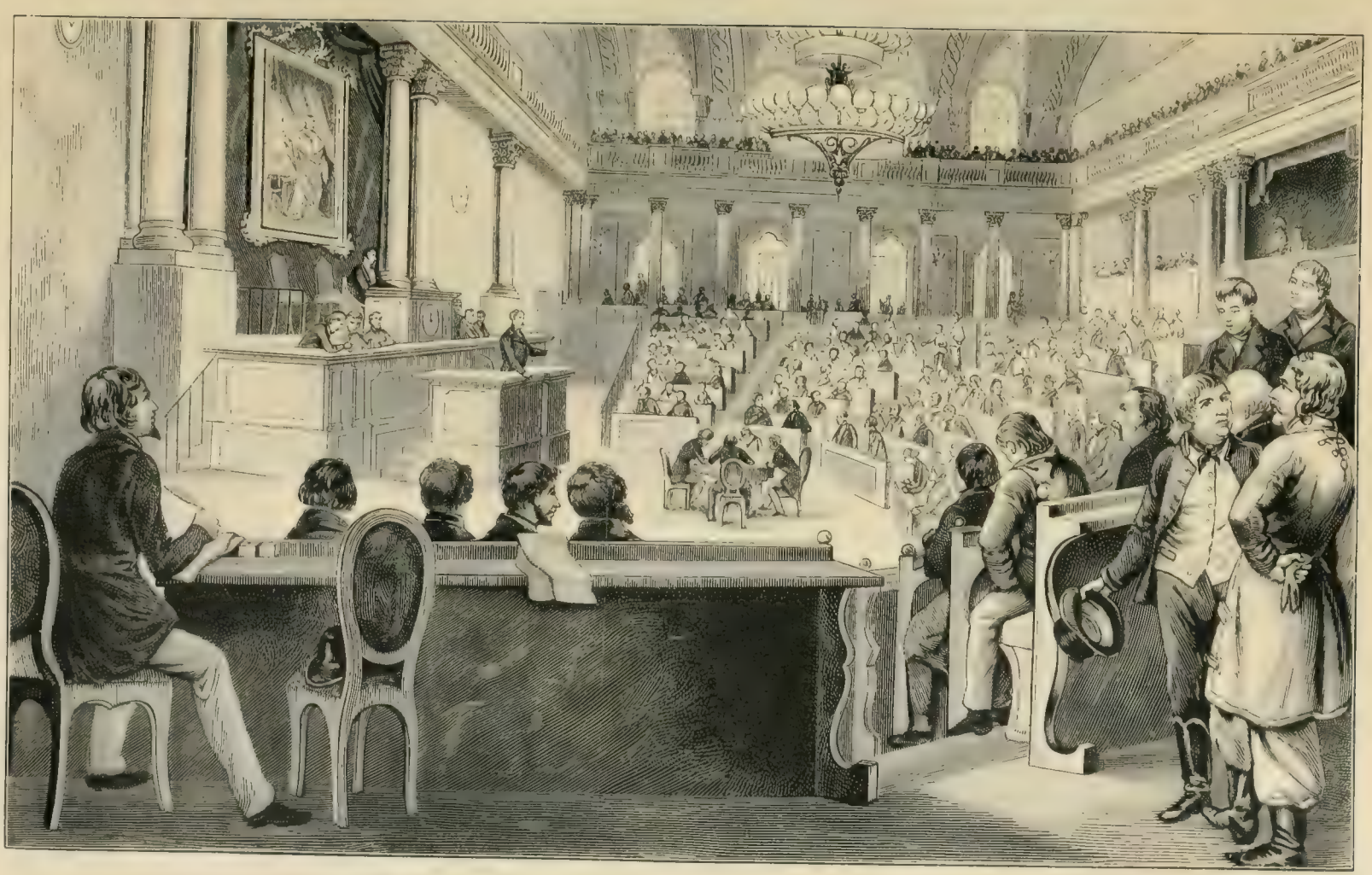
Während so der Gegensatz der beiden Nationalitäten künstlich verstärkt wurde, brach, noch während der Tagung des Kongresses, ein Konflikt zwischen dem Kommandanten Fürsten Windischgrätz und den radikalen Studentengruppen aus, die dreist und gebieterisch die Abberufung des mißliebigen Generals verlangten, weil er die Keckheit gehabt habe, militärische Vorsichtsmaßregeln gegen revolutionäre Umtriebe zu treffen. Die Studenten verlangten vom Generalkommando 200 Gewehre nebst Patronen, eine vollständig ausgerüstete Batterie und die Beseitigung der Geschütze, deren Aufstellung Windischgrätz zum Schutz gegen Meutereien angeordnet hatte. Als die Forderung abgewiesen wurde, kam es am Pfingstmontag nach einer auf dem Roßmarkt abgehaltenen Messe zu einer Demonstration vor dem Generalkommando, die mit Waffengewalt zurückgewiesen werden mußte. Wie in Paris und Berlin erscholl auch in Prag beim Anblick der angreifenden Soldaten der Schreckensruf: „Verrat! Baut Barrikaden!" Wie dort, so begann auch hier ein heftiger Straßenkampf, in dem die Truppen siegreich blieben. Als sie am 15. Juni dennoch die Stadt verließen, glaubten die Meuterer laut aufjubeln zu dürfen; aber sie hatten sich in der Kraft ihres Gegners getäuscht: Windischgrätz besetzte mit seiner starken Artillerie die umliegenden Höhen und beschoß den Herd des Aufstandes so lange, bis Prag sich bedingungslos ergab. Der einzige revolutionäre Versuch, den die österreichische radikale Demokratie außerhalb Wiens gewagt hatte, war damit gescheitert, und — darin lag die große Bedeutung dieser böhmischen Junikämpfe — der erste energische Widerstand, den das Militär im Jahre 1848 den Barrikadenkämpfern leistete, hatte mit einem Siege der Truppen geendet . . .

Österr. Reichstag.

Zwei Tage nach der Unterwerfung der Hauptstadt Böhmens und unter dem Eindruck des Erfolges der Staatsgewalt begannen die Wahlen zum ersten österreichischen Reichstag, bei denen die Demokratie namentlich in Wien eine neue Niederlage erlitt; ihre großen Hoffnungen waren fast nirgends in Erfüllung gegangen, die Signatur des Parlaments war eine ausgesprochen gemäßigte und die Mehrzahl der Abgeordneten aller Provinzen der Revolution müde und bestrebt, sie durch Aussöhnung mit dem Hofe zum Abschluß zu bringen. „Das Urteil über den (am 22. Juli durch den Erzherzog Johann feierlich eröffneten) österreichischen Reichstag von 1848 lautet", sagt Bach in seiner Geschichte der Wiener Revolution, „allgemein ungünstig. Daß er seine Aufgabe, an einem neuen, freien Reich mitzuarbeiten, nicht gerecht geworden, daß er in endlosem Geschwätz und mit kleinlicher Wichtigthuerei die kostbarste, nicht wieder einzubringende Zeit verbracht habe — was Schlimmeres könnte man einem konstituierenden Reichstage nachsagen! Nur daß Reichstage weder Revolutionen zu beschließen, noch verlorene zu retten vermögen, vergißt man gewöhnlich dabei. Die Aufgabe des Reichstags von 1848 war es, unter der Voraussetzung, daß die Revolution ein neues Österreich geschaffen, die Verhältnisse dieses neuen Österreich zu regeln und zu ordnen. Da aber diese Voraussetzung nicht erfüllt wurde, mußte die Arbeit des Parlaments eine fruchtlose bleiben. Der Reichstag konnte nicht sein, was er sollte, weil er [illegible] anstatt die Konsolidierung eines neuen Staates zu bewirken, eigentlich die [illegible] vorzubereiten habe, dieser Gedanke zerstörte die Arbeitsfreudigkeit der Versammlung."

Ungarisches Winzerfest im zweiten Drittel des Jahrhunderts.

Nach einer gleichzeitigen Darstellung im Besitz des Frhrn. Franz v Lipperheide zu Berlin.



Sitzung des ersten österreichischen Reichstags in der k. k. Reitschule zu Wien im Juli 1848.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Leipziger Illustrierten Zeitung".

So schuf denn der erste österreichische Reichstag nur jenes eine denkwürdige, wertvolle Gesetz vom 9. September, das die Freiheit des Grund und Bodens sicherte, und die Unterthänigkeit der Bauern für immer beseitigte — ein Gesetz, durch das „Österreich aus dem Mittelalter heraustrat, ein moderner Staat wurde". Für die radikale Partei bedeutete die Befreiung des Bauernstandes von drückenden Lasten keinen Triumph, sondern eine starke Einbuße: aus ihrem Heerbann schied die große ländliche Bevölkerungsklasse aus, weil sie nach der Befriedigung ihrer Wünsche das Interesse an den Arbeiten des Parlaments verlor.

Ungarn. Während so die Staatsgewalt im Herzen der österreichischen Kronländer an Boden gewann, zerrten Ungarn und Italien immer heftiger an den Ketten, die sie mit dem Kaiserstaat verbanden. Am 3. März 1848 hatte Ludwig Kossuth für Ungarn ein eigenes verantwortliches Ministerium gefordert, und schon zehn Tage später war der Wunsch der Magyaren erfüllt worden; Graf Batthyany konnte im Verein mit Kossuth, Eötvös, Franz Deak, Paul Esterhazy und Stephan Szechenyi die Leitung der Staatsgeschäfte übernehmen. Die Zusammensetzung der obersten Behörde bewies, daß Ungarn weder mit der Demokratie liebäugeln, noch Krieg mit Österreich beginnen, sondern nur seine friedliche Entwickelung fortsetzen wollte; die Stimmung gegen die regierende Dynastie war eine bessere, als je zuvor. Die Ursachen der Zerwürfnisse zwischen Wien und Pest entstanden an einer ganz anderen Stelle, bei den Kroaten, die am 20. April ihre Unabhängigkeit von Ungarn erklärten; bald darauf wandten sich auch die Serben und Walachen offen gegen die Magyaren. Da sie allein zu schwach waren, um mit einiger Aussicht auf Erfolg den Kampf mit der Ofener Regierung aufnehmen zu können, suchten sie dort Hilfe, wo die Selbständigkeitsgelüste der Magyaren ebenfalls mit kaum verhehltem Grimm und Argwohn beobachtet wurden, in Wien; für Österreich unannehmbare Forderungen, die der leidenschaftliche Kossuth bald nach der Eröffnung des ersten ungarischen Reichstags stellte, boten ihnen unerwartete Unterstützung. Auf die günstige Gesinnung des Hofes und der Militärpartei bauend, wagte Jellachich, der neue Banus von Kroatien, dem ungarischen Ministerium rundweg den Gehorsam zu verweigern, „der nationale Krieg entbrannte in Ungarn, wie in Österreich. Ihn verursachte vor allem das nicht unbegründete Mißtrauen gegen den ungarischen Chauvinismus; dann aber war die Kulturstufe der Kroaten, Serben und Rumänen eine so tiefe", urteilt Maximilian Bach über jene Bewegung, „daß hier von einer ernsthaften nationalen Bewegung nicht die Rede sein konnte. Die serbische, kroatische, rumänische Nationsidee, das waren die [illegible] einzelner weniger Gebildeter und Halbgebildeter, ohne Verständnis und Widerhall in [illegible] des Volkes, das, soweit ihm die nationale Idee nicht der Ausdruck des [illegible] alten Hasses gegen den ungarischen Edelmann und den deutschen Ackerbürger war,

Ludwig Kossuth.

Nach einem Gemälde von Kurowski.

auf das Kommando seiner Priester für den Wiener Kaiser focht. Das machte den nationalen Hader in Ungarn zur tödlichen Krankheit für die Revolution.“ Der einzige Volksstamm, der sich an die Magyaren anschloß — zu seinem Unheil! — waren die Siebenbürger Sachsen.

Während Ungarn in der ersten Hälfte des Jahres 1848 noch vom Waffenlärm verschont blieb, war es in Italien bereits Mitte März zum offenen Kampfe gekommen. Die Niederwerfung der Erhebungsversuche der Jahre 1830—31 (S. 32) hatte zwar für den Augenblick die liberale Agitation völlig lahmgelegt, aber die namentlich im Königreich Neapel und im Kirchenstaat herrschenden Mißstände, sowie der schwere Druck, der auf den österreichischen Gebieten lastete, hielten die Gärung wach, nährten insgeheim den glimmenden Funken so lange, bis äußere Umstände die Möglichkeit boten, die Flamme des Aufruhrs wieder hell auflodern zu lassen. Unter den Patrioten, die das Fehlschlagen ihrer nationalen Pläne aus der Heimat vertrieben hatte, und die nun durch aufreizende Schriften den Haß gegen die Unterdrücker der Volksfreiheit schürten, ragte der Genuese Giuseppe Mazzini hervor, der von London aus den großen Geheimbund „Giovine Italia“ (das junge Italien) zur Begründung einer italienischen Republik leitete; ihr Ziel erreichten die Anhänger Mazzinis freilich ebensowenig, wie der ältere Geheimbund der Carbonari, der im zweiten und dritten Jahrzehnt der Träger aller Reformbewegungen gewesen war. Viel segensreicher als diese geheimen revolutionären Gesellschaften wirkte auf der Apenninen-Halbinsel das Haus Savoyen, das im Königreich Sardinien herrschte und mit seiner trefflichen Armee den italienischen Einheitsbestrebungen den stärksten Rückhalt bot. Seit dem Jahre 1831 saß Karl Albert auf dem Throne, ein Fürst, von dem sein Zeitgenosse Cesare Balbo mit Stolz sagen durfte, daß er Sardinien zum bestgeordneten und liberalsten Staatswesen Italiens gemacht habe — „er reformierte die gesamte bürgerliche Gesetzgebung, gab den Gerichten verbesserte Einrichtungen, machte die Finanzen zu den blühendsten in Europa, verstärkte und vervollkommnete sein Heer und gewährte Wissenschaften und Künsten, Akademien und Universitäten, kurz dem ganzen Bildungswesen thätigen und fördernden Schutz.“ Einem Herrscher, der sich in allen Stücken vor den übrigen schlimmen Regenten der italienischen Staaten auszeichnete, mußten notwendig die Blicke aller Liberalen sich zuwenden; von Turin erwartete man das Heil . . .

Italien.

Sardinien.

Jellachich, Banus von Kroatien.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

Dennoch ging der erste Anstoß zu der Bewegung, die im Jahre 1848 Italien gleich den nördlicheren Großstaaten ergriff, nicht von Sardinien, sondern vom Kirchenstaate aus.

Eröffnung des ersten ungarischen R

Nach einer Zeich

n Pest am 5. Juli 1848.
raphie.

Mit dem Augenblick, da der im Juni 1846 neugewählte Papst Pius IX. sein hohes Amt antrat, verließ — wie Cesare Balbo, dessen glänzender Darstellung wir hier folgen, sagt — die revolutionäre Bewegung, die bis dahin mehr in Worten als in Thaten sich bemerkbar gemacht hatte, die Sphäre der Theorie und betrat den Weg der Praxis; sie trat in das Stadium der Reformen, eine Zeit übertriebener Hoffnungen, wechselseitiger Lobeserhebungen und täglich wiederholter Feste, die wieder mit Reformen abwechselten — eine Kette ohne Ende! Die Liberalen steigerten künstlich den Drang nach Festen, in der Absicht, die Fürsten, zu denen sie kein volles Vertrauen hegten, mehr und mehr in die Bewegung hineinzuziehen. Die Geheimbündler aber und die übrigen Republikaner ahnten, daß die erwarteten Reformen hinter ihren Wünschen zurückbleiben würden und arbeiteten darum durch den trügerischen Festlärm den feindseligen Straßenkundgebungen in die Hände. Von noch größerem Übel war, daß die Italiener, ernster bürgerlicher und militärischer Thätigkeit entfremdet, inmitten des endlosen kindischen Jubilierens sich täglich noch immer mehr entwöhnten und in dem müßigen Jubeln ihre Aufgabe sahen, statt Kraft und Leidenschaft für ein ernstes Werk, ein würdiges Ziel aufzusparen. „Es war ein wahres Bacchanal von lauten Demonstrationen, von festlichen Zügen, von Banketten und Gesängen bei Tag und Nacht, im Theater und überall, mit Kokarden, Bändern, Fahnen, Ketten von aneinander gebundenen Schleiern und Taschentüchern, mit denen man die Einheit symbolisch darstellen wollte, mit Poesie und Prosa, und allem erdenklichen Unsinn." Die meisten Revolutionen haben so begonnen, aber keine entwickelte eine solche Virtuosität des Jubels, wie die italienische . . .

Das Signal zu diesem tollen Treiben gab, wie schon erwähnt, Rom, den mittelbaren
Pius IX Anlaß der neue Papst. Kardinal Mastai-Feretti, der unter dem Namen Pius IX. den heiligen Stuhl bestiegen hatte, begann sein Regiment mit einer Fülle liberaler Reformen, die von dem starren Absolutismus seines Vorgängers so sehr abstachen, daß sie rasch die Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich lenkten und bei den heimischen Patrioten einen Augenblick die Hoffnung weckten, den Kirchenfürsten an der Spitze eines großen, von Österreich unabhängigen, italienischen Staatenbundes zu sehen. Bedenken erregte allerdings, daß weder die kirchliche Stellung des Papstes mit der eines politischen Vorkämpfers in Einklang zu bringen war, noch die Truppenmacht seines Landes jemals den Kern eines Befreiungsheeres bilden konnte. Auf dem Weg der Reformen sah Rom sich bald von Toskana gefolgt, wäh-
Neapel. rend in Neapel das Volk sich selbst mit Gewalt von den schweren Mißständen seiner Verwaltung befreien mußte. Die Insel Sizilien pflanzte zuerst die Fahne des Aufruhrs auf: am 12 Januar 1848 brach in Palermo ein Aufstand aus, den die Regierung vergeblich zu bekämpfen versuchte. Rasch griff die Bewegung auch auf das Festland über und zwang den König, seinem Reiche eine Verfassung nach französischem Vorbild zu geben. Während ein Teil der übrigen italienischen Staaten sich anschickte, dem Beispiel Neapels zu folgen, flog die Kunde von den Pariser Februarereignissen durch die erschreckt aufhorchende Welt, allerorten revolutionäre Wünsche entfesselnd. Daß sie, und mehr noch die rasch nachfolgenden Berichte über den Zusammenbruch des Systems Metternich und den Sieg der Wiener Demokratie, auch in der Lombardei und Venetien aufreizend wirken mußten, erschien jedem wahrscheinlich, der die übergroße Härte der österreichischen Verwaltung kannte.

Zu Mailand, dem Mittelpunkt Norditaliens, erhob die Hydra der Revolution zunächst
[illegible] An dem viertägigen Straßenkampf, der sich zwischen den Bürgern und den
[illegible] Feldmarschalls Radetzky entspann, nahmen alle Stände teil, der Adel

Kampf an der Porta Tosa zu Mailand am 22. März 1848.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Leipziger Illustrierten Zeitung".

so gut wie die Arbeiter, Priester und Laien. Die Österreicher wurden aus der Stadt gedrängt und mußten sich gemeinsam mit den anderen lombardischen Besatzungen in eine von den Festungen Mantua, Peschiera und Verona gedeckte Verteidigungsstellung zurückziehen. Der glänzende Feldherr würde Mailand nicht so rasch preisgegeben haben, wenn Karl Albert von Sardinien nicht unmittelbar nach dem Ausbruch des Mailänder Aufstandes durch die erregte Turiner Bevölkerung gezwungen worden wäre, seine Regimenter gegen die Österreicher in Marsch zu setzen; schon am 26. März zogen die ersten Piemontesen in Mailand ein. Am 29. erschien, während der König bereits 30000 Mann in Pavia um sich gesammelt hatte, an Stelle der Kriegserklärung eine Proklamation, die nachdrücklich betonte, daß der Einmarsch in die Lombardei durch keinen anderen Gedanken als den brüderlichen Beistandes veranlaßt worden sei, ohne vorhergefaßte Pläne, ohne ein anderes Interesse, als das der heiligen Sache Italiens. Fast gleichzeitig mit Mailand errang Venedig seine Unabhängigkeit wieder.

Feldmarschall Graf Radetzky.
Nach einer Zeichnung von Skallitzky 1848.

Radetzkys Lage war zunächst eine sehr ungünstige, da er zugleich vom Aufruhr umlodert und von einem feindlichen Heer bedroht war, während die Herrschaft der Demokratie in der Hauptstadt des Kaiserstaates die Heranführung von Verstärkungen verhinderte. Andererseits war jedoch das sardinische Heer zahlreich im Verhältnis zum Umfang des Staates, aus dem Kern der Bevölkerung gebildet, gut geschult und mit rühmlichen Traditionen, seinem König anhänglich und lebendigen Gefühls für die Waffenehre und die des Landes — der Aufgabe, die ihm gestellt war, nur so lange gewachsen, als die Österreicher durch die eigenen Landsleute in ihrem Rücken bedroht, statt gestützt wurden. Bald aber änderte sich das Bild, als es sich mehr und mehr erwies, daß Karl Albert kein Feldherr, sein mehr denn achtzigjähriger Gegner dagegen noch immer der Heerführer großen Stils war, der die Lage und Hilfsmittel der Festungen Mantua und Verona geschickt zu benutzen verstand und sorgsam den Hauptschlag vorbereitete, während der König einen ganzen Monat mit fruchtlosen Kreuz- und Quermärschen und unnützen Waffenruhen vergeudete. Als die Piemontesen endlich zum Angriff übergingen, waren die Österreicher durch den Zuzug frischer und begeisterter Hilfstruppen so stark geworden, daß sie dem feindlichen Vorstoß erfolgreich begegnen konnten, obwohl man inzwischen auch toskanische Regimenter gegen sie aufgeboten hatte. Der Angriff, den Karl

Episode aus den Kämpfen an der österreichisch-italienischen Grenze: Erstürmung des befestigten Lagers von Lodrone am 22. Mai 1848.

Nach einem Gemälde von Alois Schönn im Besitz des Kaisers von Österreich.

Albert am 9. Mai bei Santa Lucia unternahm, scheiterte; drei Wochen später wurde die toskanische Division vernichtend geschlagen. Erfolge, wenn auch nur unbedeutende, errang fast allein der verwegene Freischarenführer Giuseppe Garibaldi, der mit seinen Alpenjägern im Rücken der Österreicher einen Guerillakrieg führte und damit den Grundstein zu seinem späteren Ruhme legte. Am 25. Juli kam es endlich bei Custozza zur Entscheidungsschlacht, die mit einer schweren Niederlage der Sardinier endete; schon am 6. August konnte Radetzky wieder in Mailand einziehen, das Karl Albert als Flüchtling zu Fuß hatte verlassen müssen, verfolgt von Lästerungen, vom Vorwurf des Verrats und von Flintenschüssen. Ein Waffenstillstand, den Bevollmächtigte beider Parteien für die Dauer von sechs Wochen abschlossen, setzte vorläufig dem mit soviel Begeisterung begonnenen Feldzug ein Ziel. Alle Opfer waren umsonst gebracht, in der Lombardei blieb nach wie vor Österreich der Herrscher; nur Venedig vermochte die Rolle einer Republik noch eine Weile fortzuspielen . . .

Schlacht bei Custozza

* * *

Ende Juli hatte die große revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 überall ihren Höhepunkt überschritten; was nachfolgte, waren nur letzte, verzweifelte Versuche einzelner Gruppen, zu bergen, was aus dem Schiffbruch noch zu retten war. Alles was der Frühlingshauch der Begeisterung allzu rasch emporgetrieben hatte, begann in der Sommersglut, in der es wie andere Früchte reifen sollte, zu welken und abzusterben. Nicht der rauhe Herbststurm der Reaktion, wie so oft behauptet ward, vernichtete, was im März vollsaftig emporgeschossen war, ihm blieben nur welke Blätter und dorrende Zweige; schon vorher hatte der Wurm der Uneinigkeit sein Zerstörungswerk vollendet . . . Verlauf und Ende der Frankfurter Nationalversammlung bieten ein typisches Beispiel für das Schicksal der Mehrzahl der Märzerrungenschaften, zugleich aber auch einen Beweis für die Richtigkeit des oft befehdeten Ausspruches Ottos von Bismarck, daß nimmer durch Reden und Majoritätsbeschlüsse, sondern nur durch Blut und Eisen die großen Fragen der Zeit entschieden werden können.

Deutschland.

An Reden und Beschlüssen war in der Frankfurter Paulskirche kein Mangel, aber die ernste Arbeit am Bau des neuen Reiches stockte mehr und mehr. „Das Gefühl, so könne es nicht weiter gehen", klagte Rümelin schon am 19. Juli, „ist ein ganz allgemeines geworden. Die Redseligkeit, das Antragstellfieber, das Bedürfnis, eine absonderliche Meinung über alles zu haben und sie geltend zu machen, die Eitelkeit und der Ehrgeiz sind viel zu groß." Und doch standen dem Reichsparlament im August und September noch ganz andere Scenen bevor, als selbst der pessimistische Schwabe sie ahnte; der fanatische Preußenhaß der süddeutschen Demokraten machte eine friedliche Lösung der deutschen Frage von Tag zu Tag unwahrscheinlicher. Ende Juli berichtete Rümelin dem Merkur: „Das Verhältnis der Nationalversammlung zu Preußen tritt immer mehr in seiner ganzen Schwierigkeit und Bedeutung hervor. So lange dort die öffentliche Gewalt, wie in allen deutschen Staaten, in ihren Grundfesten erschüttert, so lange im Schoß der Nationalversammlung unaufhörlich versucht wurde, sie noch mehr zu erschüttern, um, wenn der mächtigste Gegner gefallen wäre, mit den übrigen leichtes Spiel zu haben, so lange konnte man sich über die wahre Sachlage täuschen und die kühnsten Hoffnungen für eine centrale Einheit Deutschlands nähren. Dies ist jetzt anders geworden. Die unermüdlichen, oft verletzenden Angriffe haben den schlummernden Trotz geweckt und gereizt: das preußische Nationalgefühl glaubt sich durch die Vorgänge in Frankfurt gekränkt und bedroht. Es unterliegt keinem Zweifel mehr: Preußen steht wieder als der mächtigste Staat Deutschlands da, mächtiger als die anderen zusammen, mit geordneten

Reichsparlament

Finanzen, einer starken, schlagfertigen, vollkommen zuverlässigen Armee und mit einem neben allen demokratischen Elementen festbegründeten Königtum . . . Wo zeigt sich ein rettender Ausweg? Diejenigen, die so unermüdlich der Nationalversammlung ihr ungestümes Vorwärts zurufen, ohne sich um die Zustände in dem größten und mächtigsten Teile Deutschlands auch nur im mindesten zu kümmern, die überall die deutsche Einheit und Einigkeit obenan stellen und doch nicht den Schatten eines Vorurteils aufgeben, nicht das allergeringste Opfer zu bringen bereit sind, die sollten nun Mittel und Wege angeben, wie die Schwierig-

Freiheitsfest der deutschen Studenten auf der Wartburg (12. Juni 1848).
Nach einer gleichzeitigen Darstellung.

keiten zu beseitigen sind! Es liegt hier nicht der Gegensatz vor zwischen dem deutschen Volk und einer Hofkamarilla oder Bureaukratie, auch nicht der des Ganzen und eines Teils, sondern der Gegensatz zwischen den kleinen und großen Staaten, die Frage, ob, wenn Schwache und Mächtige zu einem Bunde zusammentreten, die Mächtigen unter gleichen Bedingungen eintreten müssen, wie die Schwachen" . . . So wenig, wie der wackere Württemberger, vermochte das ganze Frankfurter Parlament einen Ausweg aus dem Dilemma zu finden — die Zeit zur Einigung Deutschlands war noch nicht gekommen, die Revolution hatte nur mit scharfem Pfluge den Boden aufzubrechen vermocht, zum Bestellen fehlte der kundige Sämann.

In gleichem Maße wie allerorten der Glaube, daß die Frankfurter Versammlung ihre große Aufgabe werde lösen können, zu schwinden begann, wuchs die Unzufriedenheit der produzierenden Stände, deren Thätigkeit durch die Furcht vor neuen Umwälzungen vollständig lahmgelegt war. „Seit dem März", berichtet Sybel, „stockte Handel und Wandel in allen deutschen Landen. Niemand hatte Vertrauen auf den folgenden Tag; kein Fabrikant oder Kaufmann wagte ein nicht sofort realisierbares Geschäft; alle Besitzenden hielten ihr Geld zurück und vermieden jede Luxusausgabe; die kleinen Handwerker sahen ihre Kundschaft zusammenschmelzen und die Forderungen ihrer Gesellen wachsen; die Einnahmen der Fabrikarbeiter sanken bei der Unthätigkeit der Fabriken, trotz aller Manifeste über die angeborenen Menschenrechte und des unantastbaren Rechts auf Arbeit und Arbeitslohn. Auf dem platten Lande wiederholten sich die Klagen der Städter. Von Kredit war unter den günstigsten Verhältnissen keine Rede mehr; die Ansprüche und nicht selten die Verwilderung der niederen Klassen steigerten sich mit den Verlegenheiten der Besitzer. So lag überall eine drückende Gewitterschwüle über den Menschen; einen nahen Ausbruch erwartete alle Welt, die einen unter wilden Drohungen, die anderen unter beklemmenden Sorgen. Sicher war, daß von der überwältigenden Einmütigkeit aller Klassen bei der Märzrevolution keine Spur mehr existierte und ein neuer Aufstand in seinem Siege nicht bloß die Throne stürzen, sondern auch alle Eigentumsverhältnisse von Grund aus erschüttern würde." Aber auch die Demokraten waren unzufrieden mit dem Gang der Parlamentsverhandlungen; seit Ende Juli gaben sie in Wort und Schrift ihrer Überzeugung Ausdruck, daß die Mehrheit der Nationalversammlung nichts anderes als eine „Bande finsterer Reaktionäre und feiler Despotenknechte" sei.

Von diesem Groll bis zum Plan, durch einen Putsch die Gegner zu stürzen und an Stelle der Fürsten und Parlamente einen Konvent als einzige Centralbehörde zu setzen, war nur noch ein Schritt. Vorbereitungen zu einem Gewaltstreich wurden den ganzen Sommer über vornehmlich in Süddeutschland, in Württemberg, Baden und der Rheinpfalz, aber auch in Thüringen betrieben, und in den sächsischen „Vaterländischen Vereinen" gewann die radikale Richtung, die den Weg der gesetzlichen und parlamentarischen Agitation unerträglich langweilig fand, die Oberhand über die gemäßigtere, die den Anhang Robert Blums bildete. Dazu kam noch die in Nord- und Süddeutschland gleich große Erbitterung über die schwächliche Haltung der Reichsregierung in dem Kampf um Schleswig-Holstein, den wir an anderer Stelle noch im Zusammenhang kennen lernen werden.

Frankfurter Wirren.

Mitte September, während der Debatte über das Schicksal der Elbherzogtümer brach der längst schon drohende Sturm los. Am 17. September faßte eine auf der Pfingstweide vor Frankfurts Thoren tagende große Volksversammlung den Beschluß, die Mehrheit des Parlaments für Verräter des deutschen Volkes, der deutschen Freiheit und der deutschen Ehre zu erklären. Der Senat, der mit gutem Recht Gewaltthaten befürchtete, bat das Reichsministerium um Hilfe, die auch sofort in Gestalt einiger preußischen und österreichischen Bataillone aus dem nahen Mainz herbeigerufen wurde. Schon anderen Tages waren die Truppen gezwungen, die Nationalversammlung mit blanker Waffe gegen die erregten Volksmassen zu schützen, die gewaltsam in die Paulskirche einbrechen wollten. „Darauf Gehenl in allen Straßen: die Preußen morden die Bürger! und sofortiger Barrikadenbau. Die [illegible] wollte unterdessen Antrag auf Antrag, die Truppen zu entfernen, da unter den Bajonetten eine freie Beratung unmöglich sei, und sandte eine Deputation an den Reichsverweser, [illegible] erbitterten Volke die Hand zur Versöhnung zu reichen. Zugleich aber kam

Nro. I.

Republikanisches

Regierungs-Blatt.

Hauptquartier Lörrach, 22. September 1848.

Inhalt.

1) Aufruf an das deutsche Volk. 2) Dienstanweisung an sämmtliche Bürgermeister. 3) Verfügung über Abgaben. 4) Zollgesetz.

Aufruf an das deutsche Volk!

Der Kampf des Volkes mit seinen Unterdrückern hat begonnen. Selbst in den Straßen der Stadt Frankfurt a. M., am Sitze der ohnmächtigen Centralgewalt und der geschwätzigen konstituirenden Versammlung ist auf das Volk mit Kartätschen geschossen worden. Nur das Schwert kann das deutsche Volk noch retten. Siegt die Reaktion in Frankfurt, so wird Deutschland auf dem sogenannten gesetzlichen Wege furchtbarer ausgesogen und geknechtet werden, als dieses in den blutigsten Kriegen geschehen kann.

Zu den Waffen deutsches Volk! Nur die Republik führt uns zum Ziele nach dem wir streben.

Hoch lebe die deutsche Republik!

Lörrach, den 21. September 1848.

Im Namen der provisorischen Regierung

Gustav Struve.

Der Kommandant des Hauptquartiers:
M. W. Löwenfels.

Der Schriftführer:
Karl Blind.

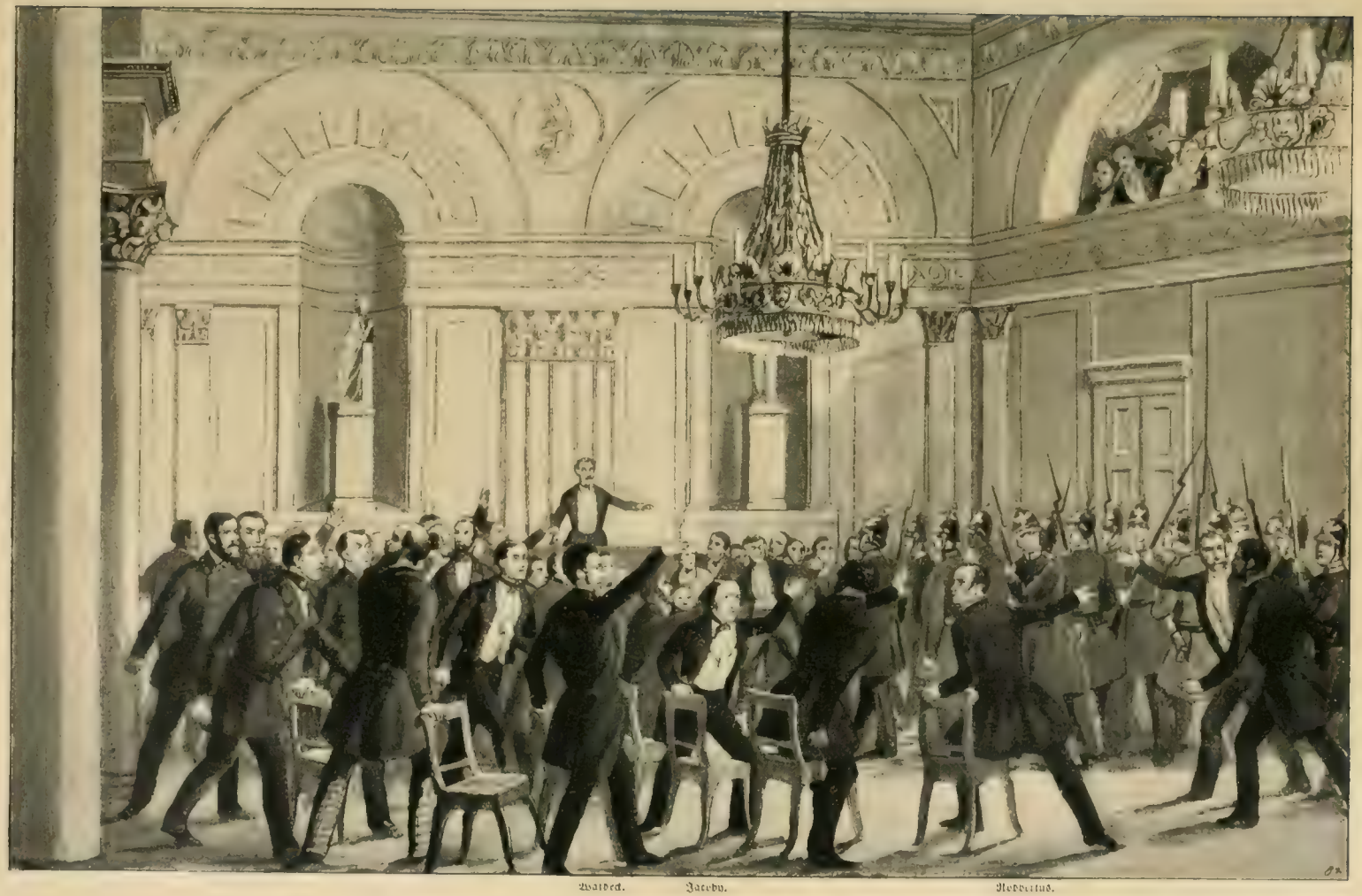
„Regierungsblatt" aus der Zeit des Struveschen Aufstandes (September 1848).

die Nachricht, daß dieses Volk draußen vor der Stadt die Abgeordneten General v. Auerswald und Fürst Lichnowski mit kannibalischer Grausamkeit ermordet hatte." Zum Glück für alle blieben die Minister fest, das Militär wurde nicht zurückgezogen, sondern verstärkt, so daß noch vor Mitternacht die Ordnung wiederhergestellt werden konnte. Damit war der revolutionären Septemberbewegung der Todesstoß versetzt, nicht nur in Frankfurt, sondern auch im übrigen Süddeutschland; Struves Versuch, mit zweitausend Freischärlern von der Schweiz her in Baden einzubrechen und die deutsche Republik — die noch keine Macht, aber bereits Schulden (S. 71) besaß — zu verkünden, scheiterte kläglich an der Tapferkeit der badischen Truppen, die seine Armee zersprengten und den Häuptling selbst in sicheren Gewahrsam nahmen. Einen Stoß ins Herz hatte jedoch auch die Frankfurter Versammlung erhalten: „Noch stand sie aufrecht und es gab niemand, der ihren Beschlüssen nicht Beachtung geschenkt hätte; deutlich aber war es geworden, daß die über Deutschlands Zukunft entscheidende Kraft nur noch zum kleinsten Teile der Paulskirche gehörte." Als das deutsche Verfassungswerk am 19. Oktober endlich begonnen wurde, war sein Scheitern bereits unvermeidlich geworden. Die radikale Agitation aber, die in Frankfurt ihr Spiel verloren sah, suchte nun vor den Thoren eines anderen Parlaments, in Preußens Hauptstadt, ihre Ziele zu erreichen . . .

* * *

Preuß. Nationalversammlung.

Am 22. Mai, also nur vier Tage nach der Eröffnung des Reichstags in der Paulskirche, hatte in Berlin die preußische Nationalversammlung ihre Arbeiten aufgenommen, die in der Hauptsache der Beratung der neuen Verfassung gewidmet sein sollten. Nicht nur der Zahl, auch der Begabung und Bedeutung ihrer Mitglieder nach, stand sie weit hinter dem großdeutschen Parlament zurück; allein, „selbst wenn die Baulente besser gewesen wären, würde auf dem schwankenden Boden, der jeden Augenblick den Arbeitenden unter den Füßen zitterte, nichts Haltbares haben gebaut werden können." Die preußische Volksvertretung, deren hervorragendstes Mitglied unzweifelhaft der Obertribunalsrat Benedikt Waldeck war, stand vom Beginn ihrer Tagung an unter dem Bann der Demokratie, die in Berlin beinahe noch mehr als in den übrigen Hauptstädten bestrebt war, ihren angemaßten Einfluß zur Schau zu stellen. Ihr Treiben hätte viel früher ihr Ende gefunden, wenn der König, den die Märzereignisse furchtbar erschüttert hatten, in seinen Entschlüssen fester und besser beraten gewesen wäre. Leider war unter den rasch wechselnden Ministern nicht ein einziger im Stande, „zugleich den König zu stärken, das Parlament zu leiten und den Pöbel niederzuhalten", der, neben anderen Schandthaten, am 15. Juni das Zeughaus geplündert hatte. Erst mit dem Monat November trat eine entscheidende Wendung ein: Als Graf Brandenburg, ein General ohne große Begabung, aber von festem Mut, die Leitung der Staatsgeschäfte übernahm, ließ die liberale Mehrheit der Nationalversammlung dem König durch eine Deputation erklären, sie habe kein Vertrauen zu dem neuen Ministerium. Friedrich Wilhelm IV. empfing die Herren und ihr Urteil, aber er verweigerte jede Antwort, obwohl der Abgeordnete Johann Jacoby die Taktlosigkeit so weit trieb, seinem Monarchen die dreisten Worte zuzurufen: „Es ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen!" Kurz darauf (8. November) wurden die Beratungen des Parlaments bis zum 27. vertagt und zugleich angeordnet, daß sie fernerhin in Brandenburg stattfinden sollten, „um die Mitglieder der Versammlung künftig gegen Einschüchterungen und Gewaltthätigkeiten zu schützen." 27 Abgeordnete erhoben Protest gegen die Verlegung und faßten den Beschluß, die Verhandlungen in Berlin auch gegen den Willen der Regierung fortzuführen.



Aufhebung der preußischen Nationalversammlung im Mielentzschen Saale zu Berlin am 14. November 1848.

Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Leipziger Illustrierten Zeitung".

Proklamation.

Der in Meiner Haupt- und Residenzstadt Berlin seit geraumer Zeit herrschende gesetzlose Zustand, der das ganze Land in den Abgrund der Anarchie zu stürzen drohte, hat Mich genöthigt, auf den Rath Meiner verantwortlichen Minister, die zur Vereinbarung der Staats-Verfassung berufene Versammlung nach Brandenburg zu verlegen und dieselbe, damit diese Maaßregel ausgeführt werden könne, bis zum 27. dieses Monats zu vertagen. Aus demselben Grunde habe Ich die Truppenmacht in dieser Meiner Haupt- und Residenzstadt ansehnlich verstärken, auch die dortige Bürgerwehr mit Rücksicht auf ihr ungesetzliches Verhalten in Gemäßheit des §. 3. des über die Errichtung der Bürgerwehr unter dem 17. Oktober d. J. ergangenen Gesetzes bis zu deren Reorganisation auflösen müssen. Ich bin Mir wohl bewußt, daß diese Maaßregeln mannigfacher Mißdeutung ausgesetzt und von einer Umsturz-Partei dazu mißbraucht werden können, auch bei sonst gutgesinnten Staatsbürgern Besorgnisse über den Vollbestand der Meinem Volke gewährten Freiheiten hervorzurufen. Ich bin Mir aber eben so klar bewußt, daß Preußens und Deutschlands Zukunft diesen Schritt von Mir und Meiner Regierung zu fordern berechtigt war. Ich wende mich deshalb in dieser entscheidenden Zeit an das ganze Land, an Euch, Meine treuen Preußen Alle, mit der Zuversicht, daß Ihr den ungesetzlichen Widerstand, den ein Theil Eurer Vertreter, uneingedenk ihrer wahren Pflichten gegen Volk und Krone, der Verlegung der National-Versammlung entgegenstellt, ernst und entschieden mißbilligen werdet. Ich mahne Euch, nicht Raum zu geben den Einflüsterungen, die Euch glauben machen, Ich wolle Euch die in den Märztagen verheißenen Freiheiten verkümmern, Ich wolle wieder ablenken von dem betretenen konstitutionellen Wege!

Preußen! Ihr, die Ihr noch feststeht in dem alten guten Vertrauen zu Mir, Ihr, die Ihr noch ein Gedächtniß habt für die Geschichte Meines Königlichen Hauses und Seiner Stellung zum Volke, Euch bitte Ich, daran ferner festzuhalten, in guten wie in bösen Tagen! — Ihr aber, die Ihr schon darin zu wanken beginnt, Euch beschwöre Ich Halt zu machen auf dem betretenen jähen Pfade, und abzuwarten die Thaten die da folgen werden! — Euch allen aber gebe Ich nochmals die unverbrüchliche Versicherung, daß Euch nichts verkümmert werden soll an Euren konstitutionellen Freiheiten, daß es Mein heiligstes Bestreben sein wird, Euch mit Gottes Hülfe ein guter konstitutioneller König zu sein, auf daß wir gemeinsam ein stattliches und haltbares Gebäude errichten, unter dessen Dache zum Frommen Unseres Preußischen und ganzen Deutschen Vaterlandes, Unsere Nachkommen sich ruhig und einträchtig der Segnungen einer echten wahren Freiheit Jahrhunderte lang erfreuen mögen! —

Dazu wolle Gott Seinen Segen verleihen! —

Sanssouci, den 11. November 1848.

gez. **Friedrich Wilhelm.**

contras. Graf v. Brandenburg. v. Ladenberg.
v. Strotha. v. Manteuffel.

Daß die Regierung das Recht besaß, die Nationalversammlung zu vertagen, konnte keinem Zweifel unterliegen, das Recht der Verlegung nach einer anderen Stadt war bestreitbar. Allein die Billigkeitsfrage mußte in dem Augenblick in den Hintergrund treten, in dem es sich darum handelte, zu zeigen, daß die Krone noch immer mehr Macht besaß, als die zügellos gewordene Opposition, der nichts mehr unantastbar erschien. Die Stütze dieser Macht war die Armee und ihr sollte nun endlich wieder die Rolle zufallen, auf die sie seit den Märztagen hatte Verzicht leisten müssen. Während die Opposition sich rüstete, dem Beschluß der Regierung offenen Widerstand zu leisten und gegen des Königs Befehl in Berlin weiter zu tagen, rückte General Wrangel am 10. November mit den Garde-Divisionen ein, um an Stelle der Bürgerwehr den Schutz der Hauptstadt zu übernehmen. Wrangel war der rechte Mann für den schwierigen Posten, er war streng und fest, wo es galt, das Ansehen der Behörden zu wahren, aber er verfügte zugleich über jenen Humor, der an der Spree die Schreier viel leichter entwaffnet als Rücksichtslosigkeit und grobes Schelten. Als er der im Lustgarten versammelten Menge zurief: „Ich soll die Ordnung, wo sie gestört wird, wieder herstellen; die Truppen sind gut, die Schwerter haarscharf geschliffen, die Kugeln im Gewehr!“, da regte sich einen Augenblick der Trotz der Märker; doch rasch schlug er in lautes Lachen um, als der General zu klagen begann: „Wie traurig sehe ich Berlin wieder — in den Straßen wächst Gras, die Häuser sind verödet; das muß anders werden!“ Die große Masse hatte Stoff zum Spott und sie vergaß darüber, daß die demokratischen Führer eine neue Revolte zum Schutz des Parlaments von ihr erwarteten. Berlin blieb ruhig und murrte auch dann nicht, als die gesetzwidrig weiter tagende Nationalversammlung, unmittelbar nachdem sie durch einen Beschluß das Volk zur Verweigerung der Steuerzahlung aufgefordert hatte, durch eindringende Soldaten auseinandergesprengt und der Belagerungszustand verhängt wurde. Das Volk war der Unsicherheit der Verhältnisse müde geworden, es sehnte sich nach geordneten Zuständen, nach der Ruhe, ohne die Handel und Gewerbe völlig lahmgelegt waren.

Wrangel.

General von Wrangel.
Nach einer Lithographie aus dem Jahre 1848.

Aufhebung der Nationalversammlung.

Der übereilte Beschluß, dem Ministerium Brandenburg die Verfügung über Staatsgelder und Steuern zu entziehen, entbehrte jeder rechtlichen Grundlage, so lange Preußen noch keine Verfassung, also auch keine mit dem konstitutionellen Budgetrecht bekleidete Volksvertretung hatte; seine Urheber hatten sich jedoch nicht nur über ihre Berechtigung, sondern auch über den Erfolg des gefährlichen Schrittes vollkommen getäuscht — die Zahl der Thoren, die, das Gebot der Abgeordneten höher achtend als jenes der Minister, sich gegen Steuerzahlung sträubten, blieb verschwindend klein. Der Plan, die in Brandenburg wieder zusammentretende Kammer durch das Fernbleiben der Mehrzahl der Liberalen dauernd beschlußunfähig zu machen, wäre ebenfalls gescheitert, wenn eine königliche Botschaft nicht schon am 5. Dezember

Verfassung. unter Hinweis auf den Steuerverweigerungsbeschluß die Auflösung der Nationalversammlung ausgesprochen und eine Verfassung „oktroyiert“ hätte, die in ihren Hauptzügen den Vorschlägen entsprach, die von der Verfassungskommission der Kammer unter Benedikt Waldecks Vorsitz ausgearbeitet worden waren, und auf die künftigen Beschlüsse des Frankfurter Parlaments — hinsichtlich der Unterordnung der Einzelverfassungen unter diejenige des Reiches — gebührende Rücksicht nahm. Nur in einzelnen Städten, in Breslau, Köln und Halle z. B., kam es zu Versuchen einer Auflehnung gegen die Maßregeln der Regierung, im übrigen trat, wie Karl Biedermann berichtet, ein rascher und starker Umschlag der öffentlichen Meinung ein; die Auflösung der widerspenstigen Versammlung und die Verkündigung einer Verfassung schien selbst den Demokraten der Frankfurter Nationalversammlung nicht unberechtigt; sie verzichteten deshalb auf jeden Widerstand und lehnten den von einem Radikalen gestellten Antrag auf Nichtigkeitserklärung der preußischen Verfügungen mit großer Mehrheit ab. In Berlin, wie in Wien, hatten, urteilt der oben genannte Zeitgenosse in seiner Geschichte der Jahre 1840—70, die Übertreibungen der freiheitlichen Bewegung der Freiheit selbst schweren Schaden zugefügt. Das Beispiel der Festigkeit gegenüber Ausschreitungen der rohen Masse, die das Frankfurter Parlament nach dem Septemberaufstand (S. 92) gegeben, war weder vom Wiener Reichstag noch von der Berliner Nationalversammlung nachgeahmt worden. Beide hatten sich von den entfesselten Leidenschaften großstädtischer Bevölkerungen teils mit fortreißen, teils terrorisieren lassen, hatten selbst durch excentrische Beschlüsse zur Anfachung und Schürung der Leidenschaften beigetragen. Kein Zweifel, daß eine schon längst im Hintergrund lauernde reaktionäre Partei diese Wendung der Dinge begierig benutzte, um einen Vorwand zur Wiedererlangung ihrer verlorenen Macht zu gewinnen, um die durch jene Excesse ängstlich gemachten besitzenden und erwerbenden Klassen von der liberalen Richtung ab- und auf ihre Seite herüberzuziehen. Das Frankfurter Parlament, das vom Anbeginn an mit gutem Bedacht den Weg der Mäßigung beschritten und nicht einen Umsturz der in Deutschland bestehenden monarchischen Ordnungen, sondern nur deren Verschmelzung mit freiheitlichen Einrichtungen sich zur Aufgabe gemacht hatte, konnte unmöglich jetzt diesen Weg verlassen und durch Ermunterung des Wiener Aufstandes oder durch Billigung des Berliner Steuerverweigerungsbeschlusses auf eine neue Revolution, statt auf einen Abschluß der im März begonnenen, hinarbeiten. Freilich leistete es damit — sehr gegen seinen Wunsch und Willen — der Reaktion Vorschub, da sein Appell an die eigene Einsicht der Regierungen, seine Forderung, ihre Macht nicht zu mißbrauchen, ungehört verklang. Wohl hatte die Linke in Frankfurt Recht, wenn sie die Machtlosigkeit des Parlaments und der von ihm geschaffenen Centralgewalt gegenüber den Ausschreitungen der Reaktion beklagte; aber Unrecht hatte sie, wenn sie dafür die gemäßigte Mehrheit verantwortlich machte; denn dieser Mangel materieller Machtmittel hätte sich ersetzen lassen durch die moralische Macht einer hinter dem Parlament stehenden starken und kompakten öffentlichen Meinung, wenn nicht die demokratische Partei teils durch ihre gehässigen Verkleinerungen der Autorität des Parlaments und der Centralgewalt, teils durch ihr Liebäugeln mit dem Partikularismus, endlich durch ihre eigenen Excesse eben diese öffentliche Meinung gespalten und so die beste Waffe gegen Übergriffe von der anderen Seite dem Parlament aus der Hand gewunden hätte . . .

* * *

Am gleichen 27. November, an dem die aus Berlin vertriebene preußische National- in Brandenburgs Mauern sich versammelte, trat auch der österreichische Reichstag

wieder zusammen, jedoch ebenfalls nicht mehr in der Landeshauptstadt, sondern in dem kleinen Städtchen Kremsier in Mähren. Die politische Lage hatte sich im Bereich des Doppeladlers inzwischen vollkommen verändert: der Krieg, der — wie wir an anderer Stelle noch sehen werden — seit Mitte September zwischen der österreichischen und der ungarischen Reichshälfte tobte, hatte in Wien zu neuen Revolten geführt, viel schlimmeren, als Frühling und Sommer sie gebracht hatten. Die Radikalen wußten wohl, daß einer Niederlage der Magyaren ihre eigene notwendig folgen mußte, und suchten darum die Regierung an der Verstärkung der die Ungarn bekämpfenden Armee des Banus Jellachich zu hindern. Leider meuterte auch ein durch Demagogen verhetzter Teil der Truppen im kritischen Augenblick; genug, am 6. Oktober kam es zu schändlichen Gewaltthaten, zur brutalen Ermordung des thatkräftigen Kriegsministers Latour, dessen halbnackte, grauenhaft verstümmelte Leiche von dem vertierten Gesindel an einem Laternenpfahl aufgehängt wurde. Die übrigen Räte der Krone entgingen nur durch eilige Flucht dem gleichen Schicksal, der Hof brachte sich nach Olmütz in Sicherheit — in Wien aber triumphierte zum zweiten Male die entfesselte Leidenschaft als Siegerin. Freilich wiederum nicht allzulange, denn unmittelbar nach dem Eingang des Berichtes über die Vorgänge in der Hauptstadt ließ der Banus von seinen magyarischen Gegnern ab und wandte sich gen Wien, zu dessen Befreiung aus den Klauen der Demokratie auch Fürst Windischgrätz mit seinen Truppen etwas allzu langsam heranzog. In größter Eile wurde die Stadt unter Leitung des polnischen Generals Bem in Verteidigungszustand versetzt und der Landsturm aufgeboten; aber weder das Volk, noch Kossuth leisteten thatkräftige Hilfe, und die Gesinnungsgenossen im Frankfurter Parlament mußten sich darauf beschränken, den Wiener Freunden durch eine Deputation, der Robert Blum und Julius Fröbel angehörten, „Bewunderung und Dank" aussprechen zu lassen. Wien wäre schon am 24. Oktober gefallen, wenn Fürst Windischgrätz, dem der Oberbefehl übertragen worden war, die gleiche Energie wie in Prag bewiesen hätte; seine Zögerung, sein Parlamentieren an Stelle eines schnellen Angriffes trugen Schuld daran, daß in tagelangen Kämpfen noch sehr viel Blut fließen mußte, ehe die besiegte Hauptstadt am 31. Oktober ihre Thore öffnete. Daß der Feldherr an den Führern des Aufstandes Rache nahm, erscheint begreiflich; daß den vom Kriegsgericht zum Tode Verurteilten und standrechtlich Erschossenen auch der Abgesandte der Frankfurter Linken, Robert Blum, zugesellt wurde, war ein unentschuldbarer Gewaltakt, der schroff gegen das auch in Österreich geltende Gesetz über die Unverletzlichkeit der Volksvertreter verstieß, und ein Faustschlag in das Antlitz der Nationalversammlung . . .

Wien.

Robert Blum.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

Blums Tod.

Nachdem die Ordnung, nicht immer mit lauteren Mitteln, wiederhergestellt war, wurde eine neue Regierung gebildet, deren Leitung Fürst Felix Schwarzenberg, ein Diplomat von größerer Keckheit als Befähigung, übernahm, ein Mann, den seine Zeit rühmte, für den die kritische Gegenwart aber nur das zweifelhafte Lob übrig hat, daß er es verstanden habe, ein bankrottes Staatswesen über eine gefährliche Krisis hinwegzuheben, ohne es auf neue

dauerhafte Grundlagen stellen zu können; an seine Seite traten Graf Franz Stadion, Alexander Bach, Krauß und der Rheinländer Bruck, wenig bedeutende Leute, die sich zum Teil sagen lassen mußten, daß „ihr Genie vortrefflich zu den Verhältnissen paßte, in denen mit der einfachen Ehrlichkeit nicht mehr vorwärts zu kommen war". Am 27. November 1848 verkündete das neue Ministerium sein Programm — kräftige Centralgewalt, rasche Beilegung des Bürgerkriegs in Ungarn, Aufrechthaltung der Integrität der gesamten österreichischen Monarchie — und fünf Tage später überraschte es den Reichstag durch die Botschaft, daß
Franz Josef I. der geistesschwache Kaiser Ferdinand endlich der Krone entsagt und sein achtzehnjähriger Neffe als Franz Josef I. den Thron der Habsburger bestiegen habe . . .

Die Monarchie, an deren Spitze der „frischeste und talentvollste" der Erzherzöge trat, zeigte sich nach Sybels Urteil, trotz der Unterwerfung der Hauptstadt dauernd von schweren Gefahren bedroht: während in den Provinzen überall Ruhe herrschte, war Ungarn im Besitz der Revolution; in Italien war zwar die Lombardei wieder gewonnen, Venetien aber noch unbezwungen, mit Sardinien war nur ein Stillstand geschlossen und der Gegner eifrig bemüht, seine Kräfte zu einem neuen Waffengange zu sammeln. Dabei lagen die Finanzen des Reiches in tiefer Erschöpfung, unter den schwachen Ministerien des Sommers und bei dem Stumpfsinn des Kaisers waren Bürger und Bauern verwildert und die Verwaltungsbehörden in halber Auflösung begriffen; bis in die kaiserliche Familie selbst war die Zerrüttung gedrungen. Die einzige Stelle in dem weiten Staatswesen, wo es noch festen Boden und starkes Selbstbewußtsein gab, war die fast überall siegreiche Armee . . .

* * *

Die Frankfurter Nationalversammlung hatte unterdessen (vergl. S. 90 ff.) nach unendlich langen Debatten die Beratung der Grundrechte am 13. Oktober zu Ende geführt und
Reichsverfassung. sechs Tage später jene der Reichsverfassung endlich begonnen. Die Monate voll eifriger Arbeit, die auf die Feststellung und Fassung der, ihrem Werte nach von allen überschätzten, Grundrechte des deutschen Volkes verwendet wurden, waren nutzlos verschwendet. „Das bunte Durcheinander, das schließlich herauskam, war", sagt Flathe mit vollem Recht, „verlorene Arbeit, nicht bloß wegen der einseitigen Auffassung, daß der Staat nur eine lästige Schranke der individuellen Freiheit und deren Sicherung nur durch eine Schwächung der Regierungsgewalt erreichbar sei, eine freisinnige Regierung also eine schwache sein müsse, sondern auch, weil es keineswegs das enthielt, was das Volk am nächsten und sehnsüchtigsten verlangte und weil die theoretische Gleichmacherei die thatsächlich verschiedenen Zustände der einzelnen Volksstämme ganz ignorierte. Wurzellos, wie sie geblieben, sind die Grundrechte eine leichte Beute der Reaktion geworden." Der am 19. Oktober 1848 begonnenen, am 28. März 1849 vollendeten Reichsverfassung war kein besseres Schicksal beschieden . . .

Der vorbereitende Ausschuß der Nationalversammlung hatte das große Werk in sieben Abschnitte gegliedert: Umfang und Bestandteile des Reiches, Rechte und Pflichten der Reichsgewalt, Reichstag, Reichsoberhaupt, Reichsgericht, Grundrechte und Wahlgesetz für den Reichstag. Die wichtigsten Punkte, zugleich die Klippen, an denen das Parlamentsschiff scheitern mußte, waren naturgemäß die drei ersten, die zur Entscheidung über die Stellung Österreichs zur Neugestaltung Deutschlands drängten. Um „den Stier bei den Hörnern zu [illegible]" hatte der Ausschuß auf Antrag der Abgeordneten Dahlmann und Droysen den [illegible] 2 und 3 eine Fassung gegeben, die ein ferneres Verbleiben Österreichs im [illegible] unmöglich machte: „Kein Teil des Deutschen Reiches darf mit nichtdeutschen

Franz Joseph I., Kaiser von Österreich.

Nach einem Stahlstich aus dem Jahre 1849.

Beilage zu: Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert".

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

Die Grundrechte des deutschen Volkes

Der Reichsverweser

in

Ausführung des Beschlusses der Reichsversammlung vom 21. December 1848,

verkündet als Gesetz:

Damit die Grundrechte des deutschen Volkes gewährleistet seien, sollen sie den Verfassungen der deutschen Einzelstaaten zur Norm dienen, und keine Verfassung oder Gesetzgebung eines deutschen Einzelstaates soll die selben je aufheben oder beschränken können.

Artikel 1. § 1. Das deutsche Volk besteht aus den Angehörigen der Staaten, welche das deutsche Reich bilden.

§ 2. Jeder Deutsche hat das deutsche Reichsbürgerrecht. Es kann Kraft dieses zustehenden Rechts in jedem deutschen Lande wohnen, jeden Ort zu Lande und zu Wasser betreten, jedes Gewerbe treiben, zu öffentlichen Aemtern unter den gesetzlichen Bedingungen für Jeden Fähigkeit, Gemeinde- und Vertretungsrechte genießen, unter gleichen Rechtsverhältnissen vor Gericht stehen, wie die Angehörigen des Landes, und kann in allen diesen Beziehungen durch eine Uebersiedelung in ganz Deutschland das Recht der Staatsbürger erlangen.

§ 3. Kein deutscher Staat darf seine eigenen Angehörigen und andern Deutschen einen verschiedenen, bürgerlichen und Privat-Rechte machen, welches die letzteren als Fremde hart drückt.

§ 4. Die Strafe des bürgerlichen Todes soll nicht stattfinden, und da, wo sie bereits ausgesprochen ist, in ihren Wirkungen aufhören, soweit nicht hierdurch erworbene Privatrechte verletzt werden.

§ 5. Die Auswanderungsfreiheit ist von Staats wegen nicht beschränkt, Hinweggehen Lasten nicht erhoben werden. Das Auswanderungsangelegenheit steht unter dem Schutze und der Fürsorge des Reichs.

Artikel 2. § 7. Vor dem Gesetze gilt kein Unterschied der Stände. Der Adel als Stand ist aufgehoben. Alle Standesvorrechte sind abgeschafft. Die Deutschen sind vor dem Gesetze gleich. Alle Titel, in so weit sie nicht mit einem Amte verbunden sind, sind aufgehoben und dürfen nie wieder eingeführt werden. Kein Staatsangehöriger darf von einem ausländischen Staate einen Orden annehmen. Die öffentlichen Aemter sind für alle Befähigten gleich zugänglich. Die Wehrpflicht ist für alle gleich; Stellvertretung bei derselben findet nicht statt.

Artikel 3. § 8. Die Freiheit der Person ist unverletzlich. Die Verhaftung einer Person soll, außer im Falle der Ergreifung auf frischer That, nur geschehen in Kraft eines richterlichen, mit Gründen versehenen Befehls. Der Befehl muß im Augenblicke der Verhaftung oder binnen 24 Stunden der verhafteten Person bekannt gemacht werden. Die Polizei darf nicht befugt sein, Personen, welche sich über ihre Person nicht ausweisen können, auf mehr als folgende Tage anzuhalten. Jeder Gefangene muß binnen 24 Stunden nach seiner Einlieferung in das Gefängniß verhört werden. Spätestens binnen 48 Stunden nach der Verhaftung muß jeder Verhaftete entweder aus der Haft entlassen oder dem Richter eingeliefert werden.

Artikel 4. § 9. Jede Haussuchung ist nur in den gesetzlich bestimmten Fällen und Formen zulässig. Sie steht in der Regel nur dem Richter zu.

§ 10. Das Briefgeheimniß ist unverletzlich. Die gesetzlich anzuordnende Beschlagnahme der Briefe, Haussuchung, Arrest und Confiscation darf nur durch den Richter verfügt werden.

§ 11. Das Eigenthum ist unverletzlich. Jede Enteignung, selbst für Zwecke des öffentlichen Wohles, kann nur gegen vorgängige Entschädigung stattfinden.

§ 12. Jeder Deutsche hat das Recht, an jedem Orte des Reichs sich niederzulassen, jede Art des Grundbesitzes zu erwerben und darüber zu verfügen, sowie jeden Nahrungszweig zu betreiben, das Gemeinderecht zu genießen. Die Verpflichtungen für den Unterhalt der Armen werden durch ein Heimathsgesetz, jene für den Unterstützungswohnsitz durch eine übereinkommen für ganz Deutschland von der Reichsgewalt festgesetzt.

§ 13. Kein deutscher Staat darf seine eigenen Angehörigen und andern Deutschen einen verschiedenen, bürgerlichen und Privat-Rechte machen, welches die letzteren als Fremde hart drückt.

§ 14. Die Strafe des bürgerlichen Todes soll nicht stattfinden, und da, wo sie bereits ausgesprochen ist, in ihren Wirkungen aufhören, soweit nicht hierdurch erworbene Privatrechte verletzt werden.

§ 15. Die Auswanderungsfreiheit ist von Staats wegen nicht beschränkt, Hinweggehen Lasten nicht erhoben werden. Das Auswanderungsangelegenheit steht unter dem Schutze und der Fürsorge des Reichs.

Artikel 5. § 16. Vor dem Gesetze gilt kein Unterschied der Stände. Der Adel als Stand ist aufgehoben. Alle Standesvorrechte sind abgeschafft. Die Deutschen sind vor dem Gesetze gleich. Alle Titel, in so weit sie nicht mit einem Amte verbunden sind, sind aufgehoben und dürfen nie wieder eingeführt werden. Kein Staatsangehöriger darf von einem ausländischen Staate einen Orden annehmen. Die öffentlichen Aemter sind für alle Befähigten gleich zugänglich. Die Wehrpflicht ist für alle gleich; Stellvertretung bei derselben findet nicht statt.

Artikel 6. § 17. Die Freiheit der Person ist unverletzlich. Die Verhaftung einer Person soll, außer im Falle der Ergreifung auf frischer That, nur geschehen in Kraft eines richterlichen, mit Gründen versehenen Befehls. Der Befehl muß im Augenblicke der Verhaftung oder binnen 24 Stunden der verhafteten Person bekannt gemacht werden. Die Polizei darf nicht befugt sein, Personen, welche sich über ihre Person nicht ausweisen können, auf mehr als folgende Tage anzuhalten. Jeder Gefangene muß binnen 24 Stunden nach seiner Einlieferung in das Gefängniß verhört werden. Spätestens binnen 48 Stunden nach der Verhaftung muß jeder Verhaftete entweder aus der Haft entlassen oder dem Richter eingeliefert werden.

Artikel 7. § 18. Jede Haussuchung ist nur in den gesetzlich bestimmten Fällen und Formen zulässig. Sie steht in der Regel nur dem Richter zu.

§ 19. Das Briefgeheimniß ist unverletzlich. Die gesetzlich anzuordnende Beschlagnahme der Briefe, Haussuchung, Arrest und Confiscation darf nur durch den Richter verfügt werden.

§ 20. Das Eigenthum ist unverletzlich. Jede Enteignung, selbst für Zwecke des öffentlichen Wohles, kann nur gegen vorgängige Entschädigung stattfinden.

§ 21. Jeder Deutsche hat das Recht, an jedem Orte des Reichs sich niederzulassen, jede Art des Grundbesitzes zu erwerben und darüber zu verfügen, sowie jeden Nahrungszweig zu betreiben, das Gemeinderecht zu genießen. Die Verpflichtungen für den Unterhalt der Armen werden durch ein Heimathsgesetz, jene für den Unterstützungswohnsitz durch eine übereinkommen für ganz Deutschland von der Reichsgewalt festgesetzt.

Artikel 8. § 22. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.

§ 23. Das Unterrichts- und Erziehungswesen steht unter der Oberaufsicht des Staats, und ist, abgesehen vom Religionsunterricht, der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher entzogen.

§ 24. Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen, zu leiten und an solchen Unterricht zu ertheilen, steht jedem Deutschen frei, wenn er sich über seine Befähigung vor der zuständigen Staatsbehörde nachgewiesen hat. Der häusliche Unterricht unterliegt keiner Beschränkung.

§ 25. Für die Bildung der deutschen Jugend soll durch öffentliche Schulen überall gesorgt gesetzt werden. — Eltern oder deren Stellvertreter dürfen ihre Kinder oder Pflegebefohlenen nicht ohne den Unterricht lassen, welcher für die untern Volksschulen vorgeschrieben ist.

§ 26. Die öffentlichen Lehrer haben die Rechte der Staatsdiener. — Der Staat stellt unter gesetzlich geordneter Betheiligung der Gemeinden aus der Zahl der Geprüften die Lehrer der Volksschulen an.

§ 27. Für den Unterricht in Volksschulen und niederen Gewerbsschulen wird kein Schulgeld bezahlt. — Unbemittelten soll auf allen öffentlichen Unterrichtsanstalten freier Unterricht gewährt werden.

§ 28. Es steht einem Jeden frei, seinen Beruf zu wählen und sich für denselben auszubilden, wie und wo er will.

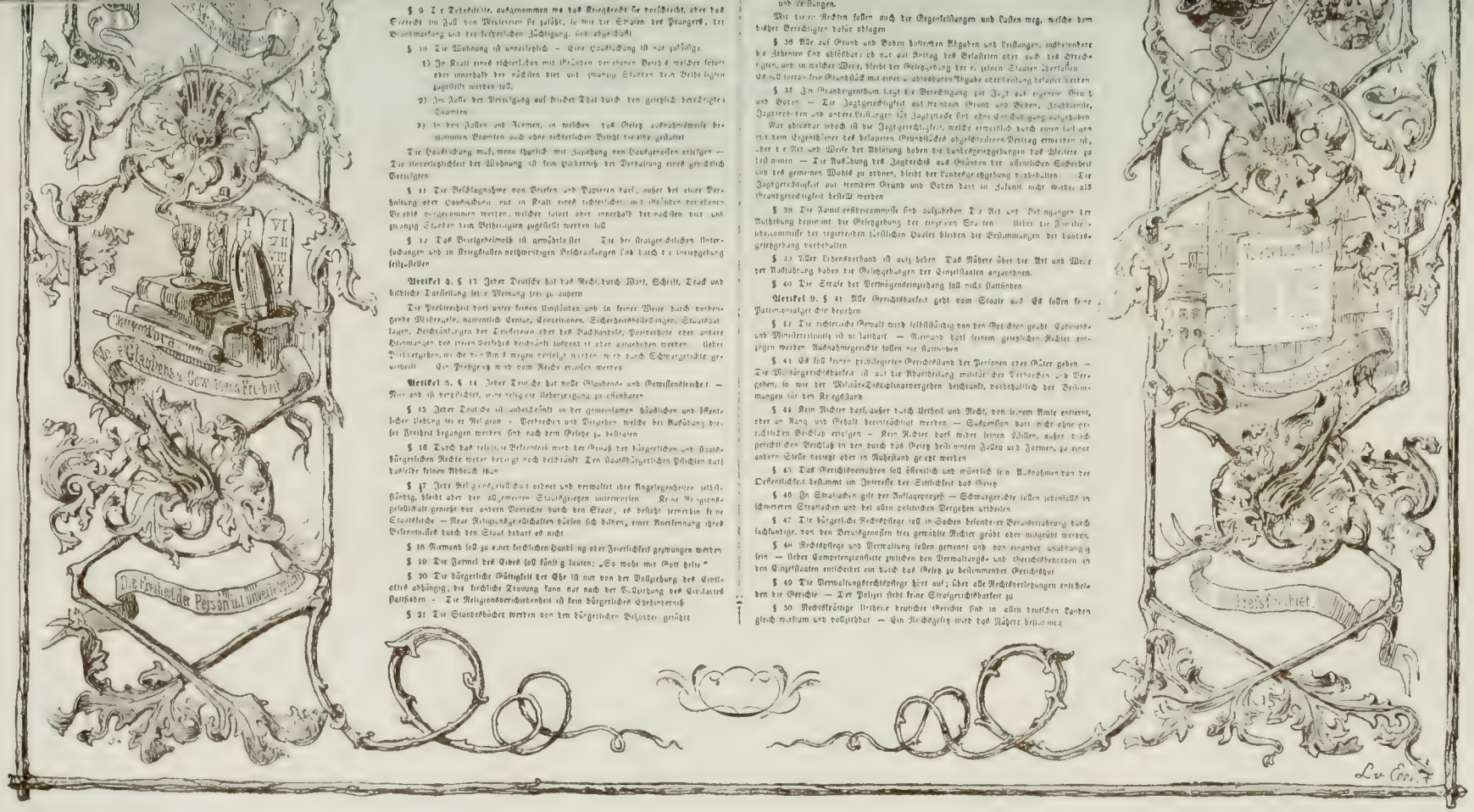
Artikel 9. § 29. Die Deutschen haben das Recht, sich friedlich und ohne Waffen zu versammeln, einer besonderen Erlaubniß dazu bedarf es nicht. — Volksversammlungen unter freiem Himmel können der dringender Gefahr für die öffentliche Ordnung und Sicherheit verboten werden.

§ 30. Die Deutschen haben das Recht, Vereine zu bilden. Dieses Recht soll durch keine vorbeugende Maßregel beschränkt werden.

§ 31. Die §§ 29 und 30 enthaltenen Bestimmungen finden auf das Heer und die Kriegsflotte Anwendung, insoweit die militärischen Disciplinarvorschriften nicht entgegenstehen.

Artikel 10. § 32. Das Eigenthum ist unverletzlich. — Eine Enteignung kann nur auf Ansuchen des gemeinen Theiles, nur auf Grund eines Gesetzes und gegen gerechte Entschädigung vorgenommen werden. — Das geistige Eigenthum soll durch die Reichsgesetzgebung geschützt werden.

§ 33. Jeder Grundeigenthümer kann seinen Grundbesitz unter Lebenden und von Todes wegen ganz oder theilweise veräußern. Den Einzelstaaten bleibt überlassen, die Veräußerung des Grundbesitzes der Todthand oder eine gemeinschaftliche Besitzung durch bestimmte Zeitfristen zu untersagen. — Für die todte Hand sind Beschränkungen des Rechts, Grundeigenthum zu erwerben und über es zu verfügen, im Wege der Gesetzgebung auf-



§ 9. Die Todesstrafe, ausgenommen wo das Kriegsrecht sie vorschreibt, oder das Gesetz im Fall von Meuterei sie zuläßt, so wie die Strafen des Prangers, der Brandmarkung und der körperlichen Züchtigung, sind abgeschafft.

§ 10. Die Wohnung ist unverletzlich. — Eine Haussuchung ist nur zulässig:

1) In Fällt eines richterlichen mit Gründen versehenen Befehls welcher sofort oder innerhalb der nächsten vier und zwanzig Stunden dem Betheiligten zugestellt werden soll.

2) Im Falle der Verfolgung auf frischer That durch den gesetzlich berechtigten Beamten.

3) In den Fällen und Formen, in welchen das Gesetz ausnahmsweise den genannten Beamten auch ohne richterlichen Befehl die Haussuchung gestattet.

Die Haussuchung muß, wenn thunlich mit Zuziehung von Hausgenossen erfolgen. — Die Unverletzlichkeit der Wohnung ist kein Hinderniß der Verhaftung eines gesetzlich Verfolgten.

§ 11. Die Beschlagnahme von Briefen und Papieren darf, außer bei einer Verhaftung oder Haussuchung, nur in Folge eines richterlichen mit Gründen versehenen Befehls vorgenommen werden, welcher sofort oder innerhalb der nächsten vier und zwanzig Stunden dem Betheiligten zugestellt werden soll.

§ 12. Das Briefgeheimniß ist gewährleistet. Die bei strafgerichtlichen Untersuchungen und in Kriegsfällen nothwendigen Beschränkungen sind durch die Gesetzgebung festzustellen.

Artikel 3. § 13. Jeder Deutsche hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern.

Die Pressfreiheit darf unter keinen Umständen und in keiner Weise durch vorbeugende Maßregeln, namentlich Censur, Concessionen, Sicherheitsbestellungen, Stempelauflagen, Beschränkungen der Druckereien oder des Buchhandels, Postverbote oder andere Hemmungen des freien Verkehrs beschränkt, suspendirt oder aufgehoben werden. Ueber Preßvergehen, wo die vom Recht dazu bestellt werden, wird durch Schwurgerichte gerichtet. Ein Preßgesetz wird vom Reich erlassen werden.

Artikel 4. § 14. Jeder Deutsche hat volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. — Niemand ist verpflichtet, seine religiöse Ueberzeugung zu offenbaren.

§ 15. Jeder Deutsche ist unbeschränkt in der gemeinsamen häuslichen und öffentlicher Uebung seiner Religion. — Verbrechen und Vergehen welche bei Ausübung dieser Freiheit begangen werden sind nach dem Gesetze zu bestrafen.

§ 16. Durch das religiöse Bekenntniß wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. Den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch thun.

§ 17. Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen. Keine Religionsgesellschaft genießt vor anderen Vorrechte durch den Staat, es besteht fernerhin keine Staatskirche. — Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden, einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedarf es nicht.

§ 18. Niemand soll zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden.

§ 19. Die Formel des Eides soll künftig lauten: „So wahr mir Gott helfe."

§ 20. Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe ist nur von der Vollziehung des Civilaktes abhängig, die kirchliche Trauung kann nur nach der Vollziehung des Civilaktes stattfinden. — Die Religionsverschiedenheit ist kein bürgerliches Ehehinderniß.

§ 21. Die Standesbücher werden von den bürgerlichen Behörden geführt.

Mit diesen Rechten fallen auch die Gegenleistungen und Lasten weg, welche dem bisher Berechtigten dafür oblagen.

§ 36. Alle auf Grund und Boden haftenden Abgaben und Leistungen, insbesondere die Zehenten sind ablösbar; ob nur auf Antrag des Belasteten oder auch des Berechtigten, und in welcher Weise, bleibt der Gesetzgebung der einzelnen Staaten überlassen. Schon vorher kann ein Grundstück mit einer ablösbaren Abgabe oder Leistung belastet werden.

§ 37. Im Grundeigenthum liegt die Berechtigung zur Jagd auf eigenem Grund und Boden. — Die Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden, Jagdverträge, Jagdfrohnden und andere Leistungen für Jagdzwecke sind ohne Entschädigung aufgehoben.

Was ablösbar bleibt ist die Jagdgerechtigkeit, welche ausschließlich durch einen lastigen mit dem Eigenthümer des belasteten Grundstücks abgeschlossenen Vertrag erworben ist, über die Art und Weise der Ablösung haben die Landesgesetzgebungen das Weitere zu bestimmen. — Die Ausübung des Jagdrechts aus Gründen der öffentlichen Sicherheit und des gemeinen Wohls zu ordnen, bleibt der Landesgesetzgebung vorbehalten. Die Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden darf in Zukunft nicht weiter als Zwangsgerechtigkeit bestellt werden.

§ 38. Die Auseinandersetzungscommissionen sind aufgehoben. Die Art und Bedingungen der Rückkäufe bestimmt die Gesetzgebung der einzelnen Staaten. — Ueber die Auseinandersetzungscommissionen der regierenden fürstlichen Häuser bleiben die Bestimmungen der Landesgesetzgebung vorbehalten.

§ 39. Der Lehensverband ist aufgehoben. Das Nähere über die Art und Weise der Aufhebung haben die Gesetzgebungen der Einzelstaaten anzuordnen.

§ 40. Die Strafe der Vermögenseinziehung soll nicht stattfinden.

Artikel 9. § 41. Alle Gerichtsbarkeit geht vom Staate aus. Es sollen keine Patrimonialgerichte bestehen.

§ 42. Die richterliche Gewalt wird selbstständig von den Gerichten geübt. Cabinets- und Ministerialjustiz ist unstatthaft. — Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden. Ausnahmsgerichte sollen nie stattfinden.

§ 43. Es soll keinen privilegirten Gerichtsstand der Personen oder Güter geben. — Die Militärgerichtsbarkeit ist auf die Aburtheilung militärischer Verbrechen und Vergehen, so wie der Militär-Disciplinarvergehen beschränkt, vorbehaltlich der Bestimmungen für den Kriegsstand.

§ 44. Kein Richter darf außer durch Urtheil und Recht, von seinem Amte entfernt, oder an Rang und Gehalt vermindert werden. — Suspension darf nicht ohne gerichtlichen Beschluß eintreten. — Kein Richter darf wider seinen Willen, außer durch gerichtlichen Beschluß in den durch das Gesetz bestimmten Fällen und Formen, zu einer andern Stelle versetzt oder in Ruhestand gesetzt werden.

§ 45. Das Gerichtsverfahren soll öffentlich und mündlich sein. Ausnahmen von der Oeffentlichkeit bestimmt im Interesse der Sittlichkeit das Gesetz.

§ 46. In Strafsachen gilt der Anklageprozeß. — Schwurgerichte sollen jedenfalls in schwereren Strafsachen und bei allen politischen Vergehen urtheilen.

§ 47. Die bürgerliche Rechtspflege soll in Sachen besonderer Beweisaufnahme durch sachkundige, von den Betheiligten frei gewählte Richter geübt oder mitgeübt werden.

§ 48. Rechtspflege und Verwaltung sollen getrennt und von einander unabhängig sein. — Ueber Competenzconflicte zwischen den Verwaltungs- und Gerichtsbehörden in den Einzelstaaten entscheidet ein durch das Gesetz zu bestimmender Gerichtshof.

§ 49. Die Verwaltungsrechtspflege hört auf; über alle Rechtsverletzungen entscheiden die Gerichte. — Der Polizei steht keine Strafgerichtsbarkeit zu.

§ 50. Rechtskräftige Urtheile deutscher Gerichte sind in allen deutschen Landen gleich wichtig und vollziehbar. — Ein Reichsgesetz wird das Nähere bestimmen.

Die Grundrechte des deutschen Volkes.

Fliegendes Blatt aus dem Jahre 1849, gezeichnet von L. v. Elliot.

Beilage zu Hans Kraemer „Das XIX Jahrhundert".

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

zelstaates für einzelne Bezirke zeitweise auſſer Kraft gesetzt werden; jedoch nur unter folgenden Bedingungen:

1) die Verfügung muß in jedem einzelnen Falle von dem Gesammtministerium des Reiches oder Einzelstaates ausgehen;

2) das Ministerium des Reiches hat die Zustimmung des Reichstages, das Ministerium des Einzelstaates die des Landtages, wenn dieselben zur Zeit versammelt sind, sofort einzuholen. Wenn dieselben nicht versammelt sind, so darf die Verfügung nicht länger als 14 Tage dauern, ohne daß dieselben zusammenberufen und die getroffenen Maaßregeln zu ihrer Genehmigung vorgelegt werden.

Weitere Bestimmungen bleiben einem Reichsgesetz vorbehalten.

Für die Verkündigung des Belagerungszustandes in Festungen bleiben die bestehenden gesetzlichen Vorschriften in Kraft.

Zur Beurkundung:

Frankfurt a/M. 28. März 1849.

Dr. Marten Eduard Simson aus Königsberg, Präsident

d. Z. Präsident der Verfassung gebenden Reichsversammlung.

Carl Mathy aus Karlsruhe, Abgeordneter für den Wahlbezirk Bretten.

Ludwig Simon aus Trier, 1ter Schriftführer.

Carl Heinrich Sitzer aus Mühlheim, Schriftführer.

Anton Riehl aus Mainz, Abgeordneter für Oberhessen, Schriftführer.

Paul Lindemann aus Leipzig, Abgeordneter für den 4 sächsischen Wahlbezirk.

Gustav Robert v. Mallinckrodt aus Castrop, Abgeordneter für den Wahlbezirk Arnsberg, 1 N. Schriftführer.

Max Wirnhofer aus Münchau, Abgeordneter für den 1 oberbayerischen Wahlbezirk.

Dr. Heinrich von Gagern aus Darmstadt, Präsident des Abgeordnetenhauses der verfassunggebenden Reichsversammlung.

Dr. Eduard Ludwig Häpler, Abgeordneter von Ulm, Mitglied des Reichsministeriums.

Franz Wigard, Abgeordneter von Dresden, Mitglied des Reichsministeriums.

Gottlieb Tafel aus Stuttgart, Abgeordneter für den Wahlbezirk Hohenheim-Stuttgart.

Facsimile der letzten Seite der Reichsverfassung mit den ersten Unterschriften.

Nach dem Original-Exemplar in der Reichstags-Bibliothek zu Berlin.

Ländern zu einem Staate vereinigt sein; hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältnis zwischen beiden nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen." Österreich war damit vor die Wahl gestellt, entweder aus der Gemeinschaft der übrigen deutschen Monarchieen auszuscheiden oder aber den eigenen Staatskörper in Stücke zu reißen; da beides nicht nur dem Wiener Kabinett, sondern auch einer starken Parlamentsgruppe unannehmbar schien, stellte Gagern, „um nicht noch mehr Feuerbrände zu den schon lodernden hineinzuwerfen", den Antrag, an den engeren Bund der reindeutschen Staaten Österreich samt seinen nichtdeutschen Gebieten derart anzugliedern, daß beide einen beständigen, unauflöslichen Bund bilden sollten. Zur Abstimmung über die wichtigste der Fragen kam es indessen zunächst überhaupt nicht; man schob sie hinaus, ging der Schwierigkeit aus dem Weg und tröstete sich mit dem tiefsinnigen Sprichwort: Kommt Zeit, kommt Rat! Als dann das Programm des neuen österreichischen Ministeriums — „Österreichs Fortbestand als staatliche Einheit ist ein deutsches wie europäisches Bedürfnis; erst wenn das verjüngte Österreich und das verjüngte Deutschland zu neuer und fester Form gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen" — zu irgend einer Stellungnahme zwang, begnügte man sich damit, im Reichsministerium den Österreicher Schmerling durch Heinrich von Gagern zu ersetzen, von dem man eine objektivere Haltung bei den Verhandlungen über die nationalen Reformen erwartete; an Gagerns Stelle bestieg der Königsberger Eduard Simson den Präsidentenstuhl in der Paulskirche. Gagern schlug zweifellos den richtigsten Weg ein, als er sein Programm in den Worten gipfeln ließ: „Die Verfassung des deutschen Bundesstaates kann nicht Gegenstand der Unterhandlung mit Österreich sein"; dennoch entfesselte er einen Sturm der Entrüstung im Lager der österreichischen Mitglieder der Nationalversammlung und ihrer partikularistischen Freunde, die sich zu einer „großdeutschen" Gruppe vereinten. Der Haß gegen Preußen war bei der Mehrheit des Parlaments noch immer größer, als die Sehnsucht nach einem starken Reiche unter Führung der Hohenzollern; schier unbeachtet verklang Hermann von Beckeraths warnender Ruf: Das Warten auf Österreich ist das Sterben der deutschen Einheit!

Die wichtigste der zu lösenden Fragen wurde vertagt, durch rasche Erledigung einer zweiten hoffte man einen Ausweg aus dem Labyrinth von widerstreitenden Meinungen und Forderungen zu finden. Wie man gemeinsame Grundrechte für ein noch nicht geeintes Volk geschaffen hatte, so kürte man nun ein Oberhaupt für ein Reich, dessen Umfang noch keiner kannte. Selbst über die Art der obersten Behörde gingen die Meinungen weit auseinander: Die Führer der Rechten wollten einen der regierenden deutschen Fürsten an die Spitze des Staates stellen, die der Linken einen frei wählbaren, verantwortlichen Präsidenten, die Großdeutschen ein sechsgliedriges Direktorium, andere dachten an ein zwischen Österreich und Preußen abwechselndes Königtum; die Idee endlich, dem König von Preußen die erbliche Kaiserwürde zu übertragen, fand nicht allzuviele, aber umso trefflichere und angesehenere Verteidiger. Am 19 Januar ward der Antrag, einen der deutschen Fürsten zum Reichsoberhaupt zu wählen, mit 258 gegen 211 Stimmen angenommen, die Forderung der Erblichkeit dagegen mit 263 gegen 211 Stimmen abgelehnt. Die zwischen der ersten und zweiten Beratung der Verfassung liegende Zeit benutzte Gagern zu Verhandlungen mit den einzelnen Regierungen über deren Stellung zu den Frankfurter Beschlüssen. In Berlin hatten Camphausen und der bei dem König in hohem Grade stehende Diplomat Josias von Bunsen den Boden wohl vorbereitet, Friedrich Wilhelm IV. war geneigt, Gagerns Pläne zu fördern; das österreichische Kabinett dagegen

Einzug der Reichs-Deputation in Berlin

[am 2. April 1849.].

Dieselbe besteht aus folgenden Mitgliedern der Reichs-Versammlung zu Frankfurt, den Herren:

Simson, Präsident der National-Versammlung zu Frankfurt.
Arndt aus Bonn.
Bart aus Kaufbeuren.
Bauer aus Bamberg.
Beseler aus Greifswald.
Biedermann aus Leipzig.
Briegleb aus Coburg.
Cnyrim aus Frankfurt.
Dahlmann aus Bonn.
Deez aus Wittenberg.
Federer aus Stuttgart.
Freudentheil aus Stade.
Goeden aus Krotoczyn (Schlesien).
v. Hartmann aus Münster.
Holland aus Braunschweig.
Krafft aus Nürnberg.
Loewe aus Calbe.
Merk aus Hamburg.
Mittermayer aus Heidelberg.
Panier aus Zerbst.
v. Raumer aus Berlin.
Reh aus Darmstadt.
Rieffer aus Hamburg.
Ruder aus Oldenburg.
Rumelin a. Nurtingen. [Würtemb.]
Schepp aus Dillenburg [Nassau].
v. Scherpenzel-Heusch aus Barloo [Luxemburg].
Schoder aus Stuttgart.
v. Soiron aus Mannheim.
Sprengel a. Waaren. [Mekl.-Schw.]
Stenzel aus Breslau.
Stieber aus Budissin.
Zachariae aus Göttingen.
Zell aus Trier.

Diese Deputation, von dem Präsidium der Reichs-Versammlung vorgeschlagen, und von ihr selbst genehmigt, hat die hohe Mission, dem Könige von Preußen seine Wahl zum Kaiser der Deutschen offiziell anzuzeigen und seine Entscheidung entgegenzunehmen. Die Deputation ist so zusammengesetzt, daß in ihr die verschiedenen deutschen Staaten und Volksstämme repräsentirt sind.

Seitens der Stadt-Behörden sind die Magistrats-Mitglieder Hohlfelder und Duncker beauftragt, die gedachte Deputation im Namen der Stadt Berlin zu begrüßen und feierlichst einzuholen.

Die Herren Hohlfelder und Duncker begaben sich daher zu diesem Behufe bereits gestern, den 1. April, nach Magdeburg, von wo aus sie die Deputation mit einem Extra-Eisenbahnzuge hieher begleiten.

Auf dem Berlin-Potsdamer Eisenbahnhof wird dieselbe von dem Magistrat und Stadtverordneten feierlichst empfangen und von dort dann in 17 offenen Galla-Wagen durch die Leipziger- und Wilhelmstraße, die Linden entlang nach ihren unter den Linden für sie bereits eingerichteten Wohnungen geleitet.

Facsimile eines Berliner Extrablattes vom 2. April 1849.

nahm eine schroff ablehnende Stellung ein und verwahrte sich feierlich gegen die Unterordnung seines Kaisers unter eine etwa von einem anderen deutschen Fürsten zu handhabende Centralgewalt, allein es erreichte durch diese Haltung nur den festen Zusammenschluß seiner Gegner zu einer starken „erbkaiserlichen" Partei, der mehr als zweihundert Abgeordnete beitraten.

Ende Februar 1849 standen die Dinge so gut, als nur irgend möglich, da 28 deutsche Regierungen sich bereit erklärt hatten, die neue Reichsverfassung anzunehmen; doch plötzlich drehte sich die politische Wetterfahne in Berlin und ließ einen völligen Umschlag der Meinung des unstäten Königs erkennen. Bald erfuhr man in Frankfurt mit tiefer Bestürzung, daß Friedrich Wilhelm IV. sich mit der Rolle eines erblichen Reichsfeldherrn des römisch-deutschen Kaisers Franz Josef begnügen wolle. Schuld an der raschen Sinnesänderung trug die Aufnahme des allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrechts in das Reichstagsgesetz. In maßlosem Zorn schalt der König über die ihm zugedachte „Schandkrone, die für ihn das Halsband des Leibeigenen im Dienste der Revolution sein würde", gerade wie er schon am 12. Dezember 1848 an Bunsen geschrieben hatte: „Einen solchen imaginären Reif aus Dreck und Letten gebacken soll ein legitimer König von Preußen sich gefallen lassen? Soll die tausendjährige Krone deutscher Nation wieder einmal vergeben werden, so bin ich es und meinesgleichen, die sie vergeben werden!" Schwarzenbergs kurzsichtige Politik sollte indessen noch ein letztes Mal des Königs Meinung zu Gunsten der Pläne des Frankfurter Parlaments beeinflussen: Als der Reichstag von Kremsier am 7. März aufgelöst und eine Verfassung oktroyiert wurde, die Österreich zu einem unteilbaren Einheitsstaat machte, als an das Reichsministerium eine Note erging, in der bündig erklärt wurde, Deutschland habe diese endgültige Verfassung einfach anzuerkennen und demnach die habsburgische Gesamtmonarchie in den Bund aufzunehmen, als sowohl das Kaisertum wie der Reichstag rundweg verworfen wurden — da lehnte sich mit den Männern der Paulskirche auch der preußische König gegen die dreisten Forderungen des Wiener Kabinetts auf. Die Antwort auf die österreichischen Versuche, Deutschland wiederum seiner Macht zu unterwerfen, gab das Parlament dadurch, daß es am 27. März, allerdings nur mit 267 gegen 263 Stimmen, beschloß, die erbliche Reichsoberhaupts-Würde einem deutschen Fürsten zu übertragen, und daß es am Tage darauf mit 290 Stimmen Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Kaiser wählte; unter dem Geläute aller Glocken, dem Donner der Kanonen und dem Jubel des Volkes ward das Resultat verkündet . . .

Am 30. März begab sich eine aus 32 Vertretern aller deutschen Landschaften bestehende Deputation (vergl. S. 103) unter Simsons Führung nach Berlin, um dem König die erfolgte Wahl zu verkünden und seine Zustimmung — niemand zweifelte daran — entgegenzunehmen. Wie grausam ward ihr Hoffen und Wünschen enttäuscht! Am Morgen des 2. April gab die preußische Regierung noch im Landtag eine Erklärung ab, die kaum einen Zweifel darüber ließ, daß die Frankfurter Wahl in Berlin den besten Eindruck gemacht hatte; aber vierundzwanzig Stunden später stürzte der König die Deputierten aus allen Himmeln. Friedrich Wilhelm IV. empfing, so berichtet Biedermann als Augenzeuge, die Deputation im großen Rittersaale, unter dem Thronhimmel stehend, in Uniform, den Helm im Arme, umgeben von den Prinzen, Ministern, Generalen und Hofstaaten. Auf die Anrede des Präsidenten Simson und Überreichung des Textes der Reichsverfassung und des Protokolls über die Kaiserwahl antwortete der König in freier Rede, mit starker, erhobener Stimme: „Meine Herren! Die Botschaft, als deren Träger Sie zu Mir gekommen sind, hat Mich tief ergriffen, sie hat Meinen Blick auf den König der Könige gelenkt, und auf die heiligen und unantastbaren

An mein Volk!

Unter dem Vorwande der deutschen Sache haben die Feinde des Vaterlandes zuerst in dem benachbarten Sachsen, dann in einzelnen Gegenden von Süddeutschland die Fahne der Empörung aufgepflanzt. Zu Meinem tiefen Schmerze haben auch in einigen Theilen unseres Landes Verblendete sich hinreißen lassen, dieser Fahne zu folgen und unter derselben, im offenen Aufruhr gegen die rechtmäßige Obrigkeit, göttliche und menschliche Ordnung umzustürzen.

In so ernster und gefahrvoller Zeit drängt es Mich, ein offenes Wort zu Meinem Volke zu reden.

Ich habe auf das Anerbieten einer Krone seitens der deutschen National-Versammlung eine zustimmende Antwort nicht ertheilen können, weil die Versammlung nicht das Recht hatte, die Krone, welche sie Mir bot, ohne Zustimmung der deutschen Regierungen zu vergeben, weil sie Mir unter der Bedingung der Annahme einer Verfassung angetragen ward, welche mit den Rechten und der Sicherheit der deutschen Staaten nicht vereinbar war.

Ich habe fruchtlos alle Mittel versucht und erschöpft, zu einer Verständigung mit der deutschen National-Versammlung zu gelangen. Ich habe Mich vergebens bemüht, sie auf den Standpunkt ihres Mandats und des Rechtes zurückzuführen, welches nicht in der eigenmächtigen und unwiderruflichen Feststellung, sondern in der Vereinbarung einer deutschen Verfassung bestand, und selbst nach Vereitelung Meiner Bestrebungen habe Ich in der Hoffnung einer endlichen friedlichen Lösung nicht mit der Versammlung gebrochen.

Nachdem dieselbe aber durch Beschlüsse, gegen welche treffliche Männer fruchtlos ankämpften, ihrerseits den Boden des Rechtes, des Gesetzes und der Pflicht gänzlich verlassen, nachdem sie uns um deshalb, weil wir dem bedrängten Nachbar die erbetene Hülfe siegreich geleistet, des Friedensbruchs angeklagt, nachdem sie gegen uns und die Regierungen, welche sich mit Mir den verderblichen Bestimmungen der Verfassung nicht fügen wollten, zum offenen Widerstande aufgerufen, jetzt hat die Versammlung mit Preußen gebrochen. Sie ist in ihrer Mehrheit nicht mehr jene Vereinigung von Männern, auf welche Deutschland mit Stolz und Vertrauen blickte. Eine große Zahl ist, als die Bahn des Verderbens betreten wurde, freiwillig ausgeschieden, und durch Meine Verordnung vom gestrigen Tage habe ich alle preußischen Abgeordneten, welche der Versammlung noch angehörten, zurückgerufen. Gleiches wird von anderen deutschen Regierungen geschehen. In der Versammlung herrscht jetzt eine Partei, die im Bunde steht mit den Menschen des Schreckens, welche die Einheit Deutschlands zum Vorwande nehmen, in Wahrheit aber den Kampf der Gottlosigkeit, des Eidbruches und der Raubsucht gegen die Throne entzünden, um mit ihnen den Schutz des Rechtes, der Freiheit und des Eigenthums umzustürzen. Die Gräuel, welche in Dresden, Breslau und Elberfeld unter dem erheuchelten Rufe nach Deutschlands Einheit begangen worden, liefern die traurigen Beweise. Neue Gräuel sind geschehen und werden noch vorbereitet. Während durch solchen Frevel die Hoffnung zerstört ward, durch die frankfurter Versammlung die Einheit Deutschlands erreicht zu sehen, habe Ich in Königlicher Treue und Beharrlichkeit daran nicht verzweifelt. Meine Regierung hat mit den Bevollmächtigten der größeren deutschen Staaten, welche sich Mir angeschlossen, das in Frankfurt begonnene Werk der deutschen Verfassung wieder aufgenommen.

Diese Verfassung soll und wird in kürzester Frist der Nation gewähren, was sie mit Recht verlangt und erwartet: ihre Einheit, dargestellt durch eine einheitliche Exekutiv-Gewalt, die nach außen den Namen und die Interessen Deutschlands würdig und kräftig vertritt, und ihre Freiheit, gesichert durch eine Volksvertretung mit legislativer Befugniß. Die von der National-Versammlung entworfene Reichs-Verfassung ist hierbei zu Grunde gelegt, und sind nur diejenigen Punkte derselben verändert worden, welche, aus den Kämpfen und Zugeständnissen der Parteien hervorgegangen, dem wahren Wohle des Vaterlandes entschieden nachtheilig sind. Einem Reichstage aus allen Staaten, die sich dem Bundesstaate anschließen, wird diese Verfassung zur Prüfung und Zustimmung vorgelegt werden. Deutschland vertraue hierin dem Patriotismus und dem Rechtsgefühle der preußischen Regierung; sein Vertrauen wird nicht getäuscht werden.

Das ist Mein Weg. Nur der Wahnsinn oder die Lüge kann solchen Thatsachen gegenüber die Behauptung wagen, daß Ich die Sache der deutschen Einheit aufgegeben, daß Ich Meiner früheren Ueberzeugung und Meinen Zusicherungen untreu geworden.

Preußen ist dazu berufen, in so schwerer Zeit Deutschland gegen innere und äußere Feinde zu schirmen, und es muß und wird diese Pflicht erfüllen. Deshalb rufe Ich schon jetzt Mein Volk in die Waffen. Es gilt, Ordnung und Gesetz herzustellen im eigenen Lande und in den übrigen deutschen Ländern, wo unsere Hülfe verlangt wird; es gilt, Deutschlands Einheit zu gründen, seine Freiheit zu schützen vor der Schreckensherrschaft einer Partei, welche Gesittung, Ehre und Treue ihren Leidenschaften opfern will, einer Partei, welcher es gelungen ist, ein Netz der Bethörung und des Irrwahns über einen Theil des Volkes zu werfen

Die Gefahr ist groß, aber vor dem gesunden Sinn Meines Volkes wird das Werk der Lüge nicht bestehen; dem Rufe des Königs wird die alte preußische Treue, wird der alte Ruhm der preußischen Waffen entsprechen.

Steht Mein Volk zu Mir, wie Ich zu ihm in Treue und Vertrauen einträchtig, so wird uns Gottes Segen und damit ein herrlicher Sieg nicht fehlen.

Charlottenburg, den 15. Mai 1849.

Friedrich Wilhelm.

Pflichten, welche Mir als dem Könige Meines Volkes und als einem der mächtigsten deutschen Fürsten obliegen. Solch ein Blick, meine Herren, macht das Auge klar und das Herz gewiß. In dem Beschluß der deutschen Nationalversammlung, welchen Sie, meine Herren, Mir überbringen, erkenne Ich die Stimme der Vertreter des deutschen Volkes. Dieser Ruf giebt Mir ein Anrecht, dessen Wert Ich zu schätzen weiß: er fordert, wenn Ich ihm folge, unermeßliche Opfer von Mir, er legt Mir die schwersten Pflichten auf. Die deutsche Nationalversammlung hat auf Mich vor allem gezählt, wo es gilt, Deutschlands Einheit und Kraft zu gründen. Ich ehre ihr Vertrauen, sprechen Sie ihr Meinen Dank dafür aus. Ich bin bereit, durch die That zu beweisen, daß die Männer sich nicht geirrt haben, welche ihre Zuversicht auf Meine Hingebung, auf Meine Treue, auf Meine Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande stützen." Bis dahin hatte die Rede des Königs die Hoffnungen der Deputation zwar noch nicht bestätigt, aber auch nicht entmutigt. Nun aber erhob der König gleichzeitig die Stimme zu stärkerem Nachdruck und den Blick nach aufwärts gerichtet, fuhr er fort: „Aber, meine Herren, Ich würde Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, Ich würde dem Sinne des deutschen Volkes nicht entsprechen, Ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte Ich mit Verletzung heiliger Rechte und Meiner früheren ausdrücklichen und feierlichen Versicherung, ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und der freien Städte Deutschlands eine Entschließung fassen, welche für sie und die von ihnen regierten deutschen Stämme die entscheidensten Folgen haben muß. An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten wird es daher jetzt sein, in gemeinsamer Beratung zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen oder Ganzen frommt: ob die Mir zugedachten Rechte Mich in den Sand setzen würden, mit starker Hand, wie ein solcher Beruf es von Mir fordert, die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen. Dessen aber möge Deutschland gewiß sein, und das, meine Herren, verkündigen Sie in allen deutschen Gauen: Bedarf es des preußischen Schildes und Schwertes gegen äußere und innere Feinde, so werde Ich auch ohne Ruf nicht fehlen, Ich werde dann getrost den Weg Meines Hauses und Meines Volkes gehen, den Weg der deutschen Ehre und Treue."

Tief erschüttert kehrten die Mitglieder der Deputation von der denkwürdigen Audienz in ihre Wohnungen zurück. In vielen Augen, selbst von sehr ruhigen, ja kalten Männern, sah man Thränen. Hatte der König auch nicht förmlich abgelehnt, so war doch seine Erklärung beinahe unbedingt einer Ablehnung und einem Bruche mit Frankfurt gleich zu achten. Denn einer Revision der von ihr beschlossenen und verkündigten Verfassung durch die Fürsten konnte die Nationalversammlung unmöglich zustimmen. Das ganze Verfassungswerk, das in fast jahrelanger Arbeit zustande gebrachte, wäre damit wieder in Frage gestellt, die ganze Reformbewegung gleichsam an ihren Anfang zurückgeworfen worden. Als die Deputation zur Beratung dessen, was nun zu thun sei, sich wieder zusammenfand, war der nächste Eindruck, der alle Mitglieder beherrschte, der eine: man habe sofort Berlin zu verlassen und nach Frankfurt zurückzukehren. Allmählich siegte indessen die Erwägung, daß es Pflicht der Deputation sei, alles aufzubieten, um einen anderen Ausgang ihrer Sendung herbeizuführen. Die Schritte, die Simson zu diesem Zwecke unternahm, scheiterten; unerschütterlich hielt der König an seinem Entschlusse fest, in erster Linie wohl darum, weil er überzeugt war, daß die Annahme dieser Krone notwendig zum Krieg mit Österreich, und wahrscheinlich nicht nur mit dieser Großmacht allein, hätte führen müssen.

Heute, nach fünfzig ereignisreichen Jahren, kann kaum noch ein Zweifel darüber herrschen,

An das deutsche Volk.

Die bisherige provisorische Centralgewalt hat sich, im Widerspruche mit den ihr nach dem Gesetze vom 28. Juni v. J. obliegenden Pflichten, beharrlich geweigert, die Reichsverfassung durchzuführen, und alle dahin zielenden Beschlüsse der deutschen National-Versammlung unbeachtet gelassen. Sie hat es, trotz mehrfacher Mahnung, verabsäumt, die Erhebung der deutschen Volksstämme zu Gunsten der Reichsverfassung zu unterstützen und den Regierungen entgegenzutreten, die sich anmaßten, mit offenem Friedensbruche dem deutschen Volke eine Verfassung und ein Wahlgesetz aufzuzwingen. — Die verfassunggebende deutsche Reichs-Versammlung hat aus diesen Gründen in ihrer Sitzung vom 6. Juni d. J. beschlossen:

„die bisherige Centralgewalt ihres Amtes zu entheben und eine Regentschaft für Deutschland einzusetzen, die in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt Deutschlands betreffen, die vollziehende Gewalt zu üben hat."

Wir, die Unterzeichneten, sind von den Vertretern der deutschen Nation zur Regentschaft für Deutschland ernannt worden. Es sind uns die Pflichten und Befugnisse der bisherigen Central-Gewalt, die Durchführung der Reichsverfassung und die Vollziehung der Beschlüsse der National-Versammlung übertragen worden. Für unsere Handlungen sind wir der National-Versammlung verantwortlich. Deutsche! Wir haben dem Rufe Eurer gesetzlichen Vertreter Folge geleistet im festen Vertrauen auf unsere gerechte Sache.

Die Zustände unseres Vaterlandes erheischen rasches Handeln. Es gilt, das Heiligste, die Freiheit und Ehre des deutschen Volkes, zu retten vor maßlosen Uebergriffen der rohen Gewalt. Wir werden alle unsere Kräfte aufbieten, den Bürgerkrieg abzuwenden und auf friedlichem Wege die deutsche Einheit und Freiheit zu erreichen; wir werden aber, wenn es zur Erreichung dieses Zieles nöthig ist, der Gewalt Gewalt entgegenstellen. Hunderttausende aus allen Theilen des Vaterlandes haben feierlich gelobt, Gut und Blut für die Reichsverfassung einzusetzen; wir werden sie auffordern, in jenem Falle ihr Manneswort zu lösen.

An Euch, deutsche Krieger, noch ein besonderes Wort! Das Gesetz gibt uns die Oberleitung der gesammten bewaffneten Macht Deutschlands; es überläßt uns die Ernennung der Oberbefehlshaber. Ihr, deutsche Krieger, werdet dem Gesetze gehorchen, dessen bewaffneter Arm Ihr seyd. Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der Volkswehre und des stehenden Heeres, weß Grades Ihr seyn mögt, Ihr werdet Alle wetteifern in pünktlichem Erfüllen der Befehle, die wir und die von uns ernannten Befehlshaber Euch zukommen lassen. Ihr werdet des Wahlspruchs jedes Kriegers eingedenk seyn: Treue dem Gesetz, Gehorsam seinen Vollstreckern! Nachdem mit dem heutigen Tage der Befehl über die Reichstruppen, welche bisher der provisorischen Centralgewalt verpflichtet waren, in unsere Hände übergegangen, wird jeder fernere Gehorsam gegen Befehle der bisherigen provisorischen Centralgewalt als Treubruch gegen das Gesetz und die deutsche Nation geahndet werden.

Deutsche! In verhängnißvollem Augenblicke wenden wir uns an Euch.

Noch ist es Zeit, durch unsere eigene Kraft des Vaterlandes Größe, Einheit und Freiheit zu retten, ihm Achtung zu verschaffen nach Außen und Frieden im Innern! Noch ist es Zeit, unter den Bürgschaften der deutschen Reichsverfassung eine auf Freiheit gegründete Ordnung der Dinge wieder herzustellen.

Ruhe und Frieden, die unerläßliche Bedingung des Erblühens von Handel und Gewerbe werden nicht eher zurückkehren, bis der unvermeidliche Kampf zwischen dem Absolutismus und der Freiheit zu Gunsten der Freiheit beendet ist. Steht Alle zu uns mit Euer vollen Willens- und Thatkraft! Der gerechten Sache ist der Sieg gewiß.

Stuttgart, den 7. Juni 1849.

Die Mitglieder der deutschen Reichsregentschaft:

Franz Raveaux. Carl Vogt. Heinrich Simon. Friedrich Schueler. August Becher.

Proklamation der Stuttgarter „Reichsregentschaft".

daß Friedrich Wilhelm IV. Deutschland durch die Ablehnung einen Dienst erwies. Der „Romantiker auf dem Throne" war nicht der Mann, der in ernsten Tagen Preußens Kriegsschwert hätte führen können, und der junge Abgeordnete Otto von Bismarck hatte vollkommen recht, als er sich im Landtag über die Ereignisse vom 28. März bis zum 3. April scharf und bestimmt also aussprach: „Ich glaube, daß gerade dann, wenn wir den Frankfurter Souveränitätsgelüsten unsere Unterstützung versagen, Preußen um so eher imstande sein wird, die deutsche Einheit herbeizuführen. Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, das dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde." Preußens spätere Haltung gegenüber den Reichsangelegenheiten wird an anderer Stelle noch zur Darstellung gelangen; hier sollen uns zunächst Zerfall und Ende der konstituierenden Nationalversammlung beschäftigen.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Frankfurt gab Rümelin im Schwäbischen Merkur folgende Schilderung der Stimmung im Lager der Erbkaiserlichen Partei: „Die Deputation ist von Berlin mit einer Antwort zurückgekehrt, die unter allen überhaupt möglichen Antworten weitaus die schlimmste und ungenügendste war. Zwar wollte man die Sache selbst, die Oberhauptswürde, keineswegs zurückweisen, aber man wollte die Sache nicht in dieser Form. Der König will die Krone nicht aus der Hand einer Versammlung, die einer Revolution ihren Ursprung dankt, deren Ansprüche nur auf einem Akt der Revolution beruhen; er will sie von den gekrönten Häuptern, nicht von der Nation empfangen. Was er selbst noch von seiner Persönlichkeit zu den offiziellen Worten hinzufügte, durch den Ton, mit dem er das Aktenstück las, durch die Äußerungen gegen einzelne Abgeordnete zeigte er seinerseits die Absicht, es uns fühlen zu lassen, daß es eine Anmaßung sei, wenn eine Versammlung von Volksabgeordneten eine Krone schaffen und geben wolle. Durch die Antwort des Königs ist das ganze Werk wieder in weite Ferne gerückt und alles in Frage gestellt. Aber es steht in Wahrheit nicht so hoffnungslos, als es den Anschein hat. Was eine Nation will, kann und darf an der Individualität eines einzelnen Menschen nicht scheitern. Wir haben den König von Preußen nicht wegen, sondern trotz seiner Persönlichkeit zum Oberhaupt machen wollen, und die Sache wird auch trotz derselben zum Ziele geführt werden. Es hat sich ein Sturm von Petitionen und Adressen aus allen Teilen des Landes erhoben, dem der König schwer widerstehen wird. Die Nationalversammlung aber hat die einfache Aufgabe, an der Verfassung, wie sie nun ist, mit allen ihren Bestimmungen unter allen Umständen festzuhalten, nur den Augenblick eine abwartende Stellung einzunehmen, extreme Zumutungen abzuweisen und im äußersten Fall an die Nation zu appelieren. Wir glauben, daß sich für diese Politik eine hinreichend starke Majorität wird vereinigen lassen, um sowohl gegen die Regierungen, als gegen die österreichisch-bayerische Partei und gegen die Konventsgelüste der Linken standzuhalten; die Nation wird ihre Einheit und Freiheit in diesen letzten entscheidenden Stunden zu schützen wissen."

Der sonst so besonnene Staatsmann, dessen Berichte fast durchweg die jeweilige Lage klar und richtig beurteilten, hatte diesmal einen wesentlichen Faktor außer Berechnung gelassen — das Wiedererstarken der Macht der Regierungen; daran, daß das stolze Parlament nach wenigen Wochen in kraftlose Stücke zerfallen könnte, dachte er in der ersten Woche des April nicht einen Augenblick. Die Ereignisse sollten ihn rasch über seine Kurzsichtigkeit aufklären: Am 5. April rief Österreich, durch die Kaiserwahl tief erbittert, seine

Rückzug der aufständischen badischen Truppen nach der Schweiz am 11. Juli 1849.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

Abgeordneten zurück und die Mehrzahl der Schwarzgelben folgte ohne Widerspruch der Weisung ihrer Regierung. Die zurückbleibenden Volksvertreter beschlossen am 11. April, an der Reichsverfassung unter allen Umständen festzuhalten, in der Hoffnung, der König von Preußen werde noch anderen Sinnes werden; allein schon zehn Tage später gab die preußische Regierung die Erklärung ab, daß sie nunmehr die Reichsverfassung überhaupt ablehnen müsse. Das bedeutete die Vernichtung aller Hoffnungen, trotz der gleichzeitigen Aufforderung an die deutschen Fürsten, Bevollmächtigte nach Berlin zu entsenden, um die Frankfurter Beschlüsse zu einer brauchbaren Verfassung umzuschmieden; der Versuch, nach dem Vorbild Österreichs, nun auch die preußischen Abgeordneten zur Rückkehr in die Heimat zu veranlassen, schlug fehl, aber was das Gebot der Minister nicht vermocht hatte, geschah bald darauf freiwillig: am 20. Mai traten 65 der hervorragendsten Mitglieder — darunter Simson, Dahlmann, Gagern, Arndt und Mathy — aus der Nationalversammlung aus; wenige Tage später folgte ihnen der Rest der Mittelparteien. Die in der Paulskirche zurückbleibenden Radikalen beschlossen nun am 30. Mai, das Parlament nach Stuttgart zu verlegen, aber was dorthin übersiedelte, war nur noch ein glieder- und kraftloser Rumpf, dessen matter Thätigkeit ein rasches Ende bereitet wurde. Als die neu eingesetzte „Reichsregentschaft“ (vergl. S. 107) ihre angemaßten Befugnisse zu weit auszudehnen begann, als sie offen zum Kampf gegen den Absolutismus aufreizte und laut die Revolution predigte, ließ der liberale Minister Römer das Sitzungslokal des Rumpfparlaments am 18. Juni durch Soldaten sperren und die Abgeordneten auseinandertreiben. Der stolze Bau des ersten Reichsparlaments war in Trümmer gesunken. „So jämmerlich war“, schließt Sybel den der Nationalversammlung gewidmeten Abschnitt seiner Geschichte der Begründung des deutschen Reiches, „das Ende des hoffnungsreich und imposant begonnenen Werkes. Allein keine Schande, sondern ein Ruhm ist es, seinen Zeitgenossen voraus zu sein, und deshalb zwar erfolglos in der Gegenwart zu bleiben, wohl aber den Samen einer großen Zukunft auszustreuen. Dies hat die Nationalversammlung gethan und sich damit einen ehrenvollen Namen in der Geschichte behauptet. Die Richtung, die sie dem vaterländischen Sinn gegeben, ist unvertilgbar geblieben, und auch eine glücklichere Folgezeit hätte das Gelingen nicht erlebt, wäre nicht durch unser erstes Parlament trotz aller Irrtümer über die Mittel, mit so gewaltigem Nachdruck das Ziel dem Volke gezeigt worden: Die Freiheit im Innern, die Einheit nach außen.“

Rumpfparlament

Während die Linke im Parlament sich auf Beschlüsse und Proklamationen beschränkte, versuchten die Radikalen draußen im Lande durch neue Aufstände das wankende, seiner Stützen beraubte Verfassungswerk zu retten. Am 1. Mai bildete sich in der Pfalz eine provisorische Regierung, drei Tage später zwang eine in Dresden ausgebrochene Revolte den König Friedrich August zur Flucht nach der Veste Königstein. Die sächsischen Truppen wären der Übermacht erlegen, wenn die von Preußen erbetene Hilfe nicht rasch zur Stelle gewesen wäre; ihr gelang es, am 9. Juni die Ruhe wieder herzustellen. Der preußischen Regimenter harrte noch eine Fülle von schwerer Arbeit, in ganz Süddeutschland und in den Rheinlanden gärte es, da und dort gewannen die Aufständischen die Oberhand, vor allem in Baden, wo die Armee mit den Meuterern gemeinsame Sache machte und die großherzogliche Familie zwang, sich jenseits des Rheines in Sicherheit zu bringen. Am 13. Juni rückte daraufhin ein von dem Prinzen von Preußen geführtes Korps in die Pfalz ein, überschritt nach deren Unterwerfung den Strom und drängte die von dem Polen Mieroslawski geführten Freischaren [illegible] am 25. Juni mußte die provisorische Regierung sich von Karlsruhe nach

Die Ungarn erstürmen am 21. Mai 1849 die von General Hentzy verteidigte Ofener Burg.

Nach einer Lithographie von August von Pettenkofer.

Offenburg, dann nach Freiburg zurückziehen, während die Preußen die Festung Rastatt einschlossen. In der Mitte der zweiten Juliwoche rettete sich eine Abteilung der Aufständischen nach der anderen auf den sicheren Boden der Schweiz, während die in Rastatt Eingeschlossenen sich am 23. auf Gnade und Ungnade ergeben mußten. Mit blutiger Strenge walteten die Standgerichte ihres Amtes, manch blühendes Leben endete zu früh durch Pulver und Blei als Opfer des Wahnes, daß Deutschland auf dem Wege der Revolution geeinigt werden könnte.

Ungarn. Wenige Wochen später gelang es auch Österreich, die Kraft der Revolution überall zu brechen. Nach der Einnahme von Wien hatte der siegreiche Feldherr Fürst Windischgrätz den Ungarn eine Frist von vierzehn Tagen zur Niederlegung der Waffen gewährt; er zweifelte wohl selbst nicht daran, daß seine Mahnung unbeachtet verhallen würde. Die Magyaren erklärten denn auch, um dem Trotz noch den Hohn beizugesellen, durch einen Reichstagsbeschluß die Thronentsagung des Kaisers Ferdinand für ungültig und verweigerten dem neuen Herrscher die Anerkennung, weil niemand ohne Befragung der Nation über den ungarischen Königsthron verfügen dürfe. Am 5. Januar 1849 rückten daraufhin Windischgrätz und Jellachich in Budapest ein und zwangen den Reichstag zur Flucht nach Debreczin; doch damit gelangte das siegreiche Vorwärtsdringen der Österreicher zum Stillstand, bald erlitten sie eine Niederlage nach der anderen. Im Rausch des Erfolgs ließen sich die Ungarn zu ihrem Unheil hinreißen, auf Kossuths Antrag, dem Hause Habsburg für ewige Zeiten das Recht auf die Krone abzusprechen und die Selbständigkeit ihres Staates zu verkünden; zum Präsidenten ward Ludwig Kossuth erwählt. Damit gaben sie dem Gegner die ersehnte Gelegenheit, die Hilfe des Auslandes zum Schutze der von der Revolution bedrohten Monarchie anzurufen, und diese Hilfe ward vom Zaren Nikolaus bereitwilligst gewährt. Während ein starkes russisches Heer, geführt von dem kriegserprobten General Paskewitsch, heranzog, gelang es den Magyaren, ihre Feinde mehr und mehr zurückzudrängen und endlich die vom General Hentzy tapfer ver-
21. Mai 1849. teidigte Ofener Burg im Sturm zu nehmen. Das Kriegsglück wechselte: Am 28. Juni nahm die vereinigte österreichisch-russische Armee Raab und zwang den Reichstag zur Flucht nach Szegedin, Jellachich dagegen wurde bei Hegyes ebenso geschlagen wie ein Teil der Russen bei Waitzen vom General Gorgey, dem am 11. August von Kossuth die unumschränkte Gewalt übertragen wurde; der Gebrauch, den er davon machte, war ein schimpflicher — am 13. August streckte er bei Vilagos vor den Russen die Waffen.

Italien. Auch in Italien hatten inzwischen Radetzkys glänzende Feldherrntugenden zum Siege geführt. Als nach Ablauf des nach der Schlacht bei Custozza (S. 90) geschlossenen Waffenstillstandes die Feindseligkeiten wieder eröffnet wurden, rückte der tapfere Greis sofort so energisch vor, daß er die Piemontesen bereits am 23. März bei dem Städtchen Novara entscheidend zu schlagen vermochte. Karl Albert von Sardinien, der in der Schlacht vergeblich den Tod gesucht hatte, verzichtete noch in der gleichen Nacht auf die Krone, die nunmehr auf seinen ältesten Sohn Viktor Emanuel überging. Während der Vater als Flüchtling das sonnige Land verließ, für dessen Freiheit er alles geopfert hatte, schloß der Sohn am 6. August den Frieden von Mailand ab, der Österreichs frühere Machtstellung wieder herstellte. In den übrigen italienischen Staaten unterlag die Revolution gleichfalls noch im Sommer des Jahres 1849: Am 3. Juli konnten die französischen Truppen, die der Papst [illegible] gerufen hatte, in das besiegte Rom ihren Einzug halten und die weltliche Macht des Kirchenfürsten mit all ihren Mängeln wieder aufrichten; am 22. August ergab sich nach [illegible] Belagerung auch die Perle der Adria, das unvergleichliche Venedig, den Österreichern.

Schlacht bei Nov

Nach dem Gemälde von Albrecht A

Verlag [illegible] Jahrhundert.

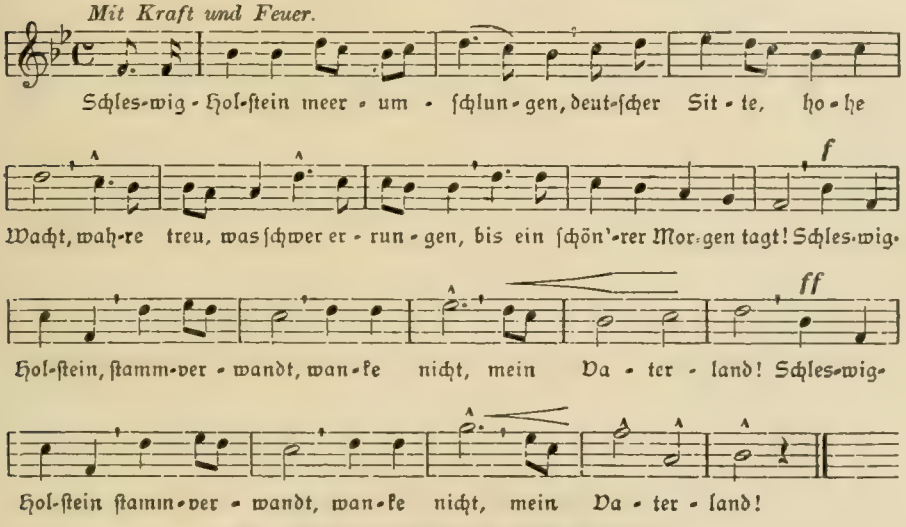
m 23. März 1849.

der Neuen Pinakothek zu München.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

Italien war mit scharfen Schwertstreichen wieder dem Doppeladler botmäßig gemacht worden, aber die Sehnsucht nach der nationalen Einheit und Unabhängigkeit erloich dort so wenig, wie in den deutschen Landen. Hier wie dort hatte man dem Rad der Zeit voranzueilen versucht, hier wie dort hatte es die Übereifrigen zermalmt . . . Das gleiche Schicksal ward auch dem Stamm nicht erspart, dessen Befreiungsversuchen von fremdem Joch wir uns nun zuwenden: Die Herzogtümer Schleswig und Holstein*) hatten im Jahre 1460, am ersten Sonntag nach der Fastenzeit, Christian I. von Dänemark zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein gewählt und ihm gehuldigt: „nicht als einem König zu Dänemark, sondern aus Gunst zu seiner Person". Der neue Herr hatte seinerseits auf der Seuzerbrücke der Landesfeste Rendsburg feierlich gelobt, „die Lande nach allem Vermögen in gutem Frieden und auf ewig ungeteilt zu erhalten". Ein deutsches Land hatte danach zwar einen Dänen zum Herzog gewählt, sich aber ausdrücklich seine Selbständigkeit gewahrt: nur eine Personal- Schleswig-Holstein.

Schleswig-Holstein meerumschlungen.



Die „National-Hymne" der Elbherzogtümer.

Gedichtet von M. F. Chemnitz, komponiert vom Organisten Bellmann in Schleswig.

union sollte zwischen den beiden Staaten bestehen, aber niemals etwa Schleswig zu einer Provinz des dänischen Gesamtreiches herabsinken dürfen. Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert ward dieser Vorbehalt von allen Machthabern auf dem dänischen Thron getreulich beachtet und anerkannt; erst mit dem Anfang des 19. Säkulums begann in Kopenhagen eine fanatische Partei sich zu regen, deren Ziel ein Großstaat „bis zur Eider", also die Einverleibung der deutschen Lande war. Bis dahin hatten die Bewohner deutsche Sprache und deutsche Sitte sich bewahrt, und die Regierenden hatten dem Brauch der Regierten sich angepaßt; unter der Herrschaft Friedrichs VI. und Christians VIII. wurde dagegen mit allen Kräften die Dänisierung begonnen. War erst das Deutschtum der Schleswig-Holsteiner in Vergessenheit geraten, dann konnten, so wähnte man, die Träume der Eiderdänen leicht sich erfüllen; so wurde denn kurzweg die dänische Sprache an Stelle der deutschen zur Amtssprache erhoben.

*) Vergl. Hans Kraemer „Deutsche Helden" S. 150 ff.

Das war nur das Vorspiel; im Jahre 1846 wurde der Hauptschlag gewagt: Am
Offener Brief. 8. Juli erschien ein „Offener Brief" des Dänenkönigs an seine getreuen Unterthanen, der in dürren Worten erklärte, daß bei dem zu befürchtenden Erlöschen des Mannesstammes die weibliche Linie des dänischen Herrscherhauses wie im Königreich so auch im Herzogtum Schleswig erbberechtigt sein sollte. Das bedeutete in zwiefacher Hinsicht eine Verletzung niemals aufgehobener Verträge, denn erstens hatte in den Herzogtümern das „Königsgesetz" über die Thronfolge der weiblichen Linie keine Geltung, und zweitens wäre damit die von der Verfassung verbotene Teilung der Lande zur Thatsache geworden. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich in Schleswig und Holstein; in erregten Versammlungen legte das Volk allerorten gegen die drohende Vergewaltigung Protest ein und ließ den Dänenkönig ahnen, das Wehr und Waffen die Jahrhunderte alte Verfassung schirmen würden. Christian VIII. sollte den Ausbruch des offenen Kampfes nicht mehr erleben, er starb am 20. Januar 1848, und Friedrich VII. bestieg den Thron. Sein erstes Werk war die Verkündigung einer Gesamtstaats-Verfassung, die von den Ständen der Herzogtümer mit der Forderung einer selbständigen Verfassung beantwortet wurde. Vergebliches Hoffen! In Kopenhagen war inzwischen, von der Volksgunst emporgehoben, ein neues Ministerium ans Ruder gelangt, das willens war, die Einverleibung Schleswigs mit Gewalt durchzuführen; der Konflikt war unvermeidlich geworden...

Am 23. März 1848 traten deshalb auf Berufung des Advokaten Beseler, des Führers der deutschen Partei, Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein (Prinz von Noer), Graf Reventlow-Preetz, der Advokat Bremer, der Kaufmann Schmidt und die angesehendsten Bürger von Kiel auf dem dortigen Rathaus zusammen und riefen die fünf Erstgenannten als Provisorische
Provisor. Reg ierung. Regierung aus. Die dänischen Befehlshaber wurden gezwungen, ihr Kommando niederzulegen, Eilboten durchflogen das Land nach allen Richtungen und verkündeten, überall jubelnd begrüßt, in Städten und Dörfern die Neugestaltung der Dinge. Ohne Blutvergießen wurde am nächsten Tag die wichtige Grenzfestung Rendsburg vom Prinzen Friedrich, der den Oberbefehl über die Truppen übernommen hatte, besetzt; Altona und Schleswig schlossen sich der neuen Staatsgewalt an. Während die Dänen einen großen Teil ihrer Armee mobil machten und über 14000 Mann ins Feld rücken ließen, gebot die provisorische Regierung nur über 2000 geschulte Soldaten. Es hieß also, aus Freiwilligen ein Verteidigungsheer schaffen, und nun wiederholte in Schleswig-Holstein sich im Kleinen, was Preußen anno 1813 im Großen an Opferfreudigkeit und Begeisterung bewiesen hatte: Der Landmann verließ den ererbten Hof, der Fischer zog das Boot auf den Strand, der Gelehrte stieg vom Katheder herab, der Handwerker band das Schurzfell ab und schloß die Werkstatt, und alle griffen zu den Waffen, um das Vaterland zu schützen. Aus vielen Teilen Deutschlands eilten Offiziere und Freiwillige herbei, um dem Bruderstamm hilfreich die Hand zu bieten, allen voran der Flügeladjutant des Bayernkönigs, Major v. d. Tann. Von Tag zu Tag erhielt die kleine Armee der Schleswig-Holsteiner namhafte Verstärkungen: Fast die ganze Universität Kiel ließ sich einreihen, die Söhne der Gutsbesitzer, junge Förster, Turner, Ärzte und Beamte eilten zu den Sammelplätzen, selbst halbwüchsige Knaben begleiteten die Ausziehenden als Trommler und Hornisten.

Wohl war die Armee der Schleswig-Holsteiner allmählich auf 7000 Mann angewachsen, die genügt hätten, das kreuz und quer von „Knicks" — meterhohen, mit Strauchwerk bewachsenen Erdwällen zwischen den einzelnen Feldern — durchzogene Land zu verteidigen; aber es fehlte dem jungen Heere nicht nur vielfach an Waffen und Munition, sondern auch an [illegible]bten Führern und vorsichtigen Strategen. Statt den vordringenden Dänen

aufzulauern und aus sicherem Hinterhalt die totbringenden Geschosse zu versenden, verließ man die natürlichen Deckungen und zog dem Feind dorthin entgegen, wo er seine überlegene Kavallerie und Artillerie entwickeln konnte. Schon am 9. April sollte dieser grobe Fehler sich furchtbar rächen: Am Morgen jenes Tages rückten 10000 Dänen gegen das bei Bau stehende Centrum der Schleswig-Holsteiner vor, vermochten aber trotz ihrer großen Übermacht das von nur dreihundert Mann verteidigte Dorf nicht, wie sie hofften, im ersten Sturm zu nehmen. Nachdem die tapfere Schar endlich zum Rückzug gedrängt war, warfen die Dänen sich auf das Dorf Clues, das gleichfalls verzweifelten Widerstand leistete; bald war auch dieser Posten verloren. Zugleich mit dem Centrum hatten die Rotröcke auch den rechten Flügel der Deutschen angegriffen, dessen Kern die Kieler Studenten und Turner unter Führung des Majors Michelsen bildeten. Viele Stunden lang ließ das gut gezielte Feuer der

Gefecht bei Bau

Mitbürger!

Unser Herzog ist durch eine Volksbewegung in Kopenhagen gezwungen worden, seine bisherigen Rathgeber zu entlassen und eine feindliche Stellung gegen die Herzogthümer einzunehmen. Der Wille des Landesherrn ist nicht mehr frei und das Land ohne Regierung. Wir werden es nicht dulden wollen, daß deutsches Land dem Raube der Dänen preisgegeben werde. Große Gefahren erfordern große Entschließungen; zur Vertheidigung der Grenze, zur Aufrechterhaltung der Ordnung bedarf es einer leitenden Behörde.

Folgend der dringenden Nothwendigkeit und gestärkt durch das uns bisher bewiesene Zutrauen haben wir, dem ergangenen Rufe folgend, vorläufig die Leitung der Regierung übernommen, welche wir zur Aufrechthaltung der Rechte des Landes und der Rechte unseres angestammten Herzogs in seinem Namen führen werden.

Wir werden sofort die Vereinigte Ständeversammlung berufen und die übernommene Gewalt zurückgeben, sobald der Landesherr wiederum frei sein wird, oder von der Ständeversammlung andere Personen mit der Leitung der Landesangelegenheiten betraut werden.

Wir werden uns mit aller Kraft den Einheits- und Freiheitsbestrebungen Deutschlands anschließen. Wir fordern alle wohlgesinnten Einwohner des Landes auf, sich mit uns zu vereinigen. Laßt uns durch Festigkeit und Ordnung dem deutschen Vaterlande ein würdiges Zeugniß des patriotischen Geistes geben, der die Einwohner Schleswig-Holsteins erfüllt!

Die provisorische Regierung.

Kieler Proklamation vom 23. März 1848.

heldenmütigen Schar die Dänen keinen Fuß breit Boden gewinnen, bis das Zurückweichen des Centrums dazu zwang, zum Schutz der Flanke zurückzugehen, um den Anschluß an die Hauptmacht wieder zu gewinnen. Querfeldein ging es dann, über Gräben und Knicks hinweg, unter dem verheerenden Kartätschenhagel der feindlichen Kriegsschiffe in der Flensburger Bucht, nach Clues. Tollkühn nahmen die Kieler dort den ungleichen Kampf wieder auf, schlugen jeden der zahllosen Bajonettangriffe der Dänen ab und verschanzten sich endlich in den Mühlen und anderen festen Gebäuden. Vollkugeln und Bomben zerschmetterten die Mauern und vertrieben sie auch aus dem letzten Rückhalt; doch erst als der Führer und fast alle Offiziere gefallen, die letzten Patronen verschossen waren, zogen die Reste der Heldenschar sich nach Flensburg zurück. Vom frühen Morgen bis zur vierten Nachmittagsstunde hatten die todesmutigen Jünglinge verzweifelt gefochten, nun erlahmten ihre Kräfte, sie mußten die Waffen strecken. Fast beispiellos in der Kriegsgeschichte ist die unmenschliche Behandlung, die

Kampf der Kieler Turner und Studente
Nach dem Gemä

die Dänen bei Bau am 9. April 1848.

g Bleibtreu.

den unglücklichen Gefangenen von den Dänen zu teil ward. Halb verschmachtet wurden sie auf Schiffe geschleppt und nach Kopenhagen geführt; dort bewarf der Pöbel sie mit Kot und spie sie an, selbst die Frauen der höheren Stände schämten sich nicht, den von Wunden bedeckten Braven die gemeinsten Schimpfworte entgegenzuschleudern. Erst mit der Überführung auf die vor der Stadt liegenden alten Schiffe „Dronning Maria" und „Waldemar" begann die Lage der fünf Monate lang Gefangenen sich allmählich zu bessern. — Ein Schmerzensschrei durchhallte die deutschen Gaue, als die Trauerkunde von der Vernichtung der Freiheitskämpfer eintraf und allerorten inniges Mitleid mit dem Schicksal der Stammesgenossen weckte; bald traten nun an die Stelle ungeschulter Freiwilligen reguläre Truppen. Am 24. März hatte die provisorische Regierung Preußen um Hilfe gebeten und sofort die Zusicherung erhalten, daß eine starke Heeresmacht unverzüglich in Kriegsbereitschaft gesetzt werden sollte. Schon am 4. April waren die Garderegimenter in Altona eingetroffen, am 10. April erhielten sie den Befehl, in Schleswig einzurücken, um die Trennung der Herzogtümer mit Waffengewalt zu verhindern, und zehn Tage später wurde General von Wrangel zum Oberbefehlshaber der gesamten, etwa 30000 Mann starken deutschen Streitkräfte in Schleswig-Holstein ernannt. Am 23. April begann der Vormarsch gegen die gut gewählte Stellung der dänischen Hauptarmee, die sich hinter dem berühmten „Danewerk", einem tausendjährigen, 15 bis 20 Fuß hohen, langgestreckten Erdwall verschanzt hatte. General Wrangel wollte erst am folgenden Tage den Hauptschlag führen, aber die Vortruppen wurden so rasch in einen heißen Kampf verwickelt, daß ein Abbrechen des Gefechts äußerst bedenklich gewesen wäre. So ward denn schon am 23. die Schlacht bei Schleswig geschlagen, das Danewerk erstürmt und der Feind nach verzweifelter Gegenwehr aus allen seinen Stellungen vertrieben. Um neun Uhr abends hatten die mit großer Kühnheit kämpfenden Preußen auf allen umstrittenen Punkten den Sieg erfochten, die dänische Armee eilte in voller Flucht nach Flensburg zurück. Was noch Widerstand hätte leisten können, wurde am 24 beim Bilschauer Krug von den Truppen des 10. deutschen Bundeskorps geschlagen und zersprengt. Hätte der Oberbefehlshaber sofort mit allen Kräften die Verfolgung der Fliehenden aufgenommen, so wäre das ganze dänische Heer kampfunfähig geworden; leider ließ Wrangel dem Feind genügend Zeit, sich mit Geschütz, Munition und Troß nach Sonderburg auf der Insel Alsen zu retten, wohin die Deutschen bei dem Mangel einer Flotte nicht zu folgen vermochten.

Preußens Eingreifen

Schlacht bei Schleswig.

Schleswig war vom Feinde befreit und die Aufgabe der deutschen Truppen damit zunächst gelöst; nun hieß es die Dänen verhindern, nach dem Abzug der Preußen neuerdings über die Herzogtümer herzufallen, es hieß sie zu einem Frieden zwingen, der die Schleswig-Holsteiner vor den Umtrieben der großdänischen Partei schützte. General v. Wrangel verhehlte sich nicht, daß seine Armee nicht stark genug war, um ganz Jütland erfolgreich zu besetzen, aber trotzdem gab er den Befehl, am 27. April den Vormarsch nach Norden anzutreten. Die Düppler Schanzen wurden zerstört und am 3. Mai die Festung Fridericia genommen; dann verflossen drei Wochen fast thatenlos, bis die Dänen am 28. Mai den Alsensund überschritten, sich auf die unter dem Befehl des Generals Halkett stehenden Bundestruppen warfen und sie nach blutigem Kampf zurückdrängten. Zwar gelang es den zu Hilfe eilenden Preußen, den Feind am 5. Juni zu besiegen, aber zu einem Hauptschlag kam es nicht mehr, dank der Thätigkeit der Diplomaten, die so oft schon zerstörten, was das Schwert erkämpft hatte. Die europäischen Großmächte hatten sich allmählich in den Streit eingemischt und Preußen durch versteckte und offene Drohungen dazu gedrängt, an den schleswiger

Einmischung der Großmächte

Wirren weniger lebhaften Anteil als bisher zu nehmen. Das Resultat dieser Bemühungen war ein Waffenstillstand, der in Malmö am 26. August zustande kam und den Feindseligkeiten bis zum Beginn des Jahres 1849 vorläufig ein Ziel setzte. Die Herzogtümer mußten von den Truppen beider Parteien geräumt und die den Handel aufs schwerste schädigende dänische Blokade der preußischen Küste aufgehoben werden. Vertrag von Malmö.

Der Vertrag von Malmö verriet die ganze Ohnmacht Deutschlands: Am 9. Juni hatte die Frankfurter Nationalversammlung auf Dahlmanns Antrag erklärt, daß „die schleswiger Sache als eine Angelegenheit der deutschen Nation zu dem Bereich ihrer Wirksamkeit gehöre und sie Sorge tragen werde, daß bei dem Friedensschluß mit Dänemark das Recht der Herzogtümer und die Ehre Deutschlands gewahrt bleibe". Drei Monate später mußte das

Die Gefangenen-Schiffe „Dronning Maria" und „Waldemar" vor Kopenhagen.
Nach einem Holzschnitt aus dem Jahre 1848.

Parlament zähneknirschend und seine eigene Ohnmacht erkennend einem Pakt zustimmen, der weder Recht noch Ehre wahrte, es mußte gegen Wunsch und Überzeugung den Waffenstillstandsvertrag und seine Konsequenzen gutheißen. (Vergl. S. 92)

Die Unterstützung durch die Großmächte gab den Eiderdänen in Kopenhagen neuen Mut, am 22. Februar 1849 kündigten sie den Wiederbeginn der Feindseligkeiten auf den 26. März an und sammelten gleichzeitig auf Alsen ein starkes Heer. Der deutsche Bund antwortete mit der Entsendung eines aus Nord- und Süddeutschen zusammengesetzten Korps von 35000 Mann, dem sich 15000 Schleswig-Holsteiner anschlossen. An Stelle Wrangels, dessen Oberleitung vielfach mit Recht bemängelt worden war, übernahm diesmal der preußische General von Prittwitz den Befehl und drängte die Dänen rasch nach Jütland zurück. Bevor es jedoch auf dem Lande zu einer entscheidenden Schlacht kam, wurde an der von sächsischen Truppen — unter Führung des Herzogs Ernst von Coburg — besetzten Ostküste, bei Eckernförde ein glänzender Sieg über einen Teil der starken dänischen Flotte errungen Feldzug des Jahres 1849.

Seefg bei Eckernförde

Am Abend des 4. April war dem Hauptquartier das Nahen eines starken dänischen Geschwaders, das einen Angriff auf Eckernförde zu planen schien, signalisiert worden. Sofort wurde alles zur Gegenwehr gerüstet, die Infanterie zur Besetzung des Strandes herbeigezogen und die unbedeutende Küstenartillerie in Gefechtsbereitschaft gesetzt. Zwei kleine Schanzen waren im Jahre 1848 zum Schutz des Hafens erbaut worden, die Nordbatterie mit sechs Geschützen und gegenüber die Südbatterie mit nur vier eisernen Kanonen; zur Bedienung für beide waren im ganzen ein Offizier, vier Unteroffiziere und 72 Artilleristen, fast durchweg Rekruten, vorhanden. Dazu kam noch eine nassauische Feldbatterie, deren Mitwirkung indessen auf die Abwehr eines etwa beabsichtigten Landungsversuches beschränkt schien. Am Gründonnerstag, früh um sechs Uhr, fuhr das dänische Geschwader, das während der Nacht draußen gekreuzt hatte, mit vollen Segeln in den Eckernförder Hafen ein: vorauf das stolze Linienschiff „Christian VIII." mit 92 Kanonen, dahinter die Fregatte „Gefion" mit 54 Kanonen, die Dampfschiffe „Hekla" mit sieben und „Geyser" mit sechs Geschützen. Nach dem Befehl des dänischen Admirals sollte die Flotille die Strandbatterien zerstören, dann durch gelandete Truppen sich der Stadt bemächtigen und nach Vernichtung aller dort gefundenen Vorräte schleunigst den Rückzug antreten. Die Führer der vier Schiffe verhehlten sich keineswegs, daß der widrige Wind dem Geschwader sehr gefährlich werden konnte, hielten es aber andererseits für ein Leichtes, mit ihren 159 Geschützen die kleinen Strandbatterien zum Schweigen zu bringen. Ihre Hoffnungen gingen in Trümmer, ihre Befürchtungen wurden zur Wahrheit. Je schlechter die Dänen zielten, um so besser trafen die Deutschen. Nach siebenstündigem Kampfe mußte die „Gefion", bald darauf das brennende Linienschiff die Flagge streichen. Während der „Christian VIII." durch Explosion seiner Pulverkammer völlig zerstört wurde, trug die eroberte Fregatte „Gefion" noch lange Jahre die deutschen Farben am Heck.

Dem Sieg über die dänische Seemacht folgten bald erfolgreiche Gefechte der Landarmee. Aufgabe der Truppen war zunächst die Eroberung der ganzen Halbinsel Sundewitt, die, durch eine Brücke mit der Insel Alsen verbunden, eine Art von Ausfallpforte für alle Operationen des dänischen Heeres bildete. Die Brücke selbst war durch starke Werke geschützt und den Weg zu ihr sperrten die Düppler Schanzen, die im Herbst des Jahres 1848 wieder errichtet und mit schwerem Geschütz besetzt worden waren. In den ersten Morgenstunden des 13. April unternahmen bayrische und sächsische Bataillone den Sturm, der vollkommen gelang; der Feind wurde bis zum verschanzten Brückenkopf zurückgeworfen. Die Hoffnung aber, diesmal werde der Übergang nach Alsen unternommen, Sonderburg erstürmt und damit der Stützpunkt der dänischen Streitkräfte zerstört werden, ging wieder nicht in Erfüllung. General v. Prittwitz ließ nur einen kleinen Teil seiner Armee im Sundewitt zurück und rückte mit der Hauptmacht, genau wie Wrangel im Jahre 1848, nordwärts nach Jütland. Die schweren Opfer des Düppelsturmes waren umsonst gebracht . . . Die Schleswig-Holsteiner waren inzwischen nicht müßig gewesen, langsam aber stetig waren sie den zurückweichenden Dänen bis vor die Thore der Stadt Kolding gefolgt, die weit überlegene Truppenmassen besetzt hielten. Kolding mußte erobert werden, weil sein Besitz für die Behauptung Nordschleswigs von größter Bedeutung war. Am 20. April 1849, früh um fünf Uhr begann der Angriff, der nach wenigen Stunden zum Siege führte; auch das Gefecht, das am 23. April um den Besitz der Stadt geliefert wurde, endete verlustreich für die Dänen.

Leider folgte diesen Siegen wieder eine lange Zeit bedenklicher Unthätigkeit und [illegible] schwere Niederlage, die alle bis dahin errungenen Vorteile zu nichte machte:

Preußische Brief- und Personenpost um die Mitte des Jahrhunderts.

Nach einem Gemälde von C. Rechlin im Reichspostmuseum zu Berlin.

Beilage zu Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert".

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

Die Fregatte „Gefion" bei Eckernförde am 5. April 1849.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie von J. Wagener.

Den Dänen gelang es am 6. Juli, das die Feste Fridericia belagernde schleswig-holsteinische Korps des Generals v. Bonin zu zersprengen und so völlig zu schlagen, daß Preußen, des Kampfes müde und von Rußland gedrängt, einen neuen Waffenstillstand abschloß. Das war das Ende des Feldzugs des Jahres 1849, der trotz der anfänglich so glänzenden Erfolge für Schleswig-Holstein verhängnisvoll wurde. Denn an die Waffenruhe schlossen sich sofort Friedensunterhandlungen an, bei denen die Diplomaten der verschiedenen Großmächte alle erdenklichen Interessen wahrnahmen, nur nicht diejenigen der schwergeprüften Herzogtümer Schleswig

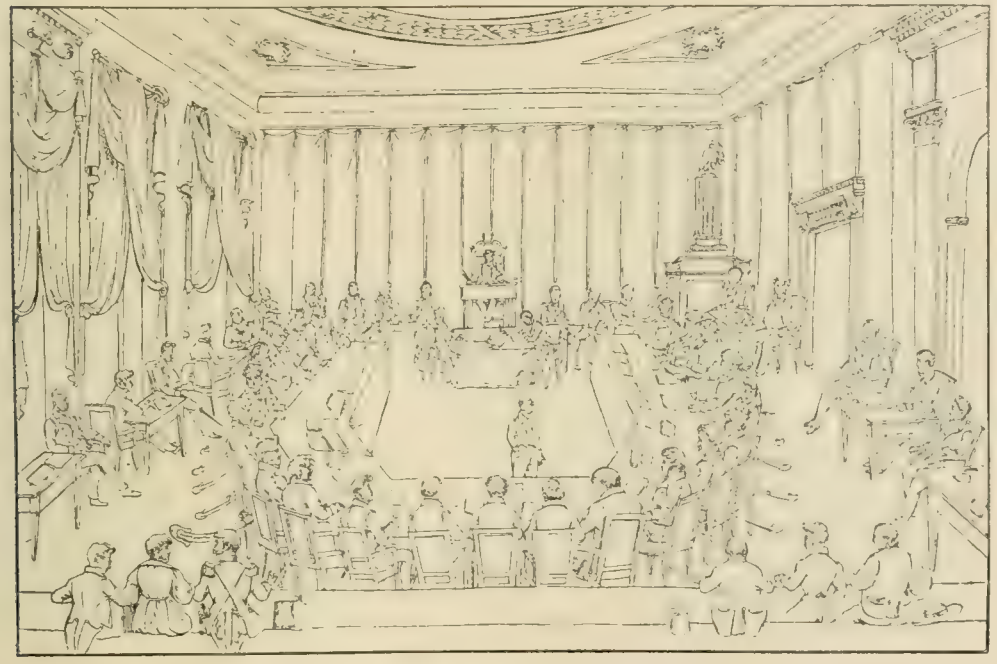
und Holstein. So kam es, daß durch den Berliner Frieden vom 2. Juli 1850 die Provinzen, die Gut und Blut für ihre Selbständigkeit geopfert hatten, an Dänemark, ihren verhaßten, rachegierigen Feind, ausgeliefert wurden. Wohl rafften die Verzweifelten sich zu einem letzten Kampf um die verlorene Freiheit auf und zogen, nunmehr vereinsamt, noch einmal gegen die Dänen ins Feld; aber bei Idstedt wurde ihre Armee am 25. Juli 1850 entscheidend geschlagen, und bald darauf verlangte der wieder hergestellte deutsche Bundestag mit aller Entschiedenheit die Einstellung aller Feindseligkeiten. Dreizehn schwere Jahre folgten — der Tag der Befreiung vom dänischen Joch brach dann erst an, als der Regierungswechsel in Preußen an Stelle Friedrich Wilhelms IV. dessen thatkräftigen Bruder Wilhelm I. auf den Thron geführt hatte . . .

* * *

Schweiz. Wie die großen, so blieben auch die kleinen europäischen Staatswesen von den Erschütterungen nicht verschont, die von Paris ausgehend, in den Jahren 1830—48 die Beziehungen zwischen Herrschenden und Beherrschten in ihren Grundfesten wanken ließen. Auch jener Staat, von dem Metternich gesagt hatte, daß man ihn erfinden müßte, wenn er noch nicht bestände, die von sechs Ländern umklammerte Schweiz, hatte ihre revolutionäre Sturmzeit . . . In der großen Flickstube des Wiener Kongresses hatte man den freien Alpensöhnen ein dünnes Wämslein zusammengestückt, das da und dort drückte, hier und da Blößen sehen ließ, und das Bergvolk zwar vor dem schädlichen Einfluß der Großmächte, aber damit nicht zugleich vor dem Frosthauch der Reaktion zu bewahren vermochte. Die Schweiz ging aus der schrecklichen Prüfung der napoleonischen Zeit, in der sie hätte untergehen können, dennoch gestärkt hervor; die Keime zu ihrer nationalen Entwickelung — sagt Numa Droz in seiner trefflichen Darstellung der politischen Geschichte seiner Heimat („Die Schweiz im 19. Jahrhundert") — waren gepflanzt. Das neue Verfassungsgebäude zeigte sich scheinbar als ein wohlgefügter, solider Bau. Nach außen hin erschien die Schweiz stärker als vor der napoleonischen Epoche: Ihre Westgrenze war durch den Einfluß des alten Bistums Basel und des Fürstentums Neuenburg verbessert worden, dagegen blieb Genf ein verwundbarer Punkt, trotz der Neutralisierung von Hochsavoyen. Im übrigen war die militärische und politische Neutralität der Schweiz von ganz Europa ausdrücklich anerkannt worden. Im Innern bestand die Schweiz aus 22 souveränen, somit gleichberechtigten Kantonen und die Verfassung von 1815 war nichts anderes als ein Bündnisvertrag zwischen denselben; sie gewährleisteten sich gegenseitig ihre Verfassungen, ohne diese durch die Tagsatzung genehmigen zu lassen, ihr Gebiet, die Ordnung im Innern und nach außen. Die Tagsatzung bestand aus Abgeordneten der Kantone, deren jeder eine Stimme hatte, und sie entschied über Krieg und Frieden, über Bündnis- und Handelsverträge, ernannte die Gesandten und die höheren Befehlshaber der eidgenössischen Landesverteidigung. Die Verfassung sicherte zwar ausdrücklich jedem Bürger gleiche Rechte zu, aber sie bot nicht zugleich Mittel und Wege, um den aristokratischen Bestrebungen nach Wiederherstellung der beseitigten Sonderrechte energisch begegnen zu können; bald war der Einfluß der alten regierenden Familien in den einzelnen Kantonen wieder überall zum Sieg gelangt. „Der Boden, der durch den Pflug der fremden Einfälle in den Jahren 1798 bis 1815 tief aufgewühlt war, mußte noch besonders bearbeitet und geeggt werden, bevor er die Saat des Liberalismus aufzunehmen vermochte. Obschon das [illegible] Leben der Schweiz damals in die Kantone gebannt war, so war doch ein eidgenössischer Gedanke erstanden, der die Gesamtheit des Volkes mächtig ergriff."

Den äußeren Anstoß zur Umgestaltung und Verbesserung der inneren Zustände gab

auch in der Schweiz die Pariser Julirevolution. Stürmische Volksversammlungen unter freiem Himmel verlangten, zum Teil in drohendem Tone, die Revision der Verfassungen, und in vielen Kantonen zeigte die Regierung sich rasch bereit, die liberalen Forderungen zu bewilligen — ehe ein halbes Jahr ins Land ging, waren die Reformen in der Mehrzahl der Kantone ohne ernste Unruhen oder gar Blutvergießen durchgeführt, war die repräsentative Volksherrschaft angebahnt. Die Berner Aristokraten gaben erst im Jahre 1831 nach, noch länger dauerten die Kämpfe in Schwyz und Basel; in Uri, Unterwalden und Wallis blieb alles unverändert. Der Umgestaltung der Verfassungen der Einzelstaatswesen mußte notwendig eine Revision der Bundesverfassung folgen, und um diese zu beschleunigen, schlossen im März 1832 Zürich, Bern, Luzern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau ein

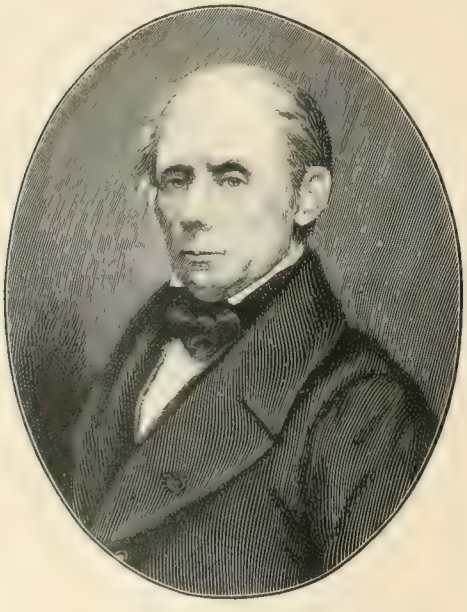


Sitzung der Schweizer Tagsatzung zu Bern.
Nach einem Stich der Sammlung v. Multnen zu Bern.

Konkordat, das die Tagsatzung zur Umgestaltung der Bundesverfassung zu bewegen strebte. Allein der Druck, den jene sieben Kantone auf die Gesamtheit ausübten, weckte den Widerspruch der reaktionär gesinnten Kantone Baselstadt, Schwyz, Uri, Unterwalden und Neuenburg, die ihrerseits durch den sogenannten Sarner Bund alle liberalen Reformen aufzuhalten suchten. So kam es, daß der um Weihnachten des Jahres 1832 fertig gestellte Entwurf einer Verfassungsänderung keiner der beiden Parteien genügte und bei der Volksabstimmung verworfen wurde. Damit verschwand die Revisionsfrage auf anderthalb Jahrzehnte von der Tagesordnung der gemeinsamen obersten Behörde; erst das für halb Europa so bedeutungsvolle Jahr 1848 sollte auch der Schweiz eine neue Gestalt geben.

Die Zeit zwischen diesen ersten Reformversuchen und der Vollendung der neuen Verfassung, die das Fundament des modernen Schweizer Staatsgebäudes bildet, erfüllten Streitig-

keiten zwischen Aristokraten und Radikalen innerhalb der einzelnen Kantone, dann und wann auch offene Kämpfe zwischen den einzelnen Teilen des helvetischen Bundesgebietes. Den klar blickenden Patrioten drängte sich dabei mehr und mehr die Überzeugung auf, daß eine starke Centralgewalt allein imstande sei, eine dauernde Ordnung herzustellen und den inneren Frieden zu sichern. „Das Schweizervolk glich damals einem entfesselten Bergstrom, dessen Wasser brausend und tobend einer engen Felsschlucht zudrängen, und auf diesen tollen Fluten trieben seine politischen Geschicke dahin, wie ein schwankes Schifflein, das der Strudel fortreißt; keine starke Hand war da, es sicher zu leiten und zu behüten." Die Schweizer Verfassung von 1815 litt an dem gleichen Fehler wie die französische von 1830 (vergl. S. 32), ihr fehlte das Sicherheitsventil, die Bestimmung über die Möglichkeit einer Abänderung; auch ihre Urheber hatten den Ehrgeiz gehabt, ein unumstößliches Gesetz zu schaffen. Eine andere Quelle von gefahrdrohender Schwäche, sagt der oben genannte frühere Bundespräsident, ergab sich aus der wechselnden Führung des Vorortes durch die drei Städte Zürich, Bern und Luzern, die eine konsequente Politik sowohl im Innern wie in den diplomatischen Beziehungen zur Unmöglichkeit machte. Da der Vorort in erster Linie von der eigenen kantonalen Politik abhing, so erhob er sich nur mit Mühe über die engherzigen Tagesinteressen hinweg zu den eidgenössischen Fragen empor; das zeigte sich in besonderer Schärfe bei den religiösen Zwistigkeiten in der ersten Hälfte des fünften Jahrzehnts, der Bewegung gegen den Einfluß der Jesuiten und den Freischarenzügen, die sich ihr anschlossen. Während Zürich im Jahre 1845 die Bundesgeschäfte führte, bildete sich aus den katholischen Kantonen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis zur gegenseitigen Unterstützung in jeder Gefahr ein Sonderbund, der die Verfassung schroff verletzte und bald auch den Frieden stören sollte. Die liberalen Kantone boten ihrerseits alles auf, um in dem bevorstehenden Kampf der Übermacht und damit des Sieges gewiß zu sein. Genf, das lange unentschlossen zwischen beiden Parteien hin und her schwankte, ward durch die Oktoberrevolution des Jahres 1846 für die Sache des Liberalismus gewonnen; Baselstadt und St. Gallen folgten dem Beispiel.



General Dufour.
Nach einer Gemälde von Arn. Scheffer.

Sonderbund

Straff gespannt war der Bogen, als am 5. Juli 1847 in der Berner Heilig-Geist-Kirche die denkwürdigste der Schweizer Tagsatzungen begann. „Nach und nach waren die meisten Hoffnungen der Sonderbundskantone zu Schanden geworden. Die Uneinigkeit der liberalen Kantone, auf die sie hauptsächlich gezählt hatten, hatte einer engen Zusammengehörigkeit, einer Entschlossenheit Platz gemacht, die über den Ausgang der Debatten keinen Zweifel bestehen ließen." Dennoch verzagten sie nicht, da sie bestimmt mit der Unterstützung der Großmächte rechneten; auch darin hatten sie sich getäuscht, hatten mit der Uneinigkeit der

fremden Staaten und deren eigenen inneren Wirren nicht gerechnet. Schon am 22. Juli fiel die Entscheidung: der Sonderbund wurde für ungesetzlich und aufgelöst erklärt, zugleich aber mit Zwangsmaßregeln für den Fall des Widerstandes gegen den Beschluß der Tagsatzung gedroht. Damit waren die Würfel gefallen, der Bürgerkrieg begann. An die Spitze der Sonderbundstruppen, die am 19. Oktober unter die Waffen gerufen wurden, trat General von Salis-Soglio, ein früherer französischer Offizier; zum Oberbefehlshaber der von der Tagsatzung aufgebotenen fünf Divisionen wurde General Dufour ernannt, ein Mann von ebenso großen Fähigkeiten, wie makellosem Charakter, der seinem Gegner weit überlegen war. Dufours Armee zählte 100000 Mann gegen 85000 Sonderbundstruppen, und sein Feldzugsplan ging darauf aus, durch einen schnellen und energischen Angriff den Sieg zu erringen, um „jedes

Sonderbundskrieg.

Revolution in Genf am 7. Oktober 1846.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

unnütze Blutvergießen, jede aus einem langen Kriege erwachsende Erbitterung und jedes störende Dazwischentreten der Diplomatie zu verhindern". Der Plan gelang vollkommen, schon nach wenigen Wochen war der Kampf beendigt, der Sonderbund zersprengt.

Von der Februarrevolution des Jahres 1848 wurde die Schweiz nur mittelbar berührt: Die Kunde vom Sturz der Juliregierung gab den Neuenburgern den Mut, die preußische Herrschaft abzuschütteln und die längst ersehnte Vereinigung mit dem Mutterlande zu vollziehen. Im übrigen aber verliefen die Arbeiten der am 16. August 1847 ernannten Kommission zur Vorbereitung der Verfassungsrevision ohne jeden störenden Zwischenfall. Der Entwurf, der ihrem Schoß entstieg, und der aus einem „auf engherziger Grundlage aufgebauten Staatenbund einen Bundesstaat mit einer starken und geachteten Centralgewalt zu machen suchte", ward am 27. Juni 1848 von der Tagsatzung, dann durch Volksabstimmung — $15^1/_2$ gegen $6^1/_2$ Kantone — genehmigt, und am 12. September zum Grundgesetz der

Neuenburg.

Schweizer Eidgenossenschaft erhoben. Die neue Bundesverfassung löste mit großem Geschick
[illegible] das schwierige Problem der Souveränität; sie vermied es, an die Stelle des bisherigen ohnmächtigen Gebildes einer aus 22 selbstherrlichen Staaten bestehenden Eidgenossenschaft die numerische Allgewalt, d. h. einzig und allein die Volksmehrheit zu setzen. Zwischen der Verwirrung, wie sie der Bundesvertrag von 1815 geschaffen, und der Tyrannei, wie sie aus einer einzig und allein auf die Volkssouveränität aufgebauten Verfassung hätte entstehen müssen, fand die Tagsatzung eine Mittellösung, die für kommende Entscheidungen wertvolle Garantien bot. Zwar wurden die Kantone, althergebrachte, aber ungleichartige Organismen, beibehalten, aber parallel mit dieser historischen Grundlage wurde das Gesetz der Volksmehrheit zur Geltung gebracht, das den großen Kantonen ermöglicht, auf die Entscheidung einzuwirken, ohne daß letztere ausschließlich von ihnen abhängt. Aus diesem Bestreben heraus entstanden zwei Kammern: der Nationalrat oder die Volkskammer, aus in den Kantonen gewählten Abgeordneten (auf je 20000 Seelen einer) bestehend, und der Ständerat, in den jeder Kanton zwei Vertreter entsendet; beide Räte haben gleiche Befugnisse, sie beraten getrennt, aber sie müssen übereinstimmen, wenn ein gesetzlicher Akt zustande kommen soll. Mit dieser den eigenartigen Verhältnissen des Alpenlandes geschickt angepaßten Verfassung des Jahres 1848 trat die Schweiz in eine neue, segensreiche Ära ein . . .

* * *

Kehren wir nach diesem kurzen Ausblick auf die politische Entwickelung der Schweiz zu den beiden Centren der revolutionären Bewegung des Jahres 1848, zu Deutschland und
Deutschland. Frankreich zurück: Friedrich Wilhelm IV. hatte, wie wir oben sahen, die Krone, die das Frankfurter Parlament ihm angeboten hatte, zwar abgelehnt, aber damit keineswegs auf seine großdeutschen Pläne Verzicht geleistet. Das starke Reich, das er erträumte, war jedoch schon darum unmöglich, weil seine Grundlage ein Bund zwischen Preußen und der österreichischen Monarchie bilden sollte: das „Los von Österreich!" das die Beschlüsse der Nationalversammlung so laut zum preußischen Thron emporgerufen hatte, fand bei dem Beherrscher des stärksten deutschen Staates kein offenes Ohr. Der erste Schritt, den der König zur Durch-
Dreikönigs- führung seines Planes unternahm, war der Abschluß des sogenannten Dreikönigsbündnisses bündnis. mit Sachsen und Hannover am 26. Mai 1849, dem im Laufe der folgenden vier Monate einundzwanzig der kleineren deutschen Staaten beitraten; zwei der bedeutendsten und wichtigsten dagegen, Bayern und Württemberg, hielten sich, Preußens Absichten mißtrauend, fern sie thaten offen, was trotz ihrer Unterschriften auch Hannover und Sachsen insgeheim wünschten und bald auch zur That werden ließen. Österreich nahm vorläufig zu den preußischen Vorschlägen keinerlei bestimmte Stellung, es einigte sich einstweilen mit dem norddeutschen Rivalen nur über ein „Interim", über eine gemeinsame Reichsverwaltung durch vier von beiden Staaten bestellte Kommissare, und benutzte die dadurch gewonnene Zeit dazu, die Wiedergeburt des scheintoten Bundestages vorzubereiten.

Sieben Tage nach dem bedeutsamen 6. Februar des Jahres 1850, an dem Friedrich Wilhelm IV. als erster Preußenkönig den Schwur auf die Verfassung leistete, die er seinem
Das Volke gegeben hatte, wurde der Reichstag der neubegründeten deutschen Union zur ersten Erfurter Tagung einberufen. Allein bevor noch in Erfurt seine Sitzungen eröffnet wurden, zerfiel Parlament. der Dreikönigsbund bereits wieder durch den Austritt von Hannover und Sachsen; damit war dem Unionsparlament von vornherein der Boden entzogen, es ward schon am 29. April „dauernd vertagt". Während Preußen noch vergeblich sich mühte, die Scharte auszuwetzen,

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen beschwört am 6. Februar 1850 die Verfassung.

Nach einer gleichzeitigen Darstellung von Paul Burde.

that Österreich offen mit dem Verlangen hervor, den Bundestag in alter Form wieder erstehen zu lassen, und es ward ihm leicht, den Wunsch in die That umzusetzen; schon am
Bundestag. 2. September 1850 zog die schlimmste Behörde, die je im neueren Deutschland gebot, wieder in das Frankfurter Palais des Fürsten von Turn und Taxis ein. Rasch sollte sich ihr Gelegenheit zu reaktionärer Thätigkeit und zugleich zu einem empfindlichen Vorstoß gegen das verhaßte Preußen bieten: In Kurhessen hatten der Herrscher und sein Minister Hassenpflug, dem Vorbild anderer deutscher Fürsten folgend, die Errungenschaften des Jahres 1848 kurzer Hand wieder zu beseitigen versucht; die Auflösung der Ständeversammlung hatte jedoch eine solche Erregung hervorgerufen, daß der Kurfürst und sein Berater sich schutzflehend in die offenen Arme des Bundestags flüchteten. Die günstigste Gelegenheit zu einer Kraftprobe war damit gegeben — Preußen mußte entweder die Rechte des Unionsstaates Kurhessen mit Waffengewalt verteidigen oder sich vor Österreich, das gegen das schwergeprüfte Land die Bundesexekution beantragt hatte, demütigen. Kurze Zeit schien es, als wollte der Staat Friedrichs des Großen sich aufraffen und gestützt auf sein schlagfertiges Heer den wirren Knoten der deutschen Frage mit dem Schwerte lösen, aber bald zeigte es sich, daß der weichen, haltlosen Natur des Königs kein ernster Entschluß abzuringen war. Vor den durch Rußland unterstützten dreisten Forderungen des Wiener Kabinetts zog der stolze preußische Aar die Schwingen
Olmütz. ein — am 29. November 1850 unterzeichnete der Minister von Manteuffel, der nach dem Tode des Grafen Brandenburg die Leitung der preußischen auswärtigen Politik übernommen hatte, zu Olmütz einen Vertrag, der den Verzicht auf den Unionsplan und die bereits abgeschlossenen Militärkonventionen bedingte und den Schleswig-Holsteinern den letzten Freund raubte. Das schwache Österreich triumphierte, das starke Preußen lag ohnmächtig am Boden.

Ein halbes Jahr später ward die deutsche Verfassungsfrage auf anderthalb Dezennien
Dresdener Konferenzen. zur Ruhe bestattet. Das Grab ward ihr von den „Freien Konferenzen“ gegraben, die, am 30. Dezember 1850 zu Dresden eröffnet, am 15. Mai 1851 „nach mehrmonatlichem geschäftigen Müßiggang“ mit dem köstlichen Beschluß zu Ende gingen, ihre Protokolle, die Dokumente nutzlosen Schwatzens, den Regierungen als „schätzbares Material“ für künftige Beratungen zu überlassen. Vierzehn Tage später saßen auch die preußischen Vertreter wieder in Frankfurt am grünen Tische des Bundestages. „Es war, so schien es, alles wieder auf den alten Stand zurückgekehrt. Die deutschen Kokarden wurden von den Truppen abgelegt und die drei Farben bald wieder mit ebenso kindischer Wut verfolgt wie früher. Wer Erinnerungen aus der Zeit der schwarzrotgoldenen Bänder besaß, that wohl, sie zu verstecken; eine kleinliche polizeiliche Überwachung lebte wieder auf und überall reichte sich, in dieser nichtswürdigen Form allein die deutsche Einheit verwirklichend, die Tyrannei die Hand. Die Bureaukratie rächte sich mit verdoppelter Grobheit für die Angst, die sie ausgestanden, für die Schwäche, die sie gezeigt hatte; man hatte die Macht der populären Bewegung erfahren und behandelte nun alles, was als Volkswunsch sich darstellte, mit furchtsamem Hasse oder mit cynischer Verachtung“ (Jäger). Daß die Bewegung des Jahres 1848 doch nicht so ganz fruchtlos verlaufen war, werden wir später, bei der Geschichte der Reichsbegründung, erfahren . . .

* * *

Auch in Frankreich sollte die Revolution des Jahres 1848, die viel mehr als die [illegible] einen sozialistischen Charakter getragen hatte, nicht zur Vergrößerung der Macht und der Rechte des Volkes dienen; auch dort folgte dem Rausch der Freude tiefe Ernüchterung, [illegible] der cäsarische Despotismus. Schon bald nach den Februarereignissen war

Louis Napoleon Bonaparte.

Nach der Lithographie von Lafosse (1848).

Louis Napoleon reitet in der Nacht zum 3. Dez

Nach einer Lithographie

nber 1851 durch die Barrikaden von Paris.

n G. Bartsch.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

ein Mann wieder auf die politische Bühne getreten, der schon zweimal seine Hand nach der französischen Krone ausgestreckt hatte, Prinz Louis Napoleon Bonaparte (S. 42); aber während er zur Zeit Louis Philipps einen gewaltsamen Umsturz erstrebt hatte, barg er nun sein Sehnen hinter der bescheidenen Miene des schlichten Abgeordneten, dem nichts anderes am Herzen lag, als die friedliche Entwickelung der Republik. Sein unscheinbares Äußere kam der Komödie, die er spielte, trefflich zu statten; kaum einer, der die schlaffe Gestalt mit dem häßlichen Kopf, der langen Nase und den kleinen, ausdruckslosen Augen sah, die weder Denk- noch Willenskraft verrieten, hätte von diesem Abbild der Schwäche je eine ernste That, eine zähe Energie in der Vorbereitung kühner Gewaltstreiche erwartet. Und doch sollte der Abenteurer, in dem selbst die Mehrzahl seiner Anhänger nur eine Gliederpuppe sahen, die tanzte, wenn andere die Schnüre zogen, in überraschend kurzer Zeit zum mächtigsten Fürsten Europas aufsteigen. Der Zauber, der von ihm ausging und das französische Volk im Bann hielt, lag nicht in seiner Person, sondern in dem Namen, den er trug. Das Wort Napoleon genügte, um vor den Augen der ruhmsüchtigen Nation das strahlende Bild des ersten Kaiserreichs wieder erstehen zu lassen, und mit der Erinnerung erwachte bei Hunderttausenden die brennende Sehnsucht nach einer Wiederkehr der Jahre der Macht und des Glanzes . . .

Am 13. Juni 1848 erklärte die Kammer die Wahl des Prinzen zum Abgeordneten für gültig, obwohl die Napoleoniden aus Frankreich verbannt waren; sie that es nicht zuletzt darum, weil sie beweisen wollte, daß die Republik keinen Prätendenten fürchte. Der Prinz blieb indessen trotz dieses Beschlusses in London und trat erst dann in die Kammer ein, als ihm bei einer der Neuwahlen im Herbst wiederum ein Mandat zugefallen war. Allein auch hier trat er nirgends hervor, weder als Redner in den Debatten, noch bei der Beratung der neuen Verfassung — schweigend erwartete er den Tag, an dem ganz Frankreich ihn rufen würde. Um so eifriger waren seine Anhänger thätig, die breiten Schichten des Volkes mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Louis Napoleon mehr als alle anderen Bewerber ein Anrecht auf die Präsidentenstellung habe, die nach den Bestimmungen der am 4. November genehmigten Verfassung nicht durch die Kammer, sondern durch ein Plebiszit zu besetzen war. Als am 10. Dezember die Wahl des Staatsoberhauptes stattfand, kamen von den Kandidaten nur zwei ernstlich in Betracht, Cavaignac und Louis Napoleon; von den $7\frac{1}{4}$ Millionen abgegebenen Stimmen fielen indessen kaum $1\frac{1}{2}$ Millionen auf den verdienten General, nahezu $5\frac{1}{2}$ Millionen dagegen auf den Prinzen, den nichts empfahl als sein Name.

Mit mächtigem Sprung hatte Louis Napoleon die höchste Stufe im republikanischen Staatswesen erklommen, aber sein brennender Ehrgeiz war damit keineswegs befriedigt. Schon in dem Augenblick, da er „im Angesicht Gottes und des französischen Volkes" feierlich den Schwur leistete, der demokratischen Republik treu zu bleiben und alle durch die Verfassung auferlegten Pflichten zu erfüllen, war er fest entschlossen, den ersten günstigen Augenblick zu benutzen, um die Republik durch ein neues napoleonisches Kaisertum zu vernichten. Die Gelegenheit durfte nicht lange auf sich warten lassen, sie wurde vom Präsidenten, der mit einem Male überraschende staatsmännische Fähigkeiten entwickelte, außerordentlich geschickt vorbereitet. Überall, wo es angängig erschien, wies Louis Napoleon in Wort und Schrift auf die große Aufgabe hin, die er zum Heile seines Vaterlandes noch zu erfüllen habe, überall ließ er aber auch durchblicken, daß nur die unbeschränkteste Machtvollkommenheit die Erreichung dieses Zieles ermöglichen könne — „jeden Wind fing er in seine Segel, am hellen, lichten Tage ward der Staatsstreich des Jahres 1851 vorbereitet."

Zunächst versuchte man, sich gegen Überraschungen, wie sie in demokratischen Staatswesen nicht selten sind, durch eine Beschränkung des allgemeinen Stimmrechts zu sichern; die gesetzgebende Versammlung — in ihrer Mehrheit royalistisch gesinnt — gab der Regierung, was sie verlangte; Schmälerungen der Preßfreiheit und des Rechtes, öffentlich frei seine Meinung zu äußern, schlossen sich an. Wurde so einerseits den Radikalen das Wasser, das ihre Mühlen treiben sollte, abgegraben, so verstand Louis Napoleon andererseits durch die Erinnerung an die Ruhmesthaten seines Oheims die Armee für sich zu gewinnen; bald grüßte den ersten Bürger der Republik da und dort der jubelnde Ruf: Es lebe der Kaiser! Unterdessen rückte allmählich der Augenblick heran, in dem eine neue Wahl den künftigen Präsidenten bestimmen sollte. Nach der bestehenden Verfassung war eine Wiederwahl Napoleons verboten — was Wunder also, daß die Bonapartisten den Plan erwogen, durch einen Gewaltstreich die störenden Schranken des Gesetzes aus dem Wege zu räumen. Bei den Massen ruhte die Macht, und um ihre Gunst sich zu sichern, verlangte Napoleon von den Ministern die Wiederherstellung des allgemeinen Wahlrechtes zu dem Umfange, den es im Jahre 1848 gehabt hatte; als das Kabinett sich weigerte, ward es durch ein anderes ersetzt, dessen Mittelpunkt der General Leroy de St. Arnaud, ein ebenso entschlossener wie verwegener Glücksritter, bildete.

Als die Kammer am 4. November ihre Sitzungen wieder aufnahm, war alles zum entscheidenden Schlage vorbereitet. Der Kriegsminister hatte sämtlichen Befehlshabern aufs neue die Pflicht unbedingtesten Gehorsams eingeschärft und zugleich aus den Kasernen das Dekret entfernen lassen, das der Nationalversammlung das Recht zusprach, unmittelbar über die Truppen verfügen zu dürfen. Nachdem man sich so der Armee versichert hatte, wurde der Kammer der Antrag unterbreitet, durch Aufhebung ihres früheren Beschlusses das allgemeine, unbeschränkte Stimmrecht wieder herzustellen; der Erwartung entsprechend wies sie das unbequeme Ansinnen zurück, nicht ahnend, daß der Präsident gerade dieser Ablehnung bedurfte, um die Massen zu entflammen und zugleich für seine Cäsarenpläne blind zu machen.

Staatsstreich

In der Nacht vom 1. zum 2. Dezember 1851 reiften die Wünsche zur That. Bis zur Mitternachtsstunde hielt der Präsident eine glänzende Gesellschaft im Elyseepalast um sich versammelt, doch als die Pariser am nächsten Morgen erwachten, lasen sie an den Straßenecken ein Dekret, das die Auflösung der Nationalversammlung und den Belagerungszustand verkündete, das allgemeine Stimmrecht wiederherstellte, und gegen die störrige Kammer Berufung einlegte an das Volk, den „einzigen Souverän“; das Machtmittel, das Napoleon forderte, war die Ausdehnung seiner Präsidentschaft auf eine Dauer von zehn Jahren. Von den Abgeordneten wurde ein Teil verhaftet, ein anderer Teil wich vor den blinkenden Bajonetten der Truppen zurück, die alle wichtigen Punkte der Hauptstadt besetzt hielten; der Rest verschanzte sich hinter der Phrase: Wir besitzen das Recht, unsere Gegner die Gewalt — also fügen wir uns! Die Barrikadenkämpfe, das beliebteste Requisit aller politischen Konflikte, gewannen nirgends große Bedeutung — am Abend des 4. Dezember war die Ruhe überall wieder hergestellt und Napoleon Herr von Frankreich. Drei Wochen später billigte ein Plebiszit mit $7\frac{1}{2}$ Millionen gegen 650000 Stimmen den Gewaltstreich des Präsidenten, über dessen Haupt bereits die Kaiserkrone strahlte . . .

Pariser Industrie-Ausstellung vom Jahre 17[illegible]

Die Anfänge des Ausstellungswesens

Erst im neunzehnten Jahrhundert hat das Ausstellungswesen sich entwickelt, und zwar sehr bald zu einer solchen Höhe und Bedeutung nicht nur für das Gewerbsleben, sondern für die ganze Kultur, daß ihre gesonderte Behandlung im Rahmen des Werkes notwendig erscheint. Aus kleinen Anfängen in einzelnen Ländern, in denen sie eine ganz bescheidene innere Angelegenheit bildeten und nur kleine Kreise der Bevölkerung beschäftigten, sind die Ausstellungen in stetigem Wachstum schließlich zu großen, ja gewaltigen Veranstaltungen, die alle Völker der Erde beschäftigen, emporgediehen; sie nehmen bedeutende öffentliche Mittel in Anspruch und rufen eine rastlose Thätigkeit in Werk- und Kunststätten hervor, die sich steigert, bis, gleichsam in einem großen Völkerfest, die Wettbewerbungen zur Entscheidung gelangen. Anfänglich sich auf das engste an die Gewerbe haltend, dann die freien Künste mit in die Bewegung hineinziehend, haben sie heute alle schöpferischen Kräfte der Nationen in ihre aufregende, weit zu bestimmten Zeitpunkten abzuschließende Wirbelbewegung gezogen, die, wenn sie sich danach wieder beruhigt hat, eine Höhenlage ihrer Gedankengebilde darbietet, die keinem anderen gemeinsamen Thun der Völker beschieden gewesen ist. Kulturhebung und Friede gehen von ihnen aus, Völker treten auf ihnen aus ihrer Verborgenheit hervor, erheben sich — wie Japan — erobern auf dem Weltmarkt eine Stellung, verbinden sich, verbünden sich, und arbeiten so, durch einen jedesmal neugeweckten Ehrgeiz getrieben, an der Kulturentwickelung des ganzen Menschengeschlechts.

Man hat die Frage aufgeworfen, warum man die Ausstellungen als grundverschieden ansehe von den alten Handelsmessen in Leipzig, den beiden Frankfurt, Lyon, Sinigaglia, und meinte, aus diesen seien doch die Ausstellungen hervorgegangen. Mit Unrecht! Denn es gab der Meßplätze größeren Stils nur wenige, und gerade an diesen Plätzen ist die Ausstellung als Gattung nicht entstanden. Sodann aber steht die Ausstellung geradezu in einem eigentümlichen Gegensatz zur Messe, mit der sie scheinbar den starken Wettbewerb gemein hat.

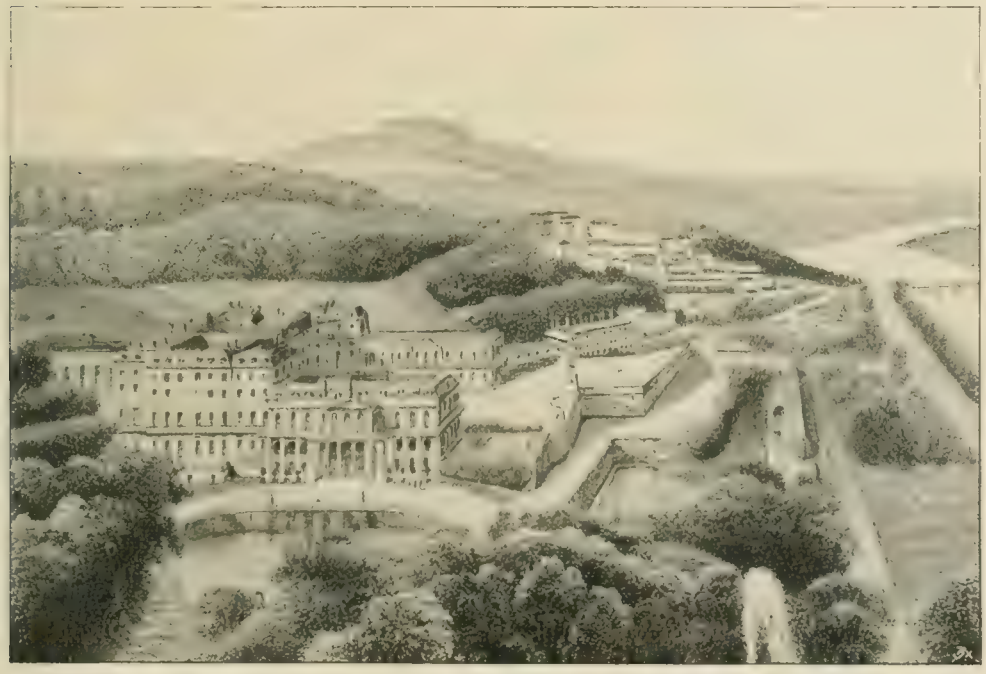
Die Messen haben ihren eigenen geschichtlichen Werdegang. Sie sind die alljährlich oder auch halbjährlich wiederkehrenden Zusammenkünfte der Käufer und Verkäufer weiter Landesgebiete und sind um so nötiger und um so bestimmter auf gewisse Zeitpunkte gewiesen, je schwieriger der Verkehr und je weiter das Gebiet ist, dessen Güteraustausch auf ihnen stattfindet. Die große Handelsmesse von Nishnij Nowgorod wird alljährlich (27. Juli bis 22. September) aus dem weiten russischen Reiche und seinen Nachbarländern mit Waren bezogen, die durch Wochen und Monate herangeführt werden durch Karawanen, zu Wagen und zu Schiff. Das vorzügliche Eisen, das in den östlichen Gebieten des Reiches hergestellt, mit Holzkohlen erhüttet wird, kann bloß einmal des Jahres auf kleinen Nebenflüssen der Kama und Wolga nach diesen Strömen verschifft werden, wenn nämlich aus weiten Haltungsweihern das im Laufe des Jahres angesammelte Wasser an einem bestimmten Tage in diese kleinen Flüsse abgelassen wird und als Schwallung die bereitliegenden Eisenschiffe flott macht und hinabträgt. Zweimal des Jahres läßt sich weder der Karawanenzug, noch diese Verschiffung ermöglichen. Der Zwang zur Innehaltung der Jahresfrist für die große Messe spricht sich auch schon in der regelmäßigen Frühjahrsüberschwemmung aus, welche die Messtadt, die im Sommer 300000 Bewohner zählt, unter die Fluten der Wolga und Oka setzt. Andere Verhältnisse bedingen die Alljährlichkeit der großen bunten Märkte in Tanta in Unterägypten oder Hurdwar in Ostindien oder Kiachta in Sibirien.

Wenn und wo aber die Verkehrsmittel zunehmen, besser und wohlfeiler werden, wenn und wo die Maschine ihre eisernen Schienenfäden durch die Provinzen zieht, wird das Herüber- und Hinüberschaffen der Waren weniger schwierig, ja wird bequem, das gegenseitige Aufsuchen für Kauf und Verkauf wird leichter und die Messen verlieren an Bedeutung und Wichtigkeit, wie wir es in Deutschland in diesem Jahrhundert gesehen haben, wo z. B. von der Buchhändlermesse in Leipzig schließlich nur die jährliche Abrechnung übrig geblieben ist — doch nein, die Buchhändler haben zu ihrer Erbauung jetzt ganz zuletzt für sich und die Bücherfreunde eine kleine, aber feine „Ausstellung" in der Bücherstadt an der Pleiße veranstaltet.

Der Wettbewerb auf den Ausstellungen ist nun nicht gleich dem auf den Märkten und Messen, ist wesentlich verschieden von dem des Handels. Nicht dem Käufer mit einem Angebot wird die Ware vorgelegt, sondern einem über allen Ausstellern stehenden unabhängigen Preisgericht, das man aus möglichst urteilsfähigen Mitgliedern bildet, Mitgliedern, die in der Regel gar keine Käufer sind. Diesem Gericht, das die ausgestellten Waren und Leistungen prüft, muß sich jeder Aussteller, der in den Wettbewerb eintreten will, unterwerfen. Alle Bewerber treten auf den Kampfplatz mit den geistigen Waffen ihrer gewerblichen, künstlerischen, ja auch wissenschaftlichen Erzeugnisse oder Ergebnisse und erhoffen deren unparteiische Beurteilung und daraufhin Anerkennung, womöglich Auszeichnung, Denkmünzen, Diplome, Ehrenpreise. Haben sie solche erworben, stehen sie in der Liste der Preisgekrönten, so kehren sie, „geschmückt mit grünen Reisern", zurück in ihre heimischen Werkstätten und beginnen aufs neue, gestützt auf die Urteile des Preisgerichtes, den Wettbewerb in Handel, Wandel und Verkehr. Ein Geschäftsgewinn wird also auf der Ausstellung nicht, wie auf Markt und Messe, alsbald verwirklicht, sondern vorerst daselbst Ehre, bisweilen sogar Ruhm erworben, die aber danach den Wettbewerb auf dem Weltmarkt erleichtern. Gerade auf dem Weltmarkt spielen die Ausstellungslorbeeren die größte Rolle und sind am meisten gesucht. Junge Firmen werden durch sie mit einem Male bekannt, junge Erfindungen dringen auf einmal [illegible] aus dem Dunkel und rücken mit einem Schlage vermöge ihres Ausstellungs-

sieges ins erste Glied. So geschah es z. B. mit der deutschen Gaskraftmaschine auf der Pariser Weltausstellung 1867, da sie alle Mitbewerberinnen übertraf. Der Sieg des einen kann sogar unter Umständen für den anderen verhängnisvoll werden.

Eines Beispiels von derselben Ausstellung erinnert sich der Verfasser noch lebhaft nach mehr als drei Jahrzehnten. Da waren zwei Bewerber als die hervorragendsten aus der ganzen Reihe hervorgegangen, beide bedeutend, beide tüchtig; nur schwankte das Preisgericht noch, wem von beiden die einzige verfügbare goldene Denkmünze zu teil werden solle. Es wurde auf Versuche „abgestellt". Diese fanden als Wettkämpfe zwischen den beiderseitigen Maschinen statt und dauerten viele Stunden: man maß, man zählte, man prüfte; am Abend wurde dem einen Bewerber die „Goldene" zuerkannt, dem andern die „Silberne". Andern Morgens



Schloß Saint-Cloud, der Schauplatz der ersten Ausstellung.
Nach dem Gemälde von Siméon Fort.

fanden die Preisrichter vor der Thüre ihres Sitzungszimmers den unterlegenen Bewerber stehen, neben ihm seine Frau, beide Bilder des tiefsten Jammers, mit rotgeweinten Augen, blaß, verfallen, vernachlässigt im Anzug; man sah ihnen die durchwachte kummervolle Nacht an. Gestern hatte der Mann noch so freudig und frisch an seinen Maschinen gestanden und nicht gerastet in munterer Thätigkeit, die Hoffnungsfreude auf der Stirn. Nun aber schallte es uns entgegen: „Wir sind zu Grunde gerichtet, ihr Herren: helfen Sie uns doch, retten Sie uns, ändern Sie Ihren Spruch ab!" — Wir konnten leider nicht helfen: einige Meter weniger Leistung, einige Minuten mehr Vorbereitungszeit — und auf Meter und Minuten kam es an — hatten entscheiden müssen. Es war eine gedrückte Stimmung, welche die Preisgerichtsabteilung an dem Tage beherrschte. Sind doch solche Entscheidungen nicht die zwischen Recht und Unrecht, sondern solche zwischen nahezu gleichen Verdiensten; und nicht Tadel, sondern nur mehr

oder minder Lob hat das Preisgericht auszusprechen. Aber die Welt, d. h. der Welthandel giebt dem goldenen Zeichen ein für allemal den Vorzug, so daß „summum jus“ auch hier wie „summa injuria“ aussehen kann. Der Unterlegene hat übrigens wirklich seinen Rang verloren.

Auch vollständige Wandlungen in bedeutenden Industrien, sowie lebhafte, ja heftige Wettkämpfe zwischen Nationen auf industriellen Gebieten haben die Weltausstellungen hervorgerufen, sie haben ganz neue Aus- und Einfuhrgebiete kennen gelehrt und erschlossen. Kurz, die Ausstellungen haben in unserem, an Schöpfungen so reichen Jahrhundert als eine von dessen Neuschöpfungen eine Bedeutung gewonnen, die es nicht nur rechtfertigt, sondern geradezu erfordert, eine Überschau ihrer geschichtlichen Entwickelung zu versuchen. Wenden wir uns deshalb zu den Anfängen der letzteren zurück.

Aus-
st.-Anfänge

Die erste Ausstellung von wirklicher Bedeutung fand in Paris statt, und zwar auf Betreiben und unter der Leitung des Marquis d'Avèze, den man[1]) den „Erfinder der Ausstellungen“ genannt hat. Er war 1795 Kommissarius der Regierung für die Porzellan- und Teppichfabriken des Staates. Diese lagen darnieder, die Arbeiter litten Hunger und Not, die Waren standen unverkauft, da der Krieg den Handel zum Erliegen gebracht hatte. Da verfiel der Marquis auf den Gedanken, eine Industrie-Ausstellung zu veranstalten. Sein Plan fand die Genehmigung des Handelsministers von Chateauneuf, der die Erlaubnis erteilte, das verödete Schloß von St. Cloud zu dem wohlthätigen Zwecke zu benutzen. „In kurzer Zeit hingen die köstlichsten Gobelin-Tapeten an den vorher leeren Wänden des Schlosses, und Teppiche, die den persischen nicht nachstanden, bedeckten die Fußböden. Das Porzellan von Sèvres in großen Vasen, Aufsätzen und Tafelservicen wurde aufgestellt, und das Publikum begann in Massen herbeizuströmen. Es wurden große Einkäufe gemacht, Volksvergnügungen eingerichtet, Feuerwerke abgebrannt. Gegen ein hohes Eintrittsgeld, das den verarmten Arbeitern der Fabriken zu gute kommen sollte, wurde die Ausstellung am 18. Fructidor (September) eröffnet.“ Allein kaum war dies geschehen, als das Dekret der Verbannung des französischen Adels erschien, dem d'Avèze Folge leistete, nachdem er die in St. Cloud zusammengebrachten Schätze inventarisiert und dem Schutz der Behörden übergeben hatte. Der Mißerfolg entmutigte ihn nicht. Im Jahre 1798 aus der Verbannung zurückgekehrt, nahm er sogleich den Gedanken wieder auf, und diesmal gelang ihm seine Durchführung in Paris selbst, ja sogar in der Gegend des Marsfeldes, des Schauplatzes so vieler Weltausstellungen. Der Palast d'Orsay wurde mit benutzt, ihm nahe erstanden 68 Ausstellungshallen für 110 Aussteller. Eröffnung am 19. September 1798, Dauer nur bis zum 21. des folgenden Monats. Die Jury verteilte 12 goldene Denkmünzen und 15 ehrenvolle Erwähnungen. Die berühmte Manufaktur von Sèvres hatte wiederum herrliche Prunkstücke beigesteuert; die interessantesten Gegenstände waren aber zweifellos die von der Regierung zur Schau gestellten Normalmaßstäbe, die (vergl. Bd I., S. 208) mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts gesetzlich eingeführt wurden.

Paris 1795.

1.

In Frankreich hatte der Ausstellungsgedanke sogleich so feste Wurzeln geschlagen, daß in Paris schon 1801 im Louvre, 1802 wieder im Louvre, 1806 im Invalidenpark Ausstellungen stattfanden, letztere schon mit 1422 Ausstellern, aber auch mit 66000 Franken Zuschuß „aus Staatsmitteln“. Auch in Deutschland begann es nun: 1817 Kassel, hessische Landesausstellung, 1818 und 1819 München, 1829 Stuttgart, 1821 und 1822 und 1823 wieder

1. 2.
Jury.

2. [illegible]

[1]) [illegible] Krecwski in der „Münchn. Allg. Ztg.“, Juli 1898. Bei ganz strenger Zählung wäre eine [illegible] in Prag 1791 stattfand, noch zu erwähnen, mit 150 Ausstellern und 49 Warengattungen; [illegible] Bedeutung besaß sie aber noch nicht und kann deshalb außer Betracht bleiben.

München, 1824 und 1826 Dresden. Dann folgte 1827 die erste preußische Gewerbeausstellung in Berlin mit 208 Ausstellern und 1659 Gegenständen. Beuths Anstrengungen, der Industrie neben der Landwirtschaft eine Stellung zu erobern, fingen langsam an, Erfolge zu zeitigen. Berlin 1827.

Im selben Jahre hatte Paris wieder eine Ausstellung im Louvre mit 1795 Ausstellern. Von da aber verging kein Jahr mehr ohne eine Ausstellung. 1839 trat auch Wien in die Reihe ein mit einer „Gewerbeausstellung“ im polytechnischen Institut; 782 Aussteller führten ihre Erzeugnisse vor. Immer noch stand in Mitteleuropa vom Norden bis zum Süden der Industriebetrieb hinter dem landwirtschaftlichen weit zurück. England und Frankreich, namentlich ersteres, hatten die Industrie dem übrigen Europa gegenüber gleichsam zu ihrem Monopol gemacht, strichen höchst befriedigt den Gewinn davon ein und sogen wohlgefällig den Weih- Wien 1839.

Pariser Ausstellung vom Jahre 1801.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung

rauch auf, der ihnen, hier für die Technik, dort für den Geschmack, willig geopfert wurde. Das fleischte sich namentlich dem Deutschen ein, der mit dem Worte „englisch“ noch bis heute den Begriff des Tüchtigen, Gediegenen, mit „französisch“ den des Geschmackvollen in den gewerblichen Künsten verbindet; herrscht ja selbst in unseren Tagen in der Mode noch das Englische bei den Männern, das Französische bei der Frauenwelt.

Besonders hervorragende Ausstellungen kamen bis in die vierziger Jahre nicht vor; nur hatte das Ausstellungswesen sich verbreitet, es war beliebt geworden und hatte allmählich das Verständnis für die Industrie geweckt. Man muß sich nur hineinversetzen in das erste Viertel und Drittel unseres Jahrhunderts. Wie klein unsere Industrie damals war und wie abhängig vom Ausland! Wie damals auch England im stillen sehr wohl bemerkte, daß eine etwa entstehende industrielle Blüte in Deutschland ihm schaden würde, wie es deshalb die Ausfuhr gewisser Maschinen nicht nur nicht wünschte, sondern bei schweren

Strafen verbot! Heute ist in England die Maschine eine Ware, von der es je mehr je lieber abfetzt; damals waren viele seiner Maschinen das nur ihm gehörige Mittel zur Erzeugung von Waren, für die es Reichtümer einheimste. Auf der anderen Seite mußte Beuth seine preußischen Landsleute — nur auf diese hatte er Einfluß — erst überhaupt gewinnen für die Industrie. Der Staat, durch Beuth veranlaßt, mußte die Maschinen schenken, ganz oder zum großen Teil, um es nur dahin zu bringen, daß mit ihnen gearbeitet wurde. Beuth ging in den zwanziger Jahren nach England und kaufte in der Stille, trotz dem Ausfuhrverbot, Maschinen, die er ausgesucht und von seinen Technikern hatte begutachten lassen, auf und wußte sie über die See zu schaffen. Aus kleinen Anfängen, in der Rheinprovinz unter Anschluß an Belgier und herübergezogene Engländer, entstanden Maschinenfabriken, ähnlich etwas später in Berlin. Die Herstellung eines großen Stückes war ein Ereignis für die Gewerbevereine. Aber das wuchs und nahm zu an Sicherheit und Freudigkeit und war schon einigermaßen erstarkt und selbstbewußt geworden im Anfang der vierziger Jahre. Borsig hatte seine ersten Lokomotiven gebaut, Freund betrieb eine tüchtige Gießerei, in Schlesien hob sich der Bergbau und die Faserstoffindustrie, am Rhein die Tuchmacherei, die Nadelfabrikation, die Stahlwarenindustrie und vieles andere. Der Hauptbebel aber der ganzen Bewegung war die Gründung des Zollvereins, jenes ersten politischen Vormarsches zur deutschen Einheit hin. Seit seiner Gründung (S. 15), seitdem er die inneren Zollgrenzen hinweggewischt, hatte das gewerbliche Leben eine Auffrischung erfahren, wie das langsam glimmende Feuer, dem auf einmal frischer Wind zugeblasen wird. Alles trieb, alles gedieh — sieht man es heute an, so erkennt man, daß es klein war, aber es hatte die Frische, die allein der Jugend zukommt — und so entschloß man sich auch zu einer größeren Anstrengung, man plante, erwog und beschloß dann eine „allgemeine" deutsche Ausstellung in Berlin für das Jahr 1844. Sie war nicht gerade buchstäblich die erste ihrer Art, da die Bundesfestung Mainz schon im Jahre 1842 eine „gemeinsame" deutsche Industrie-Ausstellung (mit 715 Ausstellern) vorangeschickt hatte, aber ihrer Bedeutung nach war sie wirklich die erste.

Mainz 1842.

König Friedrich Wilhelm IV. stellte das berühmte Zeughaus, an und in dem Schlüters Hand gleichsam Zeugnis hinterlassen von der Blüte des Kunsthandwerks seiner Zeit an Trophäen, Schlußsteinbildern, Thüren, Gittern, für die Ausstellung zur Verfügung, oder genauer gesagt: von den Sälen auf dem ersten Stock wurde der äußere Rand von Drittelsbreite der Säle der Ausstellung zugewiesen, nachdem man in die, nach dem großen Hofe zu belegenen Teile des Raumes die Waffensammlung zusammengeschoben hatte. In der zur Verfügung gestellten Räumlichkeit hatte man nun in der merkwürdigsten Weise die Schaustellungen untergebracht. Zunächst im Erdgeschoß die Maschinen. Dann aber hatte man im Hauptraum oben an die sämtlichen 75 Fensterpfeiler Tische von gleicher Größe, nämlich 8 Fuß Tiefe, von kleinen Ausnahmen abzusehen, aufgestellt und auf diesen, sowie auf den breiten Fensterbänken die Hauptmasse der Gegenstände, die von 3040 Ausstellern geliefert waren, zur Schau gestellt. Auf jeden Aussteller kam durchschnittlich 2,2 Quadratmeter Grundfläche an Ausstellungsplatz. Für die Klaviere, die sich nicht auf Tische stellen ließen, sowie für das Porzellan war eine Ausnahme zugestanden worden, indem man für beide je einen kleinen Saal durch spanische Wände abgesplissen hatte. Gegenüber den Fensterpfeilern war eine Trennungswand gezogen, an der die auszustellenden Stoffe befestigt waren. Zwischen dieser, teilweise sehr hübsch durch Stoffe von meisterlicher Arbeit geschmückten Wand und den Tischen blieb ein Gang von vier Meter Breite für die Besucher.

Berlin 1844.

Das war der Saal, der damals vom 15. August bis zum 21. Oktober — 12 Tage hatte man zugeben müssen — von rund 237000 Besuchern (darunter 1400 frei eingehende „reisende Handwerker") durchwandert und sehr bewundert wurde. Es leben ja noch viele, die sich dessen mit Vergnügen erinnern. Es wird berichtet, daß in jener guten alten Zeit in Berlin zum erstenmal auf einer Ausstellung Eintrittsgeld erhoben wurde: 5 Silbergroschen! . . . Eine eigentümliche Einrichtung wurde sehr bewundert und viel besprochen. Es war die, daß die Besucher im Hofe eine Treppe zur Linken hinaufzugehen hatten — „mit dem linken Fuß antreten!" — dann oben angekommen sich rechts zu wenden und dann beim

Pariser Ausstellung im Invalidenpark (1806).
Nach einer gleichzeitigen Darstellung.

Weitergehen immer rechtswendend zu gehen hatten, gleich der Sonne am Himmelszelt oder gleich den indischen Brautleuten, die den Altar stets rechtshin umwandeln. Dieser einfachen Vorschrift Folge leistend, kam der Zuschauer wandernder Weise an allen Schaustücken vorüber, blieb immer im Menschenstrom und kam ungeführt am Saalausgang an, von wo ihn eine Treppe wieder auf den Hof leitete. Dieses Verfahren machte den Besuch der Ausstellung so bequem, auch hatten die langen Wandelgänge so schönes Licht, daß trotz der Einförmigkeit ihr Besuch ein Genuß war. Die demokratische Einfachheit und Gleichheit der Behandlung, die man auch als soldatische Steifheit ansehen könnte, aber mit Unrecht, war mit einer gewissen Liebenswürdigkeit verbunden: die Kommission richtete für die auswärtigen Aussteller kostenlos die Tische und Schaugestelle ein, indem sie sagte, was den Berliner Ausstellern leicht sei, würde den fernher kommenden Auswärtigen sonst zu schwer fallen.

Die Schaustellung selbst überraschte und erfreute in vieler Hinsicht. Viele schöne und tüchtige Leistungen konnten auf einmal als bei uns hervorbringbar bezeichnet, konnten als eine Gesamtheit überblickt werden. Man sah, daß man etwas leisten könne und entschloß sich, mitzuwirken. Manche Eröffnungsreden verklingen, obwohl sie ernste und gute Mahnungen enthalten: aber die einfachen Worte, mit denen der Finanzminister Flottwell seine damalige Rede schloß — „Vorwärts mit vereinter Kraft!" — machten damals einen tiefen Eindruck auf alle gewerblichen Kreise Deutschlands. Das „Vorwärts" war ja nicht immer und überall gehört worden; der Anruf des Kraftgefühls aber stählte, spannte die Muskeln, und das Wort „vereint" bekam einen weitgreifenden tiefen, ja verheißungsvollen Sinn, der die Herzen höher schlagen machte in einer Zeit, in der Beckers Rheinlied von Fels zu Meer gesungen wurde. Flottwells Losungswort klang und schwirrte wie eine angeschlagene, längst schon gespannte Saite durch die deutsche Industrie. Kurz, die Ausstellung war gelungen, sehr gut gelungen, und wirkte in die Tiefe. Man erkannte seine, wenn auch noch ungeübte Stärke, erkannte aber auch, wenn man ernstlich forschte, seine Schwäche; gerade diese zwei Erkenntnisse sind aber die Bedingungen der Fortentwickelung. So hat denn die Zeughausausstellung einen Markstein gebildet auf der Straße, die unsere Industrie zu wandern begonnen hatte.

Die Ausstellungsleitung ließ in den Jahren 1845 und 46 ihren amtlichen Bericht erscheinen (Berlin, Reimarus, drei Bände), der noch heute als eine Musterarbeit bezeichnet werden kann; ein besserer ist bis jetzt nicht erschienen. Alles Ausgestellte ist besprochen und jede Abteilung und Klasse mit lehrreicher Einleitung versehen. Was man da alles erfährt! So z. B., daß die deutschen Segelschiffe fast gar kein deutsches (westfälisches) Segeltuch verwendeten, sondern solches aus Rußland, und daß das deutsche kaum anders, als für die Ausfuhr nach Amerika hergestellt würde. So, daß noch fünf Aussteller Spinnräder zur Schau stellten, von denen der, drei Seiten füllende Berichtsabschnitt sagt, daß sie auf der Aussterbeliste ständen. Ein einziger Kraftwebstuhl war ausgestellt; sein Name „Power-loom" zeigte deutlich unsere damalige völlige Abhängigkeit von England, mit dem wir heute in dem Gegenstand wetteifern. 1841 hatte die im Jahre 1837 gegründete Borsigsche Fabrik ihre erste Lokomotive, die den Namen „Beuth" erhielt, fertiggestellt; auf der Ausstellung stand die sechsundzwanzigste, die, wie alle vorausgehenden, der Berlin-Anhaltischen Bahn gehörte. Auch Egells hatte eine Lokomotive ausgestellt, die sich zwischen den englischen Maschinen der Berlin-Potsdamer Bahn wacker hielt, sogar „Holzersparnis" aufwies. Über ihre Zugkraft sagte ein amtliches Zeugnis, daß sie „in 47 Minuten 920 Mann Militär von Berlin nach Potsdam gefördert habe". Das Militärmaß für Maschinen — ein Augenblicksbild!

Auffallend hätte eines den Berichterstattern sein dürfen, ist es aber nicht gewesen: daß nämlich das Kunstgewerbe oder die Kunst im Gewerbe sozusagen gänzlich fehlte. Über 1000 Aussteller vertraten die Webstoffindustrie; Beuth und Schinkel hatten, der eine für deren Technik, der andere für deren Stil, mit aller Anstrengung zu wirken gesucht, und doch war Hervorragendes nicht im Zeughause zu finden. Der Bericht teilt vielmehr mit, daß von 1797 bis 1844 die Zahl der Seidenwebstühle Berlins von 2316 auf 1428 herabgegangen war und daß der ganze Zollverein 18041 Seiden- und Halbseidenstühle gegen Frankreichs 84460 wirkliche Seidenstühle aufwies. Alles war noch im Ringen um den Bestand begriffen, an kunstgewerbliche Leistungen dachte die Industrie noch nicht. Ähnlich ging es bei Wolle, Baumwolle und Flachs. Im Teppichfach herrschte reges Streben neben der vollständigen Einsicht, [illegible] nicht gewachsen zu sein. Recht bezeichnend waren die sogenannten Wollmosait-

Arbeiten, aus aufeinandergelegten und später zusammengepreßten Wollfäden gebildet. Von dem Fadenblock wurde nun mit der Maschine, nachdem man die Enden mit Kautschuk aneinandergeklebt, eine Schicht abgeschnitten, die darauf einen Teppich, freilich von dürftiger Kleinheit, bildete. Das konnte nun viele Male wiederholt werden. Und was war darauf, auf diesem „Teppich"? Blumen, Landschaften, Tiere, worunter ein Löwe sich besonders auszeichnete, der noch hier und da in einer „guten Stube" zu finden ist als damals am meisten bewundertes Stück. Derselbe traurige Tiefstand, der in der Stickerei herrschte und viele Jahre später noch mit so viel Anstrengung bekämpft werden mußte, herrschte im Teppichgewerbe, und — wurde gepriesen. So wenig hatte die Saat, die Schinkel ausgestreut, Wurzel geschlagen: Nachahmung statt der eigenen Schöpfung — „Imitation" nannte man es verzuckernd — war das Losungswort für das Verfahren und Bestreben, das ja noch viele Jahre nachher, wie Hausschwamm das gesunde Holz, unsere Industrie immer wieder angriff.

Auf einen Ausstellungsgegenstand war man stolz, weil er auch in die gewerbliche Kunst schlug — auf die Wagnersche Relief-Kopiermaschine. Diese radiert unmittelbar nach einem vor-

Die Preis-Denkmünze der Berliner Ausstellung vom Jahre 1844.
Nach einer Übertragung durch die Wagnersche Relief-Kopiermaschine.

handenen, auf die Maschine gespannten Relief eine Abbildung desselben auf die Kupferplatte, indem die Radiernadel durch die wechselnden Erhabenheiten des Modells genötigt wird, von einem geradlinigen Zuge seitlich abzuweichen, um schließlich wieder in denselben zurückzutreten. Die auf diese Weise erzeugte Radierung liefert, wenn gut in Strichweite und Strichdicke behandelt, ein erträgliches Bild des Reliefs (siehe obige Abbildung). Die Wagnersche Maschine ist heute noch in allen Druckereien, die Wertpapiere herstellen, zu finden. Aber Kunstgewerbe übt sie nicht aus. Sie treibt mechanisch nur wieder „Imitation". Der Graveur, der die Stempel zu der Münze macht, ist gewerblicher Künstler; seiner wird aber nicht einmal gedacht in dem Bericht.

Damals war überhaupt das Verständnis für die Formen in unserer Umgebung in den breiteren Volksschichten ganz verloren. Man wußte nicht anders, als daß zwar einstens, vor angeblich langer Zeit, das tägliche Thun mit schönem, edel ausgebildetem Geräte vor sich gegangen sei, daß aber davon nicht mehr die Rede sein könne. Wir seien jetzt praktisch geworden; Brauchbarkeit und Billigkeit, namentlich letztere, seien nun das Wesentliche. Was an „Schönheit" nötig sei, wurde durch die Mode vorgeschrieben, die aus Paris kam, und wurde vom Schneider und Tapezierer ausgeführt. Nur einige aus der Art gefallene Leute pflegten daheim, wortkarg in sich gekehrt, ihre Gedanken über das, was schön sei, und das

stimmte gar nicht mit Brauch und Mode. Dann waren da auch die Künstler. Denen mußte man doch ihre Schrullen nachsehen. Die erklärten alte, unpolierte, ganz unmoderne Möbelstücke für köstlich, stellten kreuzbeinige Stühle und plumpe Truhen neben ihre Staffeleien, legten auch sonderbare verblaßte Teppiche davor, worin keine Blume deutlich und frisch aussah, keine Centifolie und Moosrosenknospe zu finden war. Und das Zeug legten einzelne sogar ihren Frauen in die Stuben! Und nun gar die Sammler, die das abgegriffene Zeug zusammentrugen, Stücke alter Glasfenster mit schwarz gewordener Bleifassung wie Gemälde einrahmten, zu den Bauern gingen und graue Zinnteller bei ihnen kauften. Was diese Sammler damals glücklich vor Vernichtung bewahrten und retteten, davon hatte man keine Ahnung.

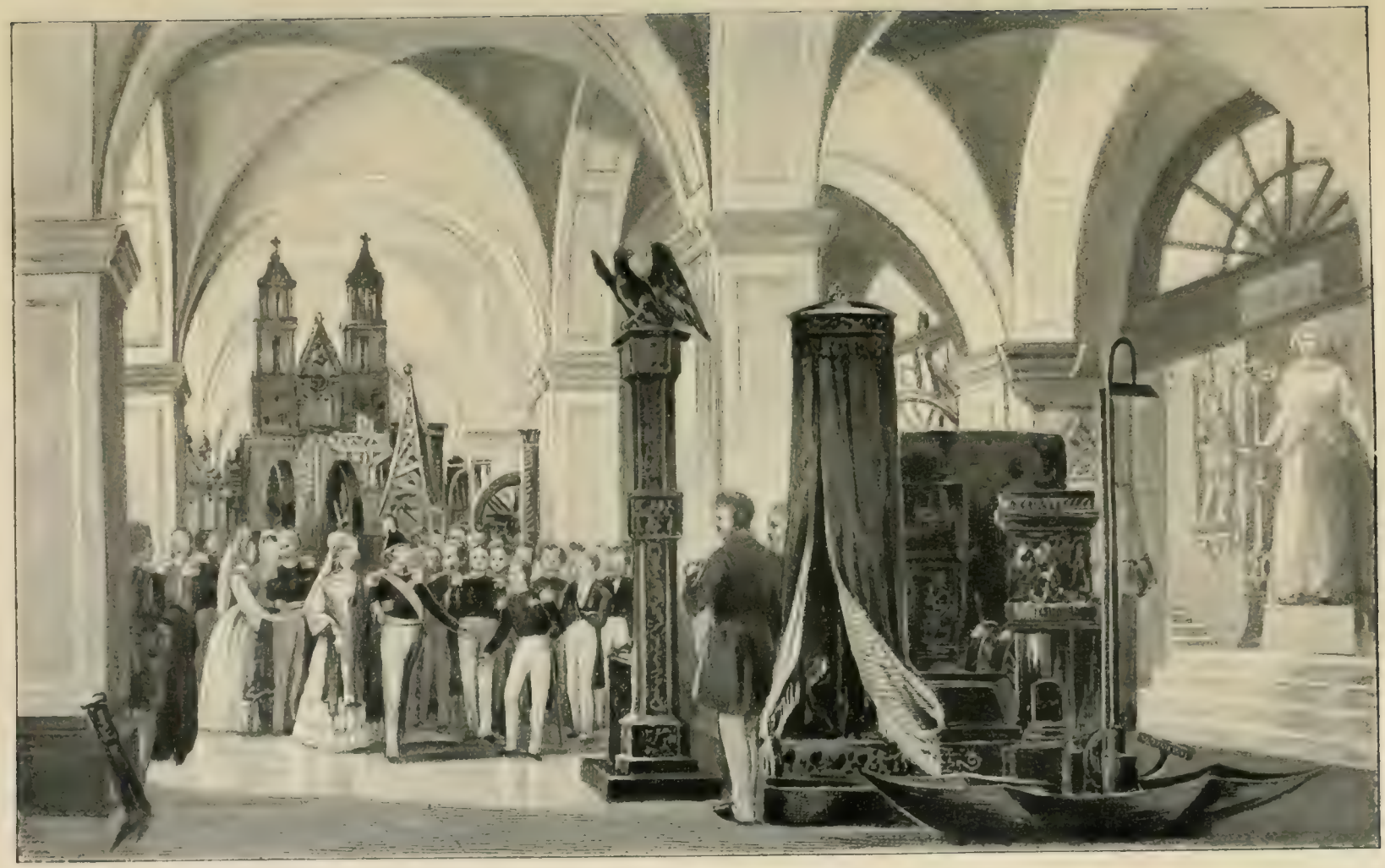
Diese Auffassungen und Anschauungen dürfen wir indessen heute auch nicht ungerecht beurteilen. Man befand sich im Heraufarbeiten aus Zuständen, die man nur dürftige nennen kann. Die Kriege hatten verschlungen und vernichtet, was mühsam erspart worden war; der Mittelstand hatte zwar seine mittlere Stellung, aber keine „Mittel"; es handelte sich überall bloß um ehrliches Durchkommen, und in solchen Zeiten verwirrt sich leicht das Urteil.

Immerhin gab die Ausstellung deutlich Kunde von einem merkwürdig sich regenden Aufschwung, von einer begonnenen inneren Bewegung, von einem Pulsschlag, von dem man vorher nichts bemerkt hatte, und das fand Beachtung auch im Ausland. Sehr bemerkenswert ist, daß die französische Regierung sich amtlich einen eingehenden Bericht erstatten ließ. In den allgemeinen Betrachtungen, die der Berichterstatter, Herr Legentil, anstellt, heißt es u. a. wie folgt: „Studiert man die deutsche Industrie, so muß man staunen sowohl über den Eifer, der alle Mitwirkenden zu erfüllen scheint, als auch über deren Vertrauen zur Zukunft; so erwiderten auch die Aussteller, die wir zu dem Gesamteindruck ihrer Erzeugnisse beglückwünschten: ‚Wir nehmen Ihr Lob an; wäre die Ausstellung fünf Jahre früher veranstaltet worden, so hätten Sie uns weniger gespendet, und, wenn sie sich nach fünf Jahren wiederholt, werden wir mehr davon verdienen.' Dieses Vertrauen begreift man, wenn man sieht, was die deutschen Gewerbtreibenden thun, um es zu rechtfertigen. Zahlreiche Veröffentlichungen verbreiten die neuesten Arbeitsweisen und Erfindungen, und diese werden von den Fabrikanten und Geschäftsleuten sofort in Zusammenkünften besprochen; Vereine werden gebildet, um sie zu verbreiten; Schulen unter tüchtiger Leitung verknüpfen die Theorien mit den Aufgaben der Praxis; die Volkserziehung, die hier mehr verbreitet und besser gepflegt ist, als in irgend einem andern Lande, verspricht dem Zollverein ein einsichtsvoll arbeitendes Geschlecht."

Franz. Bericht.

Dann wird die Bedeutung des Zollvereins dargelegt: „Er scheint heute unauflösbar zu sein; selbst der Wille der Regierungen, die versuchen wollten, ihn abzuschütteln, würde sich brechen an dem Widerstand der Bevölkerungen . . . Auch in allen Reden, allen Schriften aus mehr oder weniger amtlichen Quellen spricht man nicht mehr von den Preußen, den Bayern u. s. w.; man sagt da nur ‚die Deutschen'; dieses Wort findet sich in jedem Satz mit einer Eindringlichkeit angewandt, die beweist, welch hohen Wert man darauf legt, den Gemütern einzuschärfen, was es bedeutet." Wir erkennen hier den Franzosen, der da glaubte, der deutsche Gedanke sei von Einzelnen, von den Wissenden und Könnenden dem Volke zugeführt worden, während er umgekehrt aus dem Innern des Volksgemütes herausdrang; es war ein Emporquellen aus gespannter Tiefe, nicht etwa ein Einflößen in einen bloß empfänglichen Boden, noch weniger ein Eintrichtern (inculquer nennt es der Berichter), was stattfand.

Übrigens suchten die beiden Abgesandten — den kaufmännischen Teil hatte ein Herr Goldenberg — sich auch im Lande genau zu unterrichten und beobachteten im einzelnen sorg-



Das preußische Königspaar besucht die Berliner Gewerbe-Ausstellung des Jahres 1844.

Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Leipziger Illustrierten Zeitung".

fältig. In Schlesien, Sachsen, im Bergischen fanden sie eine Kleinheit und Zersplitterung der Betriebe, die jede künftige Blüte gegenüber der mit der Maschine arbeitenden Industrie ausschloß. „Die Fabrikanlage", sagten sie, „wird triumphieren über die Bauernhütte, die Maschinenarbeit über die Handarbeit." Sie hatten recht. Die damalige Übergangszeit mit ihren furchtbar schweren Stunden hat man uns neuerdings auf der Bühne geschildert. Auch dem angehenden Fabrikwesen widmeten sie ihre Aufmerksamkeit, insbesondere dem Spinnereifach. Aus deutschen Quellen (v. Reden) schöpfend, verglichen sie Deutschland mit Frankreich. Unsere Baumwollspinnerei verfügte über 830000 Spindeln, die jede $10^1/_2$ Kilogramm jährlich lieferten, während in Frankreich 4 Millionen Spindeln mit $12^1/_2$ Kilogramm Ausbringen arbeiteten, von England nicht zu sprechen; Deutschland deckte damals noch nicht den dritten Teil des eigenen Bedarfes. Kurz, an Sorgfalt der Untersuchung und Beobachtung haben es die beiden französischen Kommissare nicht fehlen lassen. Wichtig sind deshalb auch ihre Endurteile im allgemeinen Bericht; das sind sie auch noch heute, wenn wir die Entwickelung unserer Industrie uns ganz klar machen wollen. Wie der Maler von Zeit zu Zeit seine Arbeit im Spiegel betrachtet, sehen wir unser damaliges industrielles Thun in der ruhigen, urteilssicheren Darstellung, die die beiden Männer ihrer Regierung vorlegten.

„Viel erzeugen und zu billigem Preis", heißt es da, „ist das Ziel, das sich die deutsche Industrie vorsetzt; sie sieht mehr auf sparsame Herstellung, als auf die beste Ausführung, als auf die Güte und auf die Auserlesenheit des Erzeugnisses. Wir sprechen von der Fabrikation in ihrer Gesamtheit, denn sie zählt einige beachtenswerte Ausnahmen, die wir im Einzelbericht hervorheben werden. Leicht ist zu verstehen, daß sie auf diesem Wege einen viel furchtbareren Wettbewerb seitens Englands, als seitens Frankreichs zu befahren hat, und das erklärt bis zu einem gewissen Grade die geringe Sympathie, die unsere Nachbarn jenseits des Kanals in Deutschland besitzen, namentlich bei den Fabrikanten. Ist diese Richtung der Industrie bestimmt durch Unfähigkeit, durch Berechnung, oder durch die Notwendigkeit? Das zu untersuchen, wird wichtig sein. Der Deutsche liebt über alles das Behagen. Dieses Gefühl ist ja freilich allen Menschen gemeinsam; aber, was bei vielen anderen Geschmacksache ist, ist ihm eine Notwendigkeit. Er hat seine Bequemlichkeiten durchaus nötig; er ist im übrigen wenig empfänglich für den überflüssigen Luxus, für jene Vielheit der kleinen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, die den englischen ‚Komfort' bilden. Wenn er hat, was er braucht und sich nahezu gut befindet, so strebt er selten nach mehr. Diese Einfachheit der Geschmäcker steht übrigens im Einklang" — wie wir auch oben fanden — „mit der Bescheidenheit der Vermögenszustände, denn, obwohl eine gewisse Behaglichkeit der Verhältnisse in der Masse der deutschen Bevölkerung herrscht, so findet man nur wenig Reichtum in einzelnen Ständen angehäuft. Unter diesem Gesichtspunkt besteht ein großer Unterschied zwischen dem Zollvereins-Deutschland und Österreich; auch ist der eigene Verbrauch in ersterem im allgemeinen bis zur Engherzigkeit sparsam. Alle Fabrikanten, alle Kaufleute, die wir zu Rate zogen, beklagen sich einstimmig darüber, daß ihre Kundschaft die schöne Ware nicht bezahlen wolle; man hört oft in der Gesellschaft die Frauen untereinander streiten, welche von ihnen für den Haushalt oder den Putz am billigsten eingekauft hat" — es giebt Leute, die behaupten, das käme jetzt noch vor — „und darauf ebenso eitel seien wie unsere Modedamen auf das Gegenteil, indem sie die hohen Preise hervorheben, womöglich noch übertreiben, die [illegible] die glänzenden Modetorheiten ausgegeben haben. Der deutsche Fabrikant unterwirft [illegible], vielleicht zu leicht auf sich genommenen Entsagung diesen Forderungen der

Verbraucher und begnügt sich damit, seinen Erzeugnissen das Gepräge frostiger und ernsthafter Nützlichkeit zu geben, das genau ihrer Bestimmung entspricht, ohne jemals zu versuchen, den Käufer durch die Reize der Neuheit anzuziehen und zu verlocken. Er denkt nicht im geringsten daran, Frankreich das Szepter der Erfindungskunst und des Geschmackes streitig zu machen; er läßt es alle Hilfsmittel seines schöpferischen Geistes entfalten, die in den mannigfaltigen Verbrauchsgegenständen durch Zierlichkeit der Formen, Anmut der Farbenwirkung, Feinheit der Ausführung sowohl den Künstler ehren, der sie erfunden, als den Arbeiter, der sie ausgeführt hat. Er entschädigt sich, während er nur nachahmt, durch die Dürftigkeit der Anerkennung, die er uns zu zollen, sich genötigt sieht." Diese Frage der Nachahmung der französischen Markt-Neuheiten ist dann noch weiter ausgeführt, nicht ohne eine scharfe Beigabe des Unwillens über das stattfindende Verfahren.

Was kann man gegen dieses ungeschmeichelte Bild unserer damaligen Zustände sagen? Daß es richtig war, können wir nicht bestreiten. Glücklicherweise hat sich ja vieles bedeutend gebessert, gewendet, geändert; Spuren freilich ziehen sich bis in unsere Tage noch hin. Der

Erinnerungs-Denkmünze an die Berliner Ausstellung vom Jahre 1844.

sichere Stolz der Franzosen sollte übrigens nach einem Jahrzehnt einen unerwarteten Stoß erfahren, von dem wir später zu sprechen haben werden. Andererseits muß die Anerkennung, die unsere Industrie trotz dem Tadel seitens derselben Berichter erfuhr und die durch die Zeughaus-Ausstellung erworben worden, erfreuen.

Hatte sich doch ein so auffallendes Leben, eine so auffallende Lebenskraft der deutschen Industrie im Zeughaus offenbart; waren doch so hoch beachtenswerte Zeichen für eine bessere Zukunft da zu erkennen: Mut neben Kraft, Selbsterkenntnis neben Entschlüssen. Und dennoch erfüllte sich nur wenig von den Hoffnungen und stillen Verheißungen! Zweierlei stellt sich uns heute, wenn wir nach den Gründen suchen, aufschlußgebend dar. Was uns damals fehlte, war ein Mann, ein Führer, der die Bewegung der Gemüter verstanden und in die richtigen Bahnen geleitet hätte, der alle diese Fehler, die der Franzose sah, auch sofort erkannt und deren Beseitigung als Ziel ins Auge gefaßt hätte. Damals wäre es möglich gewesen, die edle Begeisterung weiter zu leiten, um der Industrie die Pflege der Güte und Schönheit ihrer Erzeugnisse als das hohe und unablässig zu erstrebende Ziel vorzusetzen. Die Staatsregierung hatte in Preußen vieles gethan; sie hatte mit großen Kosten das ausgezeichnete Werk: „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker" herausgegeben; Schinkel hatte für Gropius treffliche Zeichnungen für Gewebe, Möbel, Spiegelrahmen, allerlei Geräte entworfen; herrliche Möbel

hatte der König für seine Gemächer im Schloß bestellt, Gobelinweberei war eingeleitet, kurz, eine Menge von Aussaat war gestreut, und die Pflänzlein fingen an, emporzugrünen, Blüten, gar Früchte schon zu zeigen. Aber es fehlte der Mann in leitender Stellung, der die Pflege der Aussaat in die Industrie selbst zu verlegen, diese Pflege zum Gemeingut, zur gemeinsamen Aufgabe zu machen verstand. Wäre das damals geschehen, so hätte schon damals die Entwickelung des Kunstgewerbes beginnen können, die Güte der Erzeugnisse als Grundsatz sich dem Gewerbe einprägen können, und dann hätte gerade der Wendepunkt von 1844 die scharfe Ecke abgegeben, von der aus unsere Industrie eine neue verheißungsvolle Richtung eingeschlagen hätte; die von den französischen Beurteilern erwähnten Ausnahmen wären dann die hellleuchtenden Vorbilder geworden, denen bald die ganze, gern fleißige und regsame Industrie gefolgt wäre. Aber es fehlte der Mann, der die Leitung übernommen hätte.

Man kann, ja man müßte wohl an Beuth denken. Aber der war kränklich, hinfällig geworden; schon im folgenden Jahre, 1845, legte er seine amtliche Thätigkeit ganz nieder. Bemerkenswert war schon, daß sein Name nicht unter denen der Veranstalter und Leiter der Ausstellung genannt ist. Er hat die Dinge gehen lassen; er, der ein Viertjahrhundert vorher mit seiner wundervollen Thatkraft die Gestaltung, die Entwickelung der deutschen Industrie herbeizuführen unternommen hatte. Die Industrie entwickelte sich auch noch unter seinen Helfern und Freunden. Daß sie sich aber nicht ausreichend, daß sie sich nur einseitig entwickelte, das hätte damals erkannt und verstanden werden müssen. Daß andere es verstanden, zeigte der französische Bericht so klar, wie es überhaupt gezeigt werden konnte. Neben dieser, heute schmerzlich empfundenen Lücke, stand noch ein Zweites: die politische Unruhe. Gerade das Jahr 1844 brachte allerlei neuen Zündstoff ins Glimmen, der Deutsch-Katholizismus entstand und zog die Aufmerksamkeit auf sich, die Provinzial-Landtage brachten lebhaft vieles zur Sprache, was die Gedanken weit von der Industrie abzog; eine eigentümliche Unruhe, die nach vier kurzen Jahren das ganze Volk erfassen sollte, regte sich schon an allen Ecken und Enden, und darüber verlor sich die Aufmerksamkeit, die sich eben der Industrie so erfreulich zugewandt hatte, ja verlor sich nicht nur, sie erlosch.

Beides zusammengenommen, das Fehlen eines Führers und die politische Unruhe, brachten es mit sich, daß die Hoffnungen, die man an die Berliner Ausstellung hatte knüpfen dürfen, sich für unser Vaterland nicht erfüllten. Ihm war noch eine Wartezeit von Jahrzehnten bestimmt; nicht so aber der Welt. Denn auf derselben Zeughaus-Ausstellung, und rein aus der Anregung, die sie gab, heraus, wurde der Entschluß zu einer andern bedeutungsvollen That auf dem Ausstellungsgebiet gefaßt, ein Entschluß, der bestimmt war, jene große Folgen nach sich zu ziehen, die im nächsten Bande zur Besprechung gelangen werden.

Facsimile einer photographischen Aufnahme von Fox Talbot.

Nach dem Original in der Bibliothek der Königlichen Technischen Hochschule zu Charlottenburg.

Dr. Heinrich Schulze.

Photographie.

Keine Erfindung hat so rasche, beinahe stürmische Fortschritte gemacht, wie die Photographie. Umgestaltungen und Verbesserungen folgen in so staunenswerter Schnelligkeit und Fülle aufeinander, daß es scheint, als könne in der Photographie von einer feststehenden Praxis kaum die Rede sein. Aus der nur der Eitelkeit dienenden Porträtierkunst wurde sie eine wertvolle Gehilfin auf fast allen Gebieten der Wissenschaft. Sie trat in die Reihe der vervielfältigenden Künste und wurde eine mächtige Rivalin des Kupferstichs und des Holzschnitts, ja sie schwang sich durch Vereinigung mit dem Pressendruck zur Herrscherin im Reich der Illustration auf und wurde schließlich zur Kunst selbst. Von eminent praktischer und sozialer Bedeutung erwies sich ihre Anwendung in der Medizin, dem Kriegswesen, dem Ingenieurwesen; selbst in die düstere Welt des Verbrechens stieg sie hinab und wurde eine unentbehrliche Hilfe zur Ermittelung der Fälschungen von Checks und Nahrungsmitteln, zur Aufnahme des Thatortes von Verbrechen, zur Wiedergabe der Physiognomie der Verbrecher u. s. w. Durch Einführung der Projektionsapparate ward sie ein treffliches Hilfsmittel zur Unterhaltung und Belehrung. Schließlich verbanden sich Licht, elektrische und Schallwellen, um uns in dem mit dem Phonographen vereinigten Kinematographen eine Nachahmung des Lebens zu geben, wie sie vor 150 Jahren auch die kühnste Phantasie nicht für möglich gehalten hätte.

Für die Erfindung der Photographie nehmen die Franzosen Daguerre und die Engländer Fox Talbot in Anspruch. Die Lichtempfindlichkeit der Silbersalze, auf der fast alle photographischen Verfahren fußen, ist indessen bereits 1727 von einem deutschen Arzt, Dr. Heinrich Schulze (geb. 1687, gest. 1744) entdeckt, beschrieben und verwendet worden, Schulze.

eine Thatsache, auf die Eder (im I. Teil seines „Handbuchs der Photographie") zuerst aufmerksam machte. Schulzes Abhandlung „Scotophorus pro phosphoro inventus seu experimentum curiosum de effectu radiorum solarium" in den „Acta physico-medica academiae Caesareae Leopoldinae-Carolinae" 1727, I. 528, ist indessen fast gänzlich vergessen oder nicht gewürdigt worden, was an der schwierigen Zugänglichkeit der Quelle gelegen haben mag. Im Jahre 1727 beschäftigte sich Schulze mit Versuchen, den Balduinschen Phosphor (Leuchtstein) herzustellen. Bei diesen Arbeiten mußte Scheidewasser mit Kreide gesättigt werden. Schulze wollte die Wirkung eines Zusatzes von Silber untersuchen, löste etwas Silber in Scheidewasser auf und goß es auf die Kreide. Das Licht färbte nun die ihm zugekehrte Seite schwarz, während die demselben abgewandte unverändert blieb. Schulze verfolgte diese ihm wunderbare Erscheinung weiter, wies nach, daß diese Schwärzung durch das Licht, nicht durch Wärme erzeugt wird, und wurde so der Entdecker der Lichtempfindlichkeit der Silbersalze. Er benutzte diese Eigenschaft, um auf Glas geklebte Papierschablonen, in die Worte und Sätze geschnitten waren, zu kopieren. Nach Heinrich Schulze haben eine große Anzahl von Forschern die Lichtempfindlichkeit der Silberverbindungen beobachtet, ohne indessen Gebrauch davon zu machen, wie Kaspar Neumann (um 1737), J. B. Beccarius (1757), Scheele (1777).

Der Anfang des neuen Jahrhunderts brachte die Erfindung der Photographie auf Papier und Leder durch Wedgwood. Vielfach, so z. B. durch Arago, wurde das Jahr 1802, in dem der „Bericht über eine Methode, Gemälde auf Glas zu kopieren und Profile auf Silbernitrat durch die Wirkung des Lichtes herzustellen, erfunden von T. Wedgwood, und beschrieben von H. Davy" erschien, als das Erfindungsjahr der Photographie bezeichnet, was jedoch mit Rücksicht auf H. Schulze nicht zugegeben werden kann. Wedgwood tränkte Papier oder Leder mit einer Silbernitrat-(Höllenstein-)Lösung, wonach es sich am Licht rasch schwärzte. „Wenn der Schatten einer Figur auf die präparierte Fläche geworfen wird, so bleiben die gedeckten Stellen weiß, während die anderen Teile sich schnell schwärzen." Sein Hauptaugenmerk hatte Wedgwood auf das Kopieren des Bildes der Camera obscura gelenkt, allein er fand es zu schwach, um in einer mäßigen Zeit eine Wirkung auf das Silbernitrat hervorzubringen. Auch gelang es ihm nicht, seine Kopien von Blättern und Glasgemälden zu fixieren, d. h. im Licht haltbar zu machen. Eine ganze Reihe von Forschern studierte seitdem die photochemischen Prozesse, ohne jedoch die Erzeugung von Lichtbildern fördern zu können. Um so größer ist das Verdienst der französischen Forscher Niepce und Daguerre, die Jahrzehnte lang mit einer wahrhaft bewundernswerten Ausdauer an der Erzeugung und Fixierung der Bilder der Camera obscura arbeiteten.

Niepce. Nicéphore Niepce (geb. 7. März 1765 zu Châlons-sur-Saône, gest. 5. Juli 1833) beschäftigte sich seit 1814 damit, die bereits 1782 von Senebier nachgewiesene Lichtempfindlichkeit der Harze und Asphalte zu benutzen, um Kupferstiche zu kopieren. Er überzog eine polierte Zinkplatte mit in Lavendelöl aufgelöstem Asphalt, firnißte einen Kupferstich, um ihn durchscheinend zu machen, legte ihn mit der Bildseite auf die präparierte Zinkplatte und setzte diese Zurichtung dem Lichte aus. Die weißen Stellen des Bildes ließen das Licht hindurch, das nun den Asphalt bleichte und chemisch veränderte, während die schwarzen Bildteile die Lichtstrahlen absorbierten. Die hierunter befindlichen unveränderten Asphaltteile wurden durch Eintauchen der Platte in ein Gemisch von Lavendel- und Steinöl gelöst und das Bild mit warmem Wasser gewaschen. Dieser gelungene Grundversuch wurde im Jahre 1824 erweitert, indem die Bilder der Camera obscura an Stelle des Kupferstichs traten. Seine Versuche, außer Zinkplatten auch Silberplatten zu benutzen, nahm Daguerre auf.

Louis Jaques Mandé Daguerre, ein Pariser Maler (geb. 18. November 1787 zu Cormeilles, gest. 10. Juli 1851), hatte sich, ohne von Niepces Arbeiten zu wissen, infolge seiner Studien über die Lichtwirkungen für Dioramenbilder, deren Erfinder er ist, seit Jahren mit dem Gedanken getragen, die Bilder der von Baptista Porta um 1650 erfundenen Camera obscura zu fixieren. 1826 gelang es ihm, ein Camera-Bild auf einer chemisch präparierten Platte herzustellen, aber es verschwand bald wieder. Da hörte er durch den Optiker Charles Chevalier von Niepces Versuchen; er schrieb wiederholt an letzteren, hatte auch eine persönliche Begegnung mit ihm, ohne indessen etwas über Niepces Arbeiten zu erfahren. Erst als dieser von London zurückgekehrt war, wo er der Royal-Society Proben seiner Erfindung vorgelegt hatte, um sich die Priorität zu sichern, machte er Daguerre den Vorschlag einer geschäftlichen Verbindung. Am 14. Dezember 1829 schlossen beide zu Châlons-sur-Saône einen Vertrag auf zehn Jahre ab, worauf sie sich ihre Entdeckungen gegenseitig mitteilten, aber getrennt weiter arbeiteten. Niepce war es leider jedoch nicht vergönnt, den Lohn seiner Mühen zu ernten; arm und vergessen starb er im Jahre 1833 zu Châlons in Verzweiflung an dem Erfolg seines Strebens.

Daguerre.

Louis Jacques Daguerre.
Nach einer Daguerreotypie aus dem Jahre 1846.

Daguerre aber machte mit dem Sohne des Verstorbenen einen neuen Vertrag und erhielt nun das ganze Material ausgeliefert. Er setzte seine Versuche mit Silberplatten und Jod fort und fand, daß der Lichteindruck, den eine Silberplatte in der Camera obscura annimmt und der anfangs nicht sichtbar ist, als Bild erscheint, sobald die Platte Quecksilberdämpfen ausgesetzt wird. Das Fixieren des Bildes geschieht mittels des von Herschel 1819 entdeckten unterschwefligsauren Natrons, welches das noch im Bilde befindliche veränderliche Chlorsilber auflöst, so daß ein im Licht nicht mehr veränderliches Bild zurückbleibt. Die Tragweite dieser Entdeckung wurde sofort erkannt: Daguerre erhielt eine jährliche Pension von 6000 Francs, Niepces Sohn eine solche von 4000 Francs.

Am 19. August 1839 wurde von Arago das Geheimnis der Erzeugung dieser Bilder in der öffentlichen Sitzung der französischen Akademie der Welt offenbart. Comptes rendus

1839. Bd. VIII.) Die nach dem Daguerreschen Verfahren hergestellten Bilder, von denen sich fast in jeder Familie noch Exemplare finden, ähnelten den modernen „Schnellphotographien" auf dünnem Eisenblech; sie waren nicht kopierbar. Ihre Herstellung erforderte viel Mühe, zumal wenn es sich um Porträts handelte. Die damaligen photographischen Objektive waren sehr lichtschwach, so daß minutenlang belichtet werden mußte. In den ältesten Ateliers wurde zu diesem Zweck die aufzunehmende Person auf einen thronartigen Sitz, ein hohes Podium gebracht, um dem Oberlicht möglichst nahe zu sein, und gepudert, wodurch die Belichtungsdauer verkürzt werden sollte. Glücklicherweise überwand man diese Schwierigkeit bald. Professor Petzval von der Universität Wien berechnete 1840 eine lichtstarke Porträtlinse, die, von Voigtländer vortrefflich ausgeführt, eigentlich erst die Personenaufnahmen ermöglichte. Petzvals Berechnungen der sogenannten Doppelobjektive waren mit so außerordentlichem Scharfsinn angestellt, daß diese Art von Porträtobjektiven noch heute in Bezug auf Helligkeit unübertroffen ist. Die für die Aufnahme benötigte Zeit wurde durch das neue Objektiv auf ein Zehntel der früheren verringert. Nun schossen die photographischen Ateliers wie Pilze aus der Erde; das erste in Berlin wurde 1841 auf Veranlassung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Biot im Schlosse Monbijou eingerichtet.

Fox Talbot.

Noch vor der Veröffentlichung der Daguerreschen Erfindung hatte Fox Talbot, am 20. Januar 1839, der Royal-Society in London eine Beschreibung seines Verfahrens vorgelegt, Bilder mit Hilfe des Lichtes zu vervielfältigen. Er nahm mit Kochsalz imprägniertes Papier, ließ es auf einer Silberauflösung schwimmen und legte das so mit Chlorsilber und salpetersaurem Silberoxyd getränkte Papier mit einem zu kopierenden Kupferstich bedeckt in die Sonne. Er erhielt ein negatives Bild, das, in gleicher Weise wie der Kupferstich mit einem zweiten Stück lichtempfindlichen Papiers in die Sonne gelegt, ein positives Bild lieferte. 1841 veröffentlichte er sein verbessertes Verfahren mit Jodsilber. Durch Talbots Erfindung trat die Photographie in die Reihe der vervielfältigenden Künste. Die von ihm hergestellten Papierbilder waren aber gegenüber den detailreichen Plattenbildern Daguerres so roh, daß von seinem Verfahren kaum praktischer Gebrauch gemacht wurde; und doch wurde es später die Grundlage der Kopierverfahren. Niepce de St. Victor, ein Neffe von Nic. Niepce, nahm statt des Papiers Glasplatten als Träger der lichtempfindlichen Jodsilberschicht. Er überzog sie mit jodkaliumhaltigem Eiweiß, tauchte sie in ein Silberbad und erhielt so eine lichtempfindliche, gleichmäßige Schicht, die Bilder von großer Zartheit, aber leichter Verletzlichkeit lieferte. 1850 versuchte Legray vergeblich, die Eiweißschicht durch eine Kollodiumschicht zu ersetzen. Erfolgreicher waren Archer und Fry im nächsten Jahre. Das Kollodiumverfahren, wie es diese beiden 1851 in den „Chemical News" beschrieben, wurde nun das herrschende in der Photographie bis lange nach Erfindung der Trockenplatten. Für Reproduktionszwecke ist es noch heute in Gebrauch. Der Vorgang ist kurz folgender: In einer durch rotes Licht erhellten, sogenannten Dunkelkammer wird eine reine, polierte Glasplatte mit Kollodium, in dem Erdsalze gelöst sind, gleichmäßig übergossen und in einer Lösung von Silbernitrat kurze Zeit gebadet. Die nasse Platte wird in die Kassette des Aufnahmeapparates gebracht, und ist nun für die Aufnahme fertig. Nach der im Atelier vorgenommenen Belichtung wird sie in das Dunkelzimmer zurückgebracht und aus der Kassette genommen. Einen Lichteindruck hat sie nicht. Gießt man aber eine alkoholische Eisenvitriollösung darüber, so erscheint ein [illegible] Bild in allen Einzelheiten. Durch Eintauchen der Platte in Cyankalium oder unterschwefligsaures Natron wird das Bild unveränderlich gemacht. Es ist nun kopierbar. Hierzu

konnte man Talbotsches Papier verwenden, das eine Verbesserung dadurch erfuhr, daß man es zunächst mit einer Eiweißschicht überzog. So entstand das Albuminpapier, auf dem nun positive Bilder durch einfaches Aneinanderlegen der Negativplatte und des Papiers und Belichten in beliebiger Zahl hergestellt werden konnten. Das schon bei den Daguerreotypplatten von Fizeau angewandte Vergoldungsverfahren, das darauf beruht, das Silber, aus dem das Bild besteht, durch Aufgießen einer Chlorgoldlösung in das haltbarere und wärmere Töne gebende Gold zu verwandeln, wurde nun auch auf die Papierbilder angewendet. Diese wurden nach dem Kopieren erst in Chlorgoldlösung getont, dann in unterschwefligsaurem Natron fixiert und schließlich gewaschen und aufgeklebt. Wenngleich die photographischen Operationen außer einer durch Übung zu erlangenden Geschicklichkeit keine weiteren Kenntnisse verlangten, so blieb die Photographie doch Jahrzehnte lang Alleingut der Fachphotographen. Der Umstand, daß die Platten erst kurz vor der Aufnahme selbst im Dunkelzimmer bereitet werden mußten, machte Landschaftsaufnahmen fast unmöglich; nur wenige Amateure unterzogen sich den Unbequemlichkeiten, die der Transport der Chemikalien und Apparate und womöglich eines lichtdichten Zeltes mit sich brachten. Erst die Erfindung und Einführung der Trockenplatten, worüber in einem späteren Teil ausführlich gesprochen werden soll, schaffte hier Wandel.

Fox Talbot.
Nach einer Heliogravüre von Blechinger.

Die photographischen Verfahren, wie sie bis jetzt beschrieben wurden, lieferten nur einfarbige Bilder. Photographien in den natürlichen Farben herzustellen, war und ist noch heute das ideale Ziel des Photographen. Bereits 1782 hatte Senebier beobachtet, daß das Chlorsilber im Violett mehr einen Stich ins Blaue, gegen Rot zu aber hellere Farbentöne annimmt. 1810 brachte Goethe im 2. Band seiner „Farbenlehre" eine Mitteilung Seebecks aus Jena, der gefunden hatte, daß mit feuchtem Hornsilber bestrichenes Papier, unter einem Sonnenspektrum 15—20 Minuten belichtet, unter dem Violett des Spektrums einen rötlich braunen und unter dem Blau einen rein blauen Ton angenommen hatte. Weitere Beobachtungen machten Sir John Herschel 1840 und Edmond Becquerel 1847. Letzterer tauchte

Farbige Bilder.

eine polierte Silberplatte in eine wässerige Lösung von Chlorwasserstoffsäure, wodurch sich eine violette Schicht von Silberchlorid bildete. Ließ er nun das Spektrum der Sonne auf die Schicht einwirken, oder belichtete sie unter farbigem Glas, so nahm sie den empfangenen Lichteindruck an und erschien in den Farben, die auf sie gefallen waren. Leider verschwanden die Farben im Licht, und kein Mittel wurde gefunden, sie zu fixieren. Auch die mit großem Eifer betriebenen Versuche Niepce de St. Viktors förderten die Farbenphotographie nur wenig. 1865 fertigte Poitevin farbige Bilder auf Papier, indem er dieses zuerst mit Chlornatrium, dann mit Silberlösung tränkte und das gebildete Chlorsilber durch Eintauchen in eine Lösung von Zinnchlorür und Belichten zu braunem Silbersubchlorid reduzierte. Die von ihm erhaltenen Bilder waren aber ebenfalls im Licht nicht haltbar. Nach ihm haben noch Zenker und St. Florent in derselben Richtung gearbeitet, ohne jedoch der Lösung des Problems näher zu kommen. Auf ganz anderem Wege als die Genannten gingen Cros und Ducos du Hauron 1869 vor. Sie benutzten das 1855 von Poitevin erfundene, 1864 von Swan verbesserte Pigmentverfahren und erhielten durch Übereinanderdrucken dreier Pigmentbilder ein annähernd die natürlichen Farben wiedergebendes Bild (1869). Was Ducos durch den Pigmentdruck erzielte, leistete Albert durch den Lichtdruck. Wir werden hierauf bei Besprechung des Dreifarbendrucks näher eingehen. Das Problem der Photographie in natürlichen Farben lösten auch diese Mittel nicht. Erst Lippmann gelang dies, wie wir später sehen werden, im Jahre 1891 durch die Interferenzmethode.

Kopier-Papiere.

Inzwischen waren für das Positivverfahren außer dem Pigmentpapier noch eine Reihe neuer Papiere erfunden worden, das Chlorsilbergelatine- oder Aristopapier, das Chlorsilberkollodiumpapier (durch Simpson 1865) und das Platinpapier (durch Willis 1873). Der Pigmentprozeß hat dem Silberdruck gegenüber den Vorteil, Bilder zu liefern, die nicht verbleichen, und den Vorzug der Freiheit in der Wahl des Farbentons. Er ist aber umständlicher als der Silberdruck und hat sich daher im photographischen Atelier nicht einbürgern können. Erst neuerdings ist ihm durch die künstlerischen Bestrebungen der Amateurphotographen erhöhte Beachtung zu teil geworden. Man stellt Pigmentbilder her, indem man Papier mit einer durch irgend ein Pigment gefärbten Gelatineschicht überzieht, diese in einer Lösung von doppeltchromsaurem Kali lichtempfindlich macht, trocknet und unter einem Negativ belichtet. Die belichteten Gelatineteilchen werden im Wasser unlöslich. Das Bild wird sichtbar, sobald man die nicht vom Lichte getroffenen und somit löslich gebliebenen Teile durch heißes Wasser wegwäscht, nachdem man das Bild auf eine andere Unterlage übertragen hat, damit die auf der Oberfläche liegenden zarten Bildteile nicht mit fortgerissen werden. Das Chlorsilbergelatine- und Chlorsilberkollodiumpapier wird wie das Albuminpapier unter einem Negativ belichtet, mit Chlorgold getont, in unterschwefligsaurem Natron fixiert und gewaschen. Um Platinbilder zu erzeugen, wird Papier mit oxalsaurem Eisenoxyd überzogen und unter einem Negativ kopiert. Es entsteht ein schwaches Bild, das durch Eintauchen in eine Platinsalz und Kaliumoxalat enthaltende Lösung in ein schwarzes Platinbild übergeführt wird. Die Platinbilder zeichnen sich durch große Haltbarkeit aus.

Objektive.

Die Objektive, mit denen man im Anfang gearbeitet hatte, waren lediglich für Porträtaufnahmen bestimmt. Sie lieferten ein in der Mitte scharfes Bild, das ja auch für eine Porträtaufnahme genügte, dessen Unschärfe am Rande aber störte, wenn es sich um Landschafts- oder Architekturaufnahmen handelte. Diesem Mangel half Steinheil in München 1866 ab. Er berechnete und konstruierte die sog. Aplanate, durch welche die Deutlichkeit

des Bildes nach dem Rande hin bedeutend erhöht wurde. Diese Objektive bestehen aus zwei symmetrischen Hälften, deren jede wieder aus zwei verschiedenen Glassorten zusammengekittet ist. Ganz ähnlich war Voigtländers Euryskop gebaut.

In weitere Schichten der Bevölkerung drangen die Erzeugnisse der Photographen, als das 1850 von Brewster konstruierte Stereoskop Mode wurde. Zur Herstellung stereoskopischer, d. h. einen körperlichen Eindruck machender Bilder bedarf es zweier Aufnahmen desselben Gegenstandes von zwei, etwa acht Centimeter von einander entfernten Standpunkten. Hierzu kann man entweder eine besondere, mit zwei gleichen Objektiven ausgestattete Camera benutzen, oder mit einem Objektiv zwei Aufnahmen hintereinander machen. Die nebeneinander geklebten Photogramme machen unter dem Stereoskop betrachtet durchaus den Eindruck der Wirklichkeit. Trotz der überraschend schönen Wirkungen und der leichten Herstellbarkeit der stereo- Stereoskop.

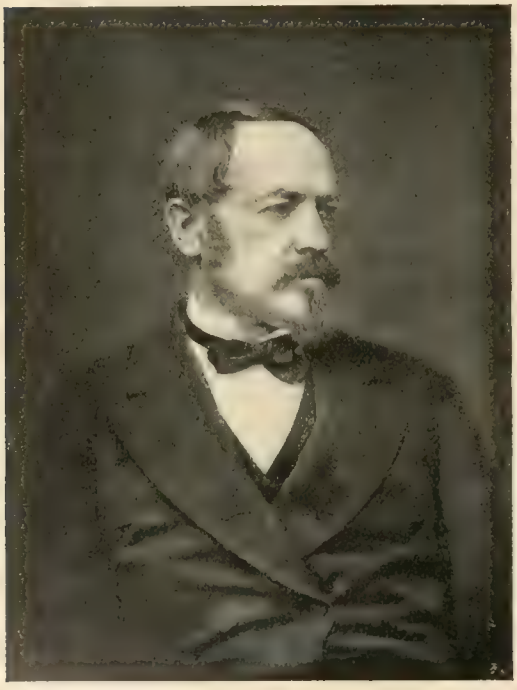
Photographische Aufnahme für ein Stereoskop-Bild.

skopischen Bilder, und trotz der wesentlichen Verbesserung des Stereoskopes durch Helmholtz und andere ist der interessante Apparat neuerdings recht wenig in Verwendung.

Ein ungeheures Feld der Thätigkeit eröffnete sich der Photographie, als sie sich mit dem Pressendruck verband, als es gelang, jede photographische Aufnahme in eine Druckplatte umzuwandeln. Fast sämtliche im Laufe der Zeit und gegenwärtig angewandten Verfahren beruhen auf der Lichtempfindlichkeit der Chromsalze in Verbindung mit organischen Stoffen. Eine minder bedeutende Rolle spielt der Asphalt. Schon Nicéphore Niepce benutzte 1812 bis 1824 die Lichtempfindlichkeit dieses Materials und anderer Harze zur Herstellung von Kopien auf Stein. Fizeau versuchte, eine Daguerreotypieplatte zu ätzen und für den Kupferdruck geeignet zu machen. Bereits 1814 stellte er „Heliographien" her. 1856 trat Paul Pretsch aus Wien mit einem „photo-galvanographischen" Verfahren hervor. Die Lichtempfindlichkeit der chromsauren Salze benutzte zuerst Fox Talbot, dem es 1852 gelang, ein photographisches Bild auf Stahl zu übertragen. Es konnte wie ein Stahlstich geätzt und mit Farbe einge- Photogr. Druck.

walzt werden. Fox Talbot ist demnach der Erfinder des photographischen Stahldruckprozesses. Ihm reiht sich Poitevin an, der photographische Bilder auf den lithographischen Stein übertrug und so die Photolithographie erfand. Sein Verfahren wurde durch Osborne Asser, Toorey, Lemercier, Burchardt u. a. vervollkommnet. Einen gewaltigen Fortschritt auf dem Gebiete der Reproduktion bedeutete die Erfindung des Lichtdrucks im Jahre 1866 durch Joseph Albert in München. Bald durchlief die Kunde von dieser epochemachenden Erfindung, die anfangs photographischer Glasdruck oder Albertotypie genannt wurde, die Welt, und Photographen aus allen Weltgegenden eilten nach München, um das Geheimnis von dem Erfinder zu erwerben. Der Lichtdruck beruht auf der Eigenschaft der mit chromsauren Salzen versetzten Gelatine, in dem Grade, wie sie vom Licht getroffen wird, Fettfarben anzunehmen und unter der lithographischen Presse an das Druckpapier wieder abzugeben. Belichtet man eine im Dunkeln mit Chromgelatine überzogene Spiegelglasplatte unter einem photographischen Negativ, so erhält man ein positives Bild, das mit Druckerschwärze eingewalzt und auf Papier übertragen werden kann. Durch die Einführung von Lichtdruckschnellpressen, wiederum Alberts Verdienst, gelang es, von einer Maschine täglich 800—2000 Drucke zu erzielen. Durch die Erfindung des Lichtdrucks war ein Mittel gegeben, auf billige Weise gute Reproduktionen der Meisterwerke der Kunst herzustellen. Es entstand eine große Reihe von Lichtdruckanstalten, die sich mit Reproduktionen der alten Meister befaßten. Von unübertrefflicher künstlerischer Vollkommenheit waren namentlich die Arbeiten der Obernetterschen Anstalt in München, von Goupil in Paris, Meisenbach u. s. w.

Lichtdruck.



Joseph Albert.
Nach einer Photographie.

Ein neues Gebiet eröffnete sich den photomechanischen Verfahren, als sie zur Vervielfältigung militärischer Karten und Pläne herangezogen wurden. Bereits 1859 benutzten die Franzosen und Piemontesen die Photographie bezw. Photolithographie zur Vervielfältigung der Karten des Kriegsschauplatzes. 1866 wurden im photolithographischen Institut der Gebrüder Burchardt in Berlin Tausende von Karten mittels der Photographie hergestellt. Jede andere Methode würde, wenigstens was die Schnelligkeit anbelangt, versagt haben. 1868 errichtete Preußen ein eigenes photographisches Atelier für Zwecke der Landesaufnahme. Man blieb indessen nicht bei der Verwendung der Photographie zur Vervielfältigung gezeichneter Pläne stehen, sondern benutzte sie zur Aufnahme der Pläne selbst. Im März 1866 reichte Meydenbauer dem preußischen Kriegsministerium eine diesbezügliche Denkschrift ein. 1867 begannen die praktischen photogrammetrischen Versuche, die auf viele Schwierigkeiten stießen. 1870 wurde die Photogrammetrie zur Aufnahme der Festung Straßburg verwendet. Die

Photolithographie.

preußische Heeresverwaltung verzichtete indessen bald auf die Fortsetzung der photogrammetrischen Versuche, bis die Einführung der Bromsilbergelatineplatten sie später, im Jahre 1885, zu einem nochmaligen Versuche veranlaßte. Ähnlich ging es mit der Ballonphotographie, die ebenfalls erst in Schwung kam, als die Trockenplatte ein leichteres Arbeiten ermöglichte. Die Ballonphotographie wurde zuerst 1862 im amerikanischen Bürgerkriege benutzt. Von einem Fesselballon in 350 Meter Höhe wurde eine Aufnahme der ganzen Truppenaufstellung des Feindes gemacht, nach der dann der General M'Cellan seinen Angriffsplan einrichten konnte. Obwohl der Erfolg nicht ausblieb, fand die Ballonphotographie in den

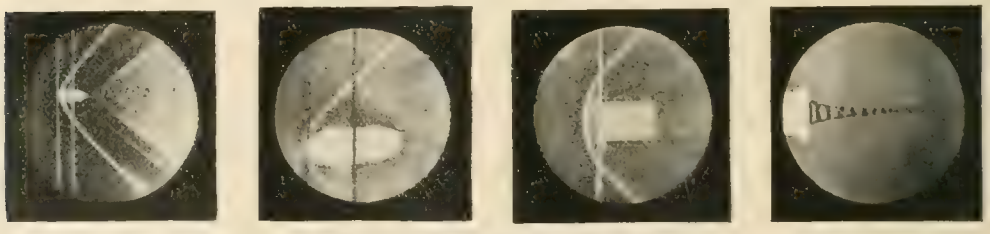
Ballonphotographie.

Joseph Alberts erste Lichtdruckanstalt zu München.
Nach einem gleichzeitigen Lichtdruck.

nächsten Kriegen der Schwierigkeiten des nassen Verfahrens wegen keine Verwendung. Die ältesten Anwendungen der Photographie für militärische Zwecke fallen in den Anfang der fünfziger Jahre. Der Krimkrieg bot die erste Gelegenheit, die damals noch junge Kunst als militärisches Hilfsmittel zu erproben. Lord Panmure, der englische Kriegsminister, hatte durch zwei Offiziere eine große Anzahl von Feldzugsbildern aufnehmen lassen und in seinen Berichten verwendet. Seitdem werden in England alljährlich einige Offiziere in der Photographie ausgebildet. Im indischen Aufstand (1857—59), im Chinesischen Krieg (1860), im Abessinischen Feldzug (1868) wurde von der Photographie ausgedehnter Gebrauch gemacht. Zur Lösung ballistischer Fragen wurde sie seit 1866 benutzt, wo im Arsenal von Woolwich abgeschossene Kanonenkugeln während des Fluges photographiert wurden. Bekannt ist die Verwendung der mikroskopischen Photographie im Dienste der Brieftaubenpost während der Belagerung von Paris 1870. Der Chemiker Barresvil in Tours hatte, um den Verkehr

mit der seit dem 19. September cernierten Hauptstadt zu ermöglichen, ein Verfahren angegeben, bei dem die Depeschen in deutlicher Schrift auf große Bogen geschrieben und dann durch Aufnahme mit einem photographischen Apparat verkleinert wurden. Noch besser verfuhr der mit dem Ballon „Niepce" am 12. November aus Paris aufgefahrene Dagron. Er ließ die Depeschen auf große Bogen drucken, nach denen er ein gewöhnliches, nicht zu kleines photographisches Negativ herstellte. Von diesem wurde ein mikroskopisches Diapositiv angefertigt und erst davon wurden auf mit Lederkollodium überzogene Glasplatten Kopien gemacht, die sich als feines Kollodiumhäutchen abziehen ließen. Die Häutchen maßen nur 5×3 Centimeter und wogen 0,05 Gramm und doch enthielt jedes Blättchen 10—12 Folio-Druckblätter mit etwa 3000 Depeschen. 18 solcher zusammengerollten Blätter wurden in eine Federpose gesteckt und einer Brieftaube übergeben, die also circa 54000 Depeschen von noch nicht einem Gramm Gewicht trug. Von 363 nach Paris gesandten Tauben kamen während der Belagerung 57 mit 600000 Depeschen an; die Mehrzahl ging durch Kälte und deutsche Kugeln zu Grunde. Zur Entzifferung der Depeschen war ein besonderer Vergrößerungsapparat gebaut, der sie auf einen großen weißen Schirm warf, von welchem sie sich bequem abschreiben ließen.

Derselbe Dagron, der die mikroskopisch kleinen Telegramme herstellte, hatte 1862 die sogenannten Mikrographien erfunden, unendlich kleine Bildchen, von denen etwa 2000 auf



Photographien fliegender Geschosse.
Nach Moment-Aufnahmen von Professor Mach.

die Fläche eines Quadratcentimeters gehen und die, am Ende einer kleinen Cylinderlupe aufgeklebt, beim Hindurchsehen vergrößert erscheinen. Sie tauchten zuerst massenhaft auf der Londoner Industrieausstellung 1862 auf, und werden noch heute, namentlich in Federhaltern und dergleichen angebracht. Eine andere Spielerei waren die 1866 erfundenen „Zauberphotographien", denen die „Rauchphotographien" folgten. Es waren photographische Bilder, die durch Eintauchen in eine schwache Sublimatlösung zum Verschwinden gebracht wurden und durch ein mit unterschwefligsaurem Natron getränktes Löschblatt oder Tabaksrauch wieder hervorgerufen werden konnten. Im Kunstgewerbe fand die Photographie u. a. Anwendung zur Herstellung von Bildern auf Emaille, Porzellan, Fayence und Glas (Schmelzfarbenbilder). Das gebräuchlichste Verfahren ist das Staubverfahren nach Salmon und Garnier (1859). Es beruht auf der Eigenschaft der Chromsalze, mit gewissen organischen Substanzen wie Gelatine, Gummi arabicum u. s. w. im Licht unlöslich zu werden. Überzieht man eine Glasplatte mit einer Chromgelatineschicht und belichtet sie unter einem Glaspositiv, so erhalten die nicht belichteten Teile die Eigenschaft, schmelzbare Farbe, mit der das Bild eingestäubt wird, festzuhalten. Überträgt man das Bild mit Hilfe von Lederkollodium auf Porzellan, Email oder dergleichen, so kann man es einbrennen und dadurch haltbare und sehr schöne Bilder erzielen.

Die Anwendung der Photographie für wissenschaftliche Zwecke folgte ihrer Erfindung auf dem Fuße. Schon 1840 wurden die ersten mikrophotographischen Versuche von Donné

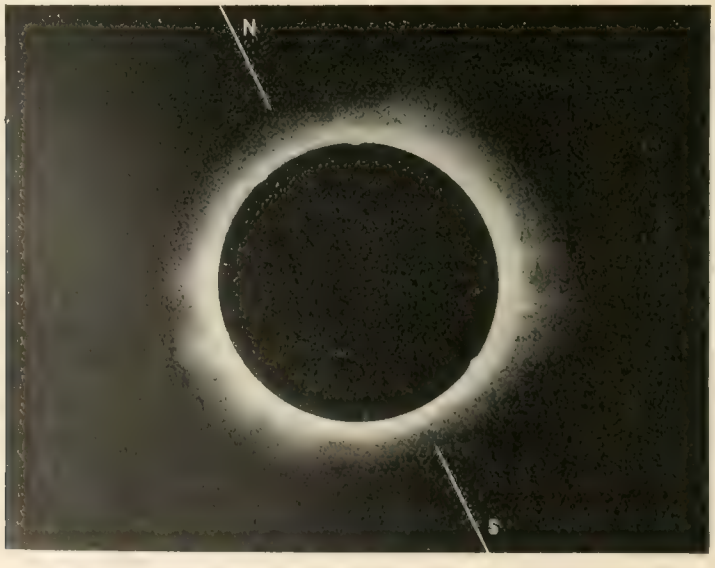
in Paris, und 1841 von Dancer und Hodgson in London gemacht. 1844 war Donné sogar schon imstande, in Verbindung mit Léon Foucault einen Atlas der mikroskopischen Anatomie herauszugeben, in welchem die Tafeln von daguerreotypierten, auf eine eigentümliche Weise geätzten Silberplatten abgedruckt waren. 1863 lieferte Gerlach durch seine Schrift: „Die Photographie als Hilfsmittel mikroskopischer Forschung" den Beweis für ihre Anwendung zu mikroskopischen Beobachtungen. 1845 wendeten Foucault und Fizeau die Daguerrotypie zu astronomischen Aufnahmen an. Am 2. April erhielten sie durch eine Belichtung von $^1/_{60}$ Sekunde ein Sonnenbild. Bei der Mangelhaftigkeit der älteren photographischen Verfahren und der Schwierigkeit, die Refraktoren mitsamt dem photographischen Apparat der Bewegung der Gestirne folgen zu lassen, gaben die weiteren Versuche keine wissenschaftlich brauchbaren Resultate. 1857 waren diese Mängel indes so weit gehoben, daß Bond mit Hilfe des Kollodiumverfahrens bei einer Belichtung von acht Sekunden ein Bild des Doppelsternes Mizar im großen Bären erhielt, das eine genaue Messung des Abstandes und Positionswinkels der Komponenten gestattete. Einen bedeutenderen Aufschwung nahm die astronomische Photographie erst, als der Astronom Warren de la Rue in England seine Mondaufnahmen begann. Bei einer Expositionszeit von 10—30 Sekunden erhielt er mit einem Reflektionsteleskop von 13 Zoll Öffnung und 10 Fuß Brennweite ausgezeichnete Aufnahmen, deren positive Abdrücke seiner Zeit in Tausenden von Exemplaren verbreitet waren. 1857 konstruierte Warren de la Rue einen Photoheliographen, der von 1858—72 zur autographischen Aufzeichnung des Sonnenzustandes diente und die ersten Sonnenbilder von wissenschaftlichem Werte lieferte. Die Sonnenfinsternis von 1860 gab Warren de la Rue zu Riva Bellosa in Spanien und

Wissenschaftl. Photographie.

Photographische Mondaufnahme von Warren de la Rue.

Secchi in Desierto de la Palmas Veranlassung zu neuen Sonnenaufnahmen, die namentlich die Protuberanzen so deutlich zeigten, daß ihre bis dahin vielfach bezweifelte Existenz erwiesen war. Von nun an war die Photographie bei jeder Sonnenfinsternis eine unentbehrliche Hilfe. 1868 sandte der norddeutsche Bund eine Expedition, bestehend aus Dr. Hermann Vogel, Dr. Zenker, Dr. Fritsch und Dr. Thiele, nach Aden. Zur Aufnahme der Sonnenfinsternis am 7. August 1869 wurden von der amerikanischen Regierung nicht weniger als 100 Photographen aufgeboten. Es wurden 279 Photographien mit etwa 30 Fernrohren erzielt; die Resultate waren glänzend. Vorzügliche photographische Aufnahmen von Fixsternen und Sterngruppen (Plejaden, Präsepe u. s. w.) lieferte Rutherford, der 1864 ein Fernrohr mit einem für chemisch wirksame Strahlen achromatisierten Objektiv von 28 Centimeter Öffnung konstruierte, mit dem er bessere Aufnahmen erhielt als mit einem Spiegelteleskop von 60 Centimeter Öffnung. Von weittragender Bedeutung sollten die Aufnahmen des Venusdurchgangs am 11. Juli 1874 werden. Von den fünf Expeditionen, die allein das deutsche Reich aussandte, wurden vier mit photographisch-astronomischen Apparaten ausgerüstet und von besonders zu diesem Zweck ausgebildeten Fachphotographen begleitet. Eine Expedition ging nach den Aucklandsinseln, eine zweite nach der Kergueleninsel im Indischen Ocean, die dritte nach Mauritius, die vierte nach Ispahan in Persien und die fünfte nach Tschifu in China. Das Ergebnis der Aufnahmen war vor allem eine genaue Berechnung der Sonnenparallaxe.

Weit größere Erfolge standen der Photographie indessen noch bevor, als die Trockenplatte erfunden war. Überhaupt nahm von diesem Augenblick an die Photographie einen nie geahnten Aufschwung. Bis dahin hatten sich infolge der Unbequemlichkeit des nassen Verfahrens fast ausschließlich die Fachphotographen mit der Photographie und ihrer Weiterbildung befaßt. Sobald die Trockenplatte, die fertig im Apparat dutzendweise mitnehmbar und fast unbegrenzt haltbar ist, erfunden war, widmeten sich eine große Reihe von Liebhabern der Photographie, und diese hatten meist bessere Kenntnisse, mehr Lust und Liebe zur Sache und mehr Geldmittel und Zeit für wissenschaftliche Untersuchungen als die Fachphotographen ...



Sonnenfinsternis. Nach einer photographischen Aufnahme von Secchi.

Justus Liebigs Laboratorium zu Gießen.

Chemie.

Bereits im ersten Bande dieses Werkes wurde mehrfach darauf hingewiesen, daß in den mittleren Dezennien des 19. Jahrhunderts die Chemie einen Aufschwung nahm, der in der Geschichte aller Wissenschaften ohne Beispiel dasteht. Innerhalb eines verhältnismäßig kurzen Zeitraumes von etwa vier Jahrzehnten haben nicht nur alle bereits bekannten Zweige der Chemie eine mächtige Förderung erfahren, sondern es ist auch eine Reihe neuer fruchtbarer Schaffensgebiete entstanden, so in erster Linie das große Gebiet der organischen synthetischen Chemie. Der Einfluß dieser Glanzzeit auf die Technik, die Industrie, die Heilkunde und auf die Entwickelung der Menschheit überhaupt läßt sich jetzt noch kaum abschen: es möge der kurze Hinweis darauf genügen, daß z. B. fast alle neueren Arzneimittel, fast alle Farbstoffe, die heutzutage zur Verwendung kommen, dieser ruhmvollen Periode ihr Dasein verdanken. Daß es so gekommen ist, darf eigentlich nicht Wunder nehmen: An anderer Stelle wurde schon dargelegt, daß im Anfang des 19. Jahrhunderts fast sämtliche grundlegenden Theorien der Chemie entstanden sind; den folgenden Jahrzehnten war es in naturgemäßer Entwickelung vorbehalten, aus diesen Theorien die Nutzanwendung zu ziehen. Daß diese letztere eine so erfolgreiche wurde, verdankt sie außer der theoretischen Grundlage noch dem weiteren Umstande, daß sich die richtigen Männer fanden, die, von unermüdlichem Forschergeist, von wahrem Idealismus beseelt, das in der Entwickelung begriffene Werk auch auszubauen verstanden. Die Träger der hervorragendsten Namen, welche die Geschichte der Chemie kennt, standen in dieser Periode in der Volltraft ihres Schaffens; frei von der kleinlichen Eifersucht, der Geheimniskrämerei und dem Strebergeist ihrer Epigonen waren sie meist in inniger Freundschaft verbunden und in persönlichem oder regem brieflichen Verkehr tauschten sie ihre Ideen aus, gaben sich gegenseitig Anregung zu neuen Forschungen, deren Resultate sie zum allgemeinen Nutzen und zum Wohle der Menschheit frei veröffentlichten, ohne durch Patentschutz oder industrielle Verwertung für sich finanziellen Nutzen daraus ziehen zu wollen . . .

Unter diesen Männern ragt vor allen einer hervor, von dem man wohl sagen kann, daß er der Entwickelung der Chemie im 19. Jahrhundert seinen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt hat, denn es zählen nicht nur seine Forschungen zu den epochemachendsten und hervorragendsten, sondern auch fast alle bedeutenderen Chemiker jener Zeit waren entweder seine Schüler oder haben von ihm, durch den regen wissenschaftlichen Briefwechsel, den er während seines langen Lebens unterhielt, einen großen Teil ihrer Inspirationen empfangen. Dieser Mann, bedeutend als Chemiker, als Physiker und als Arzt, ein Encyklopädist in des Wortes vollster Bedeutung, war der Schwede Jöns Jakob Berzelius, geboren am 29 August 1779 in Westerlösa bei Linköping in Östgothland als Sohn eines Schullehrers. Im Jahre 1796 bezog er die Universität Upsala, um Chemie zu studieren; da jedoch seine Lehrer Afzelius und Ekeberg es nicht verstanden, ihn durch ihre Vorlesungen zu fesseln, wandte er sich bald dem Studium der Medizin zu, ohne jedoch darum seine chemischen Versuche und Studien jemals ganz einzustellen. Bereits im Jahre 1799 veröffentlichte er seine erste chemische Arbeit, eine Analyse des Mineralwassers von Medevi. Bald darauf folgte eine weitere Untersuchung über die Einwirkung des galvanischen Stromes auf Salze (1802, auf Grund deren für ihn eine eigene, seither beibehaltene Stellung, die eines Adjunkten für Chemie, Botanik und Pharmazie an der medizinischen Schule in Stockholm, geschaffen wurde. Da diese Stellung ihm nicht die zum Lebensunterhalt und zur Fortsetzung seiner Versuche nötigen Mittel gewährte, war Berzelius genötigt, sich durch öffentliche Vorträge über Chemie, Untersuchung von Mineralwässern und Gründung einer Anstalt für künstliche Mineralwässer, sowie als Armenarzt einen Nebenverdienst zu schaffen, bis er im Jahre 1806 Lehrer der Chemie an der Kriegsakademie zu Carlsberg und bereits 1807 Professor der Chemie und Pharmazie an der medizinischen Schule zu Stockholm wurde. Damit begann seine reiche wissenschaftliche Thätigkeit, die in ihrem ganzen Umfange darzustellen hier der Raum fehlt. Seine erste, oben erwähnte Arbeit hatte schon grundlegende Bedeutung, baute er auf ihr doch später seine elektrochemische Theorie auf. Er stellte darin Beobachtungen über den Einfluß des galvanischen Stromes auf Salzlösungen an und legte die Gesetze fest, nach denen aus Metallsalzlösungen die Metalle am negativen, die Säuren dagegen am positiven Pole sich abscheiden; gleichzeitig wies er auf die vielen Analogien hin, die Körper mit ähnlichem elektrischen Verhalten aufweisen. Berzelius stellte zuerst, als Resultat dieser Arbeiten eine richtige Theorie der Voltaschen Säule auf, indem er klar nachwies, daß ihre elektrische Energie ein Produkt chemischer Umsetzungen sein müsse — eine Theorie, welche die Grundlage aller heutigen Kenntnisse über Elemente, Akkumulatoren und viele elektrochemische Prozesse bildet. Lange Jahre hindurch wurde Berzelius' elektrochemische Theorie als Dogma gelehrt, dann wurde sie heftig bekämpft und ihr Vater selbst hat sich später teilweise von ihr abgewandt, bis sie wieder eine glänzende Auferstehung fand und heute, wennschon in anderem Gewande, das Fundament ist, auf dem sich die durch Faraday ausgestaltete moderne Elektrochemie aufbaut.

Berzelius.

Nicht weniger bedeutsam waren die Arbeiten auf dem Gebiete der analytischen Chemie. Berzelius gab neue Methoden zur Mineralanalyse an (1823): Verbindungen und Erze, die schwer zu zersetzen waren, zerlegte er durch Anwendung eines Chlorstromes; er analysierte zuerst viele Mineralwässer, deren Zusammensetzung bis dahin unbekannt war, und durch diese Arbeiten wurden besonders die Bestandteile bekannt, auf denen die Heilwirkung der böhmischen Quellen beruht. Auch die schwierige Analyse der Platinerze führte er zuerst genau durch (1828) und vermittelte dadurch die Kenntnis ihrer Zusammensetzung.

Analyt. Chemie.

Das Cer, jenes seltene Metall, das heute in der Industrie eine so große Bedeutung erlangt hat — bildet es doch mit Thorium zusammen das Material für die Auerschen Glühkörper — entdeckte er gemeinschaftlich mit Hisinger, und gleichzeitig mit Klaproth (Bd. I., S. 191). Auch das eben erwähnte Thorium verdankt ihm seine Entdeckung, so daß man wohl mit Recht behaupten kann, daß Berzelius der Vater der modernen Glühkörperindustrie ist. Von weiteren chemischen Grundstoffen stellte er das Silicum, das Zirkonium und das Tantal zuerst dar; geradezu klassisch ist seine Arbeit über das Selen.

Durch seinen Studiengang war Berzelius besonders dazu berufen, das Grenzgebiet zwischen Chemie und Medizin, die physiologische Chemie, durch seine Forschungen zu fördern, und er hat in der That hier Hervorragendes geleistet. Zwei Werke liegen von ihm vor: „Überblick über die Zusammensetzung der tierischen Flüssigkeiten" und „Übersicht der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der tierischen Chemie", die vor allem genaue auf chemischer Grundlage ruhende Untersuchungen über die Zusammensetzung und die Veränderungen des Blutes, sowie über viele andere tierische Bestandteile enthalten. Auch auf dem Gebiet des Hüttenwesens hat sich Berzelius hervorgethan, indem er zuerst genaue Studien über die verschiedenen Sorten des Roheisens anstellte, die für eine rationelle Durchführung des Hochofenprozesses von Bedeutung wurden. In den Kreisen der Mineralogen rief er eine gewaltige Bewegung hervor, als er zuerst mit seinem chemischen Mineralsystem an die Öffentlichkeit trat. Man hatte die Mineralien bisher mehr nach empirischen Grundsätzen klassifiziert, in ähnlich mechanischer Weise, wie z. B. die Pflanzen nach dem Linnéschen Systeme; Berzelius war der erste, der ihre chemische Zusammensetzung genauer erforschte und auf Grund derselben eine Neueinteilung der Systeme vornahm, die heute noch allgemein gebräuchlich ist. Zugleich bildete er die Untersuchungsmethoden der Mineralien mittels des Lötrohres so weit aus, daß man heute noch nach den von ihm angegebenen Methoden arbeitet, da in der Zwischenzeit nur wenige Ver-

Jöns Jakob Berzelius.
Nach dem Kupferstich von F. Bolt.

besserungen von anderen gemacht werden konnten. Die Resultate seiner umfangreichen Arbeiten legte er in dem Werke: „Über die Anwendung des Lötrohres in der Chemie und Mineralogie" nieder. Seine wichtigen und ausgezeichneten Arbeiten über die Eisen-Cyanverbindungen, die dem vielfach verwendeten Farbstoffe „Berliner Blau" zu Grunde liegen, über die Schwefelsalze, über die Flußsäure und ihre Verbindungen, über die Darstellung der Traubensäure, von der er außerdem nachwies, daß sie genau dieselbe Zusammensetzung wie die Weinsäure und doch ganz verschiedene Eigenschaften hat — ein Verhalten, das er mit dem Namen „Isomerie" bezeichnete und damit diesen wichtigen Begriff in die Chemie zuerst einführte — seien hier noch erwähnt. Sein Lebenswerk war die Ausbildung der Atomtheorie, die für die Entwickelung der modernen Chemie in allen ihren Zweigen von der höchsten Wichtigkeit wurde.

Atomtheorie.

Wie wir aus der Betrachtung des Lebens und Wirkens Daltons (Bd. I., S. 199) wissen, ist von diesem die Atomtheorie, die Grundlage jeder chemischen Thätigkeit, begründet und dann von Gay-Lussac (Bd. I., S. 199 und 210) in Bezug auf die Gase weiter bearbeitet worden. An jener Stelle wurde bereits gesagt, daß Dalton das Gesetz der „multiplen Proportionen" aufstellte. Berzelius erkannte bald, daß viele Annahmen, die Dalton zur Formulierung seiner Gesetze geführt hatten, willkürliche waren und daß es, um eine sichere Grundlage für die richtige Fassung der von Dalton gefundenen Gesetzmäßigkeiten zu finden, nötig war, alle bekannten Verbindungen quantitativ zu untersuchen. Berzelius machte sich ohne Zögern an diese Riesenarbeit, deren Größe und Langwierigkeit man erst dann ermessen kann, wenn man bedenkt, daß genaue Methoden der quantitativen Analyse damals überhaupt noch nicht existierten und daß der unermüdliche Forscher sie erst mühsam selbst finden und ausarbeiten mußte, ehe er daraus die Nutzanwendung für seine eigentliche Aufgabe, die sichere Fundierung der Atomtheorie, ziehen konnte. Viele Jahre seines Lebens hat Berzelius auf dieses ungeheure Werk verwendet und etwa 2000 Körper während desselben untersucht, bis endlich der Erfolg sein Streben glänzend belohnte: Wir verdanken ihm die Kenntnis vieler neuer Körper, die meisten unserer heutigen Methoden zur quantitativen Analyse, eine Fülle von Hilfsmitteln und Apparaten, ohne die heute ein Arbeiten im Laboratorium undenkbar wäre (Kautschukschläuche, schwedisches Filtrierpapier, Platintiegel, Uhrgläser, Federfahnen ꝛc.), wir verdanken ihm eine sinngemäße chemische Nomenklatur, eine richtige Atomtheorie, eine genaue Kenntnis der Verbindungsgesetze der Atome und eine große Anzahl richtig festgestellter Verbindungsgewichte derselben. Ebenso Großes leistete Berzelius als Lehrer: Die hervorragendsten Namen — von vielen seien nur Rose, Wöhler, Mitscherlich, Gmelin, Magnus und Mosander genannt — sind aus seiner Schule hervorgegangen. Sein „Lehrbuch der Chemie" erlebte eine große Anzahl Auflagen und wurde in fast alle lebenden Sprachen übersetzt (die deutsche Übersetzung besorgte von 1825—48 kein geringerer als Wöhler selbst). Von 1821—48 gab er die „Berichte über die Fortschritte in der Physik und Chemie" heraus, in denen er über die Forschungen in diesen Disziplinen Bericht erstattete — ebenfalls eine Riesenarbeit, wenn man bedenkt, daß ein großer Teil dieser Berichte von ihm selbst eigenhändig bearbeitet wurde. Berzelius starb am 17. August 1848, nachdem er 1835 in den Freiherrnstand erhoben worden war. Sein Leben war reich an Arbeit, wie selten ein Leben, aber auch so reich an Erfolgen, wie selten eines. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn Kopp seinen Einfluß auf die Chemie in folgenden Worten schildert: „Um über Berzelius' Arbeiten eine vollständige Übersicht zu geben, müßte man das ganze Gebiet der Chemie durchgehen; es giebt keine einzelne Lehre in dieser Wissen-

Justus Liebigs chemisches Laboratorium auf

(Erbaut vom Universitäts-Ba

Nach einer gleichzeitigen Darst

ltersberg zu Gießen um das Jahr 1840.

ann im Herbst 1859.)

Wilhelm Trautschold.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

schaft, zu deren Ausbildung er nicht beigetragen hat; es giebt keinen einfachen Körper, für dessen Verbindungen nicht besonders durch Berzelius bessere Erkenntnis erlangt worden ist."

Im ersten Bande wurde schon erwähnt, daß die um die Mitte dieses Jahrhunderts in unerreichter Größe dastehende Glanzperiode der Chemie in der Hauptsache durch ein Dreigestirn von Forschern hervorgerufen war, das, in innigster Freundschaft verbunden, alles überstrahlte. Diese drei Männer waren Berzelius, Liebig und Wöhler. Da sie nicht nur

Justus Liebig.
Nach einem Kupferstich.

zeitlich, sondern durch ihr gemeinschaftliches Streben auch in der Geschichte der Wissenschaft zusammengehören und das Bild des einen ohne die so charakteristische Ergänzung durch den anderen stets unvollkommen bleiben müßte, so wird es unsere nächste Aufgabe sein, den Lebensgang Liebigs und Wöhlers, sowie ihr Wirken zu betrachten.

Justus Liebig dürfte wohl der populärste aller Chemiker des 19. Jahrhunderts sein. Liebig.
Bereits in seinen Jugendjahren zeigte sich bei ihm eine große Neigung zu chemischen Versuchen, wobei ihm der Geschäftsbetrieb seines Vaters — er war am 13. Mai 1803 in

Darmstadt als Sohn eines Materialien- und Farbwarenhändlers geboren — sehr zu statten kam. In dem mit seines Vaters Laden verbundenen Laboratorium, wo die Farben bereitet wurden, stellte er seine ersten Versuche an; bereits in seinem vierzehnten Jahre hatte er alle chemischen Werke der Darmstädter Hofbibliothek durchgelesen und die darin beschriebenen Versuche wiederholt. Die Vorliebe für Chemie ließ ihn seine Gymnasialstudien vernachlässigen, er war stets und immer der letzte, so daß seinem Vater nichts übrig blieb, als ihn aus der Schule zu nehmen und zu einem Apotheker in Heppenheim an der Bergstraße in die Lehre zu geben. Justus bezog dann die Universitäten zu Bonn und Erlangen, wo er unter Kastners Leitung in das Studium der Chemie eingeführt wurde. Bereits bei der Schilderung des Lebensganges Ohms haben wir auf den unheilvollen Einfluß der damaligen Philosophenschulen auf die Entwickelung der Naturwissenschaften hingewiesen (Bd. I., S. 382); auch Liebig beklagte später stets bitter die zwei Jahre, in denen er zu Erlangen Schellings Naturphilosophie gehört hatte. Dieser Einfluß der empirisch-philosophischen Schulen war es vor allem, der Liebig aus Deutschland fort und nach Paris trieb, wo die Naturerkenntnis sich auf Grund exakter Forschungen frei und ungehindert entfaltete, und Gay-Lussac, Dulong, Thénard, Chevreul u. a. m. viele Jünger, insbesondere auch Deutsche, anzogen. Auf A. von Humboldts Empfehlung nahm Gay-Lussac den jungen Liebig in sein Privatlaboratorium auf und dort vollendete dieser seine erste größere chemische Arbeit, die bereits weit über das Niveau der Mittelmäßigkeit sich erhob und die auch heute noch für die Technik der Explosivstoffe von weittragendster Bedeutung ist. Es war dies die Arbeit über die Knallsäure. Liebig stellte damals zuerst das knallsaure Quecksilber dar, das zur Füllung der Zündhütchen jetzt noch verwendet wird; ebenso bereitete er zuerst das knallsaure Silber, das seiner großen Explosionsfähigkeit wegen nicht zur Füllung der Zündhütchen benutzt werden kann und darum nur zur Herstellung von Knallerbsen, Knallfidibussen, Knallbonbons u. s. w. dient; beide Stoffe gehören zu den explosibelsten, welche die Chemie überhaupt kennt. Bei ihrer Herstellung und beim Studium ihrer Eigenschaften, wobei der Experimentator in steter Lebensgefahr schwebte, bewies Liebig zum ersten Male jene bewundernswerte Unerschrockenheit, die ihn bei seinen späteren Versuchen noch so oft auszeichnete.

Diese Arbeiten machten weite Kreise auf den jungen Gelehrten aufmerksam; nach Überwindung vielfacher Schwierigkeiten, wobei ihm wieder A. v. Humboldt mit seinem Einflusse zur Seite stand, wurde Liebig im jugendlichen Alter von 21 Jahren als außerordentlicher Professor
1824. an die Universität zu Gießen berufen (1824), der er 28 Jahre lang, von 1826 an als ordentlicher Professor, angehörte. Dort erwarb er sich sein größtes Verdienst um die Förderung der Chemie, das nicht in Untersuchungen und Forschungen, sondern darin bestand, daß er das erste Musterlaboratorium gründete, das für alle späteren derartigen Institute als Vorbild diente, und daß er den ersten systematischen chemischen Unterricht schuf. Durch diese beiden Thaten wurde die Chemie erst auf die Stufe gehoben, auf der sie jetzt steht — daß auch heutigen Tages noch die deutschen Chemiker denen aller anderen Länder überlegen sind, daß auch heute noch die deutschen Laboratorien Anziehungspunkte für das ganze Ausland sind, ist einzig und allein das Verdienst Liebigs und der von ihm herangebildeten Schule, aus der die ersten Namen der Folgezeit — von vielen seien nur A. W. Hofmann, Fresenius, Kopp, Will, Fehling, Varrentrapp, Muspratt, Würtz, Frankland, Volhard erwähnt — hervorgegangen sind. Als gemeinschaftlichen geistigen Mittelpunkt für das chemische Leben jener Zeit kann man die kleine Stadt Gießen um so mehr betrachten, als auch das hervorragendste chemische

Fachblatt jener Zeit, die „Annalen der Chemie und Pharmazie", seit 1832 von Liebig herausgegeben und von ihm gemeinsam mit Wöhler redigiert wurden.

Organ. Chemie.

Nach seiner Berufung nach Gießen beschäftigte sich Liebig zunächst mit der Ausbildung der Analyse organischer Körper. Wir haben gesehen, wie durch Berzelius' Forschungen die Analyse der anorganischen Stoffe auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht wurde; um diejenige der organischen Stoffe dagegen war es damals noch recht schlecht bestellt und die Schwierigkeiten, mit denen Liebig bei der Ermittelung der Zusammensetzung seiner knallsauren Salze zu kämpfen hatte, veranlaßten ihn, diesem Punkte seine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Nach vielen Versuchen gelang es ihm im Jahre 1830 einen Apparat von so unendlicher Einfachheit zu konstruieren, daß heute dank diesem Hilfsmittel die organische Analyse keinerlei Schwierigkeiten mehr bietet, und daß die genaue quantitative Zusammensetzung selbst der kompliziertest aufgebauten organischen Stoffe in wenigen Stunden vollendet werden kann. Im Verlaufe der Versuche zur Herstellung seines Apparates analysierte Liebig eine Unmenge organischer Körper; wir verdanken ihm die Kenntnis der Zusammensetzung vieler für die Industrie, die Technik und die Medizin wichtiger Produkte, so der Cyansäure (1827), der Äpfelsäure, der Chinasäure, des Kamphors (1830), der Harnsäure (1834), der Mandelsäure und der Ameisensäure (1836). Aber auch noch auf viele andere Gebiete der organischen Chemie erstreckten sich Liebigs Untersuchungen. Durch sorgfältige Versuche bemühte er sich, die Theorie der Ätherbildung aufzuklären (1834); die Verbindungen der Essigsäure erforschte er ebenfalls (1831 und 1832), den Aldehyd, das Ausgangsprodukt vieler Teerfarben, ein wichtiges Mittel zur Herstellung von Silberspiegeln, die Grundlage vieler Fruchtäther, untersuchte er 1835 genauer, ebenso (1834) die verschiedenen Zuckerarten und viele Cyanverbindungen, so in erster Linie das Blutlaugensalz (1841), den Grundstoff für die Herstellung des Berliner Blaus. Sehr wichtig für die Medizin war die Entdeckung des Chlorals und des Chloralhydrats, jener beruhigenden und schlafbringenden Arzneimittel. Wir haben in vorstehendem nur die wichtigsten und bekanntesten der von Liebig untersuchten organischen Körper hervorgehoben; als Resultat aller dieser Untersuchungen ergab sich u. a. auch eine neue Theorie über die Säuren (1838), welche die bisherigen Ansichten völlig über den Haufen warf und die noch jetzt als richtig anerkannten Gesichtspunkte über die Konstitution der Säuren und die Bildung der Salze zum ersten Male klar darlegte. So reiht sich auf dem Gebiete der organischen Chemie durch Liebigs fruchtbringende Thätigkeit Entdeckung an Entdeckung, und wahrlich mit Recht behauptet E. von Meyer, daß die heutige organische Chemie hauptsächlich in den bahnbrechenden Arbeiten Liebigs wurzelt.

Liebigs Fünfkugel-Apparat.

Anorgan. Chemie.

Aber auch die anorganische Chemie hat Liebig in wesentlicher Weise bereichert. Ihm verdankt das Kunstgewerbe nicht in letzter Linie seine heutige Blüte, war er es doch, der der Galvanoplastik neue Bahnen wies, indem er durch Einführung der sogenannten „cyankalischen Bäder" es lehrte, unedle Metalle mit edlen zu umfangen. Die gebräuchlichsten Methoden der Vernickelung, Vergoldung, Versilberung u. s. w. verdanken ihm ihre Entstehung. Auch die Damenwelt ist ihm zu Dank verpflichtet: Liebig war es, der, wie schon oben erwähnt, die Herstellung von Silberspiegeln mittels des von ihm untersuchten Aldehyds lehrte; durch dieses Verfahren hat er auch Tausenden von Arbeitern, die bei der Fabrikation von Quecksilberspiegeln durch Einatmung von Quecksilberdämpfen an Quecksilbernekrose zu Grunde gegangen wären, das Leben und die Gesundheit erhalten. Mit Recht verbietet die Fabrikgesetzgebung mancher Länder die Herstellung von

Quecksilberspiegeln vollkommen und gestattet nur diejenige von Silberspiegeln nach Liebigs Verfahren. Von den weiteren Erfolgen, welche die anorganische Chemie Liebig verdankt, seien nur noch seine Untersuchungen über die Thonerde- und Kieselsäureverbindungen, sowie über die Trennung von Kobalt und Nickel — eine der genialsten analytischen Methoden — der Vollständigkeit halber erwähnt. Durch die Konstruktion wertvoller Apparate — es sei nur an den Liebigschen Kühler erinnert — hat er die Arbeiten im Laboratorium wesentlich erleichtert.

Noch größere Verdienste hat sich Liebig um die Förderung der Landwirtschaft erworben. Landwirtschaft. Er war es, der zuerst den Lebensprozeß der Pflanze chemisch erforschte, der zuerst Prozesse, welche der Menschheit seit Tausenden von Jahren bekannt und vertraut waren, wie z. B. den Prozeß der Düngung in seinen einzelnen Phasen wissenschaftlich festlegte und neue Gesichtspunkte für einen rationellen Ackerbau schuf, indem er die künstliche Düngung mittels auf chemischem Wege bereitetem Dünger einführte. Durch seine pflanzen-physiologischen Forschungen war er zu der Überzeugung gekommen, daß die Pflanze ihre Nährstoffe zum Teile der Luft, zum Teile dem Boden entnimmt. Dadurch mußte, so folgerte er richtig weiter, der Boden immer ärmer an Pflanzennährstoffen werden, und es ist daher Zweck der Düngung einzig und allein, die dem Boden durch die Pflanze entzogenen Stoffe wieder zuzuführen — alles Thatsachen, die heute zwar jedermann geläufig sind, die damals aber noch vollkommen unbekannt waren. Liebig untersuchte genau, welche Stoffe dem Boden durch die Pflanze entführt wurden, und fand, daß dies die sogenannten Mineral- oder Aschenbestandteile waren. War diese Ansicht richtig, so mußten sich diese Bestandteile nicht nur durch animalischen Dünger, sondern auch durch auf chemischem Wege Künstl. Dünger hergestellte, entsprechend zusammengesetzte Verbindungen — also künstliche Dünger — wieder dem Boden zurückgeben lassen. Es galt nun, die Richtigkeit dieser Theorie auch durch praktische Versuche zu erhärten. Am Saume des sogenannten Philosophenwaldes bei Gießen dehnte sich eine kahle, unfruchtbare Sandwüste aus. Dort war es, wo Liebig seine ersten, für die ganze Menschheit so bedeutungsvollen Versuche anstellte. Es gelang ihm innerhalb weniger Sommer durch ausschließliche Anwendung seiner künstlichen Dünger, diese Sandwüste in einen blühenden Garten zu verwandeln (jetzt, ihm zu Ehren, Liebighöhe genannt). Diese Versuche waren es, durch welche die Landwirtschaft, bisher lediglich ein Erfahrungsgewerbe, in die Reihe der Wissenschaften gehoben und durch die eine neue chemische Industrie, die Industrie der Kunstdünger, geschaffen wurde.

Ähnlich wie die Vorgänge bei der Ernährung der Pflanzen, erforschte Liebig auch die Ernährung. bei der Ernährung des Tierkörpers stattfindenden chemischen Umsetzungen, und es bedurfte jahrelanger, mühseliger Arbeit, um diese komplizierten Vorgänge klarzulegen — eine Arbeit, deren Schwierigkeit man wird ermessen können, wenn man bedenkt, daß die ganzen Kenntnisse damaliger Zeit von der Ernährung lediglich auf Vermutungen gegründet waren, auf Vermutungen so primitiver Natur, daß wir uns heute kaum mehr in den Gedankengang dieses Zeitalters zurückzuversetzen vermögen. Man vermutete zwar, daß das Tier die wesentlichen Bestandteile seines Leibes in der Pflanze fertig vorfinde und sie mit dieser aufnehme, aber Bestimmtes wußte man darüber nicht. Liebig erhob diese Vermutungen durch seine Untersuchungen zur Gewißheit und wies gleichzeitig nach, daß ein von Lavoisier bereits geahnter Kreislauf wirklich bestehe, indem die von der Pflanze aus der Luft entnommenen Bestandteile vom Tiere durch die Atmung der Luft wieder zurückgegeben werden, die Substanzen aber, welche die Pflanze aus dem Boden aufnimmt, kehren mit den Ausscheidungen des Tieres wieder in den Boden zurück. Allein nicht nur diese großen allgemeinen Gesichtspunkte stellte Liebig fest, er drang auch in die einzelnen Details der Ernährungsvorgänge im Tierkörper

Die Bereitung des Fleischextraktes: Schlachthalle der Liebig-Kompagnie zu Fray-Bentos in Uruguay.

Nach einer photographischen Aufnahme.

ein, und so erschienen seine epochemachenden und grundlegenden Arbeiten über Fleisch- und Fettbildung, über tierische Wärme, über den Zusammenhang der Ernährung mit Fleisch- und Fettbildung, die er zusammengefaßt in seinem klassischen Werke: „Die Tierchemie oder organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie" (1842) veröffentlichte. Er unterschied darin zum ersten Male zwischen plastischen Nahrungsmitteln, also solchen, die den Tierkörper aufbauen, und respiratorischen oder solchen, die den Lebensprozeß und die Wärme in ihm unterhalten. Bei seinen Untersuchungen über die Fleischbildung ermittelte er genau die Zusammensetzung des Fleisches und faßte dabei den genialen Gedanken, den Fleischreichtum der südamerikanischen Prairien, deren zahllose Rinderherden bis dahin lediglich der Häute wegen dem Tode geweiht wurden, für Europa auszunutzen. Er arbeitete (gemeinsam mit Pettenkofer) eine für den Großbetrieb eingerichtete Methode aus, um dem Fleisch die wertvollen Stoffe zu entziehen, so daß das bis dahin nur in ganz geringen Quantitäten in Apotheken angefertigte Fleisch-Extrakt zu einem ganz wesentlich geringeren Preis in großen Mengen hergestellt und damit der Menschheit erst wirklich zugänglich gemacht werden konnte.

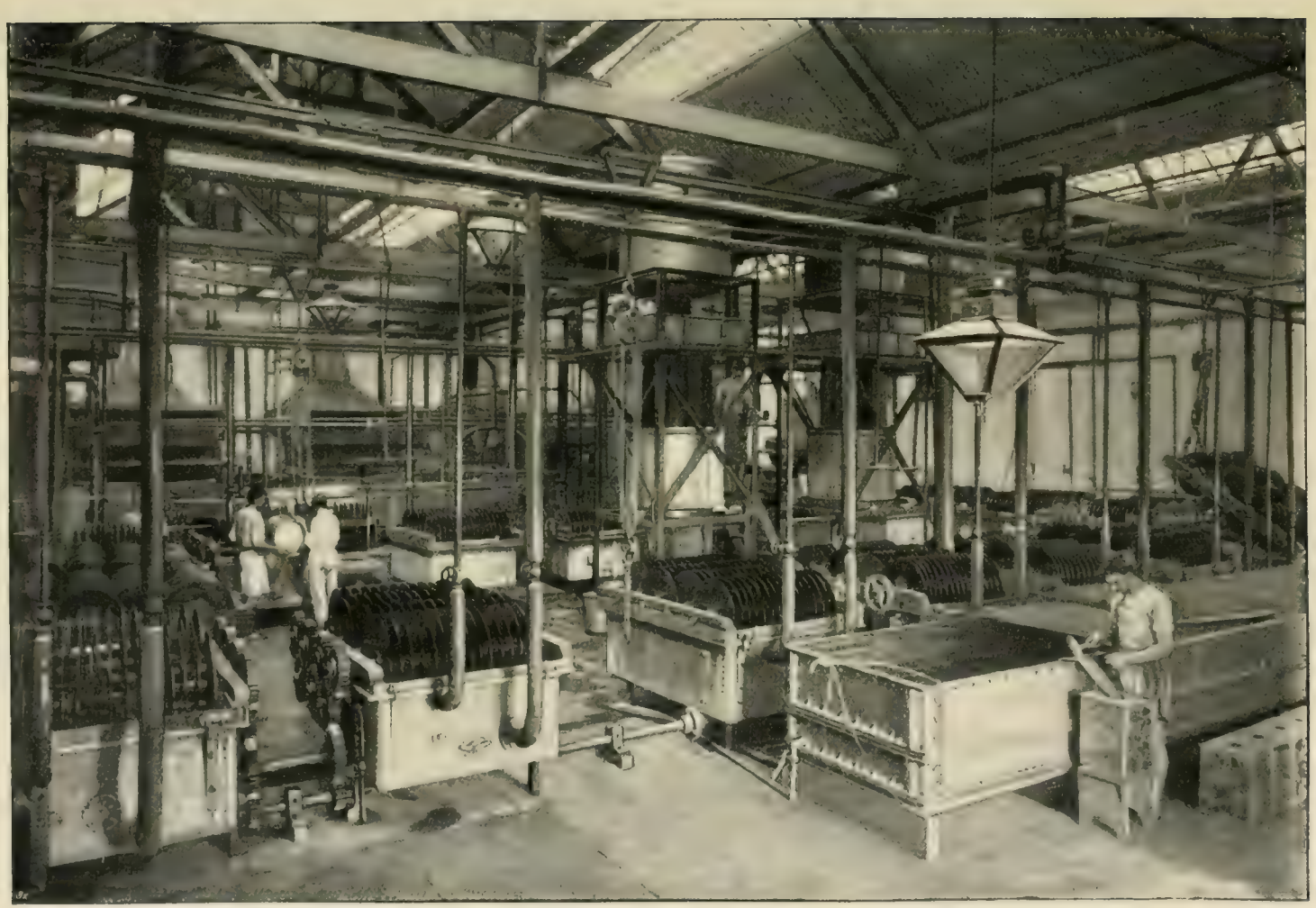
Fleisch-Extrakt.

1865. Dem Hamburger Ingenieur Giebert gebührt das Verdienst, Liebigs Gedanken ins Praktische übertragen zu haben. In Fray-Bentos (Uruguay) wurde eine Fleisch-Extrakt-Fabrik errichtet, die unter dem Namen „Liebigs Extract of Meat Company" noch heute nach den ihr von Liebig überlassenen Vorschriften ein Fleisch-Extrakt herstellt, das einen Weltruf erlangt hat. Dort wird aus je 35—40 Pfund knochen- und fettfreiem Ochsenfleisch ein Pfund Extrakt gewonnen, so daß also jedes Pfund Extrakt alle wasserlöslichen Bestandteile von 35—40 Pfund Muskelfleisch (oder 45—50 Pfund Fleisch, wie es von der Fleischbank geliefert wird), enthält. Jene Untersuchungen führten Liebig auch dazu, einen nach wissenschaftlichen Prinzipien zusammengesetzten Ersatz für Muttermilch anzugeben, die „Liebigsche Kindernahrung".

Kindernahrung.

Neben der umfassenden wissenschaftlichen Thätigkeit blieb Liebig noch Zeit zu einer umfassenden litterarischen Thätigkeit. Um den weitesten Kreisen chemische Kenntnisse zu vermitteln, schrieb er die zuerst in der Beilage der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten, dann in Buchform erschienenen „Chemischen Briefe", populäre Abhandlungen über das Gesamtgebiet der Chemie in einer so klaren und schönen Sprache, daß kein geringerer als Jakob Grimm sich in höchstem Entzücken darüber äußerte. Von seinen vielen rein wissenschaftlichen Werken sind zu erwähnen das große neunbändige „Handwörterbuch der Chemie" (1837—64), die für die Landwirtschaft so wichtigen „Grundsätze der Agrikulturchemie" (1855), ferner „Theorie und Praxis der Landwirtschaft" (1856), „Naturwissenschaftliche Briefe über die moderne Landwirtschaft" (1859), „Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur". Auch die mit der Landwirtschaft in engem Zusammenhang stehenden Gärungsgewerbe hat er durch mannigfache Forschungen über den Prozeß der Gärung mächtig gefördert.

Im Jahre 1852 wurde Liebig nach München berufen, wo er, trotz aller Erfolge, Anerkennungen und Ehren bis an sein Lebensende ein bescheidener Gelehrter und unermüdlicher Lehrer bleibend, am 18. April 1873 starb. Er wird wohl immer und für alle Zeiten der bekannteste und populärste der Chemiker bleiben, weil er in vollstem Sinne des Wortes ein Wohlthäter der Menschheit war. Mit vollem Recht durfte A. W. Hofmann von ihm sagen: „Wenn man die Summe dessen ins Auge faßt, was Liebig für das Wohlergehen des Menschen auf dem Gebiete der Industrie oder des Ackerbaues oder der Pflege der Gesundheit geleistet hat, so darf man kühn behaupten, daß kein anderer Gelehrter in seinem Fußschritten durch die Jahrhunderte der Menschheit ein größeres Vermächtnis hinterlassen hat."



Die Bereitung des Fleischextraktes: Abdampf-Apparate der Liebig-Kompagnie zu Fray-Bentos in Uruguay.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Wöhler. Nun zum Dritten im Bunde, zum Freunde von Berzelius und Liebig, zu Wöhler, dessen Name insbesondere von dem Liebigs untrennbar geworden ist; sind doch ihre gemeinschaftlichen Arbeiten und die Anregungen, die einer dem andern verdankt, so zahlreiche, daß man bei vielen Untersuchungen im Zweifel sein kann, welchem der beiden Dioskuren sie in erster Linie zuzuschreiben sind. In schönen Worten charakterisierte Liebig dieses innige, für die Wissenschaft und Menschheit so segensreiche Verhältnis in einem seiner letzten Briefe an Wöhler (1871): „Auch wenn wir tot und längst verwest sind, werden die Bande, die uns im Leben vereinigten, uns beide in der Erinnerung der Menschen stets zusammenhalten, als ein nicht häufiges Beispiel von zwei Männern, die treu, ohne Neid und Mißgunst, in demselben Gebiete rangen und stritten und stets in Freundschaft eng verbunden blieben."

Friedrich Wöhler ist im Jahre 1800 im Dorfe Eschersheim bei Frankfurt a. M. geboren. Seine Eltern siedelten 1812 nach Frankfurt a. M. über und dort lernte Friedrich einen Privatgelehrten Dr. Buch kennen, der in dem Knaben die Liebe zur Chemie weckte und mit dem er zusammen seine erste chemische Arbeit „Über den Selengehalt des Kraslitzer Eisenkieses" veröffentlichte. Im Jahre 1820 bezog er die Universität, um — Medizin zu studieren, erlangte auch 1823 in Heidelberg die medizinische Doktorwürde, doch ließ er sich von Gmelin bestimmen, sich ganz der Chemie zuzuwenden. Schon während seiner medizinischen Studien hatte er die chemische Wissenschaft nie vernachlässigt und namentlich Versuche über die Cyansäure ausgeführt, die als Vorläufer seiner Harnstoffsynthese (Bd. I., S. 394) gelten müssen. Da gerade in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts (vergl. Bd. I., S. 195), die Chemie in Deutschland sehr daniederlag, lenkte Wöhler, ähnlich, wie auch Liebig es gethan hatte, seine Schritte ins Ausland, und zwar nach Stockholm zu Berzelius. Das Jahr, das er bei diesem Meister zubrachte, hat er stets als das wichtigste seines Lebens betrachtet; ist er doch durch Berzelius in das Gebiet eingeführt worden, auf dem sich seine Arbeiten später in erster Linie bewegen sollten, nämlich in das Gebiet der anorganischen Chemie. Dort ward auch jener Freundschaftsbund geschlossen, der beide Forscher bis zum Tode von Berzelius aufs herzlichste vereinte. Wöhler nahm an des letzteren Forschungen und großen Arbeiten über das Fluor, das Silicium und Bor teil und begleitete ihn auf einer längeren mineralogischen Reise. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er bald als Lehrer der Chemie an die städtische Gewerbeschule in Berlin berufen, an der er zunächst seine Untersuchungen über die Cyanverbindungen weiter fortsetzte. Dort, in dem sogenannten Fürstenhause in der Kurstraße, in demselben Laboratorium, in dem der Alchymist Graf Ruggiero nach Gold gesucht hatte, ergab sich als Frucht dieser Forschungen im Jahre 1828 die Synthese des Harnstoffs, die wichtigste That auf chemischem Gebiete, die unser Jahrhundert überhaupt zu verzeichnen hat, und deren Bedeutung und Folgen bereits ausführlich geschildert wurden (Bd. I., S. 394). Für Wöhler hatten diese Untersuchungen über die Verbindungen des Cyans außer der Thatsache, daß sie ihn zur Synthese des Harnstoffs führten und mit einem Schlage unsterblich machten, noch weitere Bedeutung. Wir haben früher gesehen, daß Liebig in Gay Lussacs Laboratorium in Paris das Knallsilber zuerst dargestellt hatte; es ergab sich dabei, daß diese äußerst explosive Substanz genau dieselbe Zusammensetzung hatte, wie das von Wöhler aufgefundene Silbercyanat. Die über diese merkwürdige Thatsache zwischen beiden Forschern sich entspinnende Kontroverse war nicht nur die Ursache des Freundschaftsbundes, der sie später vereinigte, sondern förderte auch wesentlich unsere Kenntnisse über die cyansauren Salze. Bald darauf begannen die gemeinschaftlichen Arbeiten Liebigs und Wöhlers,

und zwar wurde zunächst auf Vorschlag Wöhlers eine Untersuchung des Bittermandelöls und der Benzoësäure in Angriff genommen, die über diese Körper wichtige Aufschlüsse gab und als weitere Folge die klassischen Arbeiten über die Benzoylverbindungen (1832) zeitigte, die für die organische Chemie und deren Weiterentwickelung höchste Bedeutung gewannen — sind doch diese Verbindungen die Ausgangsprodukte für die Darstellung vieler organischer Farbstoffe, Parfümerien, Medikamente u. s. w. Berzelius selbst charakterisierte die Bedeutung dieser Arbeiten aufs richtigste, wenn er sie mit der Morgenröte eines neuanbrechenden Tages verglich. Wöhler, der von 1831 ab an der Gewerbeschule in Kassel gewirkt hatte, wurde 1836 als Professor nach Göttingen berufen; dort, in dem besser eingerichteten Laboratorium der Universität, setzte er zunächst die gemeinschaftlich mit Liebig begonnenen Arbeiten fort. Es gelang ihm, das Amygdalin, einen Bestandteil der bitteren Mandeln, zu zerlegen, eine für die spätere fabrikmäßige Herstellung des Duftes der Spierenarten (Salicylaldehyd), des Vanillins, des Anisaldehyds u. s. w. grundlegende Untersuchung.

Wöhler-Denkmal zu Göttingen
von Ferd. Hartzer.

Von den Arbeiten, die Wöhler allein auf dem Gebiete der organischen Chemie durchgeführt hat, erwähnen wir nur die Darstellung des Chinons (1838), des Ausgangsproduktes für das von Graebe und Liebermann (1868) zuerst dargestellte Alizarin, dessen Herstellung ohne jene Arbeit über das Chinon unmöglich gewesen wäre. Noch eine zweite organische Arbeit Wöhlers darf hier nicht vergessen werden: Er war es, der uns das so vielfach angewandte schmerzstillende Cocain zuerst kennen gelehrt und uns mit dessen chemischen Eigenschaften näher bekannt gemacht hat. Dem Arzneischatze wurde es freilich erst viel später zugeführt.

Wir haben schon früher erwähnt, daß die hauptsächlichsten Erfolge, welche die Chemie der Thätigkeit Wöhlers zu verdanken hat, auf anorganischem Gebiete lagen; die anorganische Chemie war das Gebiet, in das ihn kein Geringerer als Berzelius selbst einführte und er ist stets der würdige Schüler seines Meisters geblieben. Auch hier können wir nur das Wichtigste hervorheben: Wöhler ist der Entdecker des Aluminiums. Er schied es aus der Thonerde bereits im Jahre 1827 in Form eines grauen Pulvers ab; später verbesserte er die Darstellungsmethode und erhielt 1845 das Metall in Form von Kugeln nach einem Verfahren, das, 1854 von Sainte Claire Deville verbessert, so lange zur fabrikmäßigen Herstellung angewendet wurde, bis es später durch die Methoden der Aluminiumgewinnung mit Hilfe des elektrischen Stromes verdrängt wurde. Doch sei erwähnt, daß auch Wöhler 1848 eine derartige elektrolytische Herstellungsweise angab, die später von Bunsen verbessert wurde, mittels deren jedoch nur geringe Mengen von Aluminium auf einmal gewonnen werden konnten. Die Aluminiumfabrikation bildet heute einen mächtigen Industriezweig, an dessen Entwickelung die Schweiz, Frankreich und Amerika in erster Linie beteiligt sind. Die Gesamtproduktion ist in steter Steigerung begriffen; während sie im Jahre 1885 nur 13292 Kilogramm betrug, verzeichnet die Statistik für das Jahr 1896 eine solche von

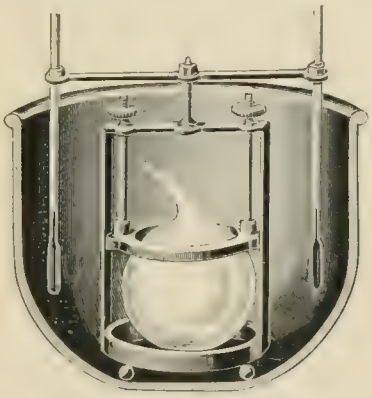
Aluminium.

1738900 Kilogramm; eine weitere bedeutende Steigerung steht zu erwarten, nachdem es in neuester Zeit gelungen ist, das Aluminium nahezu ganz frei von Verunreinigungen zu gewinnen und damit manche Eigenschaften, die seiner ausgedehnteren Verwendung noch hinderlich waren, zu unterdrücken. Im Anschluß an seine Forschungen über das Aluminium beschäftigte sich Wöhler mit eingehenden Untersuchungen über das Silicium und entdeckte hierbei den Siliciumwasserstoff, ein sehr merkwürdiges selbstentzündliches Gas. Weitere Arbeiten betrafen das Titan und die bei denselben erhaltenen Resultate ergaben wichtige Aufschlüsse über die beim Hochofenprozeß vorkommenden Nebenreaktionen. Mit Sainte Claire Deville zusammen veröffentlichte er Untersuchungen über das 1808 von Gay-Lussac und Thenard zuerst dargestellte Bor (1857) und fand, daß es sich auch in kristallisiertem Zustande gewinnen lasse (1856) und die Eigenschaft habe, sich mit dem Stickstoff der Luft direkt zu verbinden, eine Entdeckung, deren Nutzanwendung vielleicht in der Zukunft liegt, wenn es gelingt, Bor in größeren Mengen darzustellen, wozu Wöhler und Deville den Weg gezeigt haben. Dann dürfte sich vielleicht in der Industrie der Edelsteine ein Umschwung vollziehen, denn das kristallisierte Bor steht infolge seines Lichtbrechungsvermögens, seiner Härte und seines Glanzes dem Diamanten an wertvollen Eigenschaften nicht nach. Die für die theoretische Chemie außerordentlich wichtige Feststellung der Ähnlichkeit von Titan und Silicium mit Kohlenstoff ist ebenso ein Verdienst Wöhlers, wie die Methode, Silicium ähnlich dem Bor in kristallisiertem Zustande zu erhalten. Auch über das Wolfram und Molybdän hat Wöhler genauere Untersuchungen angestellt — zwei bis dahin weniger bekannte Metalle, von denen insbesondere das erstere in neuester Zeit zu Legierungen vielfach angewendet wird, da es den mit ihm legierten Metallen große Härte verleiht; so findet der Wolframstahl in der Technik ausgedehnte Anwendung und durch Legierung mit Blei entsteht das sogenannte „Hartblei", aus dem die modernen kleinkalibrigen Geschosse hergestellt werden. — Wir können das Bild vom Wirken Wöhlers nicht abschließen, ohne seiner Thätigkeit als Lehrer und der reichen litterarischen Thätigkeit zu gedenken. Sein „Grundriß der anorganischen Chemie" (1831) erlebte bis 1873 fünfzehn Auflagen, die Fortsetzung dieses Werkes „Grundriß der organischen Chemie" (1840) erschien 1877 bereits in zehnter Auflage. Hochbetagt beschloß Wöhler sein an Erfolgen so reiches Leben am 23. September 1882 zu Göttingen.

Aus der Anzahl und der Mannigfaltigkeit der in vorstehenden Zeilen angeführten Arbeiten des Dreigestirns Berzelius-Liebig-Wöhler kann man ermessen, welche Förderung die Chemie in allen ihren Zweigen diesen Forschern zu verdanken hat. Diese Blüteperiode hatte für die Industrie und Technik die segensreichsten Folgen, und so sehen wir von der Mitte des Jahrhunderts an die Entwickelung der chemischen Großindustrie beginnen. Wenn die letztere heute in unerreichter Höhe dasteht und noch fortwährend neue Gebiete in ihren Kreis zieht, so wurden die Grundlagen zu diesem Emporblühen im weitaus größten Teile von den drei Forschern Berzelius, Liebig und Wöhler geschaffen. Die deutschen Universitäten, an denen, wie wir gesehen haben, am Anfange des Jahrhunderts die Pflege der Chemie derart daniederlag, daß der deutsche Chemiker sich ins Ausland wenden mußte, wurden durch die Musterlaboratorien und Lehrmethoden Liebigs und Wöhlers die ersten Pflegestätten der chemischen Wissenschaft. Aus allen Weltteilen strömten und strömen ihnen Jünger zu; der gute Ruf aber, dessen sich die deutschen Chemiker auch in der Jetztzeit noch im Auslande erfreuen und der ihnen im internationalen Konkurrenzkampfe eine beherrschende Stellung [illegible], wurde ebenfalls in den Laboratorien Liebigs und Wöhlers begründet.

Im Auslande war das einzige Land, das am Beginne dieser so fruchtbaren Glanzperiode mit Schweden und Deutschland noch in den Wettkampf treten konnte, Frankreich, aber im Verlaufe der Entwickelung wurde es überflügelt und von Deutschland an zweite Stelle gedrängt. Von den dort wirkenden Chemikern ist zunächst Sainte Claire Deville zu nennen (1818—81), dessen Verdienste um die Aluminiumindustrie schon oben bei der Schilderung des Wirkens Wöhlers erwähnt wurden, ebenso wie jene um die Kenntnisse von Bor und Silicium. Deville ist der Entdecker des Salpetersäureanhydrits (1849). Eine andere seiner wichtigsten Arbeiten ist das von ihm im Vereine mit seinem Kollegen H. Debray im Jahre 1859 ausfindig gemachte Verfahren, das Metall Platin aus seinen Erzen zu isolieren. Im Verlaufe der Untersuchungen über diesen Gegenstand machte er die Welt in ausführlichster Weise durch zahlreiche Analysen mit der Zusammensetzung der Platinerze bekannt, er stellte die Eigenschaften des Platins selbst genau fest und gab, ebenfalls im Vereine mit Debray, Methoden zur Reindarstellung der das Platin stets begleitenden anderen seltenen Metalle (Rhodium, Iridium und Osmium) an. Während Devilles Verdienste auf dem Gebiet der praktischen Chemie liegen, hat sein Landsmann J. B. Dumas (1800—84) sich um die theoretische und physikalische Chemie verdient gemacht. Von ihm rührt eine Methode zur Bestimmung der Dampfdichte, sowie eine solche zur Bestimmung des Stickstoffs her; die organische Chemie verdankt ihm vor allem die Entdeckung und Erforschung der Trichloressigsäure (1839), durch deren Darstellung das Gebäude der wichtigen Substitutionstheorie vollkommen in sich abgeschlossen wurde. Ein besonderes Verdienst erwarb Dumas sich durch die Herausgabe der Werke seines großen Landsmannes Lavoisier (vergl. Bd. I, S. 189 ff.).

Frankreich. Deville.



Dumas' Apparat zur Bestimmung der Dampfdichte.

Wir sind, um das Lebensbild der vorgenannten großen Forscher und die Übersicht ihres Wirkens im Zusammenhange geben zu können, in unseren Betrachtungen der historischen Entwickelung manchmal etwas vorausgeeilt. Es erübrigt uns jetzt, zurückgreifend alle diejenigen Ereignisse zu schildern, die, außerhalb der Thätigkeit jener Männer liegend, auf die Entwickelung der Chemie von Einfluß gewesen sind. Auf die so bedeutungsvolle Entdeckung der Synthese des Harnstoffs im Jahre 1828 folgte schon im Jahre 1831 wiederum eine Entdeckung von höchster Bedeutung. Bei seinen Untersuchungen über den Weingeist erhielt der Chemiker Souberain eine merkwürdige Substanz, über deren Zusammensetzung er sich jedoch nicht recht klar zu werden vermochte. Im folgenden Jahre stellte Liebig denselben Körper ebenfalls aus dem Weingeiste dar, aber auch seine Bemühungen, die Konstitution desselben zu erforschen, ergaben keine einwandsfreien Resultate. Erst im Jahre 1834 gelang es Dumas, die Bestandteile dieser Substanz genau zu erkennen und er benannte sie — Chloroform. Diese Entdeckung wird vielfach Liebig zugeschrieben, der ja auch selbständig und unabhängig von Souberain arbeitete, es muß jedoch der Wahrheit gemäß festgestellt werden, daß der letztere bereits ein Jahr vor Liebig seine wichtige Entdeckung publizierte. Die Darstellungsmethode des Chloroforms ist heute noch dieselbe, wie sie Souberain und Liebig fanden und beruht auf der Umsetzung von Chlorkalk mit verdünntem Alkohol. Die anästhesierenden Eigenschaften des Chloroforms wurden erst 17 Jahre

Souberain. Chloroform.

nach seiner Entdeckung im Jahre 1848 von dem englischen Arzte Simpson (Bd. I., S. 500) zuerst für ärztliche Zwecke verwendet. Das Chloroform spielt übrigens nicht nur in der chirurgischen Praxis, sondern auch in der chemischen Technik eine nicht unbedeutende Rolle. Es ist ein vielfach angewandtes Lösungsmittel für Harze aller Art, für Kautschuk, Guttapercha, Kamphor, sowie für die Klasse der Alkaloide. In der chemischen Analyse dient es zum Extrahieren von Jod und Brom aus ihren wässerigen Lösungen und damit zum Erkennen dieser Körper. Nicht unerwähnt darf auch die im Jahre 1830 von dem schwedischen Chemiker Sefström erfolgte Entdeckung des Elementes Vanadium bleiben, das später von Berzelius und Roscoe genauer untersucht wurde. Obgleich das Metall selbst zu den selteneren gehört, haben seine Salze, insbesondere das vanadinsaure Ammoniak, einen ziemlich großen Anwendungskreis in der Technik gefunden. Die bekannte schwarze Schreibtinte (sogen. Vanadintinte) wird aus diesem Salze und Gerbsäure oder Galläpfelauszug hergestellt.

Phosphorsäure.

Drei Jahre nach der Entdeckung des Vanadiums trat Graham mit seinen Untersuchungen über die Phosphorsäure an die Öffentlichkeit. Mit Arbeiten über die Konstitution derselben hatten sich seit Anfang des Jahrhunderts schon viele Chemiker beschäftigt, so Berzelius, Engelhard, Gay-Lussac, Stromeyer u. a., aber erst Graham lehrte uns Methoden zur Unterscheidung der drei verschiedenen Modifikationen dieser Säure kennen; da die Phosphorsäure und ihre Salze bei den verschiedenen Prozessen der Pflanzen- und Tierernährung, bei der Düngung, bei chemischen Großbetrieben, wie z. B. beim Hochofenprozeß eine wichtige Rolle spielt, so hat Graham sich durch diese seine grundlegende Arbeit um die verschiedensten Zweige der angewandten Chemie große Verdienste erworben.

Für die Entwickelung der organischen Chemie ist das Jahr 1834 von weittragendster Bedeutung gewesen; es vermittelte uns die Kenntnis vom Vorkommen und von der technischen Darstellungsmethode dreier Körper, die in der Folgezeit berufen sein sollten, ganz neue Industriezweige hervorzubringen. Diese drei Körper waren das Anilin, das Nitrobenzol und die Karbolsäure. Wir haben bereits im ersten Bande dieses Werkes (Bd. I., S. 391)

Anilin.

erfahren, daß das Anilin von dem Chemiker Unverdorben im Jahre 1826 durch Destillation von Indigo zuerst dargestellt wurde. Diese Darstellungsmethode ist zwar wissenschaftlich hochinteressant, aber da der natürliche Farbstoff Indigo ein teures und nur in beschränktem Maßstabe vorkommendes Produkt war, so hätte sich auf Grund derselben niemals eine derartige Industrie entwickeln können, wie es heute diejenige der Anilinderivate ist. Dazu mußten billigere und ausgiebigere Quellen für das Anilin selbst gefunden werden. Diese

Runge.

wichtige Entdeckung gelang dem Berliner Chemiker Runge. Mit Untersuchungen über den Steinkohlenteer beschäftigt, bemerkte er, daß sich in demselben eine eigenartige Substanz vorfand, die mit Chlorkalk eine violette Färbung zeigte und die er deshalb Kyanol oder Blauöl nannte. Als später 1841 v. Fritzsche in Petersburg die von Unverdorben erhaltene Substanz näher studirte und ihre Zusammensetzung erforschte, benannte er sie (nach anil, dem portugiesischen Namen des Indigos) Anilin; im folgenden Jahre erhielt Zinin aus Nitrobenzol und Wasserstoff einen Körper, den er Benzidam nannte. O. L. Erdmann und A. W. Hoffmann wiesen dann 1843 nach, daß das Krystallin Unverdorbens (Bd. I., S. 391), das Kyanol, das Benzidam und das Anilin ein und derselbe Körper seien und behielten für denselben den Namen Anilin bei. Durch Runges Forschungen hatte man nun im Steinkohlenteer eine Quelle gefunden, die genügend Anilin lieferte, um an eine technische Gewinnung desselben heranzutreten, und da derselbe 0,3—0,5 Prozente Anilin enthält, so würde,

trotzdem die Abscheidung aus dem Teer ein schwieriges und ziemlich umständliches Verfahren ist, heute die gesamte industrielle Produktion sich auf der Ausbeutung des letzteren aufbauen, wenn nicht in demselben Jahre 1834, in dem Runge seine Entdeckung machte, noch ein anderer Körper aufgefunden worden wäre, der eine weit einfachere und leichtere Gewinnung des Anilins gestattet. Dieser Körper ist das bereits erwähnte Nitrobenzol. Die Nitrobenzol. Geschichte seiner Entdeckung ist eine eigenartige. Im Anfange unseres Jahrhunderts wurde das Leuchtgas, in eiserne Cylinder eingepreßt, von den Fabriken den Konsumenten ins Haus geliefert und dort im Keller an die Hausleitung angeschraubt. Je länger nun ein solcher Cylinder im Gebrauche war, desto schlechter wurde das in ihm befindliche Gas; Faraday stellte (1825) fest, daß dies seinen Grund darin hatte, daß sich die lichterzeugenden Bestandteile des Gases in Form eines wasserhellen flüchtigen Öles auf dem Boden des Cylinders ansammelten. Der Berliner Chemiker Eilhard Mitscherlich (1794—1863) isolierte aus der Benzoesäure einen flüssigen Kohlenwasserstoff, in dem er alsbald das Faradaysche Öl wieder erkannte (1833) und den er Benzol nannte. Durch Behandeln desselben mit Salpetersäure erhielt er im folgenden Jahre das Nitrobenzol, das Ausgangsprodukt für unsere heutige Anilin-Industrie. Dasselbe wurde fabrikmäßig zuerst von C. Collas in Paris unter dem Phantasienamen Essence de Mirbane (Mirbanöl) dargestellt, und zwar ebenfalls aus Benzol, nachdem Mansfield 1847 das reichliche Vorkommen des letzteren im Teer nachgewiesen und Mittel und Wege zu seiner Isolierung angegeben hatte. So wurde also der Steinkohlenteer durch die Untersuchungen des letztgenannten Forschers die eigentliche Quelle, aus der die Anilinindustrie ihr Material schöpft, freilich in anderem Sinne, als auf dem direkten Wege, den Runge angegeben hatte. Das Nitrobenzol wird jetzt durch Behandeln mit Eisen und Salzsäure in Anilin übergeführt. Über die Bedeutung der Anilin-Industrie wurden bereits früher (Bd. I., S. 392) nähere Mitteilungen gemacht; die Entwickelung ihres bedeutendsten Zweiges, der Farbenfabrikation, wird bei Würdigung der Verdienste August Wilhelm v. Hofmanns noch ausführlich geschildert werden.

Eilhard Mitscherlich.
Nach einer Kreidezeichnung von Fr. Krüger (1840).

Der dritte wichtige organische Körper, dessen Kenntnis wir dem Jahre 1834 verdanken, die Karbolsäure, oder, wie der Chemiker ihn richtiger bezeichnet, das Phenol, wurde Karbolsäure. auch von Runge entdeckt, und zwar ebenfalls im Steinkohlenteer. Dort findet sie sich in

denjenigen Destillationsprodukten, die bei einer Temperatur von 150—200° übergehen, doch ist sie dann noch stets verunreinigt und wird nach der Methode von Laurent oder für Zwecke der Farbenfabrikation nach derjenigen von Calvert gereinigt. Als eines der wichtigsten Desinfektionsmittel ist sie allgemein bekannt. Sie ist für Tiere und Pflanzen ein heftiges Gift, aber eben diese Giftwirkung verleiht ihr die so wertvollen Eigenschaften, da sie Fäulniskeime und viele Bakterienarten schon in ziemlicher Verdünnung ziemlich rasch und sicher abzutöten vermag. Seit Einführung der Listerschen Methode der antiseptischen Wundbehandlung ist der Konsum ein ungeheurer geworden. Aber die wertvollen Eigenschaften der Karbolsäure werden nicht nur in der Medizin und Hygiene mit so unendlichem Erfolge verwertet, auch die Technik und Industrie hat sich derselben in vielen ihrer Zweige mit Vorteil bemächtigt. So dient die rohe Karbolsäure als wichtiges Konservierungsmittel für Bauholz und Eisenbahnschwellen, als Antiseptikum in der Pergament- und Darmsaitenfabrikation, in den Leimfabriken, in der Gerberei und bei der Unschlittbereitung. Sie dient ferner zum Einbalsamieren und ist das Ausgangsprodukt für die Darstellung der Salicylsäure. In der chemischen Großindustrie werden ebenfalls große Mengen Karbolsäure konsumiert, man stellt eine ganze Anzahl von Farbstoffen, und u. a. auch das Sprengmittel Pikrinsäure, aus ihr dar.

M. H. Jakobi.

In nicht geringerem Grade als für die anorganische und organische Chemie ist die Zeit der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts für ein damals noch sehr junges, kaum in einzelnen Grundzügen erforschtes Gebiet fruchtbringend gewesen, für die angewandte Elektrochemie. Im Jahre 1839 konstruierte Daniell sein konstantes Element zur Erzeugung des elektrischen Stromes. Für die angewandte Elektrochemie war diese Erfindung darum von größter Bedeutung, weil

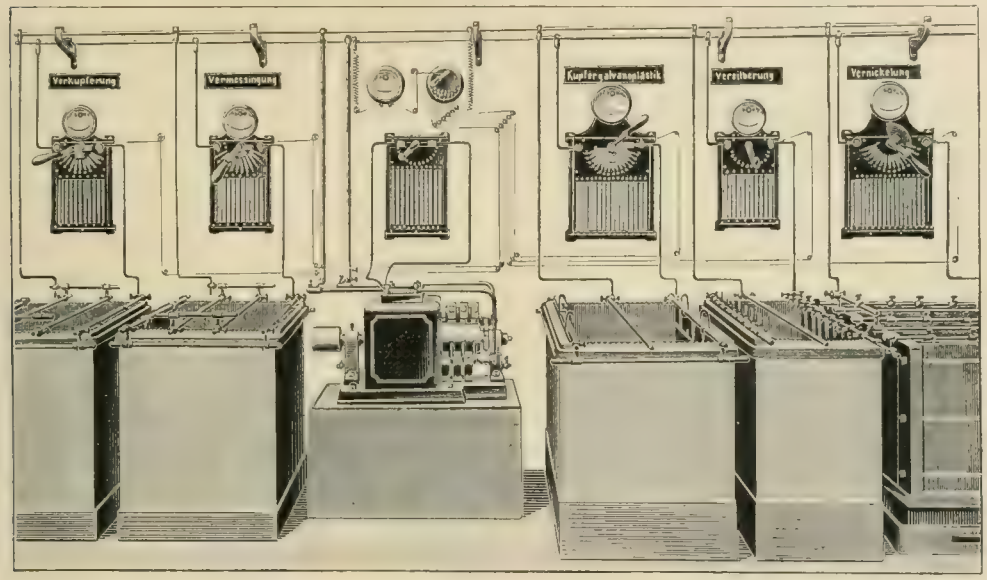
Elektrochemie.

die Ströme dieses Elementes von einer so großen Gleichmäßigkeit waren, wie man sie bis dahin nicht gekannt hatte, wodurch die Ausführung längere Zeit beanspruchender Elektrolysen ganz wesentlich erleichtert wurde. Als erste Früchte der mit Hilfe des neuen Elementes angestellten Untersuchungen veröffentlichte Daniell in den Jahren 1839 und 1840 mehrere Arbeiten über die Einwirkung eines galvanischen Stromes auf wässerige Lösungen sauerstoffhaltiger Salze. Eine noch viel wichtigere Folge der Erfindung der Daniellschen Kette war das im Jahre 1837 von dem deutschen Physiker Jakobi in St. Petersburg erfundene, jedoch

Galvanoplastik.

erst am 4. Mai 1839 veröffentlichte Verfahren der Galvanoplastik, heute ein ausgedehnter Industriezweig. Jakobi hatte beim Auseinandernehmen eines im Gebrauch gewesenen Daniellschen Elementes bemerkt, daß sich auf dessen negativem Pole ein Kupferniederschlag gebildet hatte, der jedes Detail der Oberfläche dieses Poles auf das genaueste wiedergab. Murray versuchte 1840 aus dieser Beobachtung auch für Nichtleiter der Elektrizität eine praktische Nutzanwendung zu ziehen und benutzte als negativen Pol den Wachsabdruck einer Münze, den er, um ihn für den Strom leitend zu machen, mit Graphit eingerieben hatte. Der entstandene Kupferniederschlag gab genau das Bild der Originalmünze wieder. Dasselbe Verfahren entdeckte fast gleichzeitig mit Jakobi der englische Chemiker Spencer und es begann

nun bald die fabrikmäßige Herstellung galvanoplastischer Erzeugnisse. So entstand bereits im Jahre 1840 in Birmingham die heute noch bestehende Fabrik für galvanische Versilberung von Elkington. Das Verfahren der Herstellung galvanischer Produkte ist im ganzen und großen dasselbe geblieben, wie es Jakobi angab. Man formt von dem abzubildenden Gegenstande aus Wachs, Kautschuk, Guttapercha (von der 1843 Montgomery die ersten Proben nach Europa brachte) oder dergleichen ein Negativ, eine sogenannte Matrize. Da diese den elektrischen Strom nicht zu leiten vermag, so überpinselt man sie mit feinem Graphitpulver und verbindet sie mit dem negativen Pol einer Stromquelle. Je nachdem der Abdruck aus Zink, Silber, Nickel, Kupfer oder irgend einem anderen Metalle bestehen soll, hängt man nun die Matrize in die Salzlösung eines dieser Metalle. In dieselbe Lösung taucht auch der positive Pol, der meist aus dem gleichen Metalle besteht, wie die Lösung es



Einrichtung einer galvanoplastischen Anstalt.

enthält. Beim Durchgange des Stromes schlägt sich das Metall aus der Lösung am negativen Pole nieder, indem es alle feinen Ritzen und Fugen vollkommen ausfüllt und so jedes Detail aufs genaueste wiedergiebt; in gleichem Maße, wie am negativen Pol Metall niedergeschlagen wird, löst sich solches am positiven Pole, so daß die Lösung stets den gleichen Metallgehalt hat. Wenn der Niederschlag stark genug ist, wird das Ganze aus der Lösung genommen und die Matrize entfernt. Es gelingt so, Kunstwerke von riesigen Dimensionen den von Künstlerhand geschaffenen Modellen nachzubilden, ohne das umständliche Gußverfahren anwenden zu müssen. So sind z. B. die drei großen Figuren des im Jahre 1858 enthüllten Gutenberg-Denkmals in Frankfurt a. M. auf galvanoplastischem Wege hergestellt. Auch zum Überziehen unedler Metalle mit edleren, wie Kupfer, Silber, Gold, dienen galvanoplastische Verfahren und dieser Teil der Galvanoplastik führt in der Industrie den Namen Galvanostegie; das Färben derartiger Überzüge auf galvanischem oder chemischem Wege ist ein weiteres Anwendungsgebiet der Jakobischen Erfindung und heißt

Galvanochromie. Der Galvanoplastik, Galvanostegie und Galvanochromie verdankt insbesondere das Kunstgewerbe unendlich viel und ohne dieselben hätte es kaum jemals den Aufschwung genommen, den es heute zu verzeichnen hat. Wenn heute auch der einfache Bürger sein Heim mit Statuetten, Figuren u. s. w. schmücken kann, ohne teure Bronzen sich kaufen zu müssen, wenn durch die Herstellung derartiger billigerer Kunstwerke der Sinn für Schönheit und Kunst in weiteste Kreise getragen wird, so ist das eine Folge der Jakobischen Entdeckung. Doch auch die Technik wendet in ausgedehntestem Maße galvanoplastische und galvanostegische Verfahren an. Um die stählernen Telegraphendrähte vor dem Rosten zu schützen, werden sie mit Kupfer oder Zink überzogen — welch ausgedehnte Anlagen hierfür existieren, mag man daraus ermessen, daß die „Pontal Telegraph Company" in New-York zu vorgedachten Zwecken nicht weniger als 25 große dynamoelektrische Maschinen aufgestellt hat und pro Tag etwa 750 Kilogramm Kupfer auf Telegraphendrähte niederschlägt. In manchen Münzen, wie in Bombay und Calcutta, werden die Geldstücke auf galvanischem Wege auf genau gleiches Gewicht gebracht (justiert), ein Verfahren, durch das die Münze in Bombay im Jahre 1879 bei 5 Millionen Münzplättchen allein 1400 Pfund Sterling gegenüber den älteren Verfahren ersparte. Eine weitere sehr wichtige und ausgedehnte Verwendung findet die Galvanoplastik in der Buchdruckerei. Um bei Kupferstichen und Holzschnitten die teuren und oft künstlerisch sehr wertvollen Originale zu schonen, werden von denselben Abzüge mit Hilfe der Galvanoplastik hergestellt, die sogenannten Galvanos, und von diesen aus geschieht dann erst der Druck, der ebenso scharf und gut ausfällt, als ob er von den Originalen selbst erfolgen würde. Des Versilberns, Vernickelns u. s. w. von Handwerkszeug, Gebrauchsgegenständen, Bijouterien ꝛc. sei hier nur der Vollständigkeit halber noch gedacht, ebenso, daß viele ägyptische Altertümer und Funde darauf schließen lassen, daß auch die alten Ägypter bereits ein galvanoplastisches Verfahren gekannt zu haben scheinen.

Indem wir uns wieder den Fortschritten der angewandten Chemie zuwenden, sei zunächst des Jahres 1845 gedacht, das für die ganze Zündwarenindustrie und die Technik der Explosivstoffe geradezu als ein Markstein bezeichnet werden muß, weil es zwei Entdeckungen von weittragendster Bedeutung brachte. Bis zu diesem Jahre kannte man nur
Phosphor. eine Modifikation des Phosphors, nämlich den gelben oder kristallinischen Phosphor, den am leichtesten entzündlichen Körper, den wir kennen; schon die Wärme der Hand genügt, um ihn zum Entflammen zu bringen, er muß ständig unter Wasser aufbewahrt werden und außerdem ist er noch eines der gefährlichsten Gifte; bei derartigen angenehmen Eigenschaften kann es nicht wunder nehmen, daß niemand gern mit dem gefährlichen Stoff hantierte. Im Jahre 1845 machte nun E. Kopp in Zabern die Beobachtung, daß der gelbe Phosphor unter der Einwirkung des Lichtes eine rote Farbe annahm. Daß der rote Körper nichts anderes sei, als eine Modifikation des Phosphors selbst, wurde von Berzelius vermutet, von Schrötter im Jahre 1848 bestimmt nachgewiesen. Dieser sogenannte rote oder amorphe Phosphor hat höchst wertvolle Eigenschaften: Er ist zunächst nicht giftig, ruft keine Phosphornekrose hervor, so daß er ohne Gefahr für die Gesundheit der Arbeiter in Fabriken verarbeitet werden kann, er verdampft nicht bei gewöhnlicher Temperatur und ist bei weitem nicht so leicht entzündlich, wie der gelbe Phosphor, so daß er beim Transport ungefährlich ist. Infolge aller dieser Umstände stellt man jetzt den roten Phosphor in großen Mengen nach der von A. Albright in Birmingham empfohlenen Methode fabrikmäßig her, indem man gewöhnlichen Phosphor bei Abschluß von Luft und Wasser auf etwa 250° erhitzt. Der rote Phosphor findet vielfache

Anwendung in der Technik, in erster Linie in der Zündwarenfabrikation zur Herstellung der sogenannten schwedischen Zündholzer, welche die früher gebräuchlichen giftigen sogenannten Phosphorzündhölzer schon fast ganz verdrängt haben. Diese schwedischen Zündhölzer enthalten selbst keinen roten Phosphor, ihr Kopf besteht vielmehr aus einem Gemische von Schwefelantimon und chlorsaurem Kali, dagegen besteht die sogenannte „präparierte Reibfläche" zum größten Teile aus rotem Phosphor, der, meist noch mit einem die Reibung vergrößernden Zusatz, mit Leim auf die Seitenfläche der Zündholzschachtel aufgetragen ist. Die ersten Phosphorzündhölzer tauchten in den Jahren 1833—35 auf, während die „schwedischen" Zündhölzer eine gut deutsche Erfindung sind, die dem deutschen Chemiker R. Böttger in Frankfurt a. M. zu verdanken ist (1848). Die erste Fabrik wurde allerdings durch J. E. Lundström in Jönköping in Schweden errichtet; sie produzierte bereits im Jahre 1870 nicht weniger als 84 Millionen Schachteln, im Jahre 1876 aber bereits 200 Millionen Schachteln im Werte von $3\frac{1}{4}$ Millionen Mark. Seitdem ist der Konsum immer mehr gestiegen und obwohl inzwischen auch in anderen Ländern die Fabrikation aufgenommen wurde, exportiert Schweden allein heute noch jährlich die ungeheure Menge von zehntausend Tonnen Zündhölzer. Schwedische Zündhölzer.

Christian Friedrich Schönbein.

Die zweite nicht minder wichtige Entdeckung, die das Jahr 1845 brachte, war die der Schießbaumwolle durch den Baseler Professor Christian Friedrich Schönbein (1799—1868), die Folge einer anderen von Schönbein gemachten Entdeckung, derjenigen des Ozons im Jahre 1840. Bereits im Jahre 1785 hatte van Marum darauf hingewiesen, daß durch den elektrischen Funken der Sauerstoff der Luft eine merkwürdige Veränderung erleiden müsse Man schrieb jedoch den beim Ausströmen der Elektricität aus Spitzen (beim Entladen elektrischer Batterien u. s. w.) zu beobachtenden „elektrischen Geruch" lange Zeit einer unmittelbaren Einwirkung der Elektricität auf die Geruchsorgane zu, bis im Jahre 1839 Schönbein entdeckte, daß dieser Geruch einer eigentümlichen Gasart entspringt, die er nach dem griechischen Wort für riechend „Ozon" benannte Dieses Ozon wird in der Technik vielfach angewandt, so zum Bleichen von Ölen, zur Reinigung von Spiritus, zum künstlichen Altmachen des Weines, zur Sterilisierung des Wassers, zur Reinigung der Abwässer. Auch über heilkräftige Eigenschaften wird allerlei erzählt und in den Prospekten vieler Badeorte wird die „ozonreiche Waldluft" gepriesen, die im günstigsten Falle ca. $\frac{1}{700000}$ des Luftvolumens Ozon enthält Heute weiß man auch, daß das Ozon seiner chemischen Zusammensetzung nach aus 3 Atomen Sauerstoff im Molekül besteht, eine Thatsache, deren Erforschung Schönbein zur Entdeckung der Schießbaumwolle führen sollte Heinrich Rose hatte die Monohydrate der Salpetersäure und Schwefelsäure entdeckt, und Schönbein glaubte nun, daß zwischen diesen Körpern und dem Ozon eigentümliche chemische Beziehungen obwalten müßten, da sie beide stark oxydierend Schönbein. Ozon.

wirkten. Er studierte diese oxydierenden Wirkungen näher und fand dabei, daß Baumwolle, die er in das Gemisch jener Körper tauchte, ohne ihr äußeres Aussehen irgendwie zu verändern, in einen Körper verwandelt wurde, der beim Entzünden eine pulverähnliche Explosion hervorrief. Schönbein nannte sein Produkt, das er am 11. März 1847 der Naturforschenden Gesellschaft zu Basel vorlegte, „Schießbaumwolle". Kurz nach ihm traten auch die Professoren Otto in Braunschweig und Böttger in Frankfurt a. M. mit derselben Erfindung hervor; im gleichen Jahre 1846 gab W. Knop in Leipzig die Methode an, nach der man auch heute noch die Schießbaumwolle fabrikmäßig herstellt, und die der Hauptsache nach darin besteht, daß von aller Fettsubstanz befreite Baumwolle in ein Gemisch von gleichen Teilen Schwefelsäure und rauchender Salpetersäure eingetaucht, sodann in kaltem Wasser ausgewaschen und getrocknet wird. Die Schießbaumwolle ist eines der wichtigsten Sprengmittel; sie bildet den Hauptbestandteil der in neuerer Zeit in allen Staaten eingeführten „rauchlosen" Pulver. Schönbein fand 1846 noch, daß die Schießbaumwolle sich leicht in Äther löst. Diese Lösung führt den Namen Kollodium, ihre Anwendung zu chirurgischen Zwecken wurde ebenfalls von Schönbein empfohlen. In der Technik dient die Schießbaumwolle auch zur Herstellung des sogenannten Celluloids, eines Gemenges von Kampher und Kollodiumwolle, das als Ersatz von Hartgummi und, in Verbindung mit Zinkoxyd, zur Imitation von Elfenbein Verwendung findet. In neuester Zeit hat man auch künstliche Seide aus Kollodiumwolle hergestellt.

Schießbaumwolle. Kollodium. Celluloid.

Unter den Ergebnissen chemischer Forschung von grundlegender Bedeutung, welche die nächsten Jahre brachten, wäre noch die Zersetzung organischer Säuren durch den elektrischen Strom hervorzuheben, eine Arbeit, durch die Hermann Kolbe (1818—84) wichtige Aufschlüsse über die Konstitution dieser Säuren selbst, sowie über die sogenannten Radikale der organischen Chemie schuf. Ein Jahr nach dem Erscheinen dieser Arbeit veröffentlichte Graham seine Forschungen über die sogenannte Diffusion der Flüssigkeiten (1850), die später insbesondere für die Zuckerindustrie von großer Bedeutung geworden sind.

Kolbe. Graham.

In den fruchtbaren mittleren Jahrzehnten hat nicht nur die angewandte Chemie einen ungeheuren Aufschwung genommen, auch die Theorien dieser Wissenschaft sind durch eine große Anzahl bahnbrechender Arbeiten in hervorragender Weise gefördert worden, die jedoch in ihrer Mehrzahl ohne gründliche chemische, mathematische und physikalische Kenntnisse unverständlich sind. Nur der Vollständigkeit halber, und um eine lückenlose Darstellung zu bieten, sei hier die im Jahre 1837 von Laurent und Gerhardt aufgestellte sogenannte „Typentheorie" erwähnt, die später in den Jahren 1848—51 durch die Forschungen von Würtz, Williamson und insbesondere durch die glänzenden Untersuchungen A. W. Hofmanns über die Aminbasen auf das wirksamste gefördert und von Kekule (1857—59) bedeutend erweitert worden ist. Diese Typentheorie erfüllte die in sie gesetzten Erwartungen indessen keineswegs; an ihre Stelle trat die Theorie über die Valenzen der Atome. Diese Valenzlehre verdankt ihre Entstehung E. Frankland (1852) und wurde von Couper, Kekule, dem einstigen Führer unter den Typentheoretikern, Cannizzaro, Butlerow, Erlenmeyer u. a. m. weiter ausgebaut. Sie bildet die Grundlage unserer heutigen Ansichten von der Zusammensetzung der Körper.

Typentheorie. Valenzlehre.

Physik.

Im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts vollzog sich auf dem Gebiete der physikalischen Forschung eine durchgreifende Wandlung: Während noch bis in den Anfang dieses Centenniums naturphilosophische Betrachtungen bei Aufstellung physikalischer Theorien ihren Einfluß ausgeübt, und gleichzeitig einzelne Philosophenschulen, in erster Linie die Hegelsche, unheilvoll und hemmend auf die Fortschritte der Physik eingewirkt hatten, begann man sich seit dem Ende der zwanziger Jahre von derartigen Nebenströmungen frei zu machen. Gleichzeitig trat die Physik in ein neues Stadium, das des „Ausbaues der Wärmetheorie", ein. Die Lehre von der Wärme war bis zu diesem Zeitpunkte lediglich durch experimentelle Forschungen gefördert worden, die mathematische Begründung setzte erst dann, in erster Linie durch die Arbeiten Fouriers, ein, als die Experimentalphysiker am Ende ihres Wirkens angelangt waren. Von diesem Augenblick an ward ein neuer Weg der physikalischen Forschung eingeschlagen, der völlig unter dem Einflusse wärmetheoretischer Erkenntnisse steht, seit die Wärmelehre selbst durch Robert Mayer und das von ihm gefundene Gesetz ihre Krönung erhalten hatte. Um den Einfluß der von Mayer entdeckten Gesetze auf alle Disziplinen der Physik in vollem Umfang würdigen zu können, sei zunächst die Entwickelung bis zur Aufstellung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft einer näheren Betrachtung unterzogen.

Wir haben im ersten Bande dieses Werkes bereits gesehen, daß seit dem Beginne des 19. Jahrhunderts hauptsächlich die Lehre von der galvanischen Elektricität es war, die einen raschen und bedeutsamen Fortschritt aufwies, und daß hier in erster Linie Michael Faraday (Bd. I., S. 384) bahnbrechend wirkte. Vom Jahre 1833 an beschäftigte sich Faraday mit dem Studium der chemischen Wirkung des elektrischen Stromes, und zwar verglich er in erster Linie die Wirkungen der Reibungselektricität mit denen der Voltaschen Säule. Dabei fand er, daß die letztere eine unverhältnismäßig stärkere Reaktion ausübte, als die erstere. Diesen interessanten Beobachtungen der Wirkungen des galvanischen Stromes auf chemische Körper entsprangen die Grundgesetze der modernen Elektrochemie; Faraday sprach zuerst den Satz aus: „Wird Wasser unter dem Einflusse des elektrischen Stromes zersetzt, so wird stets ein Quantum davon zersetzt, das der Quantität Elektricität proportional ist, ohne daß ein Einfluß auf diese Menge ausgeübt wird von der Intensität des elektrischen Stromes oder von der in die Flüssigkeit eingesenkten größeren oder geringeren Oberfläche, oder im übrigen von dem größeren oder geringeren Leitungsvermögen der Flüssigkeit." Dieser Satz war die Grundlage, auf der sich die Elektrochemie zu ihrer heutigen Größe und Bedeutung weiter entwickeln sollte; nicht mit Unrecht hat man Faraday darum den „Vater der Elektrochemie" genannt. Aus obigem Gesetz geht hervor, daß die Menge des Gases, das bei der Zersetzung des Wassers durch den elektrischen Strom entsteht, ein genaues Maß für die Menge der angewandten Elektricität ist; Faraday konstruierte demnach einen Apparat, der es gestattete, diese Menge mit Hilfe der Wasserzersetzung genau zu messen, das Volta-Elektrometer oder Voltameter. Außer diesem Gesetze und diesem Apparate verdanken wir Faraday noch die ganze heutige elektrochemische Nomenklatur. Er nannte den Vorgang der elektrochemischen Zersetzung zuerst „Elektrolyse"

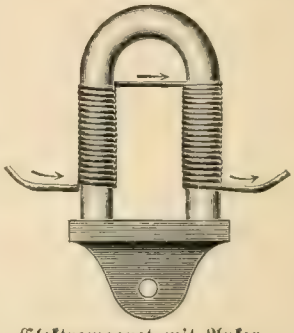
Faraday.

Voltameter.

und mit seinem Mitarbeiter Whewell zusammen führte er noch folgende Begriffe in die Wissenschaft ein: Die vom Strome zersetzten Stoffe heißen „Elektrolyten", die sogenannten „Pole", durch die der Strom in die Flüssigkeit eintritt, „Elektroden", und zwar die Eintrittsstelle des Stromes „Anode", die Austrittsstelle „Kathode", die Zersetzungsprodukte selbst den Elektroden entsprechend: „Anion" und „Kation". Im weiteren Verlaufe seiner Untersuchungen kam Faraday zu einem zweiten, nicht minder wichtigen Gesetze, das die Mengenverhältnisse elektrochemischer Zersetzungen festlegt: „Bei gleichen Quantitäten Elektricität werden von verschiedenen Elektrolyten äquivalente Mengen zerlegt." Beide Gesetze zusammen führen zu Ehren ihres Entdeckers in der Wissenschaft den Namen „Faradaysche Gesetze".

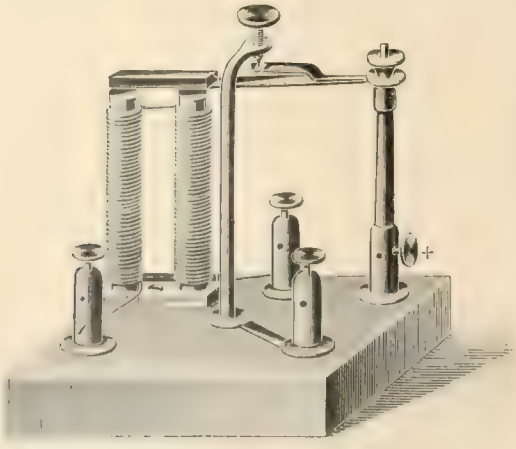
Elektromagnet.

Die bereits früher (Bd. I., S. 384) ausführlich geschilderte, von Faraday entdeckte Induktionswirkung elektrischer Ströme und die in dieser Hinsicht unternommenen Versuche führten zur Konstruktion eines der wichtigsten Apparate der modernen Physik, des Elektromagneten; wer dessen Erfinder ist, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen; einige schreiben Brewster, andere Sturgeon, wieder andere dem Physiker Pfaff das Verdienst zu. Umwindet man eine Spule mit einem Leitungsdrahte und steckt dann in diese Spule einen Stab von weichem Eisen, so wird das Eisen in dem Augenblick zum Magneten, in dem durch den Draht ein elektrischer Strom geleitet wird. Sobald der Strom eine Unterbrechung erfährt, verschwindet auch der Magnetismus wieder aus dem Eisen. Diese „Elektromagnete" sind die stärksten Magnete, die wir überhaupt kennen, und ihre Verwendung in Wissenschaft, Industrie und Technik ist heute eine unendlich vielseitige. Da man bis zur Erfindung derselben nur die natürlichen Magnete gekannt hatte, die gegenüber den Elektromagneten eine verschwindend schwache magnetische Wirkung auszuüben vermögen, so ist das Aufsehen erklärlich, das die neuen starken Apparate machten. Der Frankfurter Physiker J. P. Wagner, der Erfinder des sogenannten Neefschen Hammers, erhielt am 22. April 1841 vom Bundestag die Zusicherung einer Gratifikation von 100000 Gulden für eine elektrische Lokomotive, die bestimmte Bedingungen erfüllen sollte und deren Agens ein Elektromotor sein sollte. Diese Gratifikation kam nie zur Auszahlung, da Wagner die Bedingungen nicht zu erfüllen vermochte. Dagegen hatte ihn seine Beschäftigung mit dem Elektromagneten zu einer anderen Erfindung von höchster Bedeutung geführt: Am 25. Februar 1837 zeigte er zuerst im physikalischen Verein in Frankfurt a. M. den elektromagnetischen Hammer, jenes kleine Instrument vor, das heute eine so ausgedehnte Anwendung gefunden hat, wie kaum ein zweites. Es dient zur kontinuierlichen Unterbrechung von elektrischen Strömen (Intermitter) und findet sich an allen Induktions- und elektromedizinischen



Elektromagnet mit Anker.

Wagner.

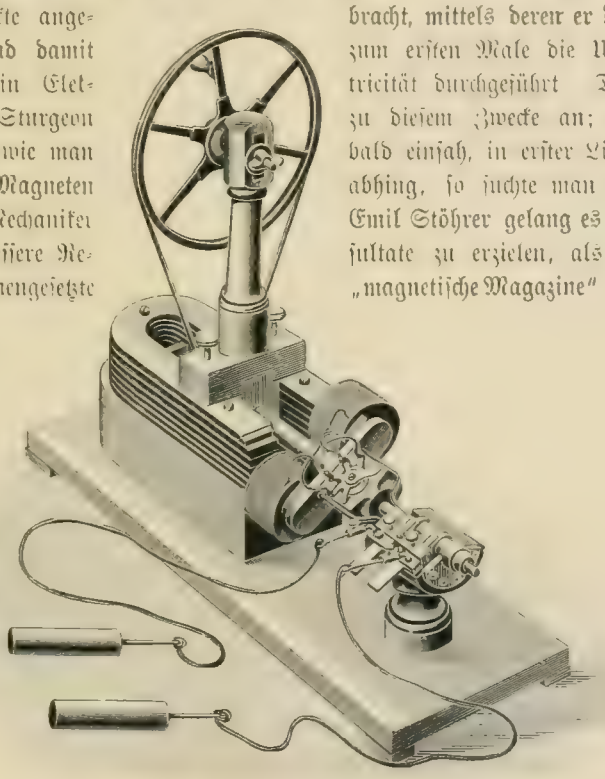


Wagner-Neefscher Hammer.

Apparaten, an elektrischen Klingeln u. s. w.; jedermann kennt wohl den kleinen schnarrenden Hammer, der fast immer mit Unrecht „Neefscher Hammer" genannt wird.

Mit den Bemühungen, durch elektrische Kraft mechanische Arbeit zu erzeugen, laufen die umgekehrten Versuche, durch mechanische Arbeit elektrische Kraft hervorzubringen, gleichzeitig einher — die ersten Versuche zur Konstruktion von elektrischen Starkstrommaschinen oder „Dynamos". Die Entwickelungsgeschichte dieser Maschinen wird in dem Abschnitte „Elektrotechnik" (Band III.) noch näher betrachtet werden, hier seien lediglich die wissenschaftlichen Grundlagen erörtert, auf denen der Dynamobau beruht. Schon Faraday hatte an seiner bereits erwähnten, zwischen den Polen eines Magneten rotierenden Kupferscheibe (Bd. I., S. 384) Kontakte angebracht, mittels deren er den elektrischen Strom ableitete, und damit zum ersten Male die Umwandlung mechanischer Arbeit in Elektricität durchgeführt Den Elektromagneten wandte zuerst Sturgeon zu diesem Zwecke an; da die Stärke der erzielten Ströme, wie man bald einsah, in erster Linie von der Stärke der benutzten Magneten abhing, so suchte man die letzteren zu verbessern; dem Mechaniker Emil Stöhrer gelang es im Jahre 1844 zum ersten Male, bessere Resultate zu erzielen, als er aus mehreren Magneten zusammengesetzte „magnetische Magazine" anwandte, deren er drei bis vier in einem Kreise aufstellte. Diese Magazine üben eine gegenseitig verstärkende Wirkung aus und die von Stöhrer hergestellte Maschine lieferte denn auch einen sehr starken Strom, der jedoch nicht gleichmäßig war, sondern stoßweise auftrat. Deshalb blieb die Maschine lediglich ein wissenschaftlicher Versuch, die Kraftverschwendung und der unregelmäßige Strom mußten erst beseitigt werden, ehe sie für größere Aufgaben brauchbar wurde. Mit dem Momente der Beseitigung dieser Mißstände brach das Zeitalter der Elektrotechnik an.

Dynamos.



Stöhrers magnet-elektrische Maschine.

Fast zur gleichen Zeit, als man begann, Elektricität aus mechanischer Kraft zu erzeugen, entstanden neue praktische Vorrichtungen zur Gewinnung galvanischer Ströme: Die „galvanischen Elemente", auch konstante Ketten oder kurzweg Elemente genannt. Das erste derartige Element hatte Becquerel bereits 1829 konstruiert, die erste für praktische Zwecke brauchbare Konstruktion rührte jedoch von Daniell (1836) her, dem bald Grove mit seinem Platinelement (1840) folgte. Diese konstanten Ketten wurden der Gegenstand eingehender Studien, insbesondere über die an ihnen auftretende „galvanische Polarisation", d. h. über die Schwächung des Stromes durch die in den Elementen auftretenden Gase. An diesen Untersuchungen haben in erster Linie Schönbein (1839), Poggendorff (1844) und Beetz (1849) hervorragenden Anteil

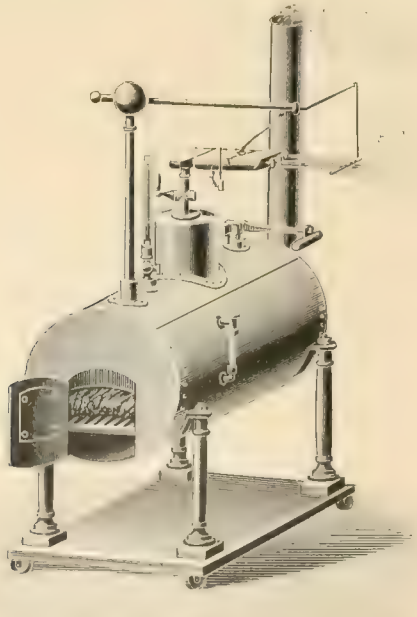
Galvan. Elemente.

und damals wurde von diesen Forschern die gesamte wissenschaftliche Grundlage für unsere heutige Schwachstromtechnik und die emporstrebende Akkumulatorenindustrie geschaffen.

Nachdem Faraday durch genaue Untersuchungen festgestellt hatte, daß die damals bekannten Arten der Elektricität, nämlich die Reibungselektricität, die galvanische Elektricität, die magnetische Elektricität, die Thermoelektricität und die an manchen Tieren (Zitterrochen) beobachtete „tierische" Elektricität Äußerungen ein und derselben Naturkraft seien, trat er mit neuen Untersuchungen über die Fernwirkung der Elektricität, die „Influenzerscheinungen", an die Öffentlichkeit. Dann stellte er fest, daß die verschiedenen bekannten Arten der elektrischen Entladungen, nämlich die Funkenentladung, die Büschelentladung und die Glimmentladung durch die Natur des Dielektrikums bestimmt werden, und wurde dabei der Entdecker einer neuen, bis dahin unbekannten Art elektrischer Entladung, nämlich der „dunklen" Entladung.

Dampfelektricität.

Auch eine im Jahre 1840 neu entdeckte Modifikation der Elektricität, die „Dampfelektricität", zog Faraday von 1843 ab in den Kreis seiner Untersuchungen. Die Kenntnis dieser neuen Elektricitätsart verdankt die Wissenschaft einem Maschinenwärter zu Newcastle on Tyne, dessen Name längst der Vergessenheit anheim gefallen ist. Dieser verspürte, als er zufällig die eine Hand in den aus einer Ventilfuge des Dampfkessels ausströmenden Dampf hielt und mit der anderen Hand einen Metallteil des Kessels berührte, einen elektrischen Schlag. Armstrong konstruierte auf Grund dieser Thatsache seine hydroelektrische Maschine zur Erzeugung von Elektricität und wies nach, daß bei einem isolierten Dampfkessel der ausströmende Dampf immer positiv, der Kessel selbst hingegen negativ elektrisch ist. Faradays Scharfsinn gelang es, die Ursache der Elektricitätserregung bei diesen hydro-elektrischen Maschinen aufzufinden. Er stellte fest, daß dieselbe in der Reibung zu suchen sei, und zwar in erster Linie in der Reibung der im kondensierten Dampf enthaltenen Wassertröpfchen an den Wänden des Ausflußkanals. Die hydro-elektrische Maschine hat in der Praxis keine Bedeutung erlangt, aber sie hat uns doch mit einer Anzahl von Faktoren bekannt gemacht, mit denen seitdem bei der Montierung von Dampfkesseln gerechnet wird.



Armstrongs Dampf-Elektrisiermaschine.

Weitere Forschungen Faradays betrafen den Diamagnetismus: Er hing ein Stück gewöhnlichen schweren Glases zwischen den Polen eines starken Elektromagneten auf und fand, daß es von diesem abgestoßen wurde, ein anderes Stück stellte sich zwischen den Polen eines solchen Magneten senkrecht zur Achse ein. Diese merkwürdige Erscheinung veranlaßte ihn, eine Unmasse von Körpern auf ihr magnetisches Verhalten zu prüfen; dabei gelang es ihm, unwiderleglich zu beweisen, daß alle Körper, ob sie nun fest oder flüssig sind, der magnetischen Einwirkung unterliegen, wenn man genügend starke Magnete anwendet. Im An-

Diamagnetismus

schluß an diese Arbeiten zog er das Verhalten der Gase in den Kreis seiner Betrachtungen. Er füllte Seifenblasen mit den zu untersuchenden Gasen und brachte sie zwischen die Pole seines Elektromagneten; auch hier konnte er einen Einfluß des Magnetismus feststellen. Gerade diese Untersuchungen über das magnetische Verhalten der Gase haben zu wichtigen Schlüssen geführt. Da die Atmosphäre der Erde aus Gasen besteht und diese ein magnetisches Verhalten zeigen, so muß unbedingt ein magnetischer Einfluß der Erdatmosphäre auf den Erdkern stattfinden und umgekehrt. Um diesen Einfluß genauer zu untersuchen, bildete sich auf Anregung von Gauß und Humboldt ein Magnetischer Verein, der über die ganze Erde verbreitet war, und auf allen Kontinenten, sowie auf dem Meere magnetische Beobachtungen anstellte. Die zahlreichen Messungen zeitigten eines der wichtigsten Resultate der gesamten angewandten Physik: Da man die Wirkungen der magnetischen Kraft maß, kam man zu allgemeinen Grundsätzen über die Messungen der Kräfte überhaupt. Die Wirkung jeder Kraft äußert sich aber in der durch dieselbe hervorgebrachten Bewegung, und die Messung der die letzteren bestimmenden Faktoren genügt deshalb auch zur Feststellung der wirkenden Kraft. Die Bewegung selbst aber wird durch drei Einheiten genau bestimmt: Durch die Zeit, während der sie stattfindet, durch die Masse, die bewegt wird und durch den Raum, der zurückgelegt wird; die drei Maßeinheiten — die Raumeinheit, die Masseeinheit und die Zeiteinheit — genügen daher zur Messung jeder Kraft. Gauß stellte auf Grundlage derselben das sogenannte absolute Maßsystem auf. Als Zeiteinheit dient bei demselben die Sekunde, als Längeneinheit das Millimeter, als Masseeinheit das Milligramm. Dieses absolute Maßsystem, auch allgemeines oder universelles Maßsystem genannt, wurde im Jahre 1881 vom Kongreß der Physiker etwas modifiziert und in das C. G. S.-System umgewandelt, das als Einheiten das Centimeter (C.), das Gramm (G.) und die Sekunde (S.) annimmt. Auf dieses System werden jetzt alle anderen Einheiten der Physik, wie die Geschwindigkeit, die Beschleunigung, die Energie, die Arbeit und alle elektrischen Messungen zurückgeführt. Es macht alle diese Einheiten unabhängig von der Anziehungskraft der Erde und es läßt sich leicht in das gewöhnliche, handelsübliche Maß- und Gewichtssystem umrechnen. So wurde Faraday, wenn auch indirekt, durch seine Untersuchungen über den Magnetismus der Gase zum Schöpfer des heutigen wissenschaftlichen Maßsystemes. Die letzte der Abhandlungen Faradays über den Magnetismus erschien am 20. Dezember 1854 und damit schlossen seine unsterblichen „Experimental researches in electricity". Wenige Jahre später zog der große Gelehrte sich ins Privatleben zurück, starb indessen — nach langem körperlichen und geistigen Siechtum — erst am 25. August 1867 in Hampton-Court bei London.

Absolutes Maßsystem.

Während die Lehre von der Elektricität in den dreißiger und vierziger Jahren hauptsächlich unter dem Einfluß der Arbeiten Faradays stand, ist die Akustik in erster Linie durch die Arbeiten der Brüder Weber über die Wellenlehre (1825) gefördert worden, die auf die Kunst des Baues musikalischer Instrumente, auf die Bestimmung der Hörbarkeit einzelner Töne u. s. w. großen Einfluß gewannen. Außer Wilhelm Eduard Weber und seinem älteren Bruder Ernst Heinrich Weber ist an der Förderung unseres Wissens über die Theorie der Fortpflanzung der Wellen und damit des Schalles und des Lichtes in erster Linie Felix Savart beteiligt gewesen.

Akustik. Weber.

Auf dem Gebiete der Mechanik sind lediglich erwähnenswert die Versuche Grahams über die Osmose. Graham stellte durch dieselben genau die Verhältnisse fest, nach denen Gase durch feste Körper hindurchzudringen vermögen (Diffusion der Gase). Diese Untersuchungen haben für die moderne Hygieine sich insofern als wichtig erwiesen, als die Theorie

Osmose.

der Heizung und der Ventilation zum Teile sich auf ihnen aufbaut. Pettenkofer insbesondere hat bei seinen Forschungen über die Verschlechterung, Prüfung und Verbesserung der Zimmerluft, sowie über den Einfluß der Ofengase auf den Kohlensäure- und Kohlenoxydgehalt der Luft aus den von Graham aufgestellten Gesetzen manche wichtige Schlußfolgerung gezogen.

Wärmelehre. Im Gegensatze zu den zuletzt besprochenen Zweigen der Physik zeigte das Gebiet der Wärmelehre einen großen Aufschwung, der schon mit dem Jahre 1822, in dem Fourier sein großes Werk „Théorie analytique de la chaleur" der Öffentlichkeit übergab, begann. Durch das von Robert Mayer gefundene Gesetz erreichte die Wärmetheorie ihren Gipfelpunkt und heute stehen die meisten Zweige der exakten Wissenschaften unter ihrem Zeichen.

Nachdem Fourier durch seine klaren Anschauungen und Begriffe, insbesondere über die Leitungsfähigkeit der Wärme eine sichere Grundlage für die weitere theoretisch-mathematische und experimentelle Forschung geschaffen hatte und nachdem Dulong und Petit ihr berühmtes, nach ihnen benanntes Gesetz über die specifische Wärme ausgesprochen hatten, war es der Sadi Carnot. Kapitän im französischen Geniekorps, Sadi Carnot, der als Erster Untersuchungen über die Verwandlung von mechanischer Kraft in Wärme anstellte und dadurch der Vater der neueren Wärmetheorie wurde. Carnots berühmtes Werk: „Réflexions sur la puissance motrice du feu et sur les machines propres à développer cette puissance" enthält zuerst den Satz von der Erhaltung der Kraft allgemein ausgesprochen; dort ist das mechanische Äquivalent der Wärme annähernd bestimmt und der Begriff des „Kreisprozesses" in die Physik eingeführt worden. Zum besseren Verständnis aller dieser Thatsachen und der weiteren Entwickelung müssen wir etwas näher auf die Theorien Carnots eingehen. Durch Wärme läßt sich stets mechanische Arbeit erzeugen, also z. B. eine Dampfmaschine in Bewegung setzen. Dadurch aber, daß diese Maschine in Bewegung gesetzt wird, wird die Wärme verbraucht, sie verschwindet. Die von der Maschine geleistete Arbeit wird demnach von dem Abfluß der Wärme aus einem Körper von höherer Temperatur (Dampfkessel) in einen solchen von niederer Temperatur (Dampfcylinder, Dampfkolben) erzeugt. Ein Wärmestrom aus dem heißeren nach dem kälteren Körper erzeugt also ebenso Arbeit oder, wie der Physiker sich ausdrückt, mechanische Kraft, wie ein Strom fallenden Wassers. Denkt man sich nun den Prozeß umgekehrt, so kann man mit Carnot behaupten, daß mechanische Arbeit dazu gehört, um aus einem kälteren Körper Wärme auf einen wärmeren zu übertragen und die Wärmemenge ist dieselbe, wie vorher, wenn auch die Arbeit dieselbe ist, d. h. mit anderen Worten: es ist dieselbe Arbeit nötig, die vorhin gewonnen wurde, um dieselbe Quantität Wärme zu erzeugen, die vorhin verbraucht wurde. Wir haben also einen Kreisprozeß, den man auch umkehren kann, eine Theorie, der wir noch öfter begegnen werden. Auch über die Wärmemenge, die zur Leistung einer bestimmten Arbeit nötig ist, hat Carnot sich allgemein ausgesprochen. Er sagt: „Nach einigen Vorstellungen, die ich mir über die Theorie der Wärme gebildet habe, erfordert die Entstehung der Krafteinheit (1000 Kilogrammmeter) 2,70 Wärmeeinheiten." In diesem Satze liegt bereits eine Bestimmung des mechanischen Äquivalentes der Wärme, eines der wichtigsten physikalischen Begriffe; damit ist schon annähernd bestimmt, wie viel Arbeit durch eine bestimmte Menge Wärme geleistet werden kann. Auf die Wichtigkeit der Kenntnis dieses Faktors werden wir bei Betrachtung der Verdienste Robert Mayers zurückkommen. Carnot sagt fort: „Man kann daher den allgemeinen Satz aufstellen, daß die bewegende Kraft in der Natur eine unveränderliche Größe ist, daß sie im eigentlichen Sinne weder geschaffen noch zerstört wird" — eine allgemeine Fassung des Satzes von der Erhaltung der Energie!

Wie andere wichtige Arbeiten auf dem Gebiete der Physik, blieben auch die Untersuchungen Carnots lange unbeachtet; Robert Mayer fand sein berühmtes Gesetz, ohne diese Arbeiten zu kennen; erst dann griff man auf Carnots „Recherches“ zurück.

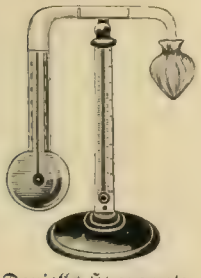
Die geringe Beachtung seitens der Zeitgenossen war die Ursache, daß man nach Carnots Tode den von ihm eingeschlagenen Weg nicht weiter verfolgte, sondern sich auf dem Gebiete der Wärmelehre allgemein mit Forschungen anderer Natur beschäftigte. In erster Linie ist hier der Arbeiten Mellonis über die strahlende Wärme zu gedenken, die eine der wertvollsten Bereicherungen der Physik bilden. Von ihm rührt eines der am häufigsten gebrauchten Instrumente her, der Thermomultiplikator (1833), das die feinsten Temperaturschwankungen zu messen gestattet. Melloni gelang es damit, genaue Untersuchungen über die verschiedensten Wärmeerscheinungen anzustellen, besonders über die Ausstrahlung der Wärme von verschiedenen Wärmequellen und erwärmten Flächen, eine für das Gebiet der Heizung und andere Zweige der Technik hochwichtige Arbeit, über die Ausbreitung, Zurückstrahlung und Brechung, sowie über die Absorption der Wärme. Auch das Wärmespektrum der Sonne untersuchte Melloni und erhielt dabei wertvolle Resultate über die Wärmeerregung in den einzelnen Farbenzonen; ferner wies er nach, daß die Wärmestrahlen den Lichtstrahlen analog zurückgeworfen und gebrochen werden können.

Sadi Carnot.

Fast in denselben Zeitraum, in dem der Thermomultiplikator konstruiert wurde, fällt die Erfindung zweier anderer Instrumente, des Hygrometers von Daniell und des Psychrometers von August, beide wichtige Hilfsapparate für das Gebiet der Meteorologie. Sie dienen dazu, den Feuchtigkeitsgehalt der Luft zu bestimmen, ferner zur Bestimmung des Taupunktes (des absoluten und relativen Wassergehaltes der Atmosphäre). Beide Instrumente bestehen aus zwei Thermometern; beim Hygrometer ist um das Gefäß des einen Thermometers nach dem Vorschlag des Mechanikers Greiner in Berlin ein Ring von Gold gelegt. Durch Auftropfen von Äther auf das Mousselinsäckchen (s. Figur) wird die Temperatur so erniedrigt, daß die Wasserdämpfe der Luft sich auf dem Goldrande niederschlagen. Aus der Beobachtung der Temperatur, bei welcher der Goldring sich beschlägt (Taupunkt), und der Lufttemperatur kann man die absolute Luftfeuchtigkeit berechnen. Bei dem Psychrometer ist die Kugel des einen Thermometers mit einem Mousselinüberzug umgeben, der in ein Gefäß mit Wasser taucht und dadurch stets feucht erhalten wird, so daß durch die stetige Wasserverdampfung die Temperatur an diesem Thermometer erniedrigt wird, und zwar um so mehr, je schneller die Verdunstung erfolgt, also je trockener die Luft ist. Aus der Temperaturdifferenz beider Thermometer läßt sich ebenfalls die Feuchtigkeit der Luft bestimmen. Auch die Erfindung des „Aspirators“, eines jetzt ungemein viel ge-

Hygrometer.

Psychrometer.



Daniells Hygrometer.

brauchten Apparates, der dazu dient, größere Luftmengen durch irgend welche Vorrichtungen hindurchzusaugen, fällt in jene Zeit. Der Erfinder desselben ist Emanuel Brunner, Professor in Bern, und er benutzte dieses Instrument dazu, um Luft durch Röhren zu leiten, die mit Chlorcalcium oder Schwefelsäure gefüllt waren. Diese beiden Stoffe nehmen Wasser begierig auf und entziehen der Luft ihren ganzen Wassergehalt. Saugt man daher eine bestimmte Menge Luft durch eine gewogene Menge eines dieser Stoffe und wiegt man denselben nachher wieder, so giebt das Mehrgewicht desselben die in der Luft enthaltene Wassermenge an; auch der Aspirator bietet also ein Mittel zur Bestimmung des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft.

Psychrometer.

Diesem Aufschwung auf dem Gebiete der Wärmelehre folgte ein Stillstand; keine bedeutenden Erfindungen oder Entdeckungen sind mehr zu verzeichnen bis zu dem Augenblick, da Robert Mayer mit seiner epochemachenden Veröffentlichung hervortrat. Ehe wir in die Würdigung der Verdienste dieses Mannes eintreten, müssen wir noch kurz einiger Fortschritte auf dem Gebiete der Optik Erwähnung thun.

Wir hatten im ersten Bande gesehen, wie die Entdeckung der „Fraunhoferschen Linien" (Bd. I., Seite 213) für die Optik den Anbruch einer neuen Ära bedeutet hatte, an der in erster Linie Fraunhofer selbst beteiligt war, und an dessen weiterem Ausbau Brewster, der Erfinder des Kaleidoskops, Herschel, der berühmte Astronom, William Hallows Miller, Wheatstone, Forbes, Wrede u. a. m. beteiligt waren. Man zählte zuletzt im Sonnenspektrum über 2000 Fraunhofersche Linien und das praktische Resultat dieser Forschungen war die an anderer Stelle erwähnte, von Kirchhoff und Bunsen gefundene Methode der Spektralanalyse. Interessant sind die Versuche Wollastons, der sich vom Jahre 1833 an hauptsächlich mit Messungen der Lichtstärke beschäftigte (Photometrie) und in erster Linie das Licht der Himmelskörper in den Kreis seiner Untersuchungen zog. Durch eine Unzahl von Versuchen fand er, daß das Licht der Sonne ebenso stark sei, wie das Licht von 5563 Wachskerzen, die in der Entfernung von 1 Fuß vom Photometer sich befanden.

Besonders intensiv beschäftigte man sich in jener Zeit mit der Theorie des Auges und mit der Lichtbrechung in demselben; letzteren Punkt bearbeitete in erster Linie Gauß, während Plateau 1839 die sogenannte „Irradation" des Auges in den Kreis seiner Untersuchungen zog und diese merkwürdige Erscheinung teilweise aufklärte. Eine andere Unvollkommenheit der Sehempfindung, nämlich der „Mangel an Farbensinn" war der Gegenstand der Arbeiten Seebecks. Er fand, daß manche Personen die Farbentöne nicht zu unterscheiden vermochten und daß von den Farben wiederum Gelb am häufigsten empfunden wurde, während die meisten Verwechselungen zwischen Rot und Blau vorkamen.

Ebenfalls in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts fällt die Entdeckung der sogen. „Stroboskopischen Scheiben", um deren Priorität sich Plateau und Stampfer stritten (1831), und die besonders in den letzten Jahren, allerdings modifiziert, zu erhöhter Bedeutung gelangt sind. Sie bestehen aus einer kreisförmigen Scheibe aus Pappe, auf die eine Anzahl Bilder gezeichnet sind, die irgend einen sich bewegenden Gegenstand (z. B. ein galoppierendes Pferd, oder einen Läufer) in den einzelnen Phasen der Bewegung darstellen. Zwischen

den Bildern sind Ausschnitte angebracht, durch die man in einen der Scheibe gegenüberstehenden Spiegel blickt. Versetzt man nun die Scheibe in Rotation, so erscheint im Spiegel der Gegenstand in scheinbar ununterbrochener, fortlaufender Bewegung. Diese Täuschung rührt daher, daß auf der Netzhaut des Auges jedes Bild eine Nachwirkung hervorbringt, wodurch die Einzelheiten zusammenfließen und jene Empfindung erzeugen, wie sie der bewegte Körper entstehen läßt. Diese stroboskopischen Scheiben dienten mit Abänderungen lange Zeit außer zur Demonstration physikalischer und optischer Erscheinungen hauptsächlich als Kinderspielzeug. Seit Erfindung der Momentphotographie haben sie jedoch wesentliche Verbesserungen erfahren und uns manchen Aufschluß über die Bewegungsphasen gebracht, so insbesondere über periodische Bewegungen, z. B. Schwingungen, Wellen u. s. w. Neben dieser wissenschaftlichen Anwendung sind die verbesserten Stroboskope, zu denen neben dem „Schnellseher" von Ottomar Anschütz der Kinematograph und das Mutoskop gehören, Schnellseher vielfach im Gebrauch und jedermann bekannt. Auch der sogenannte „Farbenkreisel", der aber durchaus kein Spielzeug, sondern ein wissenschaftliches Instrument darstellt, und der im Jahre 1834 von Bucolt erfunden wurde, ist eigentlich nichts anderes, als eine stroboskopische Scheibe und dient zum Studium der Farbenzerlegung, der Komplementärfarben und der Farbenmischungen. Er besteht aus einem schweren Kreisel, auf den Scheiben aufgelegt werden können, die mit verschiedenen Farbtönen in wechselnder Ausdehnung bemalt sind. Beim Rotieren des Kreisels verschmelzen die Farben ineinander.

Teil einer Bilderserie zum Schnellseher von Ottomar Anschütz.

Besonders wichtig sind die Untersuchungen von Charles Wheatstone (1802—1875) Wheatstone. über das körperliche und räumliche Sehen. Er bewies, daß die beim Sehen im Auge entstehenden Bilder in jedem Auge verschieden sind. Zum Beweise seiner Behauptung konstruierte er das Stereoskop (1839). Dasselbe war in seiner ursprünglichen, vom Erfinder angegebenen Stereoskop. Form ein sogen. Spiegelstereoskop. Brewster erfand später (1843) das jetzt gebräuchliche Linsenstereoskop und gab auch eine photographische Camera zum Aufnehmen stereoskopischer Bilder an (1849), nachdem schon vorher (1844) Moser in Königsberg die Photographie in der Weise zur Herstellung von Stereoskopbildern benutzt hatte, daß er denselben Gegenstand mit zwei ganz gleichen photographischen Apparaten von zwei verschiedenen Standpunkten aus aufnahm.

Im zweiten Fünftel des Jahrhunderts hatte die Physik zwar manchen schönen Erfolg zu verzeichnen, aber ein großer Gesichtspunkt, der die Richtung der gesamten Forschung angab, wurde erst durch das Gesetz von der Erhaltung der Kraft geschaffen, das vielen als die wichtigste That des Jahrhunderts erscheint. Seine Auffindung verdankt es dem Zufalle; sein Entdecker war kein Physiker, sondern ein Arzt. Wie so viele bedeutende Gesetze wurde es zunächst überhaupt nicht beachtet und viele Fachmänner nahmen erst ziemlich spät davon Kenntnis.

Robert Mayer.

Der Entdecker, Julius Robert Mayer, wurde am 25. November 1814 zu Heilbronn am Neckar geboren. Gleich so vielen großen Männern war auch er auf dem Gymnasium stets der letzte und auf der Universität blühte ihm zunächst nur das Concilium abeundi. Erst nach sechsjährigem Studium bestand er das medizinische Examen. Aus Gesundheitsrücksichten ließ er sich als Schiffsarzt anwerben, und gerade dieser Umstand sollte mittelbar dazu führen, seinen Namen unsterblich zu machen. Robert Mayers Reise führte nach Batavia; dort verbreitete sich unter dem Schiffsvolk eine Affektion der Lungen; bei den häufigen Aderlässen machte Mayer nun die Beobachtung, daß das Blut aus den Armvenen eine hellrote Färbung zeigte, so daß er zunächst fürchtete, Arterien getroffen zu haben. Als ihn aber seine deutschen Kollegen in Batavia darauf aufmerksam machten, daß das Venenblut in den Tropen heller sei, als in der gemäßigten Zone, forschte er der Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung nach und seine Meditationen über die Erzeugung animalischer Wärme durch den Respirationsprozeß wurden durch die Auffindung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft gekrönt. Er selbst schrieb über den Gedankengang, der dazu führte: „Von der Theorie Lavoisiers (Bd. I., Seite 189) ausgehend, nach der die animalische Wärme das Resultat eines Verbrennungsprozesses ist, betrachtete ich die doppelte Farbenänderung, die das Blut in den Haargefäßen des kleinen und großen Kreislaufes erleidet, als ein sinnlich wahrnehmbares Zeichen, als den sichtbaren Reflex einer mit dem Blute vor sich gehenden Oxydation. Zur Erhaltung einer gleichförmigen Temperatur des menschlichen Körpers muß die Wärmeentwickelung in demselben mit einem Wärmeverluste, also auch mit der Temperatur des umgebenden Mediums notwendig in einer Größenbeziehung stehen und es muß daher sowohl die Wärmeproduktion und der Oxydationsprozeß, als auch der Farbenunterschied beider Blutarten im ganzen in der heißen Zone geringer sein, als in kälteren Gegenden." In weiterer Verfolgung der Beziehungen zwischen dem Aufwand von oxydiertem Material und der entwickelten Wärme, kam er zu der Ansicht, daß zwischen Wärme und der von derselben hervorgebrachten mechanischen Arbeit eine bestimmte Beziehung, eine Äquivalenz bestehen müsse. Ein wichtiges Naturgesetz that sich plötzlich seinem Auge auf und um dasselbe mit genauen wissenschaftlichen Hilfsmitteln erforschen zu können, brach er seinen auf mehrere Jahre berechneten Aufenthalt in den Tropen ab und kehrte so schnell als möglich in seine Vaterstadt zurück. Am 16. Juni 1841 faßte er die Resultate seiner Forschungen in einer kleinen Abhandlung „Über quantitative und qualitative Bestimmung der Kräfte" zusammen und sandte dieselbe an die Poggendorffschen „Annalen der Physik und Chemie", wo sie aber nie abgedruckt wurde, da der Redakteur die Aufnahme einer so „unwissenschaftlichen" Arbeit verweigerte. Mayer schrieb nun die Abhandlung um und übermittelte sie Liebig, in dessen „Annalen der Chemie und Pharmacie" sie im Mai 1842 unter dem Titel „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur" erschien. In dieser Schrift ist das Prinzip der Erhaltung der Energie vollkommen klar ausgesprochen. Auch über das zahlenmäßige Verhältnis der Wärme und der ihr entsprechenden Arbeit hat Mayer bereits

An die Wohllöbliche Redaktion der Poggendorffschen Annalen

Habe ich die Ehre beifolgenden Aufsatz zu übersenden, um denselben, falls Sie ihn dem Zwecke Ihrer Jahrbücher angemessen finden, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Haben Sie die Güte in gefälliger Bälde mir hierüber Nachricht zu ertheilen, und im Fall daß Sie keinen Gebrauch davon machen wollten das Manuscript mir wieder zuzustellen, in andern Falle möchte ich Sie ersucht haben, mir ½ Dutzend Exemplare des betreffenden Heftes zukommen zu lassen. Am Ende des Aufsatzes steht. Fortsetzung folgt. es liegt jedoch in meiner Absicht, vorerst Stimmen über das Gegebene zu vernehmen, um die Art und Weise weiterer Mittheilungen darnach modificiren zu können.

In vollkommener Hochachtung

Heilbronn
16 Juny 1841.

Dr. J. R. Mayer.

Begleitschreiben Robert Mayers zur Manuskriptsendung an die Poggendorffschen Annalen der Physik und Chemie.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

Ueber die quantitativen und qualitativen
Bestimmung der Kräfte.

Von J. R. Mayer, M. Med. & Chir. Doctor Arzte zu
Heilbronn.

Die Aufgabe der Naturlehre ist es, die Erscheinungen in der körperlichen Sphäre als die nächste Ursache u. Wirkungen zu entwickeln. Alle Erscheinungen oder Vorgänge beruhen darauf, daß Kräfte, Körper, die Verhältnisse in welchen sie gegeneinander stehen, verändern. Nach den Gesetzen der Trägheit folgen wir es, daß eine auf einen Körper gerichtete Kraft, auf einen ruhenden Körper, diesen in Bewegung versetzt; Ursache und Bewegungserscheinung stehen nothwendig zu Erscheinungen, wo stets die Ursachen nicht auf gleiche Wirkungen, sondern wir auf diese Wirkungen allgemeine Ursachen schließen können. So nennen wir diese, Kräfte im engern Sinne, abstrakte Kräfte. Alle Erscheinungen können wir in einer Abstraktion ableiten, welche darin besteht, die bestimmten Art Veränderungen aufzufassen, allein Bezug zu einer gegebenen Masse, in einem unabhängigen Punkte zu vergleichen. Indem wir so einen Körper in einer gegebenen Richtung, so können diese auf aufgefaßten Richtung zu Grunde oder Ursache, wenn die Größe welche diese Richtung der Veränderung aufgefaßt wurde zu setzen können, Wirkung dieselbe aber ungefähr als angenommen, so werden die auf fortdauernde Kräfte, als Ursachen von Verhältnissen Bewegungen. Die ursprünglich angenommene Richtung wieder festhalten, der Grundsatz als, daß eine gegebene Kraft, gleich der Ursache, quantitativ zu wiederholen sind stets und begrifflich den Verhältnissen der Richtungen, z. Beispiel die der materiellen Welt Ursache der Wasserfall, wenn wir als so, welche sie auf der Art der Bezug der Kraft, (Schwere) als die welche sie auf der Art der Bezug der Kraft, (Effekt) betrachten stehen den Quantitäten jene Objekte, als das Verursachende, z. wir die Quantitäten derselben als das Verursachte zu betrachten.

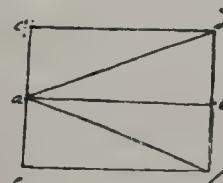
In Verfolg A. u. B, auf dem Verhältnisse der Kräfte basirend, haben wir folgende Verhältnisse Nr: 1) die sind entweder rückwärts gerichtet, z. das ist Aenderung ihrer Richtung. oder 2) sie sind nach außen, z. das ist Vermehrung. oder 3) sie sind nach außen, z. das ist Verminderung, wenn wir ihre Verhältnisse auf ähnliche Verhältnisse, z. das ist Aenderung der Richtung. welche bei der Trennung der Körper entstehen, z. die allgemeinen Verhältnisse Kräfte einheben, z. die allgemeinen Verhältnisse Kräfte, wo der Kraft, welche Aenderung der Richtung der Verhältnisse der Kräfte bewirkt, die Richtung, als von der bewegenden Kraft.

Wenn wir einen Körper in Bewegung setzen, so wird gegebene Richtung zu verändern, so werden wir durch eine gewisse Richtung zu verändern bewegen; die beste Ursache der Kräfte, oder die Ursache, welche durch die Aufhebung bestehende Differenz des Raumes gibt, verstellt hinter Körper bewegend. Kraft wird, als Ursache, oder Erscheinung wir die Bewegung aufstrebe setzen. Die in Folge, oder Erscheinung wir die Bewegung aufstrebe setzen. Die in einem bestimmten Moment vorhandene Bewegung bestimmen wir gegebenen Quantitäten durch das Produkt der Masse mit der Geschwindigkeit. Da die Ursachen stets sich verhalten wurden wie die Wirkungen, also die bewegende Kraft wie die Bewegung, spricht Newton sondert M auch für die bewegende Kraft V selbst gesetzt bestimmend; so setzt V. M. Ist nun in Bruchteil Quantum von V. M und somit die Größe einer Bewegung als gegeben zu betrachten, so somit ist ist die Bestimmung, wie viele Quanten an Kraft sie äußern, oder wie sich Bewegung verhält. z. das bezeichnen wir Ende der Name Quantität der Bewegung. Diese bezeichnet sich 1) die gegeben die Bewegung, oder das Verhältnis von Zeit und Geschwindigkeit. Masse bestimmt sie vorhalt ist es in der Abkürzung $\frac{M}{n}$. nC, wo nicht sie jetzt ganz und gar gebrauchen Zeit ausdrücken kann. 2) die Richtung der Bewegung, diesen ab sich wir ein Raumtheil aufgenommen Richtungen handelt können, daß durch die obige Zeichen + und − vollkommen ausgedrückt werden, dieselben ist die Bezeichnung einfach, daß einen Punkt der Linie jeglichen in Quantität der Bewegung misst. – Z. B. seien zwei Körper, welche in gleicher Richtung sich bewegen, z. Beispiel die Geschwindigkeit die Punkte der bewegenden Kräfte V. V' entgegengesetzt sind, sind sie entgegengesetzten Richtungen C. C', also AC = V. BC' = V', wenn die Quantität der bewegenden Kräfte

in variabel bestimmt ist. A fix = B, v = 0; fixirt die ganze Ausdehnung der bewegenden Kraft Q = 2 Ac. – Die Festsetzung der Linie Ab = 2 Ac. soll nur zur Kürze die einfachste Fall, dass A und B in gerader Richtung fest zu einander bewegen, dass nun + Ac – Bc. Das Fixe für die gegenseitige Lage A und B wird meist + auf –, selten 0, so A + B [illegible] auf der andern Seite für Bewegung bestimmt; die Bewegung 2 Ac muss also für jede feste Lage jeder + Bewegung einen gleich grossen entgegengesetzt, d. i. eine Bewegung aufheben; dieses können 2 Ac meist + auf – meist, selten 0 ausmachen. Dasselbe das Gesetz 0 zu können ist somit klar, und über den Ausdruck 0 2 Ac zu verfügen; und es ist einleuchtend, dass Ausdrücke gleichbedeutend sind 0, und dass das Princip Einerlei 2 Ac. Dass das vorgesetzte Zahlenbeispiel 0 nur seinen Grund. nicht verändere; 2 Ac gilt das Maass der Bestimmung von 0., Zur Realisirung von 0 2 Ac können zwei entgegengesetzte Bewegungen genommen; es können aber Bewegungen auf vielen, ja allen Seiten erfolgen, erforderlich ist nur, dass jede Bewegung einen gleich grossen entgegengesetzten enthalte, von den Verschiedenheiten von A. B können, als von einem Mittelpunkte aus, allseitig, radiale, ebenflächig, mittelpunktig, kugelförmig erfolgen. Das in meiner gewählten Festsetzung, die Grösse der Bewegung betreffend, so liegt dies nur angegeben worden in der Festsetzung von n, in $0 \frac{2A}{n} nc$; die Grösse von n stempelt aber ab, nur die Verschiedenheit der betreffenden Körper und ihrer Umgebung, und an allen von der Leichtigkeit der Bildungen für die Bewegung durch d. i. der Plastizität. Im Falle vollkommener Plastizität von A. B wird $n = \infty$ + Ac ganz einfach – Ac, – Bc = + Bc zugetheilt, so dass die Masse als der Plastizität an Vollkommenheit abnimmt, desto mehr wenigere Bewegung entstehe, d. i. wirklicher Unplastizität der Bewegung ganz entsteht, wie theil der bewegenden Kraft 2 Ac oder das Ganze derselben wird unter solche Umstände als Bewegung der Trennung wirklich aufgegeben; das Einander, als auf + d – bestimmt wird von wirklichen. Nach der Vorstellung der Veränderlichkeit der Gleichheit der Grösse, ist die Neutralisirte gleich der ursprünglich vorhandenen Bewegung, weniger der übrigbleibenden; bei vollkommener Plastizität von A. B ist die Neutralisirte = 2 Ac. – Wollte man setzt die Bewegung von A fort ac, d. von B fort die gleich und entgegengesetzt a——b

be der, so ist ab das Maass der Neutralisirten = 2 Ac. der Punkt c, welche vor der Mittelpunkt genannt, sei seine Lage, wenn er durch gleich grosse entgegengesetzt bewegende Kräfte meist in der Mitte, oder hier auf = 0 punkt, so dass er als fester Punkt gedacht wird, und sich die Linien gelagert fixirt. Wird eine Bewegung, als durch die festen Punkt b zum Ausdruck gebracht, so ist meist ab = 2 Ac das Maass der Neutralisirten; der Ausdruck also in beiden Fällen gleich.

Die Bewegungen ac & bc können nur dann vollständig neutralisirten, wenn der Winkel acb = 2 R. dass Resultat wird so stark verschiedener sein, als Winkel acb < 2 R wird. Bei Winkel acb = 0 setzen die Bewegung ihren ganzen Umfang auf fort, die Neutralisirte wird dadurch auf = 0. Treffen zwei Bewegungen in einem Winkel zusammen und vereinigen sich so zu einer, so gibt das Parallelogramm der Kräfte die Richtung d. Grösse der Resultirenden; die Neutralisirte wird dem gleich sein, wie sie oben angegeben. Die Richtung bei verschiedenen weniger so übrig bleibende, also gleich der Linie der Grösse entsprechenden, weniger der Resultirenden. Es versteht sich dass die Aufhebung einer Neutralisirten bei derjenigen wirklicher Bewegung verschieden ist. Statik somit keine Neutralisirte gekannt.



Denken wir a den Parallelogramm abdc gebildet, so wird ab + ac = ad + der Neutralisirte N. ab + ac = ad + N', oder da ac = – ac, ab – ac = ad + N'. Unter ab – ac ist offenbar verstanden, dass zu der Bewegung von der Grösse d. Richtung ab, eine andere von der Grösse ac, aber von der entgegengesetzten Richtung gesetzt wurde. So entstehen die Grössen und Richtungen ab + ac d. ab – ac die gleich Punkte, müssen wird auf ad + N = ad + N' Welche wir ab, statt der ab der Bewegung ac brauchen. Ist nun gleich grosse aber entgegengesetzte Bewegung, ac, ist ein Punkt, so wird offenbar so bei ein zac, oder die cc, oder die 0. zac können als diesen Punkt entstehen, will man diese Unbestimmtheit für Null ausdrücken, so bekommt man allerdings durch subtrahiren von ac d. durch Addiren von ac ganz das gleich Resultat. Resultat gilt auch für ad – ac = ab + N'' Ohne weiter abzuschweifen, wollen wir nur kurz durch andeuten, dass man bei der völligen Bewegung von parallelogramm auf von Dynamik einen Resultaten bekommt, welche den von Neutralisirte abweichen je kleiner oder je grösser entstehen, sorgt aber in Absicht Masse wirklicher Bewegung entgegengesetzt, vollkommen plastisch sei, die Differenz um so Neutralisirte wird aber in der Regel

wing der einen unendlich Null, nämlich, wie der Fall der positiven, entgegengesetzte Bewegung zu Null kommende, oder eine Null der Null entgegengesetzte Bewegung kommende heißt. Es ist nun zwar in jedem solchen Gegensatz Einheit enthalten, und Verschiedenheit ist entgegengesetzt, wie aber jene mehr eine Null und unendlich kann, so wurde sie mehr in Fällen zu folgenden Gegensatz angenommen, in welchen eine Richtung entgegengesetzt, wie aber jene in mehr als einer Richtung eine Null vorzüglich ist, wenn alle nach einer gelegen und ab- und zu einander zu fügen sind, wie aber eine andere zu einer Bewegung kommen, welche die Größe von ab- und zu haben, die Richtungen beiden einzig fügen wollen.

Es fügt sich eine gestalt mit den Verschiedenen einige Folgerungen für die Natürliche Ableitung. – Die Richtung 0 2 MC ist, wenn die Bewegung nicht wirklich auf entgegengesetzten Richtungen besteht. Der Ausdruck für Wärme Bewegung, Wärme, u. wie wir früher zu entwickeln beabsichtigen, Schwingung, welche auf seine Kraft zurückgeführt werden können, einander ausdrückt, u. auf bestimmten Gesetzen in einander übergehen. Bewegung besteht in Wärme über, Bedingung besteht für diese eine entgegengesetzte Bewegung oder Ruhe einer festen Richtung verbindet wird, so entsprechen Wärme ist vor verschiedenen Bewegung proportional. Die Wärme andersteht größe in Bewegung bedingt über, dass sie die Bewegung entbindet: sie bringt ihre Formel, 0 2 MC vor + MC - MC gemäß, entgegengesetzt, aber allseitig (radial) Bewegung hervor. Die verminderte Bewegung selbst bleibt zurück. Setzen sie das gänzlich. Zusatz 0 gekommen seine besondere Kraft, die Entgegenung von verschiedener Richtung zur Wärme, bleibt die mathematischen 0 verschiedene Bewegung, setzen sie radial fest, bleibt seine das Zusatz 0 für, vor der Wärme unterschieden sie sich aber dadurch, dass die letztere die Bewegung ihre Form als Bewegung fortmässend behält. Die Verschiedenheit dieser Bewegung ist darin 2 MC abzufallen zu betrachten, wenn die verschiedenen Richtungen die verschiedenen Richtungen sind. In der Formel

$\frac{M}{n}$. n C stellt wie oben angegeben worden, n die Bewegung der Bewegung vor, wird n = ∞ (wenigstens entsteht = ∞. wenn wir uns der Bewegung wegen dieses Ausdrucks) so entfällt von der Richtung der Bewegung, da sie als Null, oder als fortdauernd Wärme und Kraft gilt. Der Fall verbindet sich in Formel: 0 2 $\frac{M}{\infty}$. ∞ C. Aus Null wird Wärme, wenn die Bewegung in Ruhe übergeht. Aus Wärme Null, wenn die Bewegung in Ruhe übergeht. Aus Wärme wird Wärme, wenn die Bewegung in Ruhe übergeht. Aus Wärme wird Wärme, wenn die Bewegung in Ruhe übergeht.

Verbinden wir einen Körper P durch einen Kraftfaden radius vector mit einem festen Punkt C, u. bewegen den Körper in Peripherie Bewegung MC einen Centralbewegung, so geschieht MC in zwei Bewegungen, von denen die eine die Richtung der Tangente, die andere aber die Richtung – P. Sol. Körper den festen Punkt C wird Letztere beschleunigt angezogen, und Sol. wird nun selbst klein, dass die Peripherie MC auch in eine gerade 0 MC wird, die Bewegung der Planet eine absolute ist. In die Formen der Zentralbewegung verbindet sie Gravitation die Null der Kraftlinie red. vert.; statt dass die Bewegung MC in Richtung in der Richtung – P entgegen wirkt, wird dieselbe eine stetig in der Richtung + P entgegenstellt, u. Körper die auf die Planeten Richtung dynamische combinirten bewegenden Kräfte wird nur blos die Tangente als Ausdruck der Zentralbewegung Bogen, sondern auch in C eine für jede Anziehung bestimmten Masse von Bewegung annähert. Anders ausgedrückt stellt dass in gleiche Masse wie die ganzen Kraft als gegen das Centrum fallend bestimmte, stellt bestimmt gegen die Tangente. In der Peripherie ist dagegen die Kraft eine beständige Kraftentwicklung, die der Attraction eine beständige Richtung von 0 gegen + MC - MC von der Natur gebildet: die Kraft dann ist das Verhältniß der momentanen Welt die einzig Bewegung von Licht. – *)

Fortsetzung folgt.

*) Der Verfasser schließt vorstehende Betrachtungen, welche zum Theil die Grundlage seiner Naturauffassung bilden, absichtlich ungeschrieben, um möglichst Zeit für Wechsel bedarf zur Anerkennung dieser neuen Worte, u. Zeichen selbst als noch ungewiss sich mehr ist selbst Ordnung.

Versuche angestellt: er berechnete, daß dem Herabsinken eines Gewichtsteiles von einer Höhe von etwa 365 Metern die Erwärmung eines gleichen Gewichtsteiles Wasser von 0° auf 1° entspricht. Bald folgten weitere, bedeutende Schriften, und zwar 1845: „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel", 1848: „Beiträge zur Dynamik des Himmels"; einen Verleger vermochte er jedoch nicht zu finden und mußte seine Schriften auf eigene Kosten drucken lassen. Damit begann eine Kette unausgesetzter Mißhelligkeiten im Leben dieses berühmten Forschers, die ihn der Verzweiflung nahe brachten. Ohne sich am badischen Aufstande (S. 110) beteiligt zu haben, wurde er durch einen Zufall gefangen genommen und entrann nur mit Mühe dem Tode durch Pulver und Blei. Dann folgten die Prioritätsstreitigkeiten, die ihn immer mehr verbitterten. Zuerst erschien Colding und behauptete, daß er 1843 ebenfalls das Gesetz der Erhaltung der Kraft in seiner Abhandlung „Sätze über die Kräfte" ausgesprochen habe. Ihm folgte Prescott Joule, der sich auf seine Vorlesung „Über die erwärmenden Wirkungen der Magneto-Elektricität und über den mechanischen Wert der Wärme" stützte, und beanspruchte. Endlich, volle fünf Jahre nach Mayers grundlegender Veröffentlichung trat auch Helmholtz (1847) auf den Plan mit einer Schrift „Über die Erhaltung der Kraft". Mayer wehrte sich tapfer seiner Gegner und heute weiß die Welt, daß sie ihn allein als Entdecker des Prinzipes von der Erhaltung der Kraft zu verehren hat. Mayer selbst hat keine glücklichen Tage mehr gesehen; er fühlte sich verfolgt, verkannt und beschimpft; Krankheiten brachen über ihn herein — im Jahre 1850 sprang er im Delirium aus einem Fenster seines Hauses und trug hierbei eine Lähmung des rechten Beines davon. Obwohl er am Ende desselben Jahres eine Schrift „Bemerkungen über das mechanische Äquivalent der Wärme" erscheinen ließ, die ein Beweis scharfen Denkens und völliger Geistesklarheit ist, ließ ihn seine Familie ins Irrenhaus bringen, wo er roh behandelt wurde; als er es verließ, war er ein gebrochener Mann. Die Anerkennung, die seine Schriften allmählich fanden, die vielen Ehrungen, die ihm zu Teil wurden, vermochten ihn nicht mehr aufzuheitern, er lebte völlig zurückgezogen und hielt nur noch 1869 in Innsbruck auf der Naturforscherversammlung einen Vortrag „Über notwendige Konsequenzen und Intonsequenzen der Wärmemechanik", bevor er am 20. März 1878 in seiner Vaterstadt Heilbronn aus dem Leben schied. Die Nachwelt ward seiner Bedeutung gerechter, als die Mitwelt!

Julius Robert Mayer.

Durch das Gesetz von der Erhaltung der Kraft wurde klar ausgesprochen, daß zwischen Wärme und Arbeit engste Beziehungen obwalten, daß sich aus Wärme Arbeit und aus Arbeit Wärme erzeugen läßt, und daß beide in einem bestimmten Verhältnis stehen (Äquivalenz von Wärme und Arbeit), so daß man stets berechnen kann, wie viel Arbeit man aus einer bestimmten Wärmemenge und wie viel Wärme man durch eine bestimmte Arbeitsmenge erhalten kann. Da Wärme nie spurlos verschwindet, sondern stets bei ihrem scheinbaren Verschwinden Arbeit leistet, sich somit in Energie umsetzt, so geht sie also auch nie verloren sondern sie erscheint uns nur in anderer Form, in Form von Arbeit, Kraft oder Energie. Umgekehrt geht Kraft da nie verloren, wo sie plötzlich aufzuhören scheint; wenn z. B. ein fallender Stein plötzlich auf eine Unterlage aufschlägt, so findet in Wirklichkeit nur eine Umwandlung in Wärme statt; die Kraft des fallenden Steines (Fallkraft) wird in Wärme umgewandelt, und in der That ist ein Stein, dessen Bewegung plötzlich gehemmt wird, wärmer, als während des Falles; eine in eine Wand einschlagende Flintenkugel erhitzt sich u. s. w. Die diesen Körpern innewohnende Kraft geht also nie verloren, sie bleibt erhalten in Form von Wärme, und wir wissen genau, wie viel Wärme einer bestimmten Kraft entspricht und umgekehrt.

Robert Mayers Entdeckung war von größter Tragweite: Was zunächst die Wissenschaft selbst anbetrifft, so fußt heute eine Fülle physikalischer Berechnungen auf diesem Gesetze. Elektricität und Magnetismus sind Kräfte, erzeugbar durch Wärme; wie viel Elektricität und wie viel Magnetismus sich aus einer bestimmten Wärmemenge erzeugen lassen, berechnen wir aus der Äquivalenz der Wärme. In den galvanischen Elementen und Akkumulatoren wird die Wärme durch chemische Umsetzungen hervorgebracht; die rationellste Zusammensetzung der Chemikalien und die erzielbare Elektricitätsmenge läßt sich nach obigem Gesetze berechnen; die Mechanik, die eigentliche Lehre von den Kräften, bedient sich seiner in ausgedehntestem Maße — auf der angewandten Mechanik aber beruht die gesamte Technik. Ein Problem, das Jahrhunderte lang die Erfinder und Forscher beschäftigte, das Perpetuum mobile, ist durch das Gesetz von der Erhaltung der Kraft für unlösbar erklärt worden, denn bei jeder Maschine wird ein Teil der sie bewegenden Kraft durch die Reibung verbraucht, in Wärme verwandelt, die nicht mehr für die Bewegung der Maschine verwendet werden kann, d. h. es giebt keine Maschine, die mehr Arbeit liefert, als sie verbraucht. Der Berechnung aller Maschinen, seien sie nun Dampfmaschinen, Lokomotiven oder Maschinen für andere Zwecke, der Berechnung aller Kessel, aller Feuerungsanlagen für Maschinenbetrieb liegt obiges Gesetz zu Grunde. Den Heizwert einer Kohle berechnet man nach demselben Prinzip. Bei der Vereinigung chemischer Körper tritt Wärme auf; die Wärmeentwickelung sowohl, wie die zur Erzeugung eines bestimmten Effektes nötige Menge von Chemikalien ergiebt sich uns aus der Mayerschen Gesetzmäßigkeit. Chemische Prozesse sind auch die Prozesse der Atmung, der Ernährung, des Stoffwechsels und von unendlicher Bedeutung sind deshalb die Konsequenzen jenes Gesetzes für die Medizin. Von jedem Nahrungsmittel läßt sich berechnen, welche Quantität Muskelkraft es zu liefern imstande ist, und die Physiologie insbesondere wurde in neue Bahnen gelenkt, deren Verfolgung durch Voit und Pettenkofer in Bezug auf unsere Ansichten über Ernährung, Bekleidung u. s. w. von einschneidender Bedeutung war. Der Biograph Mayers, Prof. Weyrauch, hatte also vollkommen recht, wenn er von der Entdeckung des Gesetzes der Erhaltung der Kraft schrieb: „Wir sehen das Hauptverdienst Robert Mayers darin, daß er das von ihm allein in der reinen Mechanik als giltig erkannte Gesetz der Gleichheit von Ursache und Wirkung als Arbeitsäquivalenten auf die ganze belebte und unbelebte Natur ausdehnte. Es war das ein

Wurf, ähnlich dem Newtons, als er Galileis Fallgesetze auf die Beziehungen der Weltkörper übertrug und damit zum Entdecker der allgemeinen Gravitation wurde."

Die durch das Gesetz von der Erhaltung der Kraft geschaffene Erkenntnis machte nicht sogleich ihre Folgen geltend. Es dauerte zunächst geraume Zeit, ehe das Gesetz selbst sich Bahn brach; dann folgte die Zeit seiner mathematischen Begründung und dann erst der weitere Ausbau — der Höhepunkt der Anwendung ist vielleicht heute noch nicht erreicht. Die Arbeiten des bereits (S. 189) erwähnten englischen Bierbrauereibesitzers und Physikers Joule waren es, die das Gesetz von der Erhaltung der Kraft zu schneller Anerkennung Joule.
brachten. Joule beschäftigte sich hauptsächlich mit Untersuchungen über die Verwandlung der Kraft in der magnetelektrischen Maschine und berechnete ebenfalls genau das mechanische Äquivalent der Wärme. Auf Grund seiner weiteren Berechnungen kam er zu dem für die gesamte Technik wichtigen Resultate, daß die galvanischen Batterien durch die von ihnen geleistete mechanische Arbeit die Dampfmaschinen zu verdrängen niemals imstande sein werden. Er forschte den Ursachen der Wärme selbst nach und führte aus, daß dieselbe auf Molekularbewegungen zurückzuführen sei, eine Ansicht, die sich bald die Anerkennung aller Physiker errang. Aus den Bewegungen der Wärme versuchten dann Clausius, Thomson und Rankine die mechanischen Wirkungen derselben abzuleiten und aus diesen Untersuchungen entstand eine neue wissenschaftliche Wahrheit, die heute als zweiter Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie (das Gesetz der Erhaltung der Kraft wird als erster Hauptsatz bezeichnet) ein allgemeines mechanisches Prinzip darstellt, in dem ausgesprochen ist, daß die Umwandlung von Wärme in mechanische Arbeit immer nur in beschränktem Maße möglich ist, und zwar nur dann, wenn eine Temperaturdifferenz (wie bei Kessel und Kondensator der Dampfmaschine) oder Druckdifferenz (wie bei Druckluftmotoren) oder chemische Affinität (wie bei vielen chemischen Reaktionen) gegeben ist. Die Größe der umwandelbaren Wärmeenergie ist durch diese Differenz bedingt.

Mayer-Denkmal zu Heilbronn.

Dieser zweite Hauptsatz ist die Ursache vieler Verbesserungen an Maschinen, Motoren u. s. w., er giebt uns ferner Mittel an die Hand zur Berechnung des sogenannten Wirkungsgrades der Maschinen. Eine der interessantesten Anwendungen des zweiten Satzes ist die Berechnung von Weltanfang und Ende. Nach demselben muß die in der Welt vorhandene freie Energie immer kleiner werden, da sie eine Bewegungsenergie ist, von der sich in jedem Momente ein Teil in Wärme verwandelt. Einst muß sie ganz in Wärme verwandelt sein und es kann keine Bewegung mehr stattfinden, ähnlich wie bei einem Uhrwerke, dessen Gewicht abgelaufen: das Ende der Welt! Es läßt sich berechnen, daß dieser Zustand schon vorhanden sein müßte, wenn die Welt seit unendlicher Zeit existieren würde. Die Bewegung der Welt muß also zu einer bestimmten Zeit ihren Anfang genommen haben, — mit anderen Worten, der Stoff aus dem die Welt sich zusammensetzt, ist ewig und unvergänglich, nicht aber die

Bewegung, die Bahnen der Weltkörper — ein hochbedeutsamer Beitrag zur Kant-Laplaceschen Theorie der Weltentstehung, vorausgesetzt, daß physikalische Gesetze, die für endliche Systeme, wie unsere irdische Welt, Geltung haben, auch für unendliche Systeme, wie das Weltall, gelten. Betrachtungen über den Wärmeverlust der Sonne (in 5000 Jahren 9000°C. oder pro Jahr 1,8°C.), über dessen Wiederersatz und seine Konsequenzen für das Sonnensystem hatte im übrigen auch bereits Robert Mayer selbst auf Grund seines Gesetzes angestellt, und dieselben in seiner Schrift „Beiträge zur Dynamik des Himmels" (1848) in populärer Darstellung niedergelegt.

Strahlende Wärme. Neben der Ausbildung der mechanischen Wärmetheorie bewegten sich die Arbeiten der Physiker in den vierziger und fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts noch vielfach in den alten Bahnen. Knoblauch führte die Untersuchungen Mellonis über strahlende Wärme weiter (1846—48) und wies durch eingehende Versuche nach, daß sich alle Eigenschaften der Lichtstrahlen auch an den Wärmestrahlen vorfinden. Auf Grund des Gesetzes von der Erhaltung Berthelot der Kraft beschäftigten sich Thomson und Berthelot mit den Gesetzen der Wärmeentwickelung bei chemischen Vorgängen, und besonders der letztere wurde der Meister der Thermochemie. Seine exakten Forschungen sind auch für die Physiologie von Wichtigkeit geworden, da sie die Grundlage unserer Kenntnisse über die Quelle der Muskelkraft der Tiere und Menschen bilden. Nach dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft muß tierische Wärme und Muskelkraft aus der Nahrung stammen und deren chemische Zusammensetzung giebt das Fundament, aus dem sich beide Faktoren berechnen lassen. Berthelot hat fast sein ganzes Leben der Bestimmung derartiger thermochemischer Daten gewidmet, und in seiner „Thermochimie" (1898) solche für Tausende von Körpern angegeben. In ähnlich umfassender Weise hat H. V. Regnault auf dem Gebiete der Lehre von den physikalischen Eigenschaften der Gase bei verschiedenen Temperaturen gewirkt und die meisten Daten über Gase und Dämpfe, Regnault über deren spezifische Schmelz- und Verdampfungswärme, ihre Elasticität, ihre Wärmekonstanten bei verschiedenen Temperaturen, festgestellt. Da die Gase in der Technik eine ungemein wichtige Rolle spielen, so haben diese Forschungen Regnaults einen hervorragenden praktischen Wert.

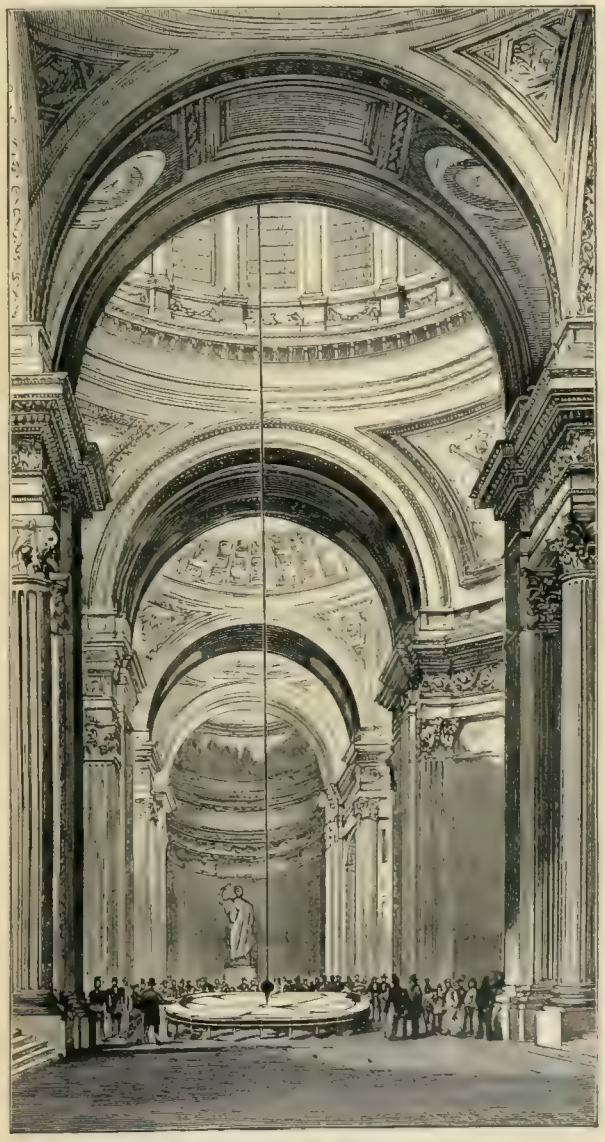
M. P. E. Berthelot.

Auf dem Gebiete der Mechanik machte das Gesetz von der Erhaltung der Kraft selbstverständlich ebenfalls bald seinen Einfluß geltend. Eine der wichtigsten Thatsachen, die wir bei Behandlung dieses Zweiges zu erwähnen haben, ist der im Jahre 1851 ausgeführte Foucaultsche Pendelversuch, benannt nach Jean Bernard Leon Foucault (1819—68), der die Achsendrehung der Erde mit Hilfe der Schwingungen eines langen, gewichtigen Pendels bewies. Da ein Pendel seine Schwingungsebene stets unverändert beibehält, so muß, wenn die Erde sich von West nach Ost dreht, die Schwingungsebene eines Pendels scheinbar von Ost nach West abweichen. Foucault stellte seinen Versuch im Panthéon zu Paris an; das verwendete Pendel bestand aus einem Stahldraht von siebenundsechzig Meter Länge; an demselben war eine achtundzwanzig Kilogramm schwere Kugel befestigt, die unten eine

Legung des erſten unterſeeiſchen Kabels von der Inſel Valentia aus im Auguſt 1857.

Nach einer Zeichnung von Albert Krüger.

Spitze trug, vermittelst deren sich die Schwingungsbahn auf dem mit feinem Sande bestreuten Boden markierte. Schon nach einer halben Stunde zeigte sich eine deutliche (scheinbare) Abweichung der Schwingungsbahn. Diese Abweichung läßt sich für jeden Ort der Erde berechnen und da Foucaults Versuch mathematisch genau mit der Rechnung übereinstimmte, so läßt sich das Aufsehen ermessen, das der letztere erregte. Foucault wiederholte seine Versuche im Meridiansaale der Sternwarte zu Paris mit einem elf Meter langen Pendel, das noch genauere Resultate gab. In einer Abhandlung sprach er dann das Gesetz aus, daß die scheinbare Abweichung der Schwingungsebene für 24 Stunden gleich dem Produkte des Sinus der Breite des Ortes mit 360° ist. Der Foucaultsche Versuch wurde im Kölner Dom von Garthe (1852) und im Dome von Speyer von Schwerd wiederholt. Überhaupt erregte um jene Zeit die Achsendrehung der Erde das besondere Interesse der Physiker; zahlreiche Versuche wurden an hohen Türmen oder in tiefen Bergwerksschächten angestellt, um die Abweichungen genau zu studieren, die fallende Körper infolge der Achsendrehung von der Lotlinie erlitten. So stellte F. Reich in einem der tiefsten Schächte der Erde, dem Dreibrüderschachte zu Freiberg in Sachsen, ungemein zahlreiche Fallversuche an, als deren Resultat sich ergab, daß bei einer Fallhöhe von 158,5407 Meter die Abweichung gegen Osten 28,396 Millimeter betrug. Wir führen diese Zahlen mit allen Dezimalstellen an, um die Sorgfalt, mit der Reich vorging, vor Augen zu führen. Auch diese Versuche bilden die Grundlage wichtiger Berechnungen über die Achsendrehung der Erde. Foucault ist der Erfinder eines weiteren Apparates zum Nachweise der Drehung der Erde, nämlich des Gyroskops. Jedermann kennt das bekannte Kinderspielzeug, einen Stab, um dessen Mitte ein Rädchen leicht drehbar eingelagert ist. Durch das Abziehen einer Schnur läßt sich das Rädchen in schnelle



Foucaults Pendelversuch im Pantheon zu Paris.

Gyroskop.

Rotation versetzen: stellt man nun den Stab in die kegelförmige Vertiefung eines zu dem Spielzeug gehörigen Gestellfußes, so fängt er ebenfalls an, zu rotieren, und zwar horizontal um die Spitze des Gestellfußes. Dieses Spielzeug ist aber auch ein sehr wichtiges physikalisches Instrument und heißt als solches Gyroskop. Die von Foucault angegebene Form wurde später von Bohnenberger, Magnus, Fessel und Hardy verbessert. Die eigenartige Bewegung desselben, die Gyralbewegung oder Kreiselbewegung, zu deren Studium wir ebenfalls Foucault die Anregung verdanken, spielt eine wichtige Rolle nicht nur bei der Drehung der Erde (Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen, Schwanken oder Nutation der Erdachse), sondern auch in der Ballistik, wo die Rotation der Geschosse und die Abweichung derselben durch diese Gyralbewegung damit studiert wird. Bei rotierenden Maschinenteilen (oscillierenden Cylindern, Schwungrädern, Schiffsschrauben) ergaben sich unter dem Einflusse der Gyralbewegung ganz eigenartige Abnutzungen der Lager und Zapfen, sowie eigenartige Vibrationen, die man auf Schraubenschiffen wahrnehmen kann. Scheffler hat 1866 in seinem Werke „Die imaginäre Arbeit" sogar nachgewiesen, daß diese Gyralbewegung die Hauptursache des sogenannten Tischrückens zu sein scheint. Wir übergehen die ebenfalls in die fünfziger Jahre fallenden Untersuchungen über Kapillarität, Osmose und Diffusion, die nur einen Ausbau der von uns schon erwähnten Grundlage darstellen, und wenden uns einer Arbeit von mehr praktischer Bedeutung zu, die Paul du Bois-Reymond (1831—89) zum Verfasser hat und die Ausbreitung von Flüssigkeiten auf Flüssigkeiten behandelt. Er fand, daß beim Aufgießen einer Flüssigkeit auf die andere entweder stehende Tropfen sich bilden, oder daß eine Mischung beider Flüssigkeiten eintritt, oder daß sich die zweite Flüssigkeit auf der ersteren ausbreitet. Das genauere Studium der in letzterem Falle vorliegenden Verhältnisse führte zu der Methode des Glättens stürmischer Meereswogen durch Öl; doch sind die hier obwaltenden Ursachen, trotzdem sich auch in der Folgezeit viele Physiker mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, auch heute noch nicht in ihren letzten Momenten ganz klargestellt.

Nachdem 1823 Faraday bereits das Chlor in den flüssigen Zustand übergeführt hatte, beschäftigte man sich in den folgenden Jahrzehnten vielfach mit Versuchen über die Verflüssigung der Gase. So gelang es Davy, die Salzsäure zu verflüssigen und Thilorier stellte zuerst flüssige Kohlensäure dar. Durch Mischen derselben mit Äther erzeugte er hohe Kältegrade und wurde so der Begründer der Kälteindustrie, auf die wir im dritten Bande dieses Werkes noch ausführlich zurückkommen werden. Der Wiener Arzt Natterer komprimierte 1844 zuerst Gase durch Anwendung einer Kompressionspumpe in schmiedeeisernen Flaschen, wie sie heute noch zum Versand verflüssigter Gase gebräuchlich sind, und zwar war es das Stickoxydul (Bd. I, S. 196) oder Lachgas, mit dem er seine ersten Erfolge errang und das er auch in den festen Zustand überzuführen vermochte. Faraday erreichte 1845 eine Temperatur von -110^{0}, doch auch bei dieser niederen Temperatur gab es noch einige Gase, die unverändert blieben, sich nicht verflüssigten und deshalb permanente oder incoercible Gase benannt wurden; Natterer sprach jedoch damals schon den Gedanken aus, daß bei noch größerer Temperaturerniedrigung die Verflüssigung auch dieser Gase gelingen müsse. Die Folgezeit hat ihm, wie wir im dritten Bande sehen werden, vollauf Recht gegeben . . .

Flüssige Gase.

Eine Matinée bei Liszt.
Nach einer Zeichnung von Kriehuber (1846).

Musik.

Der ebenso konsequente, als in seinen Resultaten bewunderungswürdige Entwickelungsgang der Musik im 19. Jahrhundert, der Sieg des geistigen Elements in der Tonkunst, knüpft an Beethoven, im besonderen an die tiefsinnige Ideenwelt seiner späteren Werke an. Doch waren die Keime zu dieser glänzenden Weiterentfaltung zu mindestens gleichen Teilen auch durch die vielseitigen Fortschritte, die neuen Errungenschaften gegeben, die das musikalische Leben den Romantikern verdankte. Diesen bereits bei Weber und Schumann (Bd. I., S. 426 ff.) betonten Einfluß der musikalischen Romantik auf die Modernen dokumentiert auch jener französische Musiker, dem wir auf der Schwelle der modernen Tonkunst begegnen, jener regelverachtende Romantiker, der von folgenreichstem Einfluß auf Wagner und Liszt gewesen ist: Hector Berlioz (1803—1869). Berlioz stellt die Verbindung zwischen den beiden großen Musikheroen des Jahrhunderts her, zwischen Beethoven und Wagner; er war Wagners Vorläufer, wies und ebnete ihm den Weg. Wie Wagner im Reiche der dramatischen Musik als kühner, bahnbrechender Reformator, ein Luther gegen erstarrte Traditionen und überlebte Formen auftrat, so war es Berlioz, der mit seinen symphonischen Schöpfungen in die festen Mauern des Orchesterstils eine Bresche legte und die Fahne des Fortschritts aufpflanzte. Berlioz.

Wenn für die Kunst die Stunde des Fortschritts schlägt, fehlt niemals das Genie — Liszt hat dieses Wort auf Berlioz angewendet in einer Schrift, die nachdrücklich auf die Bedeutung des Pariser Tondichters hinwies. Was sich im Kulturleben wie in der politischen

Geschichte nur zu oft beobachten läßt, daß das fortschrittlich gesinnte Genie von der Mitwelt selten begriffen und meistens bekämpft wird, daß es erst dann, wenn die Wunden des Kampfes vernarbt sind, von der Nachwelt im ganzen Umfang seines Wertes erkannt und verehrt wird — auch Berlioz bietet ein Beispiel dafür. Wie ein musikalischer Hochverräter und Anarchist wurde er behandelt, als er mit den ersten von jenen Werken erschien, die auf alle konservativen Gemüter allerdings einen ganz bizarren, umstürzlerischen Eindruck machen mußten. Berlioz und Wagner lösten sich los von den alten, ausgelebten Formen der Musik, sie gaben ihr neue Gesetze, indem sie ihr ganzes Können, ihre ganze Persönlichkeit in die Wagschale warfen. Was die akademischen Elemente, die in ihm den Frevler gegen geheiligte Traditionen fanatisch bekämpften, Berlioz vorzuwerfen hatten, war in erster Linie die Lossagung von der hergebrachten Architektur der Symphonie, die unerhörte harmonische Kühnheit seines Satzes, seine bizarr-excentrischen Einfälle und die programmatische Grundlage seiner Musik.

Das geistige Moment, die poetische Idee beherrscht dieses Meisters Schaffen. Seine symphonischen Werke sind psychologische Gebilde. Epochemachend wirkte er in ihnen nach zwei Richtungen hin: einerseits, indem er die poetische Idee zum Ausgangspunkt und zur alleinigen Richtschnur seiner Komposition machte, und andererseits, indem er die charakteristische Melodie, das Leitmotiv, als Symbol für eine Person, einen Charakter, eine Stimmung oder eine Vorstellung, zum wesentlichsten Material seiner musikalischen Arbeit erhob. Wagner und die moderne Musik haben diese beiden Punkte im Anschluß an Berlioz neben dem urewigen Kunstgesetze des Kontrastes als Grundprinzip beibehalten. Leitmotive wurden schon vor Berlioz angewendet, z. B. von Weber, aber nicht in dem Umfang der modernen Entwickelung; Programmmusik gab es ebenfalls schon lange vor Berlioz; Beispiele hierfür aus Werken Bachs, Beethovens, Mendelssohns und anderer wären leicht zu erbringen. Aber erst mit Berlioz wurde das poetische Programm bestimmend für die Form des musikalischen Kunstwerks. Bis auf den heutigen Tag hat die Programmmusik viel Anfechtung erfahren, da ihre Gegner das Programm als etwas dem nüchternen Verstand Entsprungenes und dem hauptsächlich auf das Gemüt wirkenden Wesen der Musik Widerstrebendes verwerfen. Die Frage, was soll das Programm, beantwortete Liszt dahin: Es soll auf die geistigen Momente, welche die Schöpfung eines Werkes veranlaßten, und auf die Gedanken, welche der Komponist darin zum Ausdruck zu bringen sucht, vorbereitend hindeuten. Es kann entbehrlich sein, wenn die Absichten des Komponisten auch ohne programmatische Erläuterung, etwa durch den Titel, ein Motto oder dergleichen dem Hörer klar bewußt werden.

Unter dem Eindruck der französischen Julirevolution hat Liszt an einer „revolutionären Symphonie" gearbeitet, die aber unvollendet blieb. Nicht er, sondern Berlioz schrieb die revolutionäre Symphonie, denn diese Stellung kommt in der Musikgeschichte der Berliozschen Sinfonie fantastique zu, die 1829 als sein op. 14 erschien. Dies Werk, das den Nebentitel führt „Episode aus dem Leben eines Künstlers", war die erste Komposition, in der Berlioz seine neuen Prinzipien rücksichtslos zum Ausdruck brachte. (Liszt, der als einer der ersten die ganze weittragende Bedeutung dieser Symphonie erkannte, gab eine Klavierbearbeitung der Partitur heraus, nach der dann Schumann in seiner Zeitschrift für Musik eine ausführliche Würdigung des genialen Werkes brachte.) Die Symphonie stellt die Fieberphantasien eines jungen Künstlers dar, der sich aus Verzweiflung über unerwiderte Liebe mit Opium vergiftet. Da die Dosis zu schwach war, stirbt er nicht, sondern allerlei Traumphantasien widerspruchsvollster Natur umgaukeln seine Seele. Die durch das beigegebene

Programm erläuterten fünf Sätze betiteln sich: Träumereien und Leidenschaften, ein Ball, Scene auf dem Lande, Gang zum Hochgericht, Hexensabbat. Ein symbolisches Hauptthema, die „idée fixe“, durchzieht das ganze Werk, in dem Geniales und Bizarres durcheinander wirbelt. Reifer und abgeklärter erscheint Berlioz in der Haroldsymphonie. Er schrieb sie angeregt durch Byrons Gedicht und den Geiger Paganini, der ein Bratschenkonzert bei ihm bestellte.

Hector Berlioz.
Nach einer Lithographie von Prinzhofer.

Deshalb ist diese Symphonie für eine konzertierende Viola alta, die durchweg als Prinzipalstimme auftritt und die Gefühle des Helden ausdrückt, von ihm komponiert worden. Als ein Beispiel dafür, wie regellos sein Schaffensdrang sich bethätigte, kann die Romeo und Julia-Symphonie angeführt werden, die sich als ein ganz unmotiviertes Nebeneinander von rein instrumentalen Sätzen voll originellster Schönheiten und von opernhaften Scenen mit Chor und Solostimmen darstellt. Sein berühmtes, großartig aufgebautes Requiem ist nichts weniger als ein künstlerisches Werk und auch in seiner Legende „Fausts Verdammung“, die zwischen

Oratorium und Oper steht, ist auf Stilreinheit und organische Planmäßigkeit völlig verzichtet. Und doch haben wir diesen Faust als eine der genialsten Schöpfungen zu bewundern. Goethes Faustdichtung hatte Berlioz mächtig angeregt; sofort, nachdem er sie kennen gelernt hatte, machte er sich daran, einige Scenen daraus für seine Zwecke umzudichten, andere kamen später hinzu; Jahre hindurch arbeitete er an der Komposition. Charakteristisch für Berlioz ist Anfang und Schluß seines Faust: In der ersten Scene versetzt er seinen Faust nach Ungarn, und zwar einzig aus dem Grunde, um den ungarischen Rakoczymarsch, ein Meisterwerk seiner glänzenden Instrumentationskunst, einflechten zu können; am Schluß dagegen — wie er selbst zugestand — wird sein Faust den Klauen des Bösen nicht entrissen, damit der Komponist Gelegenheit findet zur musikalischen Schilderung des Höllensturzes des Verdammten, zu einem wahrhaft infernalischen Pandämonium. Der größte Teil des Faust entstand auf den Konzertreisen durch Deutschland, deren erste in den Winter 1841/42 fällt. Bemerkenswert ist die Thatsache, daß Berlioz in Deutschland, wo der Boden für die moderne Musik vorbereitet war, viel früher als in seinem Heimatlande verstanden wurde, das seinen Werken erst lange nach des Meisters Tode die verdiente Würdigung schenkte. Daheim schadete er sich viel durch die Schärfe seiner litterarischen Kritik, seiner rücksichtslosen Angriffe auf das musikalische Philisterium. Den bedeutendsten Wert unter seinen schriftstellerischen Arbeiten hat seine Instrumentationslehre, sein „Traité d'instrumentation", worin er, der Vater des modernen Orchesters, der in seiner Zeit unerreichte Meister glänzender Instrumentierung, seine Prinzipien niedergelegt hat. Am wenigsten Erfolg hatten bei den Zeitgenossen seine Bühnenwerke; auch hier blieb es späteren Tagen vorbehalten, die Bedeutung von Opern wie „Benvenuto Cellini", „Beatrice und Benedikt" und seiner zweiteiligen Trojanerkomposition („Die Einnahme von Troja" und „Die Trojaner in Karthago") zu erkennen.

Giuseppe Verdi.
Nach einer Radierung.

Werke ganz anderen Schlags beherrschten die Opernbühne von damals. Auber, Rossini, Bellini und Donizetti hatten das erste Wort im Spielplan auch der deutschen Opernbühnen, bevor Meyerbeer sie beherrschte. Berlioz hatte bereits seine phantastische Symphonie, seinen Harold geschrieben, als Gaetano Donizetti (1798—1848) mit seiner Oper „Anna Bolena" seinen Weltruf begründete. Sein Stil gehört längst der Vergangenheit an, und zwar mehr was seine ernsten Opern betrifft — von denen „Lucia", „Lucrezia", „Die Favoritin" und „Belisar" hervorzuheben sind — als bezüglich der komischen Opern, die sich, wie die „Regimentstochter", „Don Pasquale" und „Der Liebestrank" beweisen, bis zur Gegenwart frisch und zugkräftig erhalten haben.

Donizetti.

Vincenzo Bellini (1801—1835) war einer der begabtesten Vertreter der italienischen

Opernkomponisten, die den Hauptnachdruck auf melodienreiche Virtuosenpartien legten. Von Bellini. seinen besten Werken: „Romeo und Julia", „Nachtwandlerin", „Puritaner" und „Norma" gilt nur noch das letztgenannte als Repertoireoper. Seine Manier, nur für die Sänger zu schreiben und das Orchester auf die notwendigste Begleitung zu beschränken, fand Nachahmung in den frühesten Opern Giuseppe Verdis (geb. 1813), von denen erst der „Nebucadnezar" Verdi. durchschlug, die folgenden aber: „Rigoletto" (1851), „Troubadour" (1852), „Maskenball" (1859), „Traviata" (1863), unverwüstliche und festeingewurzelte Bestandteile des Opernspielplans, ihren Schöpfer Schritt für Schritt in der Ausbildung eines individuellen Stils weiterführten. Sein Manrico, seine Azucena, sein Luna und seine Leonore wurden glänzende Aufgaben für die Vertreter des italienischen Gesangsstils; in allen Gestalten seines „Troubadour" glüht echtes südländisches Temperament, lebt hinreißende dramatische Kraft. In seinen späteren Opern ist Verdi den großen Wandlungen des Geschmacks gefolgt, denn mit der „Aïda" (1871), dem „Othello" (1887) und dem „Falstaff" (1893) ist er allmählich ganz in die Bahnen Wagners gekommen. Der greise Komponist, dessen schöpferische Kraft nach ruhig verlebter Jugend, nach ruhmvollem Mannesalter frisch und lebendig geblieben ist, verkörpert eine wichtige Periode musikalischer Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts. Der Stil Donizettis, Bellinis und des jungen Verdi bildeten Jahrzehnte hindurch das Entzücken des musikalischen Publikums, das über ihren einschmeichelnden Melodien, ihren packenden Bravourarien gern vergaß, wie leicht seine Lieblinge sich die musikalische Arbeit machten und wie weit sie noch von dem Ideal des dramatisch-musikalischen Kunstwerks entfernt waren.

Jacques Offenbach.
Nach einem Stahlstich von Weger.

Wenn wir die französischen Opernkomponisten, die dieser Periode entstammen, zum Teil aber noch in die neuere Zeit herüberreichen, einer kurzen Musterung unterwerfen, so finden wir unter ihnen zwar zahlreiche liebenswürdige Talente, aber kein Genie von fortwirkender Kraft. Man verdankt ihnen Repertoireopern von internationaler Geltung, Werke wie den „Postillon von Lonjumeau" von Adam (1803—1856), „Zampa" von Herold (1791 Adam. bis 1833), „Mignon" von Thomas (1811—1896), „Das Glöckchen des Eremiten" von Maillart Thomas. (1817—1871), den „Faust" und „Romeo und Julia" von Gounod (1818—1893) u. a. Kaum eine Gestalt, eine Dichtung der dramatischen Litteratur blieb vor dem Schicksal verschont, von mehr oder minder geschickten Librettisten auf die Bühne gezerrt zu werden. Der junge Verdi komponierte Schillers Jugenddramen, Shakespeare mußte zu unzähligen Opern herhalten, und welche Verunglimpfung unserem Goethe durch die Opern „Mignon" und „Faust" widerfuhr, bedarf keines Hinweises. Es war die Zeit, wo auch den Gestalten des klassischen

Altertums, der antiken Götterwelt die zweifelhafte Ehre einer lustigen Auferstehung auf der Offenbach. Operettenbühne zu teil wurde. Jacques Offenbach (1819—1880), ein Kölner von Geburt, aber ein Pariser durch seine Entwickelung, hat diese That vollbracht. Die parodistische Tendenz, die kecken Frivolitäten und der burleske Witz, der sich mit prickelnder Musik verbindet, machten seinen „Orpheus in der Unterwelt", seine „Schöne Helena" u. s. w. zu Helden des Tages. Er fand einen Nachahmer in dem Franzosen Lecocq (geb. 1832), während Delibes (1836—1891) wieder die feinere komische Oper in Frankreich zu Ehren brachte.

Die deutsche Operette erwuchs aus einem anderen Boden, dem des Wiener Walzers, wie Strauß. ihn Lanner geschaffen hatte. Johann Strauß der Vater (1804—1849) und Johann Strauß der Sohn (geb. 1825) bauten auf diesem Grunde weiter. Letzterer wurde der Schöpfer eines in seiner Art unübertroffenen Werkes, eines musikalischen Juwels, der „Fledermaus".

Auch die meisten deutschen Opernkomponisten dieser Epoche standen unter dem Einfluß der Italiener und ihres Stils — so auch Meyerbeer in seinen erfolglosen Erstlingsopern. Eines der selbständigsten und erfreulichsten Talente unter den deutschen Opernkomponisten war Nicolai. dagegen Otto Nicolai (1810—1849). In seiner von widrigsten Verhältnissen erfüllten Jugend komponierte er kirchliche Werke, und auf seiner italienischen Reise war es zunächst Palestrina, dann aber Bellini, der nachhaltigsten Einfluß auf sein Schaffen ausübte. Nach verschiedenen Opern im italienischen Stil schuf er als sein letztes und bestes Werk „Die lustigen Weiber von Windsor", wozu ihm Mosenthal das Libretto geliefert hatte; wir schätzen sie noch heute als eine unserer besten deutschen komischen Opern. Wie Bellini, so starb auch Nicolai zu früh für die Kunst; mit 39 Jahren wurde er seiner Thätigkeit entrissen, die ihm zuletzt noch als Dirigent der Wiener und Berliner Hofoper eine angesehene Stellung verschafft hatte. Mehr Flotow. den Franzosen verwandt erscheint Friedrich von Flotow (1812—1883), der das Prickelnde, Effektvolle französischer Musik mit deutschen Sentimentalitäten, wie sie ganz besonders auch der früher schon (Bd. I., S. 434) erwähnte Lortzing bot, zu einer oft recht äußerlich und oberflächlich wirkenden Mischung vereinigt. „Alessandro Stradella" (1844) und „Martha" (1847) waren die großen Treffer unter den Werken, die er für die Opernbühne geschrieben hat.

Mit den virtuosen Ansprüchen der italienischen und französischen Oper, mit den dank- Virtuosen. baren Rollen der Offenbachschen Operette tauchten ganze Scharen vielbewunderter Gesangssterne und Talente der leichtgeschürzten Muse auf. Italien und die italienische Schule schenkten uns auch in diesem Jahrhundert, wie im vorigen, die bedeutendsten Künstler und Künstlerinnen des Gesangs, doch hat die neuere Entwickelung der Oper, speziell die Wagnersche Musik, die ganz andere Anforderungen stellt als die Oper älteren Stils, verderblich auf die Gesangstechnik eingewirkt, und niemals waren z. B. gute Koloratursängerinnen so gesucht wie heute.

Das neunzehnte Jahrhundert hat die Musikpflege in allen Ländern von Grund aus umgewandelt. Unzählige Gesangvereine, die teils den Männergesang, teils den gemischten Chorgesang pflegen, Oratorienvereine, Orchestervereine und Musikfestverbände — alles Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts — geben dem modernen Musikleben einen ganz neuen, gewissermaßen demokratischen Zug. Das Opernwesen, das Konzertleben, das Virtuosentum hat im Verlauf dieser hundert Jahre eine völlig neue Physiognomie erhalten. Mit ungeahnter Macht und Schnelligkeit ist hier die Entwickelung vorwärts gedrungen. Unzählige Faktoren haben dabei mitgewirkt, nicht zuletzt der großartige Aufschwung der Verkehrsverhältnisse. Im Verlauf weniger Wochen kann heute der Virtuose seinen Ruhm durch alle Hauptstädte Europas tragen, während er früher Monate und Jahre dazu brauchte. Die Zahl der

Vokal- und Instrumentalvirtuosen ist mit dem stetig steigenden Bedarf denn auch ins Unübersehbare gewachsen. An der Spitze der Instrumentalvirtuosen des neunzehnten Jahrhunderts stehen zwei Künstler verschiedenster Natur bei manchem verwandten Zug: Paganini, der größte Geiger, den bis jetzt die musikalische Welt hervorgebracht hat, und Liszt, der größte Klavierspieler.

Das Spiel Nicolo Paganinis (1784—1840), der seit Anfang des Jahrhunderts zuerst Italien, dann ganz Europa durchreiste, hatte etwas Magisches, Dämonisches. Seine Glanzperiode begann 1831 in Paris. Der totenbleiche Mann mit dem wilden, schwarzen Lockenhaar und den unheimlich funkelnden Augen brachte auf seiner Geige technische Kunststücke zu Wege, wie man sie bis dahin für unmöglich gehalten hatte. Allerlei Märchen wurden über seine Person verbreitet, wie er zu seiner Teufelsgeige gekommen sei, daß er sich dem Bösen verschrieben habe u. s. w., abenteuerliche Erfindungen, zu denen er selbst, wahrscheinlich zu Reklamezwecken, mehr als einmal Veranlassung gab. Von seinen Kompositionen sind nur einige Sonaten und Capriccios authentisch, andere wurden nachträglich nach dem Gehör aufgezeichnet, da Paganini bei den meisten seiner Konzertvorträge nur die Orchesterstimmen aufzuschreiben pflegte, um in der Ausführung der Solostimme völlig freie Hand zu behalten. Paganinis Wesen und Wirken war durchaus virtuosenhaft, es glich einem glänzenden Meteor, das plötzlich aufleuchtet, angestaunt wird und dann wieder im Dunkel der Nacht verschwindet. Anders Franz Liszt, der sich aus der ersten virtuosenhaften, stark von Paganini beeinflußten Periode seines Lebens zu universaler Künstlerschaft emporrang. Das Wort, das er von Paganini gesprochen: „Er erblickte nirgends, auch nur von fern, den lästigen Schatten eines Erben seines Ruhms!“, es gilt noch in weit höherem Maße von Liszt selbst.

Paganini.

Nicolo Paganini.
Nach einer Lithographie von Vegas.

Franz Liszt (1811—1886) ist Ungar von Geburt, aber die seit früher Jugend unternommenen Konzertreisen gaben seinem Wesen und seiner Bildung etwas Internationales; ein längerer Aufenthalt in Paris brachte ihn der französischen Kultur nahe, und sein späterer Aufenthalt in Deutschland zeigte ihn bestrebt, deutsch zu empfinden. Als der zwölfjährige

Liszt.

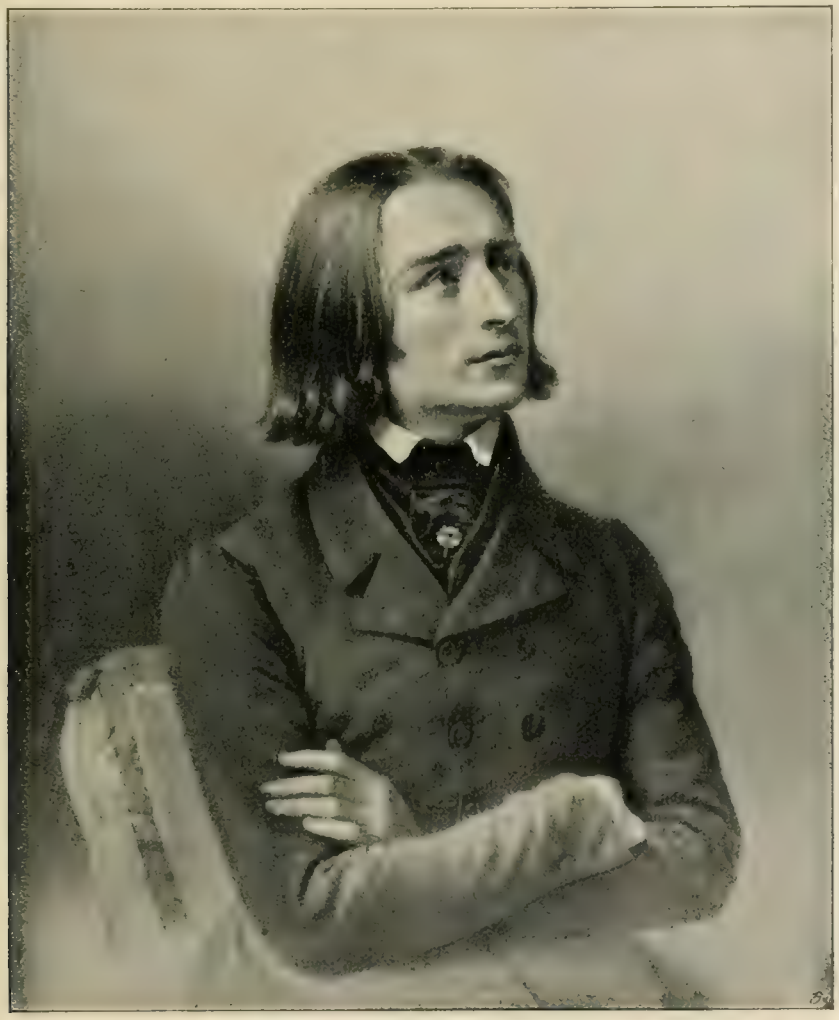
Knabe, der einzige Sohn eines gräflich Esterhazyschen Rechnungsbeamten aus Raiding, zum ersten Male vor dem Wiener Publikum spielte und seine Hörer entzückte, war es der Beifall des anwesenden Beethoven, der ihn zu kühnem Weiterschreiten auf seiner Bahn ermutigte. Wenige Jahre später war er in Paris, wo ihm als einem Ausländer von Cherubini der Eintritt ins Konservatorium kühl verweigert wurde, der erklärte Liebling des Publikums und der bewunderte Gast der aristokratischen Salons. Außer Chopins Kunst und Berlioz' Orchesterkompositionen übte damals Paganinis Spiel den bedeutendsten Einfluß auf ihn aus.

Seine Beziehungen zur Gräfin d'Agoult veranlaßten ihn, eine Zeit lang in der Schweiz einen weltabgeschiedenen Zufluchtsort zu suchen, wo er ganz seiner Liebe und seiner Kunst leben konnte. Siegmund Thalbergs, des gefeierten Klaviervirtuosen, Erscheinen in Paris rief ihn dorthin zurück. Welchen Eindruck damals der musikalische Wettstreit beider machte, davon giebt das bekannte Wort von Thalberg dem Ersten und Liszt dem Einzigen einen Begriff. Jahre der Zurückgezogenheit wechselten mit glanzvollen Konzertreisen. „Es ist nicht mehr Klavierspiel dieser oder jener Art" — schrieb damals Schumann unter dem überwältigenden Eindruck eines Lisztschen Konzerts — „sondern Aussprache eines kühnen Charakters überhaupt, dem zu herrschen, zu siegen das Geschick einmal statt gefährlichen Werkzeugs das friedliche der Kunst zugeteilt." Titanenhaft wie sein Spiel war seine Erscheinung. Schumann sprach von Liszts Jupiterprofil und verglich ein andermal diesen Kopf mit dem Napoleons.

Der große Beherrscher des Klaviers, dessen Technik er völlig umgewandelt hat, liebte es, seine Kunst in den Dienst eines edlen Zwecks zu stellen. Er spielte für die Deutschen in Griechenland, die Abgebrannten in Hamburg, den Ausbau des Kölner Doms, das Bonner Beethovendenkmal u. s. w. Seit dem Jahre 1847 soll weder für Klavierspiel, noch für seine Dirigententhätigkeit, noch für Unterricht ein Heller in seine Tasche gekommen sein. Wie ein Fürst wurde er von den Ungarn empfangen, als er im Winter 1839/40 den heimatlichen Boden wieder betrat. In den folgenden Jahren führte ihn sein künstlerischer Siegeszug fast durch ganz Europa, überall wurde sein Spiel mit grenzenlosem Enthusiasmus aufgenommen. Da schloß er plötzlich auf dem Gipfelpunkt seines Virtuosentums, das ihm die höchsten Triumphe und Auszeichnungen eingebracht hatte, zur Verwunderung aller Welt mit seiner bisherigen Laufbahn ab und zog sich in das kleine Weimar zurück, wo er sich in einem scheinbar eng begrenzten Wirkungskreis einer neuen großen Aufgabe widmete, die ihn auf dem Gebiet der Komposition, der Kapellmeisterthätigkeit und der künstlerischen Heranbildung eines neuen musikalischen Geschlechts Bedeutendes leisten ließ. Es war im November 1847, als er in der Stellung eines außerordentlichen Hofkapellmeisters des Großherzogs von Sachsen-
Weimar. Weimar in dessen kunstsinniger Residenz seinen Wohnsitz aufschlug. Damit begann ein wichtiger und bewegter Abschnitt der modernen Musikgeschichte, der von einer zweiten geistigen Blüte der klassischen Musenstadt und ihrer Einwirkung auf die Neugestaltung der musikalischen Kunst zu berichten hat. Wie in Weimar einst die Freundschaft Goethes und Schillers befruchtend auf die ganze Litteratur gewirkt hatte, so war es jetzt der Bund zwischen Liszt und Richard Wagner, von dem die hellen Strahlen einer neuen Kunstsonne befruchtend und wärmend über die musikalischen Lande ausgingen. Liszts symphonische Dichtung „Tasso", die er zu Goethes hundertjährigem Geburtstag komponierte, knüpfte direkt an die große klassische Blütezeit der thüringischen Residenz an.

Das Revolutionsjahr 1849 brachte die Weimarer Tannhäuseraufführung unter Liszts Leitung; sie befreite dies Werk aus den Fesseln seines Dresdener Mißerfolgs und bereitete

den Boden für die kommenden Großthaten deutscher Opernmusik. „Wer nicht mit uns will, bleibe hinter uns" — schrieb Wagner einige Tage nach dieser denkwürdigen Tannhäuservorstellung an Liszt — „und so sei unser Bündnis besiegelt!" Der „Lohengrin" folgte im nächsten Jahre. „Niemand als Dir vertraue ich die Kreation dieser Oper an" — schrieb Wagner dem Freunde — „aber Dir übergebe ich sie mit vollster, freudigster Ruhe . . ."



Franz Liszt.
Nach einer Lithographie von Franz Krüger.

Berlioz, Cornelius und andere Tondichter, an die sich der Schlendrian der übrigen Bühnen nicht heranwagte, wurden damals unter Liszt in Weimar zuerst aufgeführt. Als Dirigent leistete Liszt fast ebenso Großes wie als Klavierspieler. „Wir sind Steuermänner und keine Ruderknechte" — dies Wort kennzeichnet die Stellung, die er und seine Nachfolger, zu denen sich fast alle modernen Dirigenten mit Stolz rechnen, dem Orchester gegenüber einnehmen. Der Zauber seiner Individualität entflammte sein Orchester zu hoher Künstlerschaft.

Fascinierend war auch der Einfluß seiner gewaltigen Persönlichkeit auf seine Schüler, die sich an seinem Musenhof auf der Altenburg, wo er an der Seite der Fürstin Karoline von Sayn-Wittgenstein lebte, um ihn scharten, Anregung oder direkten Unterricht von ihm empfangend. Männer wie Hans von Bülow und Karl Tausig befanden sich unter ihnen.

Zu Liszts kompositorischer Thätigkeit übergehend, werfen wir zunächst einen Blick auf seine Klavierwerke. Sie sind in ihrer Fülle kaum zu übersehen. Nach authentischer Angabe beträgt die Gesamtsumme seiner musikalischen Werke 1233 Nummern, wovon 1122 gedruckt vorliegen; 694 unter diesen sind Originalkompositionen, 442 Transkriptionen und 31 revidierte Ausgaben klassischer Meisterwerke. Ebenso wie seines herrlichen Spiels, muß Liszt auch seiner Klavierkompositionen wegen als der Begründer der modernen Klaviertechnik und des brillanten Klavierstils bezeichnet werden. In Bezug auf seine überaus glänzende, effektvolle und vollgriffige Schreibweise, Neuheit und Farbenfülle der Klangwirkungen steht er heute noch in seinen Klavierkonzerten, Sonaten, Rhapsodien, Charakterstücken und Transkriptionen von Liedern und Opernmelodien unübertroffen da. Seine Opernphantasien und Konzertparaphrasen fanden früher Verbreitung als seine Originalkompositionen; daher war man lange Jahre von der irrigen Ansicht geleitet, Liszt fehle die Kraft selbständiger Erfindung. Man hatte ihn als einen Virtuosen von glänzenden Eigenschaften aufgenommen, nun fand man ihn als Komponisten wieder und betrachtete seine produktive Thätigkeit — nach Wagners Ausdruck — zunächst als eine Art Komponierlaune, die man ihm als eine erlaubte Schwäche verzeihen müsse, mit dem Bedauern, daß er nicht lieber spiele als komponiere. Und man wußte sich vor Staunen kaum zu fassen, als er die Welt mit dem Geschenk von 12 symphonischen Dichtungen überraschte, aus denen er als gottbegnadeter Tondichter zu uns redete.

Liszt führte die Bezeichnung „symphonische Dichtung" in die musikalische Litteratur ein. Sie sagt treffend, von welchem Standpunkt aus diese Orchesterwerke beurteilt werden wollen. Sie wollen sein: Tondichtungen auf programmatischer Grundlage in freier symphonischer Form mit Verzicht auf die hergebrachte Einteilung in Sätze und die beengenden Regeln des Ouvertüren- und Sonatenbaues. Nur seine umfangreichsten und bedeutendsten symphonischen Schöpfungen, sein „Dante" und sein „Faust" sind in selbständige Sätze abgeteilt. Im „Faust" stellt er sich die schwierige, durchaus moderne Aufgabe der musikalischen Charakterschilderung der drei Hauptpersonen Faust, Gretchen und Mephistopheles. Sein „Dante" schildert im Anschluß an die „Divina commedia" die Qualen der Verdammnis im Inferno und die Läuterung im Purgatorio und schließt mit einem spezifisch katholisch gefärbten Magnifikat. In beiden Werken treten nach dem Vorbild der Beethovenschen IX. Symphonie gegen Schluß Vokalstimmen zum Instrumentalkörper hinzu. Zu seinen kleineren symphonischen Werken veranlaßten ihn entweder Gestalten der Geschichte und Sage, wie Tasso, Prometheus, Orpheus, oder kleine Dichtungen, wie zu „Mazeppa", der „Bergsymphonie" und den „Préludes"; Kaulbachs Gemälde regte ihn zur „Hunnenschlacht" an, Schillers Gedicht zu den „Idealen". Nur wo es nötig war, fügte er programmatische Erläuterungen bei.

Ein religiös-mystischer Zug, der schon in seiner Jugend zuweilen hervorgetreten war, beherrschte seine späteren Jahre fast ausschließlich, seitdem er 1861 Weimar verlassen und sich nach Rom begeben hatte, wo er die priesterlichen Weihen mit dem Rang eines Abbate empfing. Das brachte ihn in engste Beziehungen zur kirchlichen Musik, in deren Dienst er nunmehr einige seiner hervorragendsten Werke schuf, so die „Legende von der heiligen Elisabeth", ein Christusoratorium und mehrere Messen.

In Bayreuth, wohin ihn seine künstlerischen und verwandtschaftlichen Beziehungen zu Wagner führten, ging sein thatenreiches Leben zu Ende; dort ruht, was sterblich von dem Meister war. Wie Wagners Lebenswerk in der Schöpfung Bayreuths gipfelte, so ist auch mit dem Namen Liszts eine Gründung von höchster Bedeutung für die moderne deutsche Musik verknüpft: der Allgemeine deutsche Musikverein, der Liszt im Jahre 1859 sein Entstehen verdankte und die Förderung und Konzentration aller fortschrittlichen Bestrebungen der modernen Musik auf seine Fahne schrieb. Wie fast alle bedeutenden Musiker unseres Jahrhunderts, so ist auch Liszt schriftstellerisch hervorgetreten, wenn es galt, für seine eigenen Prinzipien oder für einen nach Anerkennung ringenden Komponisten klärend und hinweisend sein gewichtiges Wort wirken zu lassen. So hat er über „Lohengrin" und „Tannhäuser" geschrieben, ist für Berlioz und Chopin eingetreten und war einer der ersten, die auf Robert Franz und Peter Cornelius aufmerksam machten.

Robert Franz.
Nach einer Daguerreotypie.

Robert Franz (eigentlich Knauth, 1815—1892), der Vertreter reinster musikalischer Lyrik, hat nach Liszts Worten dieselbe Bedeutung für das Lied, wie Chopin für die Klaviermusik. An volkstümliche Elemente anknüpfend, auf klassischer Grundlage Schuberts kraftvolle und liebliche Melodik mit Mendelssohns reizvoller Klarheit und der romantischen Tiefe Schumannschen Gemüts verbindend, führte er die Entwickelung des deutschen Liedes in ungefähr 350 Liedkompositionen einer neuen herrlichen Stufe zu.

Auch Peter Cornelius (1824—1874), der Neffe des großen Malers, gehört zu den besten Liederkomponisten der neueren Zeit, wenn seine Lieder auch nicht von dem individuellen Gepräge eines rein lyrischen Genies, wie Franz es war, Zeugnis geben. Seine Beziehungen zu Liszt, dessen vertrauter Freund er in Weimar war, und zu Wagner, der ihn nach München rief, boten ihm reiche Anregung. Er war ein ungemein feiner Kopf von ebensoviel poetischer als musikalischer Begabung. Von seinen Opern „Der Barbier von Bagdad", „Cid" und „Gunlöd" (Fragment), worin er sich als Komponist von staunenswerter Selbständigkeit zeigt, ist die erstgenannte, deren Weimarer Première unter Liszt dessen Weggang aus der Musenstadt veranlaßte, die bedeutendste, ein Meisterwerk auf dem Gebiet der modernen komischen Oper. Nur ein einziger unter den neueren deutschen Komponisten feinkomischer Opern kann mit ihm verglichen werden, der früh verstorbene Hermann Götz (1840—1876) mit seinem ewig frischen Erstlingswerk „Der Widerspänstigen Zähmung". Cornelius. Götz.

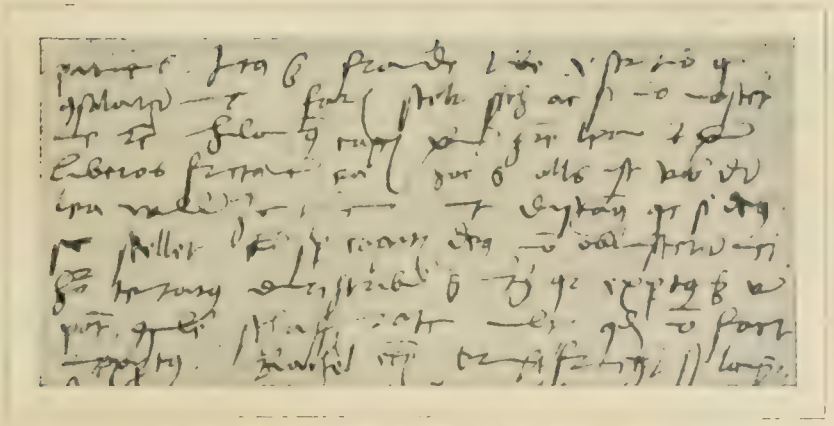
Zu dem Weimarer Kreise, diesem Hauptquartier der modernen Musik, gehörte auch

Raff. Josef Joachim Raff (1822—1836), der sich in allen Kompositionsgattungen, besonders aber im Klavierstil mit Glück versuchte. Am bekanntesten ist seine Symphonie „Im Walde" geworden. Er erblickte trotz aller Wagneranhängerschaft nicht im Drama, sondern in der Symphonie den Gipfelpunkt der musikalischen Kunst, da darin „das Gesamtmaterial der Musik zu seiner eigensten Verwendung, seiner völligen Befreiung gelange". Zu den Weimarer Freunden des jungen Schweizers gehörten Hans von Bülow, der geniale Dirigent und Pianist, und Josef Joachim, der deutsche Geigenfürst.

Mit Liszt und seinen Schülern sind wir bereits in die Zeit Richard Wagners eingetreten, deren Besprechung jedoch einem späteren Kapitel vorbehalten bleiben muß. Liszt und Wagner ergänzen sich gegenseitig in ihrer bahnbrechenden Bedeutung für die Entwickelung der modernen Musik. Das einzige Gebiet, auf dem Liszts eminent musikalischer Geist sich nicht bethätigte, war die Oper. Wagner ergriff die gewaltige Aufgabe, das musikalische Drama im fortschrittlichen Sinne umzugestalten und auszubauen, und errang nach langwierigen, heißen Kämpfen auf diesem Boden glänzende Siege.

Da die Opernmusik in unserer Zeit ein größeres Publikum und leichteres Verständnis findet, als Werke der reinen Instrumentalmusik, Werke symphonischer Gattung, so leuchtet ein, daß von einem Eindringen des modernen musikalischen Stils in das Bewußtsein breiter Schichten des Volkes erst die Rede sein konnte, als Wagners Werke anfingen, populär zu werden, und die Erkenntnis vom Wesen der modernen Musik verbreiteten. Wagner hat daher indirekt zur Würdigung Liszts und Berlioz', denen er selbst so viel verdankte, sehr viel beigetragen. Es war einer der wichtigsten Wendepunkte in der Entwickelungsgeschichte der Musik unseres Jahrhunderts, als Wagner die Prinzipien, die Berlioz und Liszt hauptsächlich in ihren symphonischen Werken verfochten hatten, auf das dramatische Gebiet übertrug. Dem Orchester sind in den späteren Meisterwerken Wagners, den „Meistersingern", dem „Tristan", den „Nibelungen", dem „Parsifal", Aufgaben zugewiesen, die sich mit dem Begriff der symphonischen Dichtung decken.

Ein Franzose war es gewesen, der das Fundament legte zu dieser großartigen Weiterentfaltung symphonischer und dramatischer Musik, ein Deutscher war es, der auf diesem Fundament — allerdings nicht ausschließlich auf diesem allein — jene musikalisch-dramatischen Kunstwerke auftürmte, mit denen eine neue Periode der Opernmusik begann . . .



Bruchstück der stenographischen Aufzeichnung einer Predigt Luthers.

Stenographie.

Als das 19. Jahrhundert anhub, mit dem Dampfe zu fahren, mit der Sonne zu zeichnen und dem Blitze zu schreiben, ward rechtzeitig die moderne deutsche Stenographie, die flinke Schwester der Kurrentschrift, geboren — der getreueste Geschichtsschreiber der Zeitereignisse. Die Stenographie ist keine junge Kunst: Als Demosthenes vor zweiundzwanzig Jahrhunderten sein „Krieg gegen Philipp!" den begierig lauschenden Athenern zurief, mag zu seinen Füßen schon der Tachygraph gesessen und in seine Wachstafeln die wunderlichen Zeichen geritzt haben, mit denen er der Worte nimmermüden Strom in ein festes Bett zwängen wollte. Der Inschriften-Marmor aus jener Zeit, den man 1884 auf der Akropolis von Athen fand, enthält den Leitfaden einer Kurzschrift, mit der — nach Annahme kühner Philologen — Xenophon die Gespräche des Sokrates aufgezeichnet hat; Thatsache ist jedenfalls, daß sich mindestens drei Systeme altgriechischer Tachygraphie nachweisen lassen.

Einer hoch entwickelten Kultur konnte der Urväter umständliche Schreibweise, die ihre Entstehung aus der sinnlich-symbolischen Epoche der Schrift, der Bilderschrift, nur schwer verleugnete, nicht genügen. Mehr und mehr brach sich das Bestreben Bahn, das Wort- und Buchstabenbild einfacher zu gestalten. Welch einen Weg hat unsere Kurrentschrift zurückgelegt! Welch ein Weg z. B. von den unwirschen Zügen der Keilschrift und der Hieroglyphen Wirrsal und buntem Gekräusel zu den Vierecken der hieratischen, von der Priesterkaste gebrauchten Schrift, und von da zu den geschmeidigen, biegsamen Formen der demotischen, der volkstümlichen Verkehrsschrift der Ägypter! Von den rechtwinklig zusammengefügten Geraden, die der altgriechische Steinmetz in seinen Marmor trieb, und den knappen spitzen Winkeln, welche die germanische Seherin in ihren Runenstab ritzte, zu dem je viersachen Alphabet unserer Hand- und Druckschrift! Und doch vermag es dies Ergebnis mehrtausendjähriger Entwickelung nicht, eine in drängender Eile vorüberziehende Schar von Gedanken für das Auge sicher und dauernd zu fesseln.

Im langsamen Fortschritte suchte man sich durch eine Verbindung von Abkürzungen und Sigeln (Silben- und Wortbildern) zu helfen. Schon um 200 v. Chr. erfand der römische Dichter Ennius etwa 1100 Abkürzungen (notae vulgares). Einige, wie Q. (Quintus), C. R. (Civis Romanus), sind noch heute verständlich; sie waren ein Notbehelf. Als dann Cicero durch die Macht seiner Rede die Römer der beginnenden Kaiserzeit zu dem Bekenntnis zwang: „Kein Mensch spricht schöner!", ward auch das Werkzeug gefunden, das mit hurtigem Fluge seinen Gedanken folgte und sie liebevoll festhielt. Sein Jugendfreund Tiro hatte — etwa 75 v. Chr. — die römische Stenographie erfunden. Diese Wortzeichenschrift der „Tironischen Noten" wurde vom Kaiser Augustus in den Rang der nützlichen Künste erhoben und in 300 Schulen des römischen Reiches als Teil des Jugendunterrichtes gelehrt. Die Stenographie hatte im alten Rom sich bald das Bürgerrecht erworben; sie diente dem Herrscher wie dem Beherrschten, und überdauerte im Schoße des griechischen und römischen Klerus die Jugend des Christentums. Die Kirchenväter wußten sie wie die weltlichen Herren zu schätzen; sie brachten die tironischen Noten in die Kanzleien der Großen dieser Erde. Die Urkunden der Merowinger und Karolinger sind nicht selten mit tironischen Noten geschmückt. Der Ahnherr aller Stenographen in Deutschland dürfte der jung verstorbene römische Stenograph Xanthias aus Köln sein, dessen Grabstein (etwa aus dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung) seine hohe stenographische Begabung rühmt. Im Abstande von Jahrhunderten erst folgen Stenographen in Fulda, Kloster Corvei, Hamburg und Bremen. Mit dem elften Jahrhundert erlosch die stenographische Kenntnis in Deutschland. Als der gelehrte Abt Trithemius im Jahre 1499 in Straßburg tironische Handschriften aufstöberte, da mußten die Gelehrten durch drei Jahrhunderte sich mühen, um — erst im letzten Jahrzehnt — wieder zu einer befriedigenden Kenntnis der römischen und griechischen Stenographie zu gelangen; zur Zeit sind etwa 13000 Noten bekannt. Das Mittelalter begnügte sich mit Abkürzungen der gewöhnlichen Schrift. Die Geschwindschreiber des Reformationszeitalters, wie Dr. Cruciger, Stephan Roth und Georg Rörer, konnten daher Luthers Reden nicht wörtlich aufzeichnen, sie begnügten sich mit einer Wiedergabe des Gedankenganges und halfen sich nach Möglichkeit durch sofortige Übersetzung des Gehörten ins Lateinische, dessen Niederschrift ihnen geläufiger war. Dieses Hilfsmittels der Übersetzung eines fremdsprachlichen Vortrages in eine Sprache, deren Niederschrift dem Aufnehmenden geläufiger ist, haben sich bis auf unsere Tage die Sprachgewaltigen der geflügelten Feder bedient. Die Wiedergeburt der Kurzschrift ging von der britischen Halbinsel aus und knüpfte sich an die Regierung der jungfräulichen Königin Elisabeth, begünstigt durch das Erstehen eines Parlamentarismus, von dem der Kontinent nicht zu träumen wagte, einer Religionspflege, die kein anderes Land mit dem gleichen Ernste sittlicher Überzeugung übte, und gefördert und gekräftigt durch die frühe und tief eingreifende Entwickelung der sozialen Verhältnisse Englands. Als den Begründer der modernen Stenographie können wir den schottischen Arzt T. Bright (1588) ansehen. Er bildete aus der senkrechten Linie durch Anfügung von Strichen und Haken ein Alphabet, dessen Zeichen jedoch nicht der Lautschreibung, sondern nach Art der Alten als Sigel für Wörter dienten. 537 solcher Wortzeichen lehrte er, bezeichnete durch zugesetzte Punkte die sinnverwandten Wörter und vermehrte so die Bedeutung seiner Zeichen. Mit diesem Rüstzeug nahm der „Shorthandwriter" in den schlecht erleuchteten, ungedeckten Räumen des altenglischen Theaters Shakespeares unsterbliche Dramen auf, um den beutegierigen Buchhändlern das Material zu ihren Raubdrucken zu liefern.

Tironische Noten.

England.

Bright.

Seitdem sind Hunderte von Lehrbüchern der Kurz- und Schnellschrift erschienen; sie lassen sich um drei Mittelpunkte ordnen. John Willis, Rektor in London, machte 1602 Willis.
den ersten Versuch einer lautlich regelmäßigen Schrift. Er stellte das erste stenographische Alphabet aus geometrischen Zeichen (geraden Linien, Winkeln, Kreisen und Kreisteilen) zusammen — ein gesunder Kern, den allerdings noch eine harte Schale von Sigeln für Vor- und Nachsilben umgab — und wurde damit der Begründer der geometrischen Systeme, die jetzt noch Frankreich, England und Amerika beherrschen. Willis wandte zuerst den Namen „Stenographie" (Engschrift) an, der gegenwärtig fast alle anderen verdrängt hat und mit dem „Shorthand" (Kurzhand, Kurzschrift) der Engländer die Welt beherrscht. William Mason (1672) schrieb auf alphabetischer Grundlage die Worte nach ihrem Laute, d. h. er Mason.
befreite seine Schrift von der Umständlichkeit der englischen Orthographie, gebrauchte aber daneben eine Menge von Sigeln und symbolischen Charakteren. In der Verbesserung von Thomas Gurney, der 1737 zum Regierungsstenographen ernannt wurde, wird das System bis zum heutigen Tage verwendet. Der Professor der Stenographie zu Oxford, Samuel Taylor faßte endlich die Verbindungslehre seiner 19, der geraden Linie und dem Halbkreise entlehnten, Lautzeichen in 13 einfache Regeln. Sein auf phonetischer Grundlage aufgebautes System hat die Runde durch die ganze civilisierte Welt gemacht, wird noch heute verwendet und führte den Volksschullehrer Isaac Pitman zur Aufstellung seiner „Phonography", die auch in die mittleren Schichten der Bevölkerung eindrang, und die man heute als das Einheitssystem der Engländer und Amerikaner bezeichnen kann. Sie brachte ihrem Erdenker nicht nur gleißenden Lohn, sondern hohen Ruhm und die Baronetwürde ein.

Isaac Pitman.

Frankreich begann erst im 17. Jahrhundert der Kurzschrift einige Aufmerksamkeit zu Frankreich.
schenken, und zwar dank den Bemühungen eines Frey, Cossard (1650) ꝛc. Coulon de Thévenot veröffentlichte 1778 eine von der Akademie der Wissenschaften genehmigte und amtlich für Volks- und Gelehrtenschulen empfohlene, aber ziemlich mangelhafte Tachygraphie auf phonetischer Grundlage. Die Schürer der französischen Revolution hielten ihre bluttriefenden Reden meist nach ihren Schriftsätzen. Sie bedurften der Redezeichner nicht, wohl aber zog die Presse, wie das Journal des Débats, praktische Stenographen, wie M. Bréton, schon 1790 in ihren Dienst, um die Verhandlungen des Konventes getreulich der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Just zur rechten Zeit brachte Bertin Taylors erprobte Weise mit, die im Jahre 1827 von Prévost neu bearbeitet und 1866 von Delaunay weiter verbessert wurde. Prevost.

Das Verdienst, die Stenographie in Frankreich volkstümlich gemacht zu haben, gebührt dem Pfarrer Duployé, der 1861 mit seinem Lehrbuch hervortrat; die Ausbreitung seiner Duployé.
Stenographie selbst begann jedoch erst mit dem Jahre 1869. Sie besteht nur aus dem Abc und schreibt alle Laute so, wie sie gesprochen werden. Er verwendete nicht bloß die Einkünfte aus dem Verkauf seiner Anleitung, sondern auch einen Teil seines Vermögens zur Reklame nach Pitmanschem Vorbild und opferte ihr etwa 400000 Franks. Die Kammer-

stenographen bevorzugen das System Prévost-Delaunay, und neuerdings gewinnt auch das vom Stenographen-Revisor im Senate Guénin 1870 bearbeitete System Aimé-Paris (1822) an Verbreitung. Die französische Stenographie hat auch Belgien erobert.

In den Niederlanden stenographiert man seit 1827 nach einem System Somerhausen.

Spanien. In Spanien ist die Stenographie amtlich nicht nur in den Sitzungen der Cortes in Gebrauch, sondern auch bei den Gerichtsverhandlungen. Dieselbe Stenographie dient den portu-

Italien. giesischen Cortes. In Italien haben sich Übertragungen des alten Taylorschen Systems im Wettstreite mit deutschen und französischen Systemen bis heute behauptet. Daneben arbeitet im italienischen Senate die Michelasche Stenographiermaschine, in deren Bedienung die Nichte des verstorbenen Erfinders, Luisa Gillo, eine hohe Fertigkeit erlangt hat.

Die stenographische Entwickelung in den übrigen europäischen Ländern, von Deutschland abgesehen, setzte erst später ein; ihre Ausgangspunkte bildeten stets eines der deutschen Systeme oder das Taylorsche, nur hin und wieder kommen andere Vorbilder oder einheimische Versuche in Betracht. Zur Aufnahme der Parlamentsverhandlungen wird die Stenographie in Griechenland, Rumänien, Ungarn, Finnland, Dänemark, Norwegen, Schweden und der

Amerika. Schweiz benutzt. Die amerikanischen Staaten schreiben nach Modifikationen des Pitmanschen, des Taylorschen und deutscher Systeme. In Nordamerika hat neben dem System Pitmans das des einheimischen Andrew J. Graham die weiteste Verbreitung gefunden.

China und Japan besitzen eigene Tachygraphien, bei denen der Schreibpinsel nicht vom

Ostasien. Papiere kommt und die verschiedenen einzelnen Züge, aus denen ein Schriftcharakter besteht, in einem Zuge gemacht werden. Der Pinsel giebt dabei nur die Umrisse, führt die Einzelheiten aber nicht aus. Diese Schriftart soll aus der Hanzeit (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.) datieren. In neuerer Zeit hat sich in Japan ein dem Pitmanschen ähnliches System eingebürgert, in dessen Handhabung auch bereits Frauen und Mädchen Tüchtiges leisten.

In den Geschichtstafeln der Stenographie sind mehr denn tausend Namen von Systemfindern und Herausgebern verzeichnet und doch, wie verhältnismäßig wenig neue Erfindungs-

Deutschland. gedanken! Deutschland, das Volk der Dichter und Denker, hat den Ruhm, eine stenographische Entwickelung genommen zu haben, die von der aller übrigen Nationen erheblich abweicht und die in fast allen Kulturländern zu einem mehr oder minder verbreiteten Vorbilde gedient hat. Der Engländer, der Franzose, der Amerikaner nimmt die einfachsten Schrifteinheiten, die geometrischen Formen des Punktes, des geraden Striches in liegender, stehender, rechts- und linksschräger Lage und Abschnitte des Kreises und fügt sie aneinander, so gut es eben gehen will. Er kümmert sich nach dem Vorgang von Aldpath (1687) um die Bezeichnungen der Vokale am liebsten gar nicht, wie er überhaupt auf die Genauigkeit der Wortwiedergabe ein geringes Gewicht legt; will er aber einmal die Vokale andeuten, so verwendet er die diakritischen Punkte, die schon Tiro in die Kurzschrift einführte und die schon die gewöhnliche Schrift der arabischen und semitischen Völker verwandte. Anders die Deutschen dieses Jahrhunderts. An des Jahrhunderts Wende stand Deutschland freilich — und, wie wir wissen, nicht bloß auf stenographischem Gebiete — noch unter dem Einflusse der Engländer und Franzosen. Der erste stenographische Schulunterricht fällt in das Grenzjahr 1800. Graf von Kinski war es, der Danzers Übertragung des Taylorschen Systems an der Militär-Akademie der Wiener Neustadt lehren ließ. Mit den Freiheitskriegen war dann endlich der fremde Einfluß gebrochen. Der Mann, der diese That vollbrachte, war der bayrische Ministerialsekretär Franz Xaver Gabelsberger, der 1817 seine Studien begann. Der Zusammentritt

der bayrischen Ständeversammlung 1819 gab ihm Gelegenheit zu praktischen Erfahrungen, und 1834 endlich gab er, mit Unterstützung der bayrischen Akademie der Wissenschaften, in seiner „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst oder Stenographie", die von ihm selbst lithographiert wurde, in einem starken Quartbande das erste kursive deutsche System heraus, das Werk, das der unerschöpfliche Born für alle späteren deutschen Systeme geworden ist. Gabelsberger.

Die deutschen Systeme seit Gabelsberger wenden ausnahmslos Formen an, die Teilzüge der Kurrentschrift sind und bis auf eine Ausnahme in gleichmäßiger Richtung unter dem üblichen Schriftwinkel von rechts nach links laufen. Ansätze dazu finden sich auch in einigen ausländischen Systemen, aber Gabelsberger hat sie zuerst folgerichtig durchgeführt und diese in England mißachteten Züge parlamentsfähig gemacht. Er hat ferner das Verdienst, eine neue, kurze und deutliche Vokalbezeichnung in die Kurzschrift eingeführt zu haben. Für seine Rechtschreibung gilt der Grundsatz: Schreibe, wie du hörst. Ähnliche Laute sollten ähnliche Zeichen erhalten. Freilich fehlte ihm bei seinem rastlosen Schaffen der Geist der Sichtung, der das Überlebte entfernt. Kürze der Schrift, unter Voraussetzung der Deutlichkeit, war sein oberster Grundsatz, vor dem alle sonstigen Erwägungen in den Hintergrund treten mußten. Daher das Streben, möglichst viele Hilfsmittel für die kurze Gestaltung der Schriftbilder zu schaffen, daher die Mannigfaltigkeit der Vokalbezeichnung, durch Hochstellung und Tiefstellung, durch Verstärkung und Formveränderung (Wölbung und Verdichtung), in bestimmten Fällen auch durch ausdrückliche Bezeichnung der Vokale. Diese Eigenschaft des Systems machte es zu dem Bergwerk stenographischer Gedanken, aus der noch heute die deutschen Systemerfinder lauteres Gold schürfen. Als den Glanzpunkt seines Systems betrachtete Gabelsberger die Lehre von den auf Grund des logischen Zusammenhanges möglichen Kürzungen der Worte und Sätze, mit der er anfangs unbewußt, später, nach eingehendem Quellenstudium, bewußt an Tiro anknüpfte. Andere Wege schlug August Wilhelm Stolze ein. Unbedingte Genauigkeit war sein Grundsatz. Jeder Laut sollte durch den Buchstaben, jeder fehlende Buchstabe durch die Regel vertreten werden. Er führte eine gleichmäßige, in allen Fällen sichere Vokalbezeichnung ein. Hatte Gabelsberger das Ideal vor Augen, die Kurzschrift zum Bilde der Sprache zu machen, so wollte Stolze ihr grammatikalisches Gefüge plastisch hervortreten lassen. Daher die strenge Gliederung seiner Wortbilder in Stämme, Vorsilben und Endungen. Er griff selbst zu Nebenzeichen, Stolze.

Franz Xaver Gabelsberger.
geb. 9. Febr. 1789, gest. 4. Jan. 1849.

um das Gerippe reinlicher herauszuschälen. Dem Vokaldreieck entsprechend, bezeichnete er die Vokale durch die Stellung des Wortbildes auf, unter oder über der Schriftlinie. Die Schrift gewann damit einen sprachwissenschaftlichen Charakter, der dem Geiste der Zeit entsprach, jener Zeit der großen Meister der deutschen Sprachwissenschaft, Becker, Grimm, Wilhelm v. Humboldt und wie sie alle heißen. Diese Auffassung von den Aufgaben einer Kurzschrift mag ein Irrtum sein, aber dieser Irrtum macht das System interessant. Er hat gerade die akademischen Kreise angezogen. Noch auf dem Berliner internationalen Stenographentage vom September 1891 wurde mit bestimmter Bezugnahme auf Stolze die neue Vokalsymbolik als der Fortschritt zur psychologischen Buchstabenschrift gefeiert. „Wenn z. B. Stolze", sagte der gelehrte Festredner im goldenen Saale des Berliner Rathauses, „die abgehetzten Frohndiener unserer Sprache a und e auf der alltäglichen Schreiblinie zum Ausdruck bringt, wenn er mit den Verdumpfungen o und u klagend unter der Bildfläche verschwindet oder mit dem zum i verdünnten e-Laut himmelhoch jauchzend auffährt, wenn er die spitzen Laute durch spitze Zeichen, die Liquidae durch sanfte Rundungen darstellt, was anderes haben wir in dieser Schreibkunst als eine eminent vergeistigte Methode im Gegensatz zu der bisherigen Art." Dabei war Stolze durchaus nicht bloß Theoretiker. In der Bildung von Abkürzungen hat er seinen auf dem Felde der Praxis arbeitenden Nebenbuhler Gabelsberger übertroffen durch die Sigel, die allerdings die Erlernung seines Systems (Alt-Stolze) erschweren. August Wilhelm Stolzes „Lehrbuch der deutschen Stenographie" erschien 1841.

August Wilhelm Stolze.
geb. 20. Mai 1798, gest. 8. Jan. 1867.

Diese beiden Systeme sind es gewesen, welche die Stenographie in Deutschland volkstümlich gemacht haben. Zur selben Zeit, als in England Pitman der allgemeinen Verbreitung seines „Shorthand" die Wege ebnete, erklang in Deutschland Gabelsbergers geflügeltes Wort: „Die Stenographie soll Gemeingut aller Gebildeten werden!", und Wilhelm Stolze sagte ein paar Jahre später (1852), er würde niemals ein neues System gegründet haben, wenn er nicht den Wunsch gehabt hätte, daß die Stenographie ein Eigentum des ganzen deutschen Volkes werde. Nicht unwesentlich dazu beigetragen haben allerdings die späteren Vereinfachungen; Gabelsberger selbst veröffentlichte 1843 „Neue Vervollkommnungen" und 1857 wurden für das Gabelsbergersche System in den „Dresdener Beschlüssen" — man hatte dort nicht weniger als 3677 Beschlüsse zu erledigen — einheitliche, allgemein verbindliche Regeln festgelegt. Stolzes Werk erfuhr schon ein Jahr nach dem Tode des Meisters, 1868, eine Umarbeitung, die gewissermaßen sein Testament darstellt, und danach 1872 (Neu-Stolze) und 1888 weitere Vereinfachungen. Der Privatgelehrte Leopold Arends hat im Anschlusse an das französische System Jayet

(1832) versucht, statt der bildlichen die buchstäbliche Vokalbezeichnung einzuführen (1850). Er strebte, die Vokale mit dem Fuße der Konsonantenzeichen zu verschmelzen unter Zuhilfenahme dreier verschiedener Weiten in der Verbindung der Konsonanten zu einander. Sein Schüler Heinrich Roller hat 1875 in seiner „einfachen, in wenig Stunden zu erlernenden" Stenographie an einer wirklichen, nicht symbolischen Bezeichnung der Vokale durch Veränderung des aufsteigenden Verbindungsschriftzuges festgehalten. Der Schuhmachermeister August Lehmann in Berlin erdachte eine neue Vokalbezeichnung, indem er nur einstufige Konsonantenzeichen aufstellte, die den Vokal e, zweistufig den Vokal o, dreistufig das i bezeichneten. Durch Verstärkung und weite Verbindung wurden die übrigen Vokale ausgedrückt. Lehmann wird vielfach — ob mit Recht steht nicht fest — nicht als Erfinder der „Stenotachygraphie", der „Engschnellschrift", die 1897 eine erhebliche Vereinfachung erfuhr, an-

Roller. Lehmann. Stenotachygraphie.

Gabelsberger:

Stolze (1888):

Schrey:

Stolze-Schrey: (Einigungssystem)

Arends:

Roller:

National-Stenographie:

Steno-tachygraphie:

Schriftproben der wichtigsten deutschen Systeme nach Autogrammen.

Text: „Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt! Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen."

erkannt. Ein weiteres, zwar theoretisch interessantes, aber nur wenig verbreitetes System veröffentlichte im Jahre 1888 Dr. Julius Brauns, der sich auch durch wissenschaftliche Forschungen auf dem Gebiet der Stenographie ausgezeichnet hat. Brauns.

Manche Schüler der älteren Systemerfinder hatten den Ehrgeiz, die Erfindung ihrer Meister durch Vereinfachung verbessern zu wollen. Am zähesten wehrten ihnen die Jünger Gabelsbergers. An Stolze tadelte man die sogenannte Dreizeiligkeit, die übrigens für die eigentliche Nachschreibeschrift von fast allen genannten modernen Systemen verwandt wird. Schon 1848 begannen die Bestrebungen, das Stolzesche System einzeilig zu machen; Velten (1875) und Merkes (1880) gewannen jedoch nur einen kleinen Anhängerkreis. Mehr Erfolg errang die „Vereinfachte deutsche Stenographie", meist Schreysches System genannt, die von Schrey, Johnen und Socin 1887 veröffentlicht wurde und eine Verbindungsbrücke von Gabelsberger nach Stolze schlug. Velten. Schrey.

Die Vielheit der Systeme hat die Verbreitung und allgemeine Verwendbarkeit der Steno-

graphie in Deutschland erheblich beeinträchtigt. Nicht mit Unrecht konnten manche Regierungen die Einführung der Stenographie in die Schulen mit dem Hinweis auf die Zersplitterung und die Vielgestaltigkeit der stenographischen Lager ablehnen. Deshalb ging das Sehnen der Männer, die auf höherer Warte als den Zinnen der Partei standen, von jeher dahin, der deutschen Kleinstaaterei auf stenographischem Gebiete ein Ende zu bereiten. Bis heute blieb dies Sehnen ungestillt; aber die Anzeichen dafür mehren sich, daß jene Zeit nicht mehr allzufern ist. Ein Anfang ist in der „Vereinfachten deutschen Stenographie (Einigungssystem Stolze-Schrey)" im September 1897 versucht worden. Der Einigungsgedanke zündete überraschend — sofort schlossen die Anhänger von Schrey und Velten sich an, und von den 20000 in Vereine zusammengeschlossenen Stolzeanern blieben nur ein paar Hundert in letzter Stunde zurück; auch Anhänger anderer Lehren liefen zahlreich über. Das gute Beispiel weckte Nacheiferung; die Vokalschreiber (Arends, Roller u. s. w.) unternahmen, wenn auch nicht mit gleichem Erfolge, ebenfalls eine Einigung — die Schule der Nationalstenographie (2. Januar 1898) war das Ergebnis. Die abseits Stehenden entschlossen sich zu Vereinfachungen, so die Stenotachygraphen und ein Teil der Arendsianer. Selbst der Heerbann der Gabelsbergeraner, dessen Führer Neuerungen schwerer zugänglich sind, wurde von der Begeisterung angesteckt. Nachdem 1895 auf dem V. Gabelsbergerschen Stenographentage in Wien eine Reform der Redezeichenkunst durchgeführt war, hat ein bekannter Parteigänger Gabelsbergers neuerlich eine Schriftform ausgearbeitet, die dem Einigungssystem Stolze-Schrey sehr nahe verwandt ist. Gelänge eine Einigung aller Stenographen Deutschlands, so wäre damit ein Fortschritt in der allgemeinen Verwendbarkeit der Stenographie von kaum übersehbarer Tragweite geschaffen, sie könnte die allgemeine Verkehrsschrift werden, im Zeitalter des Verkehrs gewiß ein schöner Gedanke, und die pflichtige Einführung in die Schulen würde dann von selbst gegeben sein. Noch ist aber der Weg zu dem Ziel, das die Stenographie zu des Kaisers Augustus Zeiten schon einmal erreicht hatte, weit, sehr weit. Das 19. Jahrhundert brachte der deutschen Stenographie als Angebinde den ersten Schulunterricht; es war in einer militärischen Erziehungsanstalt; das Jahrhundert wird schließen, ohne daß in anderen Staatsanstalten — wenigstens in Preußen — als den Kadettenhäusern die Zöglinge durch ihre Lehrer in der Stenographie unterwiesen werden. Die bayrische Regierung machte 1854 die Gabelsbergersche Stenographie zum wahlfreien Unterrichtsgegenstand in ihren Schulen und 1873 erhielt die Redezeichenkunst in Sachsen die gleiche Vergünstigung, während Österreich schon 1871 in seinen Schulen die unentgeltliche Unterweisung in der Stenographie (System Gabelsberger) angeordnet hatte. Die letzten Jahre haben Baden, Württemberg und einige kleinere Staaten zur probeweisen Zulassung des Stenographieunterrichtes, z. T. vorläufig mit mehreren Systemen, veranlaßt. Sachsen hat das 1835 gegründete Stenographische Institut zu Dresden 1839 zur Staatsanstalt erhoben. An einigen deutschen Universitäten vertreten einige Lektoren das Lehrfach der Stenographie. Sonst ist es nicht eben viel, was der Staat zur Unterstützung der Stenographie gethan hat. Nur die Militärverwaltung macht eine rühmliche Ausnahme; sie ermöglicht nicht bloß den angehenden Offizieren, sondern auch ihren Kapitulanten die Aneignung der Stenographie. Hin und wieder sind einige Beamtenkurse eingerichtet worden, besonders auch von Gemeinden, im allgemeinen scheint aber das Interesse des Staates wie der größeren Kommunalverbände damit erschöpft, daß sie sich eine Reihe der best ausgebildeten Virtuosen im Nachschreiben von Reden durch Errichtung von Stenographenbureaus sichern, um die Erörterungen ihrer gesetzgebenden und beratenden Körperschaften der

Gegenwart und der Nachwelt zu übermitteln. Bayern machte in Deutschland auch hier den Anfang; es gewährte schon 1831 seinem genialen Landeskinde Gabelsberger eine Staatsunterstützung von 1000 Gulden, um Kammerstenographen heranzubilden. In Süddeutschland und Österreich überwiegen noch heute die Gabelsbergerschen Praktiker. Die Berliner Stolzeaner hatten ihre Feuerprobe im ersten vereinigten Landtag der Monarchie (1847) zu bestehen. Als am 26. Februar 1849 die zweite Kammer, das preußische Abgeordnetenhaus, in dem fürstlich Hardenbergischen Palais am Dönhoffplatz zusammentrat, zogen die Stolzeschen Stenographen in das stenographische Bureau ein und haben es bisher nicht wieder zu verlassen brauchen; die Stenographenstellen im Bureau des deutschen Reichstags wurden unter die Gabelsbergerschen und die Stolzeschen Kollegen gleichmäßig verteilt. Für die amtliche Kammerpraxis in Deutschland kommen andere Systeme nicht in Frage.

Stenographentisch der preußischen II. Kammer (1851).
Nach einer Zeichnung von Hosemann.

Die Stenographen-Bureaus der Parlamente bildeten in der ersten Zeit den Mittelpunkt stenographischer Bestrebungen. Je mehr Gebiet die Stenographie eroberte, um so mehr mußte der Schwerpunkt in die Öffentlichkeit verlegt werden, man gründete Vereine und Zeitschriften. Die praktischen Engländer hatten den Weg gezeigt: Schon im Jahre 1726 war dort der erste stenographische Verein in der zwanglosen Form der damaligen Londoner Kaffeehausgesellschaften gegründet worden. Erst mehr denn ein Jahrhundert später (1844) hoben Stolzeaner den ersten stenographischen Verein des europäischen Festlandes aus der Taufe, den „Stenographischen Verein zu Berlin". Heute giebt es deren zahllose, die sich wieder zu größeren Verbänden zusammengeschlossen haben, um eine stärkere Schlachtreihe zu erzielen. Im Jahre 1841 hatte Isaac Pitman in Manchester die erste stenographische Zeitschrift herausgegeben; im Februar 1849 erschien das erste Monatsheft der ältesten stenographischen Zeitschrift in Deutschland, des „Archivs für Stenographie" (Stolze, jetzt Stolze-Schrey). Heute ist die Zahl der stenographischen Zeitschriften schier unübersehbar geworden; die vornehmeren erscheinen im Gewande des Typendrucks. Neben der parlamentarischen hat sich eine wissenschaftliche stenographische Litteratur von erheblichem Umfange und anerkannter Bedeutung — es sei nur erinnert an die Erforschung der altgriechischen und römischen Stenographien, die ein wichtiger Bestandteil der Paläographie geworden ist, und die Shakespeareforschung — angesammelt.

Die Stenographie ist nicht Selbstzweck — sie soll das geistige Rüstzeug der Nation vermehren; stolz kann sie am Ende des Jahrhunderts über ihren Heerbann Musterung halten: Im deutschen Reich zählte man 1898 (nach vorläufiger Zählung) rund 2800 Stenographenvereine mit über 93000 stenographiekundigen, zahlenden Mitgliedern. Diese unterrichteten im Zähl-

jahre 1897/98 108000 Personen in der Stenographie. Den Löwenanteil daran mit über drei Vierteln haben der deutsche Gabelsberger Stenographenbund, gegründet 12. August 1868, und der Stenographenverband Stolze-Schrey, der frühere Verband Stolzescher Stenographenvereine, gegründet 1. Juli 1874. Die Stenographie hat ihre Daseinsberechtigung im Haushalt des Volkes errungen. Alle Berufe, alle Stände sind unter den Jüngern der geflügelten Feder vertreten. „Da unten im Erdgeschoß vervielfältigt sie", um mit Rektor Hempel zu sprechen, „dem Geschäftsmanne, dem die Zeit Geld ist, des Tages flüchtige Stunden und vervielfältigt so seinen Gewinn — und oben hockt sie zur Geisterstunde neben dem Forscher und Gelehrten und nimmt ihm, wie eine vielblättrige Logarithmentafel des Geistes, viel äußere Arbeit ab — oder sie eilt in die Amtsstube und vereinfacht seine Arbeit und vervielfacht seine Arbeitskraft." Sie beschleunigte den Schlachtendenkern im Felde ihre Befehlsausgabe und durchstreifte mit den Pionieren europäischer Kultur die Wildnisse unerforschter Gelände. Noch aber bedürfen die Mehrzahl der Heroen des Geistes der Vermittelung des zünftigen Stenographen, wollen sie die Vorteile des Schriftfortschrittes mitgenießen.

Die Elite der Stenographenschaft sind die Parlaments- und Kammerstenographen. Ihre Stellen sind dünn gesät, und da nun der Mensch nicht das, was der Redner — deutlich oder undeutlich — sagt, wiedergeben kann, sondern nur was der Hörende nach seinem Bildungsstande in die gehörten Klänge laut- und sinngemäß hineininterpretiert, so erhellt, daß bei dem stetig wechselnden Stoff der Parlamente, der sich über das ganze öffentliche Leben erstreckt, der Jagdstenograph neben der höchsten stenographischen Ausbildung, scharfen Sinnen und guten Nerven über einen großen Schatz allgemeiner Bildung verfügen muß, will anders er seiner Aufgabe gerecht werden. Mit wenigen Ausnahmen sind daher auch diese Geschwindschreiber Leute mit akademischer Bildung. Wer diesen Beruf ergreift, mag auch einige Jahre daransetzen, sich die nötige Handfertigkeit und Schnelligkeit in der Handhabung der Kurzschrift anzueignen. Volkswirtschaftlich wichtiger ist die große Masse derer, die ihre stenographische Fertigkeit dem Geschäftsmann, dem leitenden Beamten, dem Anwalt, dem Schriftsteller zur Verfügung stellen, ihm seine Arbeitskraft zu vervielfältigen und seinen Gewinn zu mehren. Die gesteigerte Intensität auch der geistigen Arbeit, die erhöhte Schnelligkeit des schriftlichen und Druckverkehrs hat diesen ganz neuen Stand geschaffen, den der Geschäfts- oder Diktatstenographen. Er ist vorläufig in Deutschland noch ein aufsteigender. Das Bedürfnis wächst stetig und die Gefahr, daß diese Entwickelung der Phonograph hemmen könnte, liegt nicht eben nahe. In neuester Zeit wird vom Diktatstenographen, der auf der Höhe der Zeit stehen will, die Gewandtheit in der Bedienung der Schreibmaschine gefordert. Dies Gebiet wird in steigendem Maße von den Frauen erobert. Schon heute geht die Zahl allein der weiblichen Stenographen und Maschinenschreiber weit in die Zehntausende. Dieser volkswirtschaftlich wichtigen Masse, sowie der gesamten schreibenden Welt ein bequemes, leicht zu erlernendes und zu handhabendes System zu geben, muß das Bestreben der stenographischen Denker sein, die diesen Fortschritt der Schrift möglichst weiten Kreisen des Volkes nutzbar machen wollen. Der moderne Grundsatz, den jeder Techniker oder Physiker für selbstverständlich hält, „mit den kleinsten Mitteln das Größte zu erreichen", wird die Losung für die Zukunft der Stenographie sein. Nur so wird sie ihren Beruf erreichen: Gemeingut der schreibenden Welt zu werden!

Russisches Volksfest um

Nach einem gleichzeit

tte des Jahrhunderts.

ell von Zichy.

Zuaven-Wachtposten vor Sebastopol.

1852—62.

Die an großen Ereignissen fast überreiche Periode vom Staatsstreich des dritten Napoleon bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaisertums läßt sich leicht in zwei, an Umfang fast gleiche, dem Inhalt nach freilich grundverschiedene Hälften teilen, deren Mittel- und Trennungspunkt die Berufung Ottos von Bismarck zur Leitung des preußischen Staatswesens am 23. September 1862 bildet. Dem ersten Jahrzehnt, der Zeit, in der zum zweiten Male die Welt durch den Glanz einer usurpierten Krone geblendet wurde, haben wir zunächst uns zuzuwenden...

Der 2. Dezember 1851 hatte den Mann, den allzulange keiner ernst genommen, zum ersten Bürger Frankreichs gemacht, der 2. Dezember 1852 sah ihn bereits als Kaiser der Franzosen — der unbedeutende Neffe konnte noch schneller als der große Oheim die Republik zur Monarchie verwandeln! Als Sprungbrett mußte dem Sohne der Königin Hortense genau wie dem genialen Bruder seines Vaters der flatterhafte, leicht erregbare Volksgeist dienen, der bald, des einen Herrschers überdrüssig, das „Vive la république!", bald, des demokratischen Parteigezänkes müde, das „Vive l'empereur!" erschallen ließ, der stets an gleißende Versprechungen glaubte und — immer betrogen wurde. Napoleon I. hatte seine Siege für sich sprechen lassen, Napoleon III. lockte die ruhebedürftige breite Masse der Bürger und Bauern durch das Versprechen, auf Waffenerfolge Verzicht zu leisten. „Das Kaisertum bedeutet nicht den Krieg, sondern den Frieden", log er dreist, und führte dennoch während der achtzehn Jahre seiner Herrschaft Kämpfe mit allen Großmächten des Kontinents; der zweite Kaiser der Franzosen erstrebte, wie der erste, kein anderes Ziel als die Weltherrschaft . . .

Louis Napoleon war weder Stratege noch Staatsmann, aber er verstand es trefflich, alle Mittel seinen Zwecken dienstbar zu machen, verstand es, Gunst und Hilfe der maßgebenden Faktoren durch Schmeichelei und weitgehende Zugeständnisse zu gewinnen. Er erstrebte für sich die unumschränkte Macht und wußte dennoch das Volk in den Traum zu wiegen, daß er auch als Träger der Krone nur der „erwählte Führer" bleiben, seine Erhebung durch die Stimme der Nation als einzig wahre Legitimität betrachten werde. „Die Macht kommt von Gott, das Recht vom Volke," rief er den Massen zu, die ihn jubelnd umdrängten, und vergaß nie hinzuzusetzen, daß er gern bereit sei, dem Ruf der Nation zu folgen, wenn der Kaiserthron wieder aufgerichtet werden solle. In dem Wunsch nach Wiederherstellung der Monarchie begegnete sich Napoleon zweifellos mit jenem sehr großen Teile des französischen Volkes, der von den Februarereignissen des Jahres 1848 unangenehm überrascht worden war; die Armee, der katholische Klerus und die Landbevölkerung hatten von der republikanischen Staatsform nichts zu erwarten — sie gewinnen, hieß die Krone Frankreichs gewinnen. Louis Napoleon gewann fast mühelos alle drei für seine Pläne. Den stärksten Rückhalt schuf sich der Präsident in der Verfassung vom 14. Januar 1852, die, kraft der durch das Plebiszit vom 20. Dezember 1851 (S. 130) erteilten Vollmacht, ohne jede Mitwirkung der Nation oder ihrer erwählten Vertreter erlassen wurde und das öffentliche Leben wieder auf die Grundlagen stellte, die Napoleon I. ihm gegeben hatte. Hinter den hochtönenden Phrasen, mit denen das neue Staatsgesetz in Kraft gesetzt wurde, ließen sich schlecht die wahrhaft despotischen Bestimmungen verbergen, die von der Republik nur noch den Namen übrig ließen. Den Präsidenten selbst machte die Verfassung verantwortlich für alle Handlungen, nicht aber die Räte, die er sich wählte, die von ihm also beliebig gewechselt, vom Parlament dagegen durch kein Mißtrauensvotum beseitigt werden konnten. Gleich der Volksvertretung wurde die gesamte öffentliche Meinung geknebelt: Keine Zeitung oder Zeitschrift durfte fürder ohne obrigkeitliche Erlaubnis erscheinen, kein anderer Bericht über die Verhandlungen des Gesetzgebenden Körpers veröffentlicht werden, als das offizielle Protokoll; der Senat tagte überhaupt hinter verschlossenen Thüren. Der Wirkungskreis der zweiten Kammer war ein äußerst enger — sie besaß nur das Recht der Beratung und Beschlußfassung über Gesetzentwürfe, nicht aber das unentbehrliche Recht der Abänderung der Vorlagen nach den Wünschen der Mehrheit, nicht das Recht der Initiative oder der Beschwerde.

Verfassung von 1852.

Dieser Scheinrepublik ein längeres Leben als ein Jahr zu gönnen, lag von vornherein nicht in Napoleons Absicht; der Geist der Unzufriedenheit und des Widerspruches durfte nicht erwachen, bevor die Erbdynastie der Bonaparte wieder gesichert war. Am 7. November 1852 beschlossen die auf Lebenszeit berufenen Mitglieder des Senats, der ausnahmslos aus Anhängern des Präsidenten bestand, das Volk darüber abstimmen zu lassen, ob es die Wiederherstellung der Kaiserwürde in der Person Ludwig Napoleons wolle. Das Plebiszit ergab die Zustimmung der Bevölkerung mit der ungeheuren Mehrheit von 7 824 000 gegen 253 000 Stimmen und am 1. Dezember 1852 nahm der erste Bürger der bisherigen Republik den stolzen Titel an: „Napoleon III., durch Gottes Gnade und des Volkes Willen Kaiser der Franzosen" . . . Die Glanzzeit des „second empire" begann mit der Vermählung des neuen Herrschers im Januar des Jahres 1853. Gerade bei der Gattenwahl sollte Napoleon die erste Enttäuschung erleben — die Hand jeder Prinzessin aus regierenden Häusern, um die er warb, wurde ihm verweigert; wiederum bestieg eine „Unebenbürtige", die blendend schöne spanische Gräfin Eugenie de Montijo, den Thron Frankreichs. Trefflich verstand der Kaiser

Zweites Kaiserreich.

Eugenie, Kaiserin der Franzosen.
Nach dem Gemälde von Winterhalter.

seinen Groll über die erlittene Kränkung in der Rede zu verbergen, in der er den Höchsten des Landes von seiner Wahl Kenntnis gab: „Wenn man angesichts des alten Europa durch die Kraft eines neuen Staatsgedankens auf die Höhe der alten Herrschergeschlechter gehoben worden ist, so verschafft man sich nicht dadurch Aufnahme, daß man sein Wappen älter macht und um jeden Preis in die Familie der Könige einzudringen sucht. Besser gelingt das, wenn man seines Ursprungs stets eingedenk bleibt, sein eigentümliches Gepräge nicht verleugnet und vor Europa offenherzig sich zur Stellung des Emporkömmlings bekennt — ein Ruhmesanspruch, wenn man emporkommt durch die freie Abstimmung eines großen Volkes."

Kaiserin Eugenie.

Ein Blick auf die Persönlichkeit der jungen Kaiserin ließ die Wahl auch ohne die Begründung, die Napoleon ihr zu geben für nötig fand, wohl begreiflich erscheinen. „Nie sah man eine geschmeidigere und harmonischer gebaute Gestalt, nie einen anmutigeren, mit Goldhaaren geschmückten Kopf. Ein blendender Teint", so schilderte sie ihr Zeitgenosse Graf Dürckheim, „schöne, von langen, feinen Wimpern verschleierte Augen, ein herrlicher Wuchs und graziöse, einnehmende Manieren verliehen ihr einen Glorienschein weiblicher Anmut — ein Bild, das nur ein Tizian in seinem Farbenschmelz und seiner ganzen Zartheit hätte darstellen können." In Eugenie de Montijos Adern rollte spanisches und englisches Blut: die Mutter, eine schottische Adelige von nicht immer einwandsfreier Lebensführung, hatte sich zur Zeit des ersten Kaiserreiches mit einem spanischen Granden, dem späteren Herzog von Teba, vermählt und diesem zwei Töchter geboren, deren zweite, Eugenie, teils in einem französischen Kloster, teils in einem englischen Pensionat erzogen wurde. Nach ihrem frühen Eintritt in die große Welt hatte ihre ungewöhnliche Schönheit überall das größte Aufsehen erregt, wo sie sich zeigte, war sie von Bewunderern umringt, unter denen sich nicht nur die glänzendsten Kavaliere, sondern seit dem Frühjahr des Jahres 1848 auch der Präsident der Republik befand. Nach dem Staatsstreich fehlte sie fast niemals in der Umgebung des Prinzen und dennoch ward die Hofgesellschaft durch die Wahl des Kaisers nicht minder überrascht, wie Frankreich und vor allem die fremden Höfe. Louis Napoleon beachtete weder die spitzen Reden des altfranzösischen Adels, noch das spöttische Lächeln der übrigen gekrönten Häupter: „Ich habe eine Frau, die ich liebe und achte, einer Unbekannten vorgezogen, deren Hand Vorteile geboten hätte, die doch mit Opfern verknüpft gewesen wären. Ich folge meiner Neigung, nachdem ich mit meinem Verstande zu Rate gegangen bin; dadurch, daß ich meine Unabhängigkeit, die Wünsche des Herzens und das häusliche Glück über dynastische Vorurteile und ehrgeizige Berechnungen stelle, werde ich nicht weniger stark, wohl aber freier sein." Dennoch war das Eheglück nicht von langer Dauer, die zahllosen galanten Abenteuer des Kaisers entfremdeten die Gatten einander schon nach wenigen Jahren mehr und mehr . . .

Der große Einfluß, den die Kaiserin in späteren Jahren auf die Leitung des französischen Staatswesens, und dadurch mittelbar auch auf die Geschicke der halben Welt gewann, rechtfertigt ein näheres Eingehen auf das Wesen Eugeniens und das Leben an ihrem Hofe. In den ersten Jahren, so berichtet Bulle in seiner Geschichte des zweiten Kaiserreiches, begnügte sich ihr Ehrgeiz damit, die Mode zu regieren und die Königin der Feste zu sein, deren Zeugen die Tuilerien, St. Cloud, Compiègne und Fontainebleau wurden: an Glanz und Pracht ließen dieselben nichts zu wünschen übrig, aber Geist und Geschmack vermißten selbst getreue Anhänger nicht selten und maßen die Schuld daran wohl nicht ohne Grund der geringen litterarischen Bildung der Kaiserin bei. Die Ausgelassenheit, die bei den Festen des Hofes herrschte, überschritt gar oft das erlaubte Maß, und die Kaiserin zeigte sich in

Kaiserin Eugenie mit den Damen ihres Hofstaates.
Nach dem Gemälde von Franz Xaver Winterhalter.

diesem Punkte außerordentlich nachsichtig. Ihre persönliche Haltung konnte man mit Grund nicht anklagen, sie blieb dem Kaiser zärtlich ergeben, obgleich dessen Liebschaften ihr nicht verborgen waren; aber sie beging das große Unrecht, ihre Umgebung mit wenigen Ausnahmen schlecht zu wählen und eine Leichtfertigkeit des Tones zu gestatten, die fremden Besuchern unfaßlich war. Oft genug stieg das Bedürfnis, für Unterhaltung zu sorgen, so tief herab, daß man anrüchige Sängerinnen aus den Cafés der Hauptstadt kommen ließ, um aus ihrem Munde die beliebtesten neuen Gassenhauer zu hören, und lange Jahre bildeten das Tischrücken und Geisterzitieren die Lieblingsbeschäftigung des Hofes. Am ausgelassensten waren die sogenannten Montage der Kaiserin, heitere Gesellschaften in den Tuilerien, bei denen die Pariser Laune zum Durchbruch kam. Das Übermaß des Luxus, das man der Kaiserin zum Vorwurf machte, trat vorzugsweise bei den großen Festen in den Tuilerien hervor; besonders die Kostümbälle, die seit dem Jahre 1855 in Schwung kamen, erforderten einen fabelhaften Aufwand. Das häusliche Leben des Herrscherpaares war dagegen anspruchslos, beinahe einförmig. Die Kaiserin ging wenig aus und beschäftigte sich weder mit weiblichen Arbeiten, noch mit Lektüre. Großes Interesse wandte sie allen wohlthätigen Bestrebungen zu, viel Zeit erforderte die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten. Neue Beschäftigung fand sie, als sie Mutter geworden war (März 1856), denn an ihrem einzigen Sohne „Lulu" hing sie mit der zärtlichsten Liebe; auch die politische Thätigkeit ihrer späteren Jahre wurde vor allem durch den Wunsch bestimmt, dem Prinzen den Thron zu sichern. An Sorgen und Kummer hat es der Kaiserin nicht gefehlt und sie ist darin unverkennbar gereift . . .

Der Kaiser dagegen suchte Zerstreuung und Erholung von den Regierungsgeschäften teils in Liebesaffären, die der Skandalchronik nur allzureichen Stoff boten, teils in gelehrten Studien. Mit gutem Recht hat man von ihm gesagt, daß er so vielseitig gebildet war, wie selten ein Fürst; er sprach deutsch, englisch, spanisch und italienisch wie seine Muttersprache, hatte eine gute klassische Bildung, gründliche Kenntnisse in Mathematik und Physik und Erfindungsgabe in der Mechanik. Litterarische Thätigkeit war ihm, im schroffen Gegensatz zu seiner Gattin, geradezu Bedürfnis, er verfaßte Zeitungsartikel, ja sogar Skizzen zu Romanen. Er konnte zu Zeiten eine wahre Gelehrtenexistenz führen und die Politiker seiner Umgebung durch die Versenkung in seine Julius Cäsar-Studien zur Verzweiflung treiben.

Dem Privatleben des Herrscherpaares entsprach auch das öffentliche Leben während der ganzen Dauer des zweiten Kaiserreiches — überall ein seltsames Gemisch von ernstem Streben und seichter Frivolität: An der Spitze des Staates sah man schiffbrüchige Existenzen, die zum Lohn für die Dienste, die sie bei der Wiederherstellung der Monarchie geleistet hatten, mit reichdotierten Ehrenstellen oder einflußreichen Posten belohnt worden waren, auf denen sie Gelegenheit fanden, im Verein mit Spielern und Spekulanten Hunderttausende an der Börse zu verdienen; aber neben den Morny, Magnan, Fleury und wie sie alle hießen, fanden sich auch thatkräftige, hochbegabte Männer, denen es rasch gelang, auf Frankreich, in erster Linie aber auf Paris, wieder die bewundernden Blicke der ganzen Welt zu lenken. Napoleon wußte nur allzugut, daß er mit jedem seiner Unterthanen, dem er ein sorgenfreies Leben sicherte, den „sozialistischen Theorien einen Rekruten abwendig" machte, und er begann deshalb seine Regierung mit einer Fülle von Projekten, die dem Gemeinwohl dienten. Schon im Laufe des Jahres 1852 gab er die Erlaubnis zum Bau von 3200 Kilometern neuer Bahnlinien — was nahezu eine Verdoppelung bedeutete — neue Kanäle und Straßen wurden in Angriff genommen, die Schiffahrt erleichtert, die Häfen vergrößert und die

Ballfest im Marschallsaal der Tuilerien im Jahre 1858.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung.

großartigen, Milliarden verschlingenden, Verschönerungen der Hauptstadt begonnen, von denen an anderer Stelle (vergl. „Baukunst“) noch die Rede sein wird.

Die Anerkennung des neuen Monarchen seitens der übrigen Staaten Europas erfolgte überraschend schnell und ohne jeden Vorbehalt; nur der Zar konnte es sich nicht versagen, seiner Geringschätzung dadurch Ausdruck zu geben, daß er dem Kaiser statt der sonst zwischen gekrönten Häuptern üblichen Anrede „Monsieur mon frère“ nur ein beinahe spöttisches „Mon bon ami“ zugestand; Napoleons Rache war die Annäherung an den unversöhnlichsten Gegner Rußlands, an England. An dem Zarenreiche sollte auch wenige Jahre später die Kraft des zweiten Kaiserreiches zum ersten Male erprobt werden. Daß kriegerische Verwickelungen über kurz oder lang eintreten mußten, war den ernsthaften französischen Politikern keinen Augenblick zweifelhaft; schon im November 1852 antwortete Adolph Thiers einem englischen Freunde auf die Frage, ob er eine Störung des Friedens befürchte, ganz offen: „Den Krieg halte ich nicht bloß für wahrscheinlich, sondern für gewiß. Ob er in einem oder in zwei Jahren ausbrechen wird, vermag ich nicht zu sagen, aber länger als drei Jahre bleibt er sicher nicht aus. Meine Befürchtungen stützen sich teils auf den Charakter Louis Napoleons, teils auf den seiner Unterthanen. Wie alle, deren Regierung eine ‚Wiederherstellung‘ ist oder sein will, ist er ein Nachahmer: Er fing mit einem ‚18. Brumaire‘ (vergl. Bd. I., S. 24) an und der Berufung an die blindeste und gefährlichste Gewalt — das allgemeine Stimmrecht; jetzt macht er sich zum Kaiser. Zwei Aufzüge von dem Drama seines Oheims hat er glücklich zustande gebracht; nun wird er versuchen, uns auch den dritten zu geben. Ist es denkbar, daß er sich zufrieden geben wird mit einem Reich, das eingeengt wird von Belgien, Preußen, Hessen und Bayern? Zudem ist er reizbar und glaubt nicht mit Unrecht, daß seine Nachbarn ihn mit einer Mischung von Haß und Geringschätzung ansehen. Allein das sind nur die oberflächlichen Ursachen des Krieges, eine tiefere liegt in dem Charakter der Nation, die er unter den Füßen hat. Sie kennen die Geschichte von dem Unhold, der seinen Meister in Stücke riß, als dieser keine Beschäftigung mehr für ihn fand; solch ein Unhold ist Frankreich. Glauben Sie, das unruhigste, ehrgeizigste, verwegenste und gewissenloseste Volk, das die Welt je gefürchtet und bewundert hat, werde sich in die Rolle einer Schildwache finden, das Gewehr auf der Schulter, ohne Recht sich zu rühren, zu sprechen, zu hören oder auch nur zu sehen? Für ein Jahr hat uns der Staatsstreich betäubt, sechs weitere Monate mögen uns Kaisertum und Krönung beschäftigen; dann werden die Heirat und ihre Feste noch ein halbes Jahr vorhalten. Aber wenn das alles vorüber ist, muß uns etwas zum Denken und Handeln gegeben werden! Der Franzose fragt nicht, ob seine Häfen voll oder leer sind, ob seine Industriestädte blühen oder darben; die Regierung, die uns verwehrt, unsere Eitelkeit und unseren Ehrgeiz auf der Rednerbühne der Parlamente zu befriedigen, muß unseren Leidenschaften auf dem Schlachtfeld Luft schaffen. Ohne Zweifel ein gefährliches Vergnügen, unheilvoll für das Volk und vielleicht tödlich für die Regierung; Sieg und Niederlage muß Napoleon in gleichem Maße fürchten, aber die Strömung, die ihn fortreißt, ist unwiderstehlich. Wahrscheinlich ist sein Untergang durch Krieg, gewiß wäre er es im Frieden, darum wird er stets den ersteren Weg wählen, der ihm gestattet, ruhmvoll zu enden . . .“

Wie so oft im neunzehnten Jahrhundert, sollte der Orient den Anlaß zum Zwist zwischen den europäischen Großmächten bieten. Zar Nikolaus, der einzige Herrscher, dessen Macht in den Revolutionsstürmen der Jahre 1848—50 keine Einbuße erlitten hatte, wollte die Türkei, den „kranken Mann“, wie er sie nannte, nicht nur aus Europa verdrängen,

Pariser Boulevard-Kaffeehaus um die Mitte des Jahrhunderts.

Nach einer gleichzeitigen Darstellung von Guérard (1856).

sondern am liebsten kurzer Hand aufteilen. Er hielt sich und sein Heer für stark, seine Macht über Österreich und Preußen für groß genug, um diesen Lieblingsplan zur Ausführung bringen zu können. Eine Verständigung erschien ihm nur mit England notwendig, von Frankreich erwartete er keinen ernsthaften Einspruch. Aber gerade darin hatte er sich schwer getäuscht, hatte die Möglichkeit außer acht gelassen, daß der schlaue Napoleon dem verschlagenen Leiter der englischen Politik, Lord Palmerston, die Hand reichen und Rußlands Pläne völlig durchkreuzen könnte. Hören wir über die Ursache des „Krim-Krieges“, wie er nach dem Hauptkriegsschauplatze gewöhnlich genannt zu werden pflegt, die Stimme des sächsischen Diplomaten Grafen Vitzthum von Eckstädt, der gerade damals am Zarenhofe weilte: „Um die Entstehung des Krieges zu verstehen, genügt es nicht, auf den krankhaften Ehrgeiz des Kaisers Nikolaus hinzuweisen. Dieser Ehrgeiz war geflissentlich erregt und künstlich gesteigert worden. Louis Napoleon und dessen Ratgeber rechneten gleich von Anfang an auf die Orientfrage, wie der Toreador auf das rote Tuch, wenn es sich darum handelt, den Kampfstier zur höchsten Wut zu reizen. Aus Rache für den verweigerten Brudertitel, vor allem aber in der Absicht, die Elemente für den geplanten ‚europäischen 2. Dezember‘ in Fluß zu bringen, wurde in Paris beschlossen, den Angriff auf die bestehenden Verträge im Oriente zu beginnen. Als agent-provocateur wurde der gewandte Graf Lavalette als Gesandter nach Konstantinopel entsendet. Er legte seine Minen an der empfindlichsten Stelle und fachte die nie schlummernde Eifersucht zwischen den griechisch-orthodoxen und den römisch-katholischen Wächtern des heiligen Grabes zu hellen Flammen an. Kaum war die Explosion erfolgt, als Mentschikoffs Sendung bewies, daß der Zweck erreicht war. Man konnte daher in Paris, um die britischen Friedensfreunde noch gründlicher zu täuschen, Lavalette desavouieren und mit erheuchelter Friedensliebe die Hand zur Beilegung des Streites über die heiligen Stätten bieten. Das zweite Kaiserreich war wenige Wochen alt, Lord Clarendon erst seit wenigen Tagen Staatssekretär, als im Februar 1853 Graf Walewski mit ihm die westmächtliche Allianz mündlich abschloß. Man kam überein, Frankreich solle den Streit über die heiligen Stätten beilegen und England bis dahin eine wohlwollende Neutralität beobachten; dann sollten beide Mächte in allen Fragen, die sonst im Oriente auftauchen könnten, gemeinschaftlich vorgehen, für jeden, auch den Kriegsfall verbunden bleiben, und kein Wort sprechen oder schreiben ohne vorhergegangene Verständigung. Das englische Kabinett erblickte in dieser geheimen Verabredung das Mittel, Frankreich in Schach zu

Lord Palmerston.

halten und zur Aufrechterhaltung des Friedens zu nötigen, während die Franzosen darin die Handhabe sahen, den Krieg herbeizuführen und England mit fortzureißen. Was Napoleon mit diesem Kriege bezweckte, war klar: Zunächst dem Kaiser Nikolaus die moralische Hegemonie entreißen, die dieser auf dem Festlande ausübte, dann nach Besiegung Rußlands freie Hand gewinnen, um die Verträge von 1815 zu zerreißen, Frankreich seine sogenannten natürlichen Grenzen wiederzugeben und die Karte von Europa in Gemäßheit der Napoleonischen Ideen umzugestalten. Das nannte man in Paris den europäischen 2. Dezember."

Urteil des Grafen Vitzthum.

Auch von dem Zaren selbst hat Graf Vitzthum in seinen Denkwürdigkeiten der Nachwelt ein interessantes Bild überliefert: „Trotz der sechsundfünfzig Jahre, die er zählte, waren die klassischen griechischen Züge und die Hünengestalt des Kaisers noch jugendlich kräftig. Phidias hätte einen Zeus oder Kriegsgott nach diesem Modell meißeln können. Ich beobachtete den schon fast entblößten Schädel und bemerkte eine niedrige, wenig entwickelte Stirn, mit der die Nase eine Linie bildete. Das Hinterhaupt, in dem die Phrenologen die Willenskraft suchen, schien außergewöhnlich stark und der kleine Kopf auf einem des farnesischen Herkules würdigen Nacken zu ruhen. Die ganze Erscheinung hatte etwas Ritterliches, Imponierendes, und ich verstand nun, wie der Koloß, der vor mir stand, die bei Ausbruch der Cholera drohende Revolution mit einer Handbewegung hatte dämpfen können. Nur die Augen schienen etwas unsicher, und ein nervöses Zucken um die Mundwinkel hatte etwas Unheimliches, Krankhaftes."

Ursachen des Krimkrieges.

Den Vorwand zur Aufrollung der orientalischen Frage, die am Ende des Jahrhunderts von ihrer Lösung noch ebenso weit entfernt ist, wie im sechsten Jahrzehnt, mußte das bis dahin unbestrittene französische Schutzrecht über die katholischen Bewohner des heiligen Landes bieten, dem Rußland ein Schutzrecht über die orthodoxen Unterthanen des Sultans entgegenstellte. Aus dem Streit um den Schlüssel zum Hauptthor der Kirche in Bethlehem, um das Recht der Ausbesserung der Kuppel der Grabeskirche in Jerusalem und ähnliche Lappalien entwickelte sich allmählich eine große diplomatische Aktion, bei der die Russen schließlich im Herbste 1852 den Kürzeren zogen. Tief erbittert ließ der Zar durch seinen ersten Berater, den Kanzler Grafen Nesselrode, an den Sultan eine drohende Note ergehen, deren scharfer Form durch Truppenansammlungen in Bessarabien noch ein besonderer Nachdruck verliehen wurde. Gleichwohl wäre der offene Kampf sicher vermieden worden, zumal die Westmächte, namentlich England, den Sturm gern beschworen hätten, wenn Kaiser Nikolaus nicht den Fürsten Mentschikoff in besonderer Mission mit dem Auftrag nach Konstantinopel gesandt hätte, die Absetzung des leitenden Ministers und den Abschluß eines Vertrags zu fordern, der die Rechte der Orthodoxen dauernd sicher stellte. Das Auftreten des Admirals war — vielleicht absichtlich — ebenso taktlos, wie ungeschickt; der einzige Erfolg seiner Unterhandlungen war deshalb die Zurückweisung des russischen Anspruches, der Abbruch der diplomatischen Beziehungen, die bewaffnete Intervention der Westmächte, der Krieg . . .

Am 26. Juni 1853 erließ der Zar ein Manifest, in dem er seine Friedensliebe beteuerte, aber zugleich erklärte, daß er mit Rücksicht auf die traditionelle Pflicht Rußlands gezwungen sei, seine Truppen ins Feld zu senden — nicht als Eroberer, sondern um sich ein Pfand für die Wiederherstellung verletzter Rechte zu sichern. Die Türkei hatte inzwischen mächtige Bundesgenossen gefunden: Ein französisches Geschwader lag bereits in den griechischen Gewässern und dem englischen Gesandten bei der Pforte war von seiner Regierung die Vollmacht erteilt worden, die von Malta anrückende Flotte zu Hilfe zu rufen; Österreich und Preußen, die der Zar wieder auf seiner Seite zu finden gehofft hatte, beschränkten sich auf

erfolglose Vermittelungsversuche. Der Sultan selbst nahm den Handschuh, den der zornige Nachbar ihm hingeworfen hatte, nicht sofort auf, sondern duldete zunächst ruhig den Einmarsch einer vom General Gortschakoff geführten russischen Armee in die Donaufürstentümer. Seine Hoffnung, daß der Übermut der Russen den Westmächten das Schwert in die Hand drücken würde, sollte ihn nicht täuschen — das Geschwader der Westmächte durchfuhr die Dardanellen und warf im Bosporus Anker. Bald darauf erklärte die Pforte Rußland den Krieg und ließ eine von Omer Pascha geführte Armee am 28. Oktober bei Widdin die Donau überschreiten.

Die Störer des Weltfriedens.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie von Alophe.

Napoleon wagte, obwohl schon drohend die Waffen klirrten, noch einen letzten Versuch zur Rettung des Weltfriedens dadurch, daß er die Westmächte veranlaßte, durch ihre diplomatischen Vertreter am Wiener Hofe die Zustimmung zu einem Protokoll zu geben, das den Fortbestand der Türkei in ihrem bisherigen Umfange für ein Erfordernis des europäischen Gleichgewichts erklärte und von der Pforte Auskunft darüber erbat, auf welchem Wege der Krieg sich vermeiden lassen könnte. Allein bevor noch die Gesandten ihre nutzlose Beratung beendet hatten, war ein Ereignis eingetreten, das den Ausbruch der offenen Feindseligkeiten zur Notwendigkeit machte: Am letzten Novembertage hatte der russische Admiral Nakhimoff einen Teil der türkischen Flotte, der friedlich im Hafen von Sinope vor Anker lag, überfallen und fast völlig zerstört. Das war zuviel für den Stolz der Engländer und Franzosen, auf deren starke, das Goldene Horn bewachende Geschwader der russische Befehlshaber keinerlei Rücksicht ge-

Blick auf Sebastopol z

Nach einem Aqua

t des Krim-Krieges.
W. Simpson.

warf man die Truppen zuerst in die ungesunden Niederungen der Dobrutscha, wo sie von der Cholera dezimiert wurden, überließ es den Türken, sich der Russen (unter Paskiewitsch) in Silistria zu erwehren, und den Österreichern, ohne Kriegserklärung an Rußland die Räumung der Donaufürstentümer zu erwirken. Die größte Flotte, die Europa seit der spanischen Armada gesehen, lag bei Varna vor Anker, aber ihre Leistungen beschränkten sich anfangs auf die Säuberung des Schwarzen Meeres von russischen Kriegsschiffen und das ziemlich harmlose Bombardement von Odessa. Nach langem Hin- und Hertappen glaubte man endlich die Achillesferse des russischen Riesen in der Krim entdeckt zu haben und setzte die Truppen dorthin über, in der Hoffnung, Sebastopol von der Landseite unbefestigt zu finden und wie ein Fischerdorf einnehmen zu können." Den ersten positiven Erfolg im Feldzug des Jahres 1854 errangen denn auch nicht die Engländer oder Franzosen, sondern die Österreicher, deren energische Haltung die Russen veranlaßte, die Donaufürstentümer zu räumen.

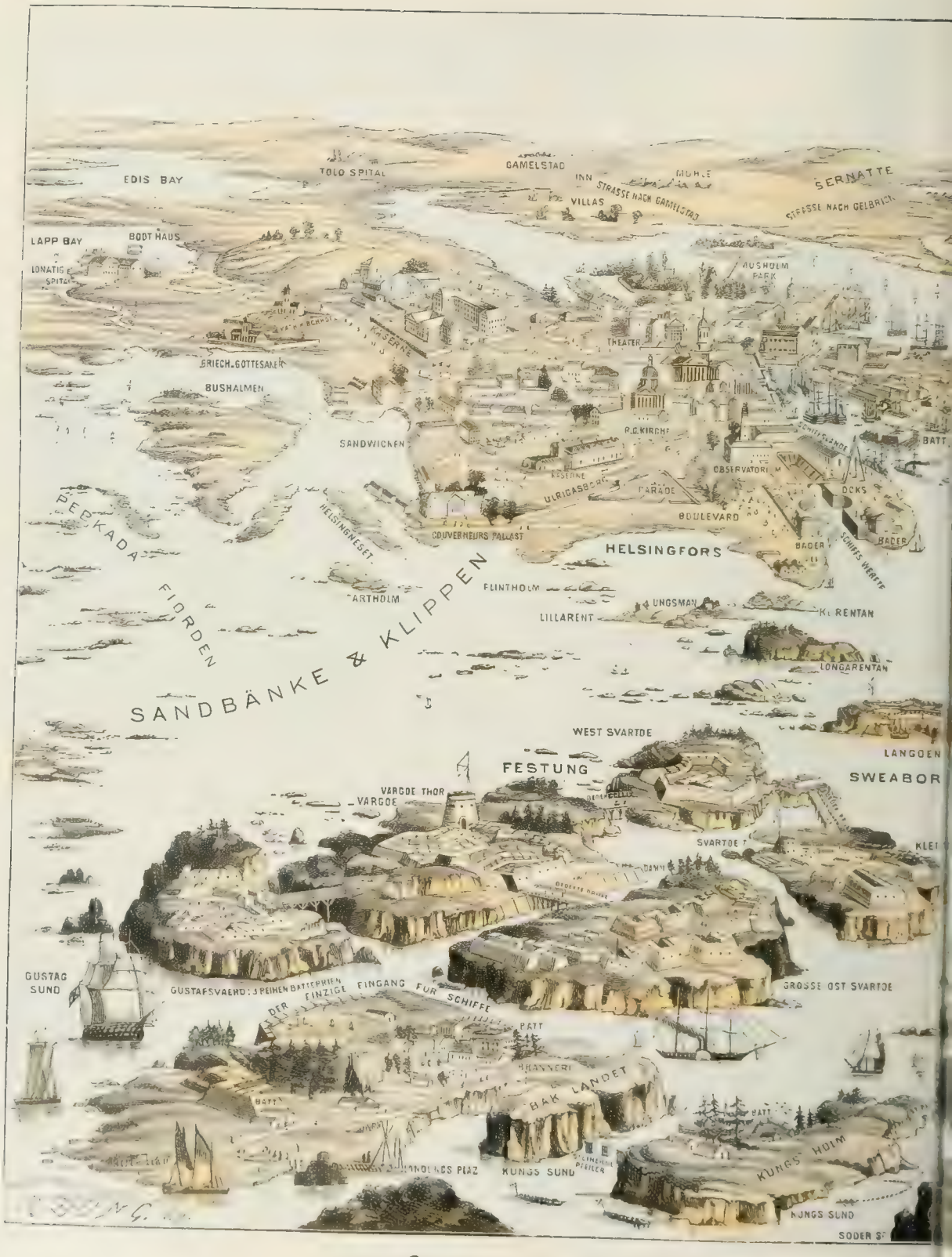
September 1854.

Ungefähr um dieselbe Zeit, in der zweiten Septemberwoche, begann die Landung der Verbündeten in der Krim. Saint-Arnaud, der, seit Jahren schwer leidend, mit dem Tode rang, träumte von leichten Siegen: „Am 17. oder 18.", schrieb er am 11. September, „werde ich eine schöne Schlacht an der Alma haben, an der Katscha vielleicht noch eine zweite. Am 25. denke ich vor Sebastopol einzutreffen und am 15. Oktober wird alles beendet sein." Die Rechnung stimmte fast genau, nur in der Jahreszahl hatte der unstäte Geist sich geirrt — als Sebastopol endlich gefallen, schrieb man Herbst 1855, als „alles beendet" war, Frühling 1856 . . . Der Planlosigkeit der Führer entsprach die Thatenlosigkeit der Heere und der Flotten; aber während das Landheer sich durch den Kampf um Sebastopol wenigstens ein Ruhmesblatt erwerben konnte, mußte das in der Ostsee vereinigte englisch-französische Geschwader trotz der Prahlereien des Admirals Charles Napier sich auf die Zerstörung der kleinen Inselfestung Bomarsund auf den Alands-Inseln an der Einfahrt in den Bottnischen Meerbusen, und nutzlose Bombardements anderer Küstenbefestigungen — namentlich Sweaborg wurde zwei Tage lang hart berannt (August 1855) und schwer beschädigt — beschränken, auf die Einnahme von Helsingfors und Kronstadt dagegen Verzicht leisten.

Das Ringen um den Besitz der vom Obersten Todleben in schier unglaublich kurzer Zeit gewaltig verstärkten Festungswerke von Sebastopol begann mit einem Sieg der Verbündeten an dem Flüßchen Alma (19. September); unmittelbar darauf wurde die Belagerung von der Südseite her in Angriff genommen. Dem lebhaften Temperament Saint-Arnauds entsprechend, wäre gewiß sofort ein Sturm unternommen worden; allein gerade in diesem Augenblick erlag der Marschall der Cholera, die neun Monate später auch Lord Raglan dahinraffte. Canrobert, der nunmehr die Führung der Franzosen übernahm, versprach sich wenig von der sofortigen Berennung; man beschränkte sich zunächst auf ein heftiges Bombardement am 17. Oktober, dessen Schäden jedoch von den Russen in einer Nacht ausgebessert werden konnten. Um die Fortsetzung der Beschießung zu vereiteln, versuchte Fürst Mentschikoff am 25. Oktober bei Balaklawa vergeblich, die Engländer zu vernichten; daß es ihm trotz seiner großen Übermacht weder dort, noch am 5. November bei Inkerman gelang, war das Verdienst der ausgezeichneten Offiziere der verbündeten Armee und der Tapferkeit der englischen Infanterie, die damals vielleicht die beste der Welt war. Um sich gegen ähnliche Überfälle zu sichern, ward der Hauptangriff auf Sebastopol so lange hinausgeschoben, bis bessere Verteidigungsmittel geschaffen waren; zugleich wurden aus der Heimat Verstärkungen herbeigeholt, die rascher eintrafen, als das, was bei dem nahenden Winter viel

Sebastopol.

Schlachten bei Balaklawa und Inkerman.



Panorama von Helsingfors und der Fest

Nach einer gleichzeitigen

Sweaborg zur Zeit des Krimkrieges.

raphie von J. Feith.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

D'Hilliers — Admiral Deschenes — Admiral Plumridge — Admiral Napier — Schamyl — Admiral Bruat — Admiral Hamelin — Admiral Dundas — Omer Pascha — Ismail Pascha — Herzog von Cambridge — Lord Raglan — General Brown — Prinz Napoleon — Kriegsminister St. Arnaud — General Canrobert

Die Feldherrn der verbündeten Staaten im Krimkrieg.

Nach einer gleichzeitigen Lithographie von Alophe.

Beilage zu Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert".

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

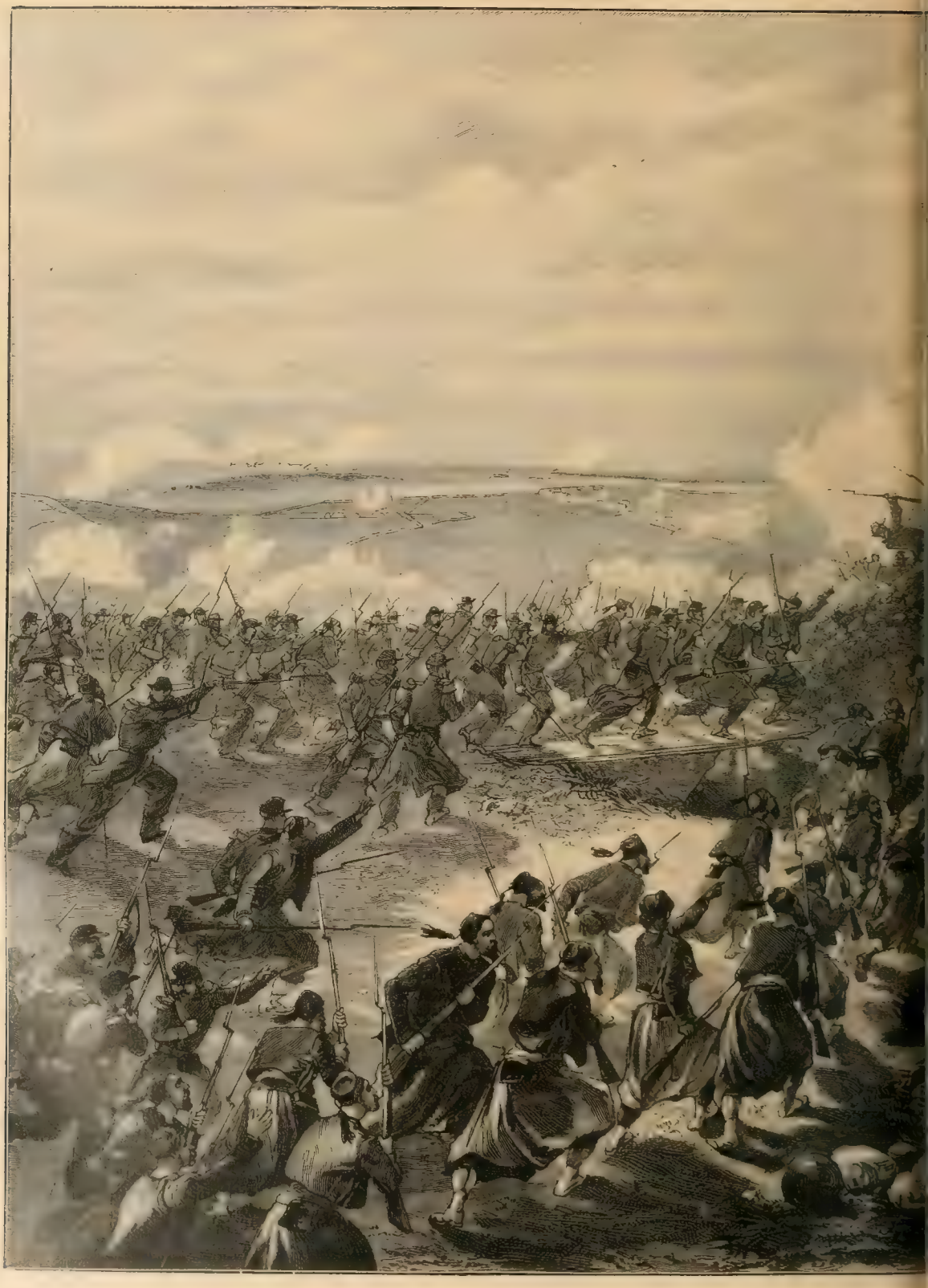
dringender nötig war, warme Kleidung und Zelte, die gegen die Herbststürme wirklichen Schutz bieten konnten. Die Zahl der Kranken erreichte eine schauerliche Höhe, für ihre Verpflegung und Heilung wurde dagegen so wenig gesorgt, daß es öffentlicher Hinweise auf das Elend vor Sebastopol bedurfte, um wenigstens einige mutige und barmherzige Frauen zu veranlassen, zur Pflege der hilflos Dahinsiechenden nach der Krim zu eilen.

Das langsame Tempo der Kriegsführung erregte in Paris wie in London großen Unwillen, an beiden Orten war man sich aber auch darüber klar, daß die Truppensendungen nach der Krim die mit der Sicherheit der Heimat vereinbare Grenze längst erreicht hatten und neue Bundesgenossen notwendig waren, um einen entscheidenden Schlag zu führen. Auf Österreichs aktive Unterstützung war vorläufig nicht zu rechnen, die 20000 Türken, die im

2. Engl. Uferbatterie. 3. Franz. Batterie. 4. Abgebranntes Dorf. 5. Fort Tree in die Luft springend. 6. Engl. Batterie. 7. Hafen. 8. Fort Rottik. 9. Hauptfort. 10. Fort Prantoe. 11. Insel Prantoe. 12. Auf Prantoe Fort feuernde Schiffe. 13.–21. Französische und englische Kriegsschiffe.

Beschießung von Bomarsund am 15. August 1854.
Nach einer an Bord des englischen Admiralschiffes gezeichneten Skizze.

Dezember bei Eupatoria landeten, genügten nicht; so kam es den Verbündeten sehr erwünscht, daß im Januar 1855 Sardinien auf die Seite der Gegner Rußlands trat und sich verpflichtete, sofort 15000 Mann nach dem Orient zu senden. Während dieser Vorbereitungen zur raschen Beendigung des Krieges durchflog plötzlich die Kunde die Welt, daß der Zar am 2. März nach kurzer Krankheit aus dem Leben geschieden und die Krone des Zarenreiches damit auf den Großfürsten Alexander übergegangen war. Obwohl man die Friedensliebe des jungen Herrschers kannte und die Diplomaten unablässig mit der Ausarbeitung von Ausgleichentwürfen beschäftigt waren, hatte der Regierungswechsel doch zunächst keinerlei Folgen. Vor Sebastopol nahmen die Belagerungsarbeiten ruhig ihren Fortgang; dank der türkischen und sardinischen Unterstützung standen allmählich 130000 Verbündete mit etwa 500 Geschützen 50000 Russen gegenüber, die allerdings über beinahe 1000 Geschütze verfügten. Allein seit Saint-Arnauds Tode fehlte die treibende Kraft im Lager der Verbündeten, man

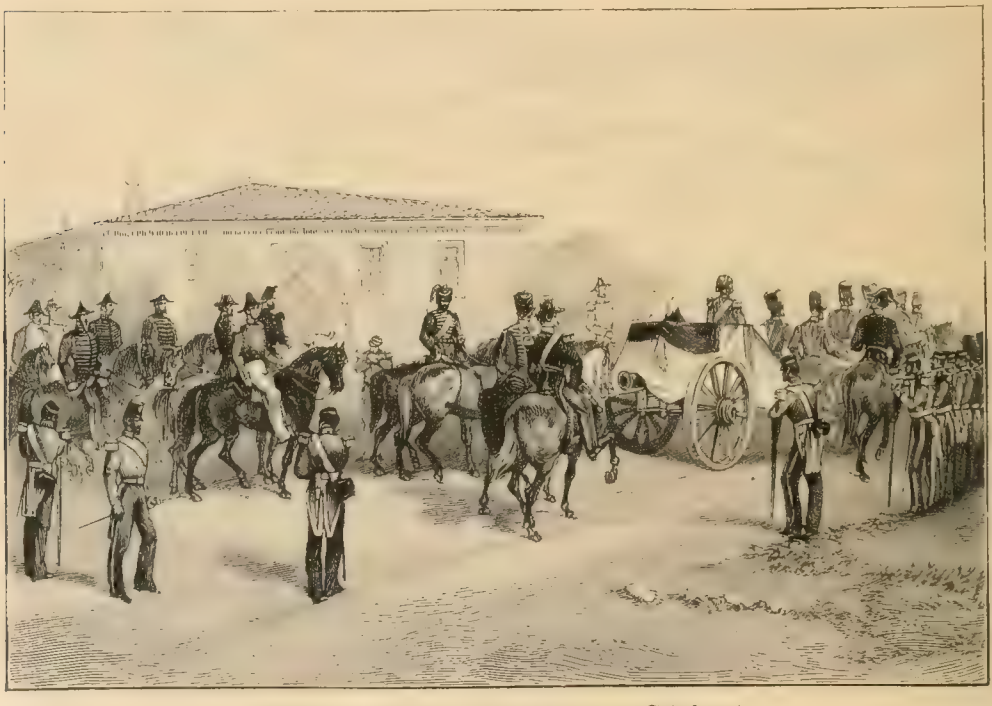


Erstürmung der Malakoff-Festungswer
Nach einer gleichzeitigen

die Franzosen am 8. September 1855.
von William Simpson.

verschwendete ungeheure Mengen Pulver — am 9. und 10. April wurden z. B. auf beiden Seiten nicht weniger als 250000 Geschosse abgefeuert — schritt aber niemals zum Sturm, der Sebastopols Schicksal besiegeln mußte. Erst nachdem Canrobert durch General Pelissier im Oberkommando abgelöst worden war, ging man rascher vor, erstürmte in der dritten Maiwoche die Außenwerke und drängte die Russen in die Stadt zurück. Vierzehn Tage später wurden auch die russischen Befestigungen bei den Steinbrüchen und auf dem Mamelon (vergl. den Plan auf S. 237, genommen, der am 18. Juni auf die Hauptwerke, den Großen und den Kleinen Redan und den Malakoff, unternommene Sturm dagegen abgeschlagen.

Im Hochsommer des Jahres 1855 war die Kriegslage eine beinahe komische: Im Lager der Verbündeten herrschte — namentlich seit Lord Raglan am 28. Juni der Cholera



Leichenbegängnis des Lords Raglan vor Sebastopol.

Nach einem gleichzeitigen Aquarell von W. Simpson.

erlegen war — genau dieselbe verzweifelte Stimmung, wie in Sebastopol, dessen Verteidiger seit der schweren Verwundung Todlebens die Hoffnung auf längeren Widerstand schwinden sahen; Belagerer und Belagerte machten sich mit dem Gedanken eines ungünstigen Ausgangs vertraut. Beide Teile begrüßten es deshalb dankbar, daß der Führer der russischen Feldarmee, Fürst Gortschakoff, der beim Tode des Zaren Nikolaus an Mentschikoffs Stelle getreten war, der quälenden Ungewißheit durch einen Kampf ein Ende machte, den er den Verbündeten am 16. August an der Tschernaja lieferte; die Russen verloren auch diese letzte Schlacht. Bald darauf entschied sich das Schicksal der Festung: Nach einem dreitägigen furchtbaren Bombardement, das in der Stadt kaum ein Dutzend Häuser unversehrt ließ und alle Befestigungen in Trümmer legte, begann um die Mittagsstunde des 8. September der Sturmangriff auf

Die Trümmer des Malakow bei Sebastopol

Nach einem gleichzeitigen A

ch der Erstürmung am 8. September 1855.

ell von W. Simpson.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

1. Schwarze Batt. 2. Weiße Batterie. 3. Telegraph. 4. Nord-Fort. 5. Fort Constantin. 6. Fort Catherine. 7. Fort Enkera. 8. Stadt. 9. Garten-Batterie. 10. Wall. 11. Kasernen-Batterie. 12. Fort Paul. 13. Kasernen. 14. Spital. 15. Militär-Institute. 16. Englische Schanzen. 17. Laufgraben nach dem Mamelon. 18. Laufgraben nach den Steinbrüchen. 19. Englische Batterie.

Die Festungswerke Sebastopols während der Belagerung.

Nach einer gleichzeitigen Lithographie von J. Berth.

den Malakoff, den eine von General Mac Mahon geführte französische Division nach
Einnahme von Sebastopol. mörderischem Ringen eroberte. Obwohl die Engländer den großen Redan nicht zu nehmen vermochten und auch die übrigen Bastionen sich hielten, gab Gortschakoff nach dem Fall des die Stadt beherrschenden Hauptwerkes am Abend des 8. September den Befehl, alle noch nicht zerstörten Festungsteile zu sprengen, die Magazine in Brand zu stecken, die Schiffe zu versenken und dann die verwüstete Stadt zu verlassen. Am Morgen des 9. September 1855 waren die rauchenden Trümmer von Sebastopol im Besitz der Verbündeten.

Der Kampf in der Krim hatte damit sein Ende gefunden, nicht aber der Krieg überhaupt — auch um den Frieden mußte noch gerungen werden, wenn auch nur auf dem glatten Parkett der diplomatischen Salons. Rußland durfte unter dem frischen Eindruck der Niederlage nicht sofort die Hand zum Frieden bieten, nicht den Eindruck erwecken, als unterwerfe es sich der Gnade der Sieger. Erst nachdem General Murawieff die von dem Engländer Williams mit zäher Tapferkeit verteidigte Bergfeste Kars, das „Bollwerk Kleinasiens", am 25. November zur Kapitulation gezwungen hatte, zeigte der Zar in der Siegerstimmung sich bereit, in Friedensunterhandlungen einzutreten. Als Grundlage der Einigung hatten die Verbündeten vier Forderungen gestellt, deren Erfüllung unerläßlich schien — Aufhebung des russischen Schutzrechts in den Donaufürstentümern und Serbien, Freiheit der Donauschiffahrt, Beseitigung des russischen Übergewichtes im Schwarzen Meere und jeder Schirmherrschaft einer einzelnen Großmacht über christliche Unterthanen des Sultans. Diesem Verlangen hatte auch Österreich mit der Drohung sich angeschlossen, daß eine Ablehnung der vier Bedingungen die Wiener Regierung zum offenen Kampfe zwinge. Um Rußland noch nachgiebiger zu stimmen, hielten die Befehlshaber der Verbündeten in Paris einen großen Kriegsrat ab, bei dem vereinbart wurde, mit einer Armee von 250 000 Mann zunächst gegen Simferopol vorzurücken, wenn der Friede nicht bald zum Abschluß käme. Der Ausführung des Planes
Präliminarfriede. bedurfte es nicht mehr — am 16. Januar 1856 nahm der Zar das ihm gestellte Ultimatum an, und zwei Wochen später konnte in Wien der Präliminarfriede unterzeichnet werden, dem weitere Verhandlungen in Frankreichs Hauptstadt folgen sollten . . . Daß der Kongreß zur endgültigen Regelung aller seit dem Jahre 1853 aufgeworfenen Fragen in Paris zusammentreten würde, erfüllte Napoleon mit stolzer Genugthuung; war doch damit vor aller Welt zum Ausdruck gebracht, daß Frankreich wieder „als Eckstein der europäischen Politik" anerkannt wurde. Die Forderungen der verbündeten Mächte, die vordem in den obengenannten vier Punkten aufgestellt worden waren, gelangten mit einigen Milderungen zur Annahme; nicht minder bedeutsam war die Aufnahme der Türkei in die Reihe der gleichberechtigten Großmächte und die Verbürgung der Unverletzlichkeit ihres Gebietes. Einen Tag vor dem Ablauf der Waffenruhe, am 30. März 1856, wurde das Friedensprotokoll unterzeichnet.

Der Pariser Kongreß setzte seine Beratungen gleichwohl noch einige Wochen fort; an die Erledigung der [illegible] Fragen knüpfte sich die Erörterung einiger Punkte von prinzipieller Bedeutung, die schließlich zu einer wichtigen Umgestaltung des bis dahin geltenden Kriegsrechtes führte. Auf Englands Vorschlag gab der Kongreß dem Wunsche Ausdruck, daß künftig die europäischen Staaten bei drohenden Verwickelungen die Vermittelung einer befreundeten Macht anrufen sollten. Dann wurde durch die Seerechtsdeklaration vom 16. April die Kaperei abgeschafft und der Grundsatz festgelegt, daß feindliche Ware unter neutraler Flagge und neutrale Ware unter feindlicher Flagge (mit Ausschluß von Kriegsmaterial) geschützt und unwirksame Blokaden ungültig sein sollten . . .

Deutsche und französische Trachten aus den Jahren 1849—56.

Graf Buol Schauenstein | v. Hübner | Lord Clarendon | v. Brunow | Graf Walewski | Graf Hatzfeldt | Ali Pascha | v. Manteuffel | Villamarina | Graf Orlow | v. Bourqueney | Lord Cowley | Benedetti

Djemil-Bey

Der Pariser Kongreß im März 1856.

Nach einer gleichzeitigen Lithographie von Allophe.

Verlag v. Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert“ Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

Die drei Jahre vom Abschluß des Pariser Friedens bis zum Pakt von Villafranca, der dem italienischen Feldzug ein Ziel setzte, mögen wohl die glücklichsten gewesen sein, die Napoleon III. als Herrscher verlebte. Damals durfte er hoffen, daß es ihm gelingen werde, Frankreich für die Dauer ebenso zum Angelpunkt der internationalen Politik zu machen, wie er die Hauptstadt des Kaiserreiches rasch zum glänzenden Sammelpunkt der eleganten Welt gemacht hatte. In jener Zeit erreichte die Popularität des gekrönten Abenteurers ihren Höhepunkt nicht nur an den Ufern der Seine, sondern in ganz Europa; in den Kabinetten der Minister, in den Salons der fremden Souveräne, in den Börsensälen und am Stammtisch der politisierenden Bürger erörterte man mit aus Spott und Beängstigung gemischten Gefühlen die Pläne, die „Er" — den Namen brauchte niemand zu nennen, um verstanden zu werden — allem Anschein nach spann; an der Themse war das Mißtrauen ebenso groß, wie an der Donau und der Spree. Fast alle Staaten blickten mit Argwohn, die Hand am Griff des Schwertes, nach Paris und harrten des Augenblicks, der Klarheit darüber schaffte, auf welchem Boden das siegeslüsterne französische Heer billigeren Lorbeer pflücken sollte, als in der Krim. Napoleon selbst schien in jenen Tagen nur den inneren Angelegenheiten sein Interesse zuzuwenden; der außerordentliche Aufschwung, den Paris nahm, die großartigen Bauten, die überall wie Pilze aus der Erde schossen, die umfangreichen Maßnahmen zur Hebung der Lage der Arbeiterbevölkerung und der Bauern auf dem flachen Lande schienen ihn mehr zu beschäftigen als die hohe Politik. Und doch reifte gerade in jenen Jahren der folgenschwere Plan, die Sardinier im Kampfe gegen Österreich zu unterstützen und damit der Einheit Italiens den Weg zu ebnen.

Kaiser Napoleon III.

Nach dem Gemälde von A. Cabanel.

Die italienische Frage trat gerade in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrzehntes immer mehr in den Vordergrund, und dafür, daß sie allerorten mit Napoleons Namen in Verbindung gebracht wurde, sorgten nicht zuletzt die Mordanschläge, die von fanatischen, über des Kaisers

Italienische Frage.

wahre Absichten schlecht unterrichteten Söhnen der Apenninenhalbinsel wiederholt gegen das Oberhaupt der französischen Nation unternommen wurden. Der letzte, ein gleich den früheren Versuchen mißglücktes Bombenattentat, das der freiheitsdurstige Felice Orsini am Abend des 14. Januar 1858 gegen das zur Oper fahrende Kaiserpaar wagte, ward für die innere und äußere Politik Frankreichs gleich bedeutungsvoll, denn er führte zu drakonischen „Sicherheitsgesetzen" im eigenen Lande, zu scharfen Beschwerden an den Höfen der Staaten, die den Verschwörern Unterschlupf geboten, und zu dem Entschluß des Kaisers, sich vor den italienischen Gewaltstreichen dadurch zu sichern, daß er den Dank der heißblütigen Südländer erwarb. „Befreien Sie mein Vaterland und der Segen von 23 Millionen Bürgern folgt Ihnen in die Nachwelt!", das Wort, das Orsini angesichts des Todes, den er auf dem Schafott erleiden mußte, Napoleon zurief, sollte nicht ungehört verhallen; schon ein Jahr später sah man in Oberitalien Franzosen und Italiener Schulter an Schulter gegen Österreich kämpfen.

Orsinis Attentat.

An Gründen für diese Waffenbrüderschaft fehlte es nicht: „Napoleon rechnete auf den Gewinn Savoyens und bestenfalls auch Nizzas und versprach sich für Frankreichs Stellung im Mittelmeer große Erfolge; er träumte sich als Führer der romanischen Nationen und glaubte seinem Lande dadurch erst die rechte feste Grundlage für den beherrschenden Einfluß in Europa zu verschaffen. Auch den moralischen Glanz, als Vorkämpfer des Nationalitätsprinzips aufzutreten und auf Grund desselben die verhaßten Ordnungen des Wiener Kongresses durch ein ganz neues System der europäischen Machtverteilung zu ersetzen, unterschätzte er nicht" (Bulle). Den besten Helfer, den er sich wünschen konnte, fand der Kaiser in dem leitenden Staatsmann Sardiniens, dem Grafen Camillo Cavour, den König Karl Albert, der Besiegte von 1849 (S. 112), einst für den gefährlichsten Mann seines Landes gehalten hatte, der aber unter der Regierung Viktor Emanuels bis zur Spitze des Staates emporgestiegen war. Cavour hatte gleich Hunderten seiner Stammesgenossen die Befreiung und Einigung der ganzen Halbinsel von Jugend auf erstrebt, aber er hatte sich weder Mazzini noch einem der übrigen Geheimbündler angeschlossen, sondern stets der Ansicht Ausdruck gegeben, daß die Zeit der Verschwörungen vorüber sei und die Befreiung der Völker nicht mehr auf dem Wege des Komplottes oder der List erfolgen könne, vielmehr die notwendige Folge des Fortschrittes der Civilisation und der Aufklärung sein müsse. Der Vorkämpfer der Einheit Italiens wurde weder durch seine äußere Erscheinung noch durch eine glänzende Rednergabe unterstützt. „Ihm schadeten", so schilderte ihn einst sein Zeitgenosse Brofferio, „seine Korpulenz, das Gewöhnliche seiner Erscheinung, die unfeinen Geberden und sein unangenehmes Organ. Von litterarischer Bildung besaß er keine Spur, die Kunst war ihm fremd, die Philosophie eine verschlossene Welt, kein Strahl von Poesie funkelte in seiner Seele. Das Wort kam herbe, in ungelenkem und ungefügem Satzbau über seine Lippen, und Fehler stellten so häufig sich ein, daß es kaum möglich gewesen wäre, sie mit den Sprachgesetzen in Einklang zu bringen." Die hohe gewölbte Stirn ließ allerdings auf ungewöhnliche Intelligenz schließen, und in der Hitze der parlamentarischen Gefechte gewann seine Rede rasch an Schwung und Überzeugungskraft.

Cavour.

Seit der Erhebung im Jahre 1848 hatte zwar die Sehnsucht nach einer endlichen Befreiung vom österreichischen Joch und der Einigung aller italienischen Stämme im Süden und Norden der Halbinsel immer weitere Kreise ergriffen, aber zum offenen Ausdruck war sie in dem folgenden Jahrzehnt nur in Sardinien gelangt. Die übrigen Staaten ertrugen in stummer Resignation die österreichischen Besatzungen und die damit Hand in Hand gehende Knebelung aller freiheitlichen Regungen des politischen Lebens. In dem kleinen Häuflein

Sardinien.

derer, die trotz der Niederlage bei Novara keinen Augenblick den Mut und die Hoffnung verloren, stand Cavour an erster Stelle; sein Glaube an den Tag der Erlösung war unerschütterlich: „Solange noch in einem Winkelchen der Halbinsel die Freiheit lebt, darf man an der Zukunft nicht verzweifeln; solange Piemont sich von Despotismus und Anarchie frei erhalten kann, wird es an Mitteln nicht fehlen, die Wiedergeburt des Vaterlandes energisch zu betreiben!“ Selten hat ein Staatsmann so rasch entscheidenden Einfluß auf die Politik seiner Heimat erlangt, wie der junge Turiner, der erst im Sommer des Jahres 1848 in das neugebildete Parlament eingezogen war und schon im Herbst des Jahres 1850 auf einen Ministersessel des Kabinetts Massimo d'Azeglio berufen wurde. Seine ganze Bedeutung erkannte damals vielleicht nur König Viktor Emanuel, und gerade dieser fürchtete, daß Cavour zu rasch dem Ziele zustreben würde, das der Monarch sich selbst gesteckt hatte. Allein alle Bedenken konnten gegenüber den Triumphen nicht standhalten, die der neue Minister im Parlament feierte — ehe zwei Jahre ins Land gingen, war der Vierzigjährige Ministerpräsident und, was eigentlich noch schwerer wog, der populärste Mann Italiens, der Fahnenträger aller Patrioten ...

Graf Cavour.
Nach einer Photographie.

Darüber, daß Sardinien allein nicht stark genug sei, den Kampf mit Österreich aufzunehmen, war Cavour niemals im Zweifel gewesen, aber auf der Suche nach Bundesgenossen hatte er sich über die Länge des Weges getäuscht, der zum ersehnten Ziele führte. Der Dank, den er für die Beteiligung der sardinischen Truppen am Krim-Kriege (S. 233) von den Westmächten erwartet hatte, blieb aus; vom Pariser Kongreß mußte der Graf „ohne das kleinste Herzogtum in der Tasche“ nach Hause reisen. Der Plan einer Allianz mit Frankreich war in den Tuilerien zwar mit Wohlwollen aufgenommen, ihr endgültiger Abschluß dagegen auf unbestimmte Zeit vertagt worden; auch in der Erwartung, daß England offen auf die Seite der Sardinier treten würde, sah er sich bitter getäuscht. Es galt also Napoleons thatkräftige Unterstützung zu erkaufen — den Preis mußten Savoyen und Nizza bilden. Noch ehe diese geheimen Unterhandlungen feste Form gewannen, kam es zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen den kampfbereiten Gegnern Österreich und Italien, und es war bezeichnend für die herrschende Spannung, daß den Anlaß zu dieser ungewöhnlich schroffen Maßregel in der Hauptsache nur scharfe Artikel der beiderseitigen Presse geboten hatten.

Die politische Bühne Europas bot in jenen Tagen ein merkwürdiges Schauspiel: Die Freunde von 1854 schienen Feinde, die Feinde aber Freunde geworden zu sein. Die

[illegible] herzlichen Beziehungen Napoleons zum englischen Hofe waren so erkaltet, daß an der Seine Leute einige alte Truppenführer mit dem allzu locker sitzenden Säbel zu rasseln wagten; dafür wurden zwischen Paris und Petersburg Fäden gesponnen, die allmählich an Festigkeit gewannen und Österreich in der freien Bewegung hemmten. Cavour verstand es mit außerordentlichem Geschick, die Mehrzahl der Großmächte einer Lösung der italienischen Frage im Sinne Viktor Emanuels günstig zu stimmen, nur an Preußen wollte seine Annäherung gelingen. Die stärksten Stützen der großitalienischen Politik — Cavours Ideal war ein Bundesstaat mit Ausschluß Österreichs und die Erweiterung Sardiniens zu einem oberitalienischen Königreiche — waren und blieben Frankreich und sein Kaiser, und mit diesem gelang im Sommer 1858 eine völlige Verständigung. Am 20. und 21. Juli jenes Jahres einigten Napoleon und Cavour sich in dem Vogesenbade Plombières über den Weg, den beide Teile einschlagen sollten: Der Kaiser erklärte sich bereit, Sardinien mit allen Kräften in dem bevorstehenden Kampfe zu unterstützen, wenn die Ursache des Krieges mit Österreich nicht revolutionär sei, sondern sich diplomatisch und vor der öffentlichen Meinung rechtfertigen lasse. Bei der Prüfung der Zustände in den einzelnen italienischen Staaten kam man — wie der von Cavour seinem Monarchen erstattete Bericht besagte — dahin überein, daß die Einwohner von Massa und Carrara den Beistand Sardiniens gegen die Mißwirtschaft des Herzogs von Modena anrufen und die Einverleibung selbst verlangen könnten. Viktor Emanuel sollte dann, ohne auf diesen Wunsch einzugehen, eine drohende Note an den Herzog richten, und dann, wenn, wie zu erwarten stand, eine schroffe Antwort erteilt würde, die Fürstentümer besetzen; ein darüber ausbrechender Krieg würde dann wohl nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa Sympathien erwecken. Als Ziel dieses Krieges bezeichnete der Kaiser die völlige Vertreibung der Österreicher aus Italien — nicht einen Zoll breiten Landes sollten sie diesseits der Alpen und des Isonzo behalten dürfen. Das befreite Lombardo-Venetien, sowie die päpstlichen Legationen und die Marken sollten mit Sardinien vereinigt, dem Papste Rom mit seiner Umgebung belassen, der Rest des Kirchenstaates mit Toskana zu einem mittelitalienischen Königreiche verbunden werden; Neapel wollte man dem [illegible] Murat überlassen. Die drei Königreiche sollten schließlich gemeinsam mit dem Kirchenstaat einen großen Bund bilden, dessen Vorsitz Pius IX. zugedacht war. An der Neutralität Englands, Rußlands und Preußens zweifelte Napoleon keinen Augenblick.

In Sardinien begann man bald nach der Rückkehr des leitenden Staatsmannes mit den Rüstungen zu dem Kriege, von dessen Ausbruch anscheinend nur noch wenige Monate trennten. Zu diesen Vorbereitungen gehörten nicht zuletzt die Verhandlungen mit den Führern des weitverzweigten Nationalvereins, dessen Mitglieder im rechten Augenblick in den Herzogtümern Aufstände erregen sollten, und mit dem populären Freischarenführer Garibaldi, der Cavours Pläne mit Feuereifer zu unterstützen versprach. Im Dezember 1858 war alles bereit, am Neujahrstag des Jahres 1859 konnte Napoleon bei dem üblichen Empfang des diplomatischen Korps die Maske, die er bis dahin getragen hatte, fallen lassen: „Ich bedauere es", sagte er zu dem ihm persönlich höchst unsympathischen österreichischen Gesandten Baron von Hübner, „daß die Beziehungen meiner Regierung zu jener Ihres Landes nicht mehr so gute sind, wie früher; aber ich bitte Sie, Ihrem Kaiser zu sagen, daß meine persönlichen Gesinnungen für ihn sich nicht geändert haben . . ."

Napoleons Worte wirkten wie ein Fanal, das plötzlich hell auflodernd die Nähe der Gefahr verrät und die Bedrohten unter die Waffen ruft. Österreich ward von dem herben

Giuseppe Garibaldi.

Nach einem Buntdruck der „Illustrated London News" 1861.

Neujahrsgruß keineswegs überrascht, schon seit Wochen hatte man in Wien die Mobilisierung der Armee vorbereitet und stellte die Rüstungen auch nicht ein, als in den Pariser Regierungsblättern beschwichtigende Artikel erschienen und England sich bereit erklärte, die Rolle des Schiedsrichters zu übernehmen. „Man hatte alle Ursache, sich nicht durch diplomatische Bedenklichkeiten von energischem Handeln zurückhalten zu lassen, denn es war ohnehin schon schwer, in wenigen Monaten nachzuholen, was seit Jahren versäumt worden war. Der Zustand der österreichischen Armee war in vieler Hinsicht unbefriedigend, insbesondere litt sie Mangel an tüchtigen und beliebten Offizieren; in der Einteilung, Ausrüstung und Bewaffnung waren die Erfahrungen der letzten Kriege fast gar nicht verwertet worden." Als am politischen Horizont die finsteren Wetterwolken aufstiegen, besaß Österreich in seinen gefährdeten italienischen Provinzen nur etwa 50 000 Mann unter dem Befehl des unfähigen Generals Gyulay, die einem sofortigen Angriff keineswegs gewachsen gewesen wären; es lieh den englischen Vermittelungsvorschlägen deshalb gern sein Ohr, um Zeit zur Verstärkung der italienischen Armee zu gewinnen. — Ende Februar 1859 waren bereits 100 000 Mann in der Lombardei vereinigt, also ein Drittel mehr, als die Sardinier zu jener Zeit ins Feld zu stellen vermochten.

Die von Österreich erbetene Einmischung der englischen Diplomatie schien einen Augenblick geeignet, alle Berechnungen und Hoffnungen Cavours zu durchkreuzen. Das Wiener Kabinett gab die bestimmte Erklärung ab, daß es Sardinien nicht angreifen werde und stellte dadurch das französisch-sardinische Bündnis in Frage, das die bewaffnete Intervention der kaiserlichen Armee von einer Kriegserklärung Österreichs an Sardinien abhängig machte. Napoleon selbst schwankte unschlüssig zwischen Friedensliebe und Abenteuerlust hin und her; er sehnte sich nach Kriegsruhm und fürchtete doch wieder, einen großen europäischen Kampf zu entflammen. Es bedurfte gewaltsamer Mittel, um ihm die alte Entschlossenheit zurückzugeben: Viktor Emanuel und Cavour mußten offen drohen, daß sie auf eigene Faust losschlagen oder den Kaiser vor der ganzen Welt bloßstellen würden, ehe dieser Cavours Art, die Österreicher zum Angriff zu zwingen, billigte und sich bereit erklärte, im Augenblick der Kriegserklärung „rasch wie der Blitz" in Italien zu erscheinen. Als am 20. April 1859 Graf Buol-Schauenstein, der damalige Leiter der österreichischen Politik, dem englischen Unterhändler eröffnete, er habe Sardinien ein Ultimatum gestellt, erklärte der amtliche Pariser Moniteur sofort, der Kaiser sehe sich genötigt, an der sardinischen Grenze ein Heer zusammenzuziehen. Schlag auf Schlag fielen nun die wichtigsten Entscheidungen: Am 24. April erbat Cavour in aller Form von Frankreich Beistand, am 25. trafen die ersten Hilfstruppen auf sardinischem Boden ein, am Nachmittag des 26. lehnte Sardinien Österreichs Ultimatum ab und drei Tage später erschienen in Wien und Turin die Kriegsmanifeste . . .

Österreichisches Ultimatum.

Österreich schlug in der Proklamation, mit der es sein Vorgehen zu begründen suchte, Töne an, die bei den übrigen Großmächten wenig Beifall finden konnten; gar mancher Politiker las mit stillem Lächeln die Sätze: „Der Feind hat sich mit der Umsturzpartei verbündet, er ist unterstützt von dem Souverän von Frankreich, der sich unter unbegründeten Vorwänden in die Angelegenheit der Halbinsel mischt. Wieder ist Österreich berufen, mit seinem guten Schwert nicht nur sein gutes Recht, sondern auch das aller Völker, aller Staaten, der heiligsten Güter der Menschheit gegen die Umsturzlehren zu verteidigen, die jetzt sogar von Thronen aus geschleudert werden!" Viel ernster und den Thatsachen weniger hohnsprechend verteidigte König Viktor Emanuel seine Berechtigung, die Freiheit und Einigung ganz Italiens zu erstreiten: „Österreich überfällt Piemont, weil ich in den Beratungen

Europas die Sache des gemeinsamen Vaterlandes geführt habe. So zerreißt es denn die Traktate, die es nie gehalten hat. Damit ist heute das Recht der Nation hergestellt, und ich kann mit bestem Gewissen das auf dem Grabe meines heldenmütigen Vaters geleistete Gelübde erfüllen. Indem ich zur Verteidigung meines Thrones und der Freiheit meiner Völker die Waffen ergreife, kämpfe ich zugleich für das Recht der ganzen Nation. Ich habe keinen

König Viktor Emanuel.
Nach einer Photographie.

Ehrgeiz als den, der erste Soldat für die Unabhängigkeit Italiens zu sein." Napoleon endlich erklärte frei und offen: „Frankreich zieht das Schwert nicht, um zu erobern und zu herrschen, sondern um zu befreien, um Italien sich selbst zu geben. Es ist durch Österreichs Schuld dahin gekommen, daß Österreich entweder bis zu den Alpen herrschen oder Italien bis zur Adria frei werden muß. Der Zweck des Krieges für Frankreich ist, daß wir an unseren Grenzen ein Volk haben, das uns seine Unabhängigkeit verdankt."

Napoleons Lage war zu Beginn des Feldzugs keineswegs günstig, war es doch, wenn

auch nicht wahrscheinlich, so doch immerhin möglich, daß die auf Beschluß des Bundestags mobilisierte deutsche Bundesarmee am Rhein eine drohende Stellung einnahm, die Frankreich zwang, einen beträchtlichen Teil seiner Streitkräfte von dem eigentlichen Kriegsschauplatz fern zu halten. Von dieser Sorge befreite ihn bald Preußens streng neutrale Haltung und die Bemühungen der übrigen Großmächte, den Krieg in jedem Fall auf Italien zu „lokalisieren". Weit gefahrdrohender war die schlechte Verfassung der französischen Feldarmee, deren Ausrüstung und Schlagfertigkeit trotz der im Krimkrieg gemachten trüben Erfahrungen nicht verbessert worden war. Wie damals Marschall St. Arnaud, mußte jetzt der Kaiser, der selbst den Oberbefehl führte, bittere Klagen bei dem Kriegsminister führen: „Ich seufze nach meinem Belagerungspark und vor allem nach meinen gezogenen Zwölfpfündern. Es giebt Korps, die noch immer keine Töpfe haben, um Suppe zu kochen. Sie müssen außerordentliche Anstrengungen machen, in ganz Frankreich Zwieback herstellen und Heu aufkaufen lassen! Ich richte meine Anklagen gegen das allgemeine System, das die Schuld daran trägt, daß Frankreich niemals zum Krieg bereit ist." Daß trotz aller Klagen die Mißwirtschaft in der Armeeverwaltung kein Ende nahm, haben die Ereignisse des Jahres 1870 nur allzu klar bewiesen...

Zum Glück für Italien lag die Leitung des österreichischen Heeres in den Händen eines unbegabten Zauderers, der seine zur Zeit des französischen Aufmarsches bereits schlagfertigen Korps bald vorwärts, bald rückwärts, bald rechts, bald links marschieren ließ, statt sofort gegen Turin vorzugehen und die Vereinigung der Streitkräfte der Verbündeten zu hindern. So gelang es Napoleon, in den zwei ersten Maiwochen 120 000 Mann um Alessandria zu sammeln. Der 20. Mai sah den ersten Zusammenstoß der Gegner; bei Montebello gelang es der Division Forey, den mit 22 000 Mann ihr begegnenden General Stadion zum Rückzug zu zwingen. Drei Tage später brach Garibaldi, der seinem Versprechen getreu von dem Felseneiland Caprera herbeigeeilt war, mit seinen Freiwilligen vom Südende des Lago Maggiore aus in die Lombardei ein und zwang dadurch Gyulay, ein paar Regimenter von der Hauptarmee loszulösen und mit der Beobachtung des Freikorps zu betrauen. Am 28. Mai bot sich den Sardiniern Gelegenheit, sich allein mit ihren Todfeinden zu messen und unter den Augen ihres Königs bei Palestro zu siegen.

Diesen kleineren Gefechten folgte fast unmittelbar die erste der beiden Hauptschlachten des kurzen Feldzuges: Um den Franzosen die Straße nach Mailand zu sperren, hatte Gyulay hinter dem Tessin bei Magenta eine Verteidigungsstellung bezogen, die am 4. Juni von den Franzosen unter Mac Mahon angegriffen wurde. Stundenlang wogte der auf beiden Seiten mit großer Zähigkeit geführte Kampf unentschieden hin und her, bis es endlich am Abend gelang, den Haus für Haus verteidigenden Österreichern das Dorf Magenta zu entreißen. Die Folge dieser Niederlage war die Räumung der lombardischen Hauptstadt, durch deren Thore die Sieger am 8. Juni unter stürmischen Huldigungen des aufjubelnden Volkes ihren Einzug halten konnten. Daß der erste große Sieg nicht genügen konnte, Italiens Unabhängigkeit zu sichern, verhehlte Napoleon sich keinen Augenblick, und er zögerte darum nicht, die Lombarden zum Kampf aufzurufen: „Organisiert euch militärisch! Eilt unter das Banner des Königs, der euch so hochherzig den Weg der Ehre vorgezeichnet hat. Beseelt von dem heiligen Feuer der Vaterlandsliebe seid heute nichts als Soldaten – morgen werdet ihr die freien Bürger eines großen Landes sein!" Während an zahlreichen Stellen Nord- und Mittelitaliens die Bevölkerung den bisherigen Machthabern den Gehorsam aufkündigte und Viktor Emanuel zujubelte, rüsteten sich beide Heere — im Lager der Österreicher

Schlacht bei Magenta.

Napoleon III. in der Schla

Nach dem Gemälde von Ernes

Solferino am 24. Juni 1859.

er im Luxemburg-Museum zu Paris.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W

Der Kampf um Magenta am 4. Juni 1859.
Nach dem Gemälde von Yvon in der Galerie zu Versailles.

war inzwischen Kaiser Franz Joseph selbst eingetroffen — zur Entscheidungsschlacht, die am
Schlacht bei Solferino. 24. Juni bei dem Dorfe Solferino, südlich vom Gardasee, geschlagen wurde und nach furchtbarem Ringen in brennender Sonnenglut — der Gesamtverlust beider Armeen betrug über 30000 Mann — mit einer schweren Niederlage der Österreicher endete.

Die schweren Opfer der beiden Schlachten, die Scheu, durch den Einmarsch in deutsches Bundesgebiet Preußen zur Unterstützung Österreichs zu veranlassen, und die neuerliche Einmischung der Diplomatie setzten dem Feldzug überraschend schnell ein Ziel. Ohne Rücksicht auf seinen Bundesgenossen wandte sich Napoleon direkt an Kaiser Franz Joseph und bot ihm die Hand zur Verständigung. Am 8. Juli wurde ein Waffenstillstand vereinbart, am Tage
Präliminar-Friede. darauf begannen die Unterhandlungen über den Frieden, der nach einer Besprechung beider Kaiser am 12. Juli in Villafranca vorläufig unter folgenden Bedingungen abgeschlossen wurde: „Die beiden Souveräne werden die Schöpfung eines italienischen Bundes begünstigen, der unter dem Vorsitz des Papstes stehen wird. Der Kaiser von Österreich tritt an den Kaiser der Franzosen seine Rechte auf die Lombardei, mit Ausnahme der Festungen Mantua und Peschiera ab, und der Kaiser der Franzosen wird diese Gebiete dem König von Sardinien übergeben. Venetien wird einen Teil des italienischen Bundes bilden, jedoch unter der Krone des Kaisers von Österreich bleiben. Der Großherzog von Toskana und der Herzog von Modena werden in ihre Staaten zurückkehren. Die beiden Kaiser werden vom Papste fordern, daß er in seinen Staaten unvermeidliche Reformen durchführe. Beide kriegführende Teile haben den Personen, die in ihren Gebieten bei Gelegenheit der letzten Ereignisse kompromittiert wurden, völlige Amnestie zu gewähren." Mit diesem Frieden konnte niemand zufrieden sein und sein Wert ward denn auch sofort überall sehr niedrig eingeschätzt: „Der Friede von Villafranca", so urteilte ein deutscher Diplomat, der in jenen Tagen an der Themse weilte, „kann niemand befriedigen; jedenfalls hat der Kaiser von Österreich diplomatisch glücklicher manövriert, als auf dem Schlachtfelde. Behält Österreich Venetien mit dem Festungsviereck, so behauptet es seine strategische Stellung in Italien, während Sardinien wähnte, das lombardisch-venetianische Königreich, Toskana, Parma und Modena bereits in der Hand zu halten. Das Danaergeschenk der Lombardei aus Frankreichs Händen erscheint daher nur als eine magere Abschlagszahlung für die schweren Opfer des Krieges. Auch Frankreich wird mit den erzielten Resultaten nicht zufrieden sein; man hat 100000 Mann geopfert, dem Lande die schwersten Lasten auferlegt, um die Lombardei für den König von Sardinien zu erobern. Das an allen Straßenecken angeschlagene Befreiungsprogramm ist unerfüllt, die italienische Frage ungelöst geblieben. Der Friede von Villafranca hat vieles zerstört und nichts geschaffen, es sei denn eine siegestrunkene französische Armee, ein gefährliches Werkzeug in den Händen des abenteuerlichen Imperators, der sich dem erstaunten Europa als solcher auf dem Schlachtfelde gezeigt hat." Durch den endgültigen Frieden, der am 10. November in Zürich zum Abschluß kam, wurde an den Vereinbarungen der beiden Kaiser nichts geändert, aber es war nur ein Friede, nicht der Friede zustande gebracht — für Italien war die Stunde der Ruhe noch nicht gekommen.

Daß sein eigenmächtiges und rücksichtsloses Vorgehen die Bundesgenossen aufs tiefste empören mußte, war dem Kaiser der Franzosen keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, aber er hielt die Pflicht, die seine Versprechungen ihm aufgenötigt hatten, für erfüllt, die Aufgabe der französischen Armee für gelöst. Den Groll Vittor Emanuels, die Zornausbrüche des Grafen Cavour, der sofort seine Entlassung aus allen Ämtern forderte, und die Flüche der [illegible] in ihren Hoffnungen getäuschten Bevölkerung Mittelitaliens glaubte er leicht

ertragen zu können. Viel peinlicher empfand er den frostigen Empfang, den Paris dem heimkehrenden Sieger bereitete, um ihm zu zeigen, daß der Ausgang des verlustreichen Feldzugs keineswegs den hochgespannten Erwartungen entsprach. Erst in der Zeit der Ruhe nach der Mühsal der heißen Kampfeswochen mochte es dem Kaiser voll zum Bewußtsein kommen, daß ihm das Jahr 1859 nirgends Freunde geschaffen hatte, am wenigsten in dem Lande, dessen

Papst Pius IX.
Nach dem Kupferstich von Ant. Chiaffi.

Befreier er hatte werden wollen. Das zweite Kaiserreich hatte seinen Höhepunkt bereits erreicht, dem Jahrzehnt des raschen Aufschwungs folgte das Jahrzehnt des jähen Niederganges. „Das Kaiserreich war", urteilt Bulle, „ohne daß die Zeitgenossen es bemerkten, ohne daß Napoleon selbst sich darüber klar wurde, in eine kritische Stunde eingetreten. Es hatte den Gedanken der italienischen Nationalität ergriffen und unverwirklicht fallen lassen: das eine wie das andere mußte seine Folgen nach sich ziehen. Die konservativen Elemente, auf die sich der Kaiser bisher gestützt hatte, konnten ihm den Bruch mit der überlieferten auswärtigen

Politik, die Schwächung Österreichs, die Gefährdung des Papsttums nicht verzeihen; ohne sich ihm sofort völlig zu entfremden, wurden sie doch argwöhnisch und zurückhaltend und verhehlten sich nicht, daß Napoleon logischerweise auch in der inneren Politik sich dem Liberalismus stärker zuwenden müsse. Dem letzteren aber konnte das, was geschehen war, auch nicht annähernd genügen; die neue Ordnung der Dinge in Italien war völlig unhaltbar und mußte auf eine Entwickelung drängen, die den Kaiser in einen beständigen Gegensatz zu seiner eigenen Schöpfung brachte . . ."

Die Folgen des Friedens von Villafranca, die Kriege, die er nach sich zog, und das Ende Napoleons werden uns später noch beschäftigen; im Rahmen dieses Zeitabschnittes bleibt uns nur noch übrig, das Schicksal Italiens bis zum Beginn der Ära Bismarck zu verfolgen, die nicht nur für Deutschland, sondern auch für die Apenninenhalbinsel den Tag der Einigung bringen sollte. Wenden wir unsere Blicke zunächst Cavour und Garibaldi zu, die trotz Napoleons Treubruch an der glücklichen Durchführung ihrer hohen Aufgabe nicht verzweifelten. Im Herzen des Turiner Staatsmannes hatte die Liebe zum Vaterlande rasch den Unmut über die Schwäche des Königs besiegt, der sich geweigert hatte, dem Rat seines Ministers entsprechend am Tag von Villafranca auf die Krone zu verzichten. Schon die ersten Wochen des Jahres 1860 sahen Cavour wieder an der Spitze des sardinischen Staates und damit zugleich der gesamten großitalienischen Bewegung.

Bald sollte es sich zeigen, daß der schwächliche Rückzug Napoleons die Einheitsbewegung nicht aufzuhalten vermochte; stolz klang wieder, wie anno 1848, das „Italia farà da se!", die mittelitalienischen Staaten ergriffen die Initiative zur Bildung eines großen Königreiches. Ohne Gewaltstreiche waren die Herzogtümer Modena, Parma und Toskana im Sommer 1859 ihre schlimmen Herrscher los geworden; nun galt es, diesen Vasallen Österreichs auch nach dem Frieden zwischen den Kaiserstaaten die Thore zu sperren. Die Ausführung war leichter, als man sich gedacht hatte; kein Schwert brauchte gezückt zu werden, Parlamentsbeschlüsse und Volksabstimmungen reichten hin, um aus abhängigen, schlecht regierten Kleinstaaten freie und unabhängige Provinzen des aufstrebenden Königreichs Sardinien zu machen. „Eine Revolution umfassendster, durchgreifendster Art vollzog sich mit einer bewunderungswürdigen Ruhe, und jede Partei beeiferte sich, ihre besonderen Wünsche und Ideen dem gemeinsamen Hauptzweck zuliebe zu vertagen und zu opfern. Alle voreiligen Bestrebungen, Venedig, Neapel, der Kirchenstaat wurden zurückgestellt, um zunächst dasjenige zu lösen, was die Diplomatie die mittelitalienische Frage nannte, was aber die gesamtitalienische in halber Entfaltung war, der die vollständige unwiderstehlich folgen mußte." Modena vollzog zuerst den Anschluß an Sardinien, ihm folgte Parma, dann Toskana. Soweit war die Bildung des Königreichs Italien ohne alle Schwierigkeiten erfolgt, Verwickelungen traten erst ein, als ein Teil des päpstlichen Besitztums, die Romagna, sich entschloß, dem Beispiel der Nachbarstaaten zu folgen. Im Augenblick, da eine Schmälerung der weltlichen Macht des Papstes in Frage kam, verdoppelte sich das Interesse der katholischen Staaten an den Vorgängen auf der Apenninenhalbinsel, und in Italien selbst wiederholte manch ernster Politiker nachdenklich das Wort, das Napoleon während des Feldzugs des Jahres 1859 ausgesprochen hatte: Mit dem Papst wird man nicht durch Kanonenschüsse fertig!

Mittel-Italien.

Kirchenstaat.

Schon während des Feldzugs in Oberitalien hatte Pius IX. gegen jede Schmälerung seines Besitzes lauten Protest erhoben und in einer Encyklika feierlich erklärt, daß dem heiligen Stuhle das weltliche Fürstentum von nöten sei, damit es „in Freiheit ohne irgend

ein Hemmnis zum Besten der Religion seine heilige Gewalt ausüben könne." Jetzt erstanden ihm da und dort Verteidiger, deren Macht sich allerdings zumeist nur auf die Herrschaft über Feder und Tintenfaß erstreckte; der mächtigste katholische Fürst, der Kaiser der Franzosen, vermochte sich der Berechtigung der Forderungen der Bürger von Bologna, Ferrara und Ravenna nicht zu verschließen und riet darum dem Papste, sich in das Unvermeidliche zu fügen und seine Herrschaft auf die nächste Umgebung der Siebenhügelstadt zu beschränken. Allein Pius IX. sträubte sich mit aller Macht gegen den Gedanken, daß der Kirchenstaat denselben Weg wandeln sollte, den allmählich alle geistlichen Fürstentümer gegangen waren, und begann sein Söldnerheer zu verstärken, um sein Recht mit Gewalt zu behaupten.

Garibaldi begrüßt König Viktor Emanuel am 7. November 1860 vor den Thoren Neapels.
Nach: Cassel's History of England.

Vor dem Kirchenstaat sollte indessen das große Gebiet des Königreichs Neapel mit Neap I.
Sardinien vereinigt werden, und daß dies ohne Heeresaufgebot und blutige Feldschlachten gelang, hatte Italien allein dem unbezähmbaren Thatendrang Giuseppe Garibaldis zu danken, der unbekümmert um den Zorn der Großmächte auf eigene Faust den letzten bourbonischen Thron stürzte. Wenige Wochen nach der Abtretung von Nizza und Savoyen an Frankreich (24. März 1860) — Napoleon hatte damit seinen Lohn für die militärische Unterstützung Italiens und die Zustimmung zur Angliederung der mittelitalienischen Gebiete erhalten — war Garibaldi mit tausend Freiwilligen in Marsala an der Westküste Siziliens gelandet und hatte am 14. Mai die Diktatur auf der Insel „im Namen Viktor Emanuels, des Königs von Italien", übernommen. Am 27. Mai konnte er bereits in Palermo seinen Einzug halten,

das die neapolitanische Regierung ihm nach kurzer Unterhandlung überlassen mußte. Vergeblich suchte Franz II. durch übereilte Reformen das Übergreifen der revolutionären Bewegung auf das Festland zu verhindern; weder die Wiederherstellung der Verfassung von 1848, noch die Kriegsbereitschaft des 80000 Mann starken Heeres vermochte den Siegeszug des „Räuberhauptmannes", wie man in Österreich ihn zu nennen liebte, aufzuhalten. Als Garibaldi am 19. August bei Reggio das Festland betrat und, ohne irgend welchen Widerstand zu finden, der Hauptstadt zueilte, verließ Franz II., der unschuldig für die Sünden seiner Väter büßen mußte, Neapel, dessen Straßen am 7. September von dem lauten Jubel widerhallten, mit dem das Volk seinen Befreier Garibaldi begrüßte. „Eine Situation wie diese", sagt Jäger, „war noch niemals dagewesen: Siegreich ohne Schlacht, nicht wie ein Feldherr, sondern fast wie ein einfacher Reisender, erreichte dieser Mann, in dem das Gespenst der Revolution Fleisch und Blut angenommen zu haben schien, Station um Station, und ein Gericht ohnegleichen erging über die despotische Regierungsform, für die in der Stunde der Entscheidung fast kein Arm sich waffnete."

Viktor Emanuel und Cavour waren durch Garibaldis stürmisches Vorwärtsdrängen in eine peinliche, gefährliche Lage geraten: die Revolution in Neapel unterstützen, hieß den Zorn der Großmächte reizen, dem Freischarenführer nicht in den Arm fallen, hieß die Gefahr einer Aufwiegelung ganz Italiens und neue kriegerische Verwickelungen heraufbeschwören. In Turin mußte man rasch sich entscheiden, und der König entschied sich dafür, mit einem Teil seiner Armee in den Kirchenstaat einzubrechen, sich dann auf neapolitanischem Gebiet mit Garibaldi zu vereinigen und ihn zum Verzicht auf den Plan, schon jetzt ganz Italien zu befreien, zu bewegen. Am 18. September stießen die sardinischen Truppen bei Castelfidardo unweit Ancona mit den Söldnerscharen des Papstes zusammen und schlugen sie in die Flucht; kurz darauf ergab sich Ancona selbst den Piemontesen. König Viktor Emanuel eilte nunmehr Garibaldi entgegen, zog an seiner Seite am 7. November 1860 in Neapel ein und veranlaßte den Mann von Caprera, sich mit den bisher erreichten Erfolgen zu begnügen. Als das Jahr zu Ende ging, konnte Viktor Emanuel bereits über 22 Millionen Unterthanen gebieten, nur die Edelsteine Rom und Venetien fehlten noch in der Krone des Königreichs Italien.

Seinen vorläufigen Abschluß erhielt das Werk der Jahre 1859 und 1860 am 14. März 1861, an dem Viktor Emanuel, dem Beschluß der Kammern entsprechend, den Titel eines Königs von Italien annahm. Bald sollte sich auch erweisen, daß keine der Großmächte geneigt war, den Umbildungsprozeß, der auf der Apenninenhalbinsel sich vollziehen mußte, aufzuhalten — noch im Sommer des gleichen Jahres, in dem das neue Reich entstand, ward es von der Mehrzahl der einflußreichen Staaten anerkannt; nur die habsburgische Monarchie, der Papst und die spanische Königin Isabella grollten weiter. Cavours Lebenswerk war noch nicht beendet, die schwierige römische Frage noch nicht gelöst und Venetien noch nicht einverleibt, als der große Staatsmann auf der Höhe des Ruhmes am 6. Juni 1861 seine Augen für immer schloß. Sein früher Tod ersparte ihm das peinliche Schauspiel des Kampfes von Patrioten gegen Patrioten, das Garibaldi im Sommer des Jahres 1862 heraufbeschwor, als der Feuergeist Rom wie vordem Neapel durch einen verwegenen Freischarenzug erobern wollte und damit die italienische Regierung zwang, ihre Truppen gegen den Mann marschieren zu lassen, dem das Vaterland soviel verdankte. Das Abenteuer fand ein rasches Ende: Garibaldi wurde bei Aspromonte verwundet und gefangen; als er nach kurzer Haft begnadigt wurde, trug er kein Verlangen mehr nach neuen Aufständen, und die Regierung konnte

Die Generale Havelock und Outram begrüßen Sir Campbell, den Befreier von Lucknow.
Nach dem Gemälde von Thomas J. Barker.

nunmehr ihre ganze Kraft den inneren Angelegenheiten des Königreiches zuwenden. Für eine Reihe von Jahren verschwand die italienische Frage von der Tagesordnung des politischen Lebens.

Preußen

Von den übrigen Staaten Europas lenkten in diesem Jahrzehnt nur wenige die Aufmerksamkeit der Welt auf sich: In Preußen, dessen Entwickelung uns noch beschäftigen wird, beschloß am 2. Januar 1861 der unglückliche Friedrich Wilhelm IV. sein Leben, nachdem bereits seit dem 7. Oktober 1858 der Prinz von Preußen für den in völlige Geistesnacht verfallenen

Rußland

Bruder die Regentschaft geführt hatte. In Rußland führte Zar Alexander II. mit Glück eine der größten sozialen Reformen des neunzehnten Jahrhunderts durch, die Aufhebung der Leibeigenschaft (17. März 1861). In Griechenland war man des Monarchen aus dem Hause

Griechenland.

Wittelsbach überdrüssig geworden; nachdem schon im Februar 1862 eine, freilich rasch unterdrückte Militärrevolte ausgebrochen war, gelang es den Verschwörern während einer Reise des Königspaares die Absetzung Ottos I. „kraft einstimmigen Beschlusses des griechischen Volkes" zu verkünden und eine Nationalversammlung zum Zwecke der Wahl eines neuen Oberhauptes zu berufen. Da sich weder ein englischer, noch ein russischer oder deutscher Prinz zur Annahme der Krone bestimmen ließ, kürte man schließlich am 30. März 1863 den jugendlichen Prinzen Wilhelm von Dänemark, der als Georgios I. den Thron der Hellenen bestieg.

Die Ereignisse in Nord-Amerika, die der am 22. September 1862 von Abraham Lincoln verkündeten Emancipation der Negersklaven folgten, werden im nächsten Abschnitt zur Darstellung gelangen. Von den anderen Weltteilen trat innerhalb des hier behandelten

Indien.

Zeitraumes nur Asien in den Vordergrund, dessen wertvollster Teil, das indische Riesenreich, der Schauplatz fanatischer Kämpfe wurde. Dort hatten sich die Seapoys, die nach europäischem Muster geschulten, von englischen Offizieren befehligten, eingeborenen Söldnertruppen, gegen das winzige Häuflein Engländer aufgelehnt, das im Namen der ostindischen Kompagnie das dichtbevölkerte Land verwaltete, und ihre weißen Herren unter entsetzlichen Martern dahingeschlachtet. Obwohl die Befehlshaber der treu gebliebenen Truppen die strengsten Maßregeln zur Unterdrückung des Aufstandes ergriffen, gingen doch Monate ins Land, ehe Delhi, die Hochburg der Seapoys, erstürmt, Lucknow, das der tapfere Sir Henry Lawrence verteidigte, von Henry Havelock und Sir Colin Campbell befreit, und im ganzen Lande die Ruhe wiederhergestellt werden konnte (1858). Die unmittelbare Folge des Seapoy-Aufstandes war die Übernahme der Regierung des indischen Reiches durch die Trägerin der englischen Krone

Verkündung des Krönungsmanifestes des Zaren

Nach einer gleichzeit

exander II. zu Moskau im September 1856.

ithographie.

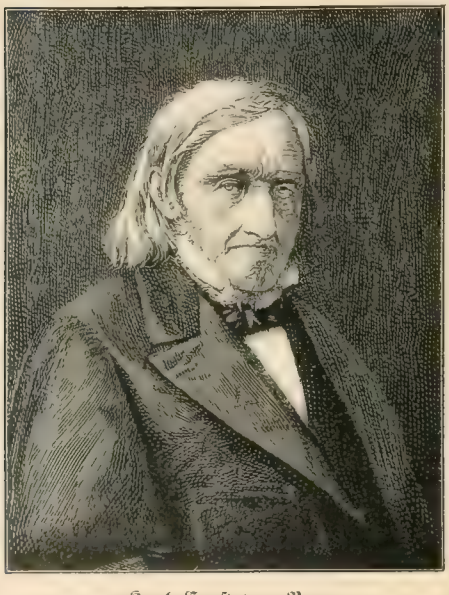
Charles Darwin

und die moderne Abstammungslehre.

Der Stolz, mit dem wir die zweite Hälfte des 19. Jahrhunders für so viele Gebiete menschlichen Kennens und Könnens als eine Zeit noch nie dagewesenen Aufschwunges betrachten, ist nicht zum wenigsten voll berechtigt mit Rücksicht auf die fundamentale Umgestaltung unserer Anschauungen über den Zusammenhang der lebenden Wesen untereinander, eine Errungenschaft, durch die nicht nur die biologischen Wissenschaften Botanik, Zoologie, Anatomie und Physiologie in ganz neue Bahnen gelenkt wurden, sondern auch die Beurteilung des Menschengeschlechtes selbst eine Neuerung erfuhr, deren Konsequenzen tief in allem menschlichen Denken und Fühlen sich geltend machen. Wenn es auch einem jeden deutlich sein wird, daß solch ein gewaltiger Umschwung weder das Werk eines Augenblickes, noch die That eines einzelnen Mannes sein kann, so leuchtet doch in den Kämpfen, die dem Anbruch der neuen Zeit vorangingen, ein Name so hell allen anderen voran, erscheint eine Persönlichkeit auch dem Laien so sehr als die Verkörperung der neuen Ideen, daß wir auch hier nicht umhin können, Darwins Werk zum Mittelpunkt unserer Betrachtung der modernen Entwickelungslehre zu machen. Soll aber den nicht fachmännisch Gebildeten die wahre Bedeutung des großen Engländers dargelegt werden, so ist es erforderlich, den Boden zu beleuchten, auf dem Darwins Lehre sich erhob, einen Rückblick zu werfen auf die Schaffung der nötigen Prämissen in den einzelnen Zweigen der biologischen Wissenschaft, ohne die auch der genialste Forscher es nicht hätte wagen können, die Gesetze der Umwandlung der Tierformen aufzudecken. Denn hierin besteht das Neue, das beim Erscheinen von Darwins Hauptschrift (1859) über die Entstehung der Arten die ganze wissenschaftliche und gebildete Welt in Aufregung versetzte. Die vielfach in Laienkreisen verbreitete Anschauung, als sei durch Darwin zum erstenmal die Idee eines verwandtschaftlichen Zusammenhanges der Lebewesen untereinander überhaupt aufgestellt worden, ist ebenso irrig, wie Darwins Stellung zur Abstammungsfrage des Menschen meist falsch beurteilt wird. Darwin äußerte sich erst zwölf Jahre nach dem Erscheinen seines Hauptwerkes über die Stellung des Menschen zum Tierreich; was er hierin vorbrachte, waren nur die Folgerungen, die sich für jeden Forscher als selbstverständlich aus dem Entwickelungsgedanken ergaben. Indem er die Faktoren darzulegen suchte, die das Hervorgehen des Menschen aus einem dem Affen ähnlichen Wesen beherrschen, brachte er eine längst vor ihm bestehende Anschauung dem Publikum so viel näher, daß ein großer Teil des letzteren mit dem Namen Darwin lediglich die „Abstammung des Menschen vom Affen" verknüpft. Auch dieser ganz einseitigen Auffassung soll die folgende Darstellung, die den Entwickelungsgang der neuen Anschauungen über die „Descendenz" der Lebewesen vor, durch und nach Darwin in großen Zügen schildern soll, begegnen.

Große Thaten glücklich bahnbrechender Forscher werden zumeist erst dann begreiflich, wenn wir die einzelnen Geistesströmungen kennen, die oft unter heftigen Kämpfen sich in der neuen Lehre vereinigen. Solcher Einflüsse hat die moderne Entwickelungslehre eine ganze Reihe aufzuweisen und bedeutende Namen sind es, an welche sich die Entstehung dieser Einzeldisziplinen knüpft; bei manchen müssen wir bis ins vorige Jahrhundert zurückgehen.

Der erste Strom, den wir betrachten müssen, ist die Embryologie oder die Lehre von der Entwickelung des einzelnen Individuums (auch Ontogenese genannt). Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte man keine vernünftige Vorstellung davon, wie aus den Keimen der Körper des fertigen tierischen Wesens hervorgeht. Man glaubte, daß in dem schon seit dem 17. Jahrhundert bekannten männlichen Keimelement, dem „Samentierchen" der fertige Organismus gleichsam in nuce enthalten sei, eine als Evolutionstheorie bezeichnete, von den bedeutendsten Forschern, namentlich dem Physiologen Haller vertretene Lehre, wonach die ganze Entwickelung nur eine Art Enthüllung bereits fertig vorgebildeter Teile darstellen sollte. Hiergegen trat 1759 Caspar Friedrich Wolff auf und zeigte zum ersten Male, wie sich aus dem Hühnerei allmählich der Embryo entwickelt, indem einfache blattförmige Anlagen (die Keimblätter) die komplizierten Organe des Tieres hervorgehen lassen. Diese richtige Lehre von der Epigenesis brach sich jedoch erst im Anfang dieses Jahrhunderts, namentlich durch die erneuten sorgfältigen Untersuchungen von K. E. von Baer (Bd. I., S. 493) und Pander Bahn. Ersterer wurde auch der Entdecker des Eies der Säugetiere, und damit war der Boden geebnet für die nun mächtig emporblühende Embryologie, zu deren hervorragendsten Vertretern in der Mitte dieses Jahrhunderts Männer wie Rathke, Reichert, Remak und Kölliker gehören.



Karl Ernst von Baer.

Durch die Ausdehnung der embryologischen Untersuchungen über eine größere Zahl von Tieren erkannte man, daß den epigenetischen Vorgängen C. Fr. Wolffs ein bestimmtes Gesetz zu Grunde liegt, daß die einfacheren Stadien früherer Perioden den bei niederen Lebewesen im erwachsenen Zustande sich findenden Bildungen entsprechen. So entwickelte sich die Vorstellung, daß das Aufsteigen von niederen zu höheren Zuständen, das wir in der Tierreihe beobachten, in der Entwickelung des Einzelwesens wiederkehrt und es lag die Vermutung nicht fern, daß sich hier ein ursächlicher Zusammenhang offenbart. Die höheren Formen sind die Nachkommen der niedriger organisierten, und wenn letztere in ihrer Einzelentwickelung (Ontogenese) niedere Stadien durchlaufen, so liegt darin eine Wiederholung der Zustände bei den Vorfahren. Hierin liegt das Grundgesetz aller Entwickelung (biogenetisches oder Baersches Gesetz). Aber — mußte man sich fragen — gilt dies auch für die ersten Anfänge des Organismus überhaupt, für die Keimelemente selbst, die man als weibliches (Ei) und männliches (Samentierchen) kennen gelernt hatte? Eine Antwort hierauf konnte erst gegeben werden durch die Erkenntnis des Urelements, das alle lebenden Wesen aufbaut.

Ein Schüler des großen Berliner Anatomen und Physiologen Johannes Müller (Bd. I., S. 494), Theodor Schwann war es, dem die Entdeckung gelang, daß der ganze Körper der Tiere sowohl als der Pflanzen aus bestimmten Elementen zusammengesetzt ist, die unter sich ursprünglich gleich nach den verschiedensten Richtungen sich differenzierend die Grundlage für alle so verschiedenen Gewebe des fertigen Organismus abgeben: Von pflanzlichen Gebilden ausgehend, legte man anfangs auf die bei diesen besonders deutliche Umhüllungsschicht der Elemente den Hauptwert, und nannte dieselben Zellen, ein Name, der bis heute sich erhalten hat, obwohl man längst erkannte, daß das anfänglich so hoch geschätzte Merkmal nur für die Pflanzen, aber gar nicht für die Tiere gilt. Bei diesen ergaben sich andere, auch bei den Pflanzen bestehende Teile der Zellen als wesentlich: Eine weiche Masse, aus dem Urstoff gebildet, der alles Lebende zusammensetzt, dem Protoplasma, einer chemisch sehr komplizierten organischen Verbindung, und einen von diesem umschlossenen Teil, den „Kern". Schwann

Mit dieser Erkenntnis erst bahnte sich der enorme Aufschwung an, den die Erforschung des Baues des tierischen Körpers nehmen konnte. Eine eigene mikroskopische Anatomie entwickelte sich und lehrte in allen Teilen des Körpers die Rückführung auf das Urelement. Die Leistungen, die um die Mitte des Jahrhunderts von Kölliker auf diesem großen Gebiete inauguriert wurden und die mit immer steigender Entfaltung der mikroskopischen Technik einen ungeheuren Stoff von Thatsachen zu Tage förderten, haben die Anatomie des Menschen und der Tiere in früher ungeahnter Weise vertieft. Die Lehre von den Geweben oder Histologie gab nicht nur der Anatomie, sondern auch der Physiologie ganz neue Basis, vor allem aber baute sich hierauf die moderne Medizin insofern auf, als R. Virchow die Zellenlehre auf das pathologisch-anatomische Gebiet übertrug. Eine sehr wichtige Folge dieser Zellenlehre war, daß man die Keime, aus denen der Organismus hervorgeht, als einfache Zellen kennen lernte. Selbst das Eigelb des Huhnes stellt trotz seiner durch Anhäufung von Nahrungsdotter bedingten Größe nur eine Zelle dar. Diese Erkenntnis der einheitlichen Grundlage aller Entwickelung brach sich natürlich erst allmählich Bahn und es ist eines der großen Verdienste Karl Gegenbaurs, hier endgültig Klarheit geschaffen zu haben.

Mit diesen Errungenschaften war von seiten der Embryologie und der Zellenlehre der Anschluß an die Resultate der Zoologie und der vergleichenden Anatomie erreicht. So fand auch der niederste Zustand der höheren Wesen seinen Repräsentanten in noch existierenden Tierformen, in jenen niedersten Lebewesen, den Protozoen, die auf der Grenze von Tier- und Pflanzenreich die Ausbildung der Einzelligkeit in höchster Potenz offenbaren; die Vereinigung von Ei- und Samenzelle, die als Befruchtungsprozeß die Entwickelung aller mehrzelligen Tiere einleitet, fand in gewissen, als „Konjugation" bezeichneten Vorgängen von Vereinigung der Protozoen-Individuen einen Vorläufer. Die Annahme einer Verwandtschaft aller Organismen, die aus der Entwickelung sich ergab, erhielt durch die vergleichende Anatomie eine glänzende Bestätigung.

Unter den Männern, die das Gemeinsame, die Urform in Pflanze und Tier zu erkennen suchten, treffen wir keinen Geringeren als Goethe:

„Alle Gestalten sind ähnlich, doch gleichet keine der andern;
Und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz."

In diesem Dichterwort liegt der Keim unserer ganzen modernen Morphologie, die namentlich nach Darwins Auftreten so große Triumphe feiern sollte, und so erscheint es als berechtigt, wenn man Goethe als einen der wichtigsten Vorläufer Darwins bezeichnet. Wie intensiv bereits in einem so hervorragenden Geiste wie Goethe die Überzeugung herrschte, daß die

Übereinstimmung im Bau auch für eine Gemeinsamkeit der Abstammung spreche, ersieht man aus den Spezialuntersuchungen, die er als Nichtfachmann unternahm und mit denen er Erfolge errang, durch die er die Fachgelehrten seiner Zeit weit überflügelte; wir meinen seine bekannte Arbeit über den Zwischenkiefer des Menschen, ein Skelettstück, von dem damals angenommen wurde, daß es nur den Tieren, nicht aber dem Menschen zukommen sollte. Indem Goethe die Unrichtigkeit dieser Annahme und das betreffende Stück als auch beim Menschen vorkommend nachwies, sprach er sich für die tierische Abstammung des Menschen bereits zu einer Zeit aus, in der solche Anschauungen noch etwas völlig Neues waren. Er kämpfte in diesen Anschauungen gemeinsam mit anderen hervorragenden Männern, namentlich den berühmten Franzosen Lamarck und Geoffroy St. Hilaire, für die allmähliche und ununterbrochene Descendenz der jetzt lebenden Formen von früheren, gegen eine andere, ebenfalls durch überaus bedeutende Forscher vertretene Richtung.

Palaeontologie.

Der Führer dieser gegnerischen Partei war der Begründer einer neuen Lehre — der Palaeontologie. Georges Cuvier (Bd. I., S. 493), der auch für die vergleichende Anatomie bahnbrechende Bedeutung besitzt, war merkwürdigerweise zu einer Anschauung gelangt, die sich mit der allmählichen Fortbildung der Organismen nicht zu vertragen schien. Um gerecht zu sein, muß man die Entwickelung der Palaeontologie oder die Lehre von den Resten der Lebewesen, die früher auf unserem Erdball existierten, kennen. Diese Reste, die „Fossilien", „Petrefakten", die in den früheren Jahrhunderten zu phantastischen Deutungen geführt hatten, zeigten die Herrschaft längsterloschener Thiergeschlechter auf unserer Erde, ohne daß von diesen eine kontinuierliche Verbindung zu den jetzt existierenden deutlich wäre. Dieser Umstand, der lediglich in der Lückenhaftigkeit unserer Funde solcher ausgestorbener Wesen seinen Grund

Cuvier.

hat, brachte Cuvier (Bd. I., S. 493) zu der Annahme, daß die ganze Tierschöpfung wiederholt durch gewaltsame Revolutionen dem Untergang verfallen sei, worauf dann neue Geschöpfe durch Thätigkeit eines Urschöpfers sich gebildet hätten. Die Katastrophentheorie Cuviers spielte eine sehr große Rolle und ihr erlagen die gegenteiligen Anschauungen, namentlich Lamarcks, der bereits in geistvoller Weise nicht bloß die Verwandtschaft der Lebewesen, sondern auch die Faktoren ihrer Umwandlung, namentlich Gebrauch und Nichtgebrauch der Teile zu beleuchten suchte. Über ein enormes Material direkt beobachteter Thatsachen verfügend, war es Cuvier ein Leichtes, in den damals in der französischen Akademie sich abspielenden Kämpfen die Gegner zu schlagen, obwohl sie ein richtiges Prinzip verteidigten.

Lyell.

Diesen Bann gebrochen zu haben ist das Verdienst des berühmten englischen Geologen Ch. Lyell (1797—1873), der zeigte, daß die Umgestaltung der Erdoberfläche in den verschiedenen Perioden uns zwar als eine gewaltige erscheinen muß, daß aber doch hierin nur eine allmähliche Umwandlung sich offenbart, die durch dieselben Kräfte erfolgt ist, wie wir sie noch jetzt auf unserer Erde in Thätigkeit sehen. Wenn auch lokale Umwälzungen vielfach eingetreten sein mögen, so kann doch von einer Unterbrechung der Existenz der lebenden Wesen, wie sie Cuviers Katastrophenlehre forderte, nicht die Rede sein.

Manche Verfechter der Descendenzlehre suchten sich über die bloße Annahme der Verwandtschaft der Lebewesen zu erheben und die Faktoren ihrer Umwandlung zu erkennen. Hierbei mußte das Problem gelöst werden, wie die allgemeine Zweckmäßigkeit der Einrichtungen zu erklären ist, die wir auf Schritt und Tritt in der Natur bewundern und die uns zeigt, daß die Lebewesen den Bedingungen ihrer Existenz in auffallender Weise angepaßt sind. Solange man auf dem Standpunkt von Linné verharrte, wonach jede Tier- und Pflanzenart einem

selbständigen Akt der Schöpfung ihre Entstehung verdanke, hatte ja freilich diese Erscheinung nichts Wunderbares. Man bewunderte einfach die Weisheit des Schöpfers, die sich auch in den kleinsten Einrichtungen der Organe offenbarte. Aber diese kindlich naive Anschauung, der zweifellos die Mehrzahl der Naturforscher in der ersten Hälfte des Jahrhunderts huldigte, mußte eine wesentliche Veränderung erfahren mit dem Durchdringen der Descendenzidee, die Schöpfungsakte in der Entwickelungsreihe der Tier- und Pflanzenformen ausschloß.

Wie kommt es, daß zwar bei der Erzeugung der Nachkommen die guten Einrichtungen sich erhalten, daß sie aber nicht immer bestehen, daß sehr unnütze Teile dem Körper beigegeben sind, die oft genug schädlich werden? Daß das Bessere, Vollkommenere immer den Sieg davonträgt, entging bereits den großen griechischen Philosophen nicht und schon bei dem griechischen Philosophen Empedokles finden wir den Satz: „Der Kampf ist der Vater alles Guten", der wie eine prophetische Ahnung der Darwinschen Lehre klingt . . .

Charles Lyell.

Aber diesen Gesichtspunkt des Kampfes führte niemand fort. Die großen Forscher der ersten Hälfte des Jahrhunderts, Goethe, Lamarck, Oken, Treviranus, die dem Problem der Umwandlung der Lebewesen näher traten, begnügten sich zum größten Teil mit der Äußerung der Idee, daß das umgebende Medium von Einfluß sei, das „milieu", wie die Franzosen jetzt sagen, ein gewiß richtiger Gedanke, der vielleicht noch eine große Zukunft hat. Weiter ging nur Lamarck. Er formulierte geradezu eine Transmutationstheorie. Seine Spekulationen enthalten vieles sehr Bemerkenswerte, ja neben großen Irrtümern Richtige, so daß sie noch heute neben Darwins Ideen eine große Rolle spielen und durchaus nicht als abgethan gelten können. Er suchte im Organismus selbst die Quelle der Umgestaltung in einer Fähigkeit desselben, sich anzupassen. Eine Art von Wille wird vorausgesetzt, dessen Wirkungen sich in der Umgestaltung der Teile kundgeben. Gewohnheit, Gebrauch und Nichtgebrauch, das sind die Faktoren, die über die Ausbildung eines Organes entscheiden. So richtig diese Idee ist, so unglücklich sind vielfach die Beispiele gewählt. Das bekannteste ist das von der Giraffe, deren langer Hals durch das Recken zur Erreichung hoher Zweige entstanden sein soll. Lamarcks That war für seine Zeit ein großer Fortschritt, aber sie hatte keinen Erfolg; daß nicht einmal Goethe von Lamarcks Lehre Kenntnis erhielt, zeigt, daß dieselbe in Deutschland spurlos vorüber ging. Wir haben nun den Boden gewonnen, auf dem ein Verständnis der wahren Bedeutung von Darwins Geistesthat allgemein verständlich sein dürfte.

Darwin.

Charles Darwin wurde am 12. Februar 1809 in Shrewsbury geboren als der Sproß einer Familie, die schon manchen tüchtigen Arzt und Naturforscher hervorgebracht hatte. Am bekanntesten wurde der Großvater Erasmus Darwin, der sich in ähnlichen Ideenkreisen bewegte, wie sein großer Enkel, aber in einer mehr phantastischen Weise. Man wird bei

solcher auffallenden Ähnlichkeit, die größer ist als die zwischen Darwin und seinem Vater, unwillkürlich an ein Gesetz erinnert, das in Darwins Lehre eine hervorragende Rolle spielt, den sogenannten Atavismus, wonach die Eigenschaften der Vorfahren sich oft ganz besonders deutlich in der zweiten Generation wiederholen.

Darwins Entwickelungsgang ist keineswegs ein solcher gewesen, wie man ihn zunächst hätte erwarten sollen. Gerade der Umstand aber, daß er nicht der landläufigen medizinisch-naturwissenschaftlichen Schulung sich unterzog, verleiht dem Wege, auf welchem er zu seinen großen Entdeckungen kam, einen besonderen Reiz, ja man kann sagen, er würde sein Ziel auf dem breitgetretenen Pfade der damaligen schulmäßigen Anschauungen wohl schwerlich jemals erreicht haben. Eine elementare Liebe zur Natur und ein angeborener Drang zum Beobachten und Sammeln regte sich früh in dem Knaben, das Studium der Medizin dagegen, dem er sich auf der Universität Edinburgh zwei Jahre lang widmete, reizte ihn wenig; die trockenen Vorlesungen über Geologie und Anatomie hätten ihm beinahe die Lust an diesen Gebieten verdorben, wenn er nicht mit befreundeten jungen Forschern sich privatim und freilich ziemlich unmethodisch mit diesen Fächern hätte beschäftigen können. Sein Vater, wenig erbaut von einer solchen Art des Studiums, versuchte, den Sohn, als zur Medizin ungeeignet, in die Bahnen der Theologie zu lenken. Der junge Darwin fügte sich dem Plane, Landpfarrer zu werden, studierte im vollen Glauben an die Dogmen der Kirche drei Jahre in Cambridge, und zu Anfang des Jahres 1831 bestand der spätere Reformator der Naturwissenschaften sein Examen als theologischer Baccalaureus artium. Diese Episode ist vielleicht für jene von Interesse, die, selbst auf streng religiösem Boden stehend, geneigt sind, in Darwin einen Atheisten und Revolutionär zu erblicken, dessen neue Lehren über den Ursprung des Menschen dazu bestimmt seien, dem Glauben und der Moral den Boden zu entziehen.

Seinen naturwissenschaftlichen Neigungen war Darwin nicht untreu geworden. Auch in Cambridge betrieb er sie durch Lektüre, durch Sammeln, Ausstopfen gejagter Vögel, vor allem aber durch persönlichen Verkehr mit hervorragenden Gelehrten, wie den Geologen Segdwick und dem Botaniker Henslow. So erwachte in ihm der Wunsch, eine naturwissenschaftliche Forschungsreise zu unternehmen. Eine Gelegenheit hierzu bot sich, als zu Ende des Jahres 1831 die englische Regierung die Brigg „Beagle“ unter dem Kommando des Kapitän Fitz-Roy ausrüstete, welche die Küste Südamerikas vermessen sollte. Von seinem Onkel und späteren Schwiegervater Wedgwood hierauf aufmerksam gemacht, erlangte Darwin nur schwer die Einwilligung seines Vaters und die Zustimmung des Kapitäns, der, unter dem Einflusse Lavaterscher Ideen stehend, gegen Darwins — Nase etwas einzuwenden hatte, deren Stumpfheit und Kleinheit auf einen Mangel an der für ein solches Unternehmen nötigen Energie zu sprechen schien! Zum Glück für die Wissenschaft wurden diese Bedenken beseitigt und Fitz-Roy selbst überzeugte sich bald genug von der Unrichtigkeit seiner Diagnose.

Darwins Reise um die Welt.

Die große Erdumsegelung Darwins in den Jahren 1832—36 legte den Grund zu seinen bahnbrechenden Entdeckungen. So groß und nachhaltig war der Eindruck dieser Fahrt, daß Darwin nach seiner Rückkehr niemals mehr die Lust verspürte, den Boden Englands zu verlassen. Die Schilderung der unendlich mannigfaltigen Eindrücke dieser vielleicht wichtigsten Reise, die jemals von einem Forscher unternommen worden ist, wurde von Darwin selbst gegeben in einem Werke, das sich durch seine allgemein faßliche Darstellung, seine frische und liebenswürdige Schreibweise auch jedem Laien als genußreiche Lektüre empfiehlt.

Das Hauptziel waren die Küsten Südamerikas, wo namentlich in Brasilien, Patagonien

und Chile weite Reisen in das Innere des Landes unternommen wurden. Von Amerika aus wurde zunächst der Galapagos-Archipel besucht, dann der Stille Ocean durchkreuzt; über Neuseeland, Australien ging die Fahrt um das Kap der guten Hoffnung nach St. Helena, dann noch einmal zur brasilianischen Küste und über die Azoren nach England, wo endlich nach fünfjähriger Abwesenheit in Falmouth der heimatliche Boden wieder betreten wurde.

Die Lücken, die Darwins Studiengang begreiflicherweise gelassen hatte, füllte derselbe während der Fahrt schnell aus; er gewann die Fähigkeit der mikroskopischen Beobachtung und wurde namentlich durch Lyells geologische Werke auf neue Bahnen gelenkt. Vor dem durch kein Schuldogma getrübten Auge des jungen Theologen enthüllten sich nun Schlag auf Schlag die Rätsel von Thatsachen, die als solche ja nicht neu waren; in seinem umfassenden Geiste wurden die einzelnen Eindrücke zu Bausteinen, deren Zusammenfügung das stolze Gebäude der modernen Entwickelungslehre ergab. An der Küste Südamerikas und auf den Pässen der Cordilleren sprachen zu ihm die Reste ausgestorbener Tiere. Die Muscheln, deren manche noch einige hundert Meter über dem jetzigen Meeresniveau mit den jetzt im Meere lebenden übereinstimmen, zeigten ihm den jetzigen Kontinent in Bewegung, aufsteigend aus dem Meere und teilweise wieder versinkend. Die mächtigen grauenerregenden Ausbrüche vulkanischer Thätigkeit der Cordilleren, deren Augenzeuge er selbst am Osorno in Chile wurde, führten ihn auf den ursächlichen Zusammenhang der Veränderung der Kontinente mit den eruptiven Kräften. Diese Veränderungen von Land und Meer mußten aber für die Umwandlung der Lebewesen von Bedeutung sein. Die Reste gewaltiger ausgestorbener Säugethierarten führten den jungen Forscher zur Frage nach dem Grunde des Aussterbens von Tierformen und in Verbindung mit der Frage des Grundes der Neubildung anderer Arten wurde der Keim zur Lehre vom Kampf ums Dasein gelegt. Die Berührung mit den auf niedrigster Stufe stehenden Wilden Feuerlands legte ihm den Gedanken einer Ausfüllung der Kluft nahe, die scheinbar zwischen dem europäischen Menschen und seinen tierischen Vorfahren besteht. So wirkte die Reise zündend und befruchtend nach den verschiedensten Richtungen hin. Der Ausreifung der so begründeten Ideen und der Verarbeitung des gesammelten Stoffes war die lange Zeit nach der Rückkehr von der Reise bis zum Tode Darwins gewidmet.

Nach der Vermählung mit seiner Cousine Wedgwood im Jahre 1839 bezog Darwin ein kleines Landhaus in dem kleinen Orte Down bei Kent, wo er vierzig Jahre in größter Zurückgezogenheit ganz seiner Arbeit lebte, oft schwer kämpfend mit den Nachwirkungen einer in Südamerika erlittenen schweren Erkrankung, bis zu dem am 19. April 1882 erfolgten Tode. Sein Volk ehrte den großen Forscher durch Beisetzung in der Westminster-Abtei.

Wollen wir hier Darwins Werke im ganzen würdigen, so müssen wir zunächst einen Punkt hervorheben, der dem großen Publikum meist unbekannt ist. Neben seinen Hauptarbeiten, die den Namen Darwin über die ganze Erde getragen haben, rühren von ihm noch sehr zahlreiche, zum Teil nur für das Spezialfach der Geologie und Zoologie bedeutungsvolle Untersuchungen her. Seine Theorie der Entstehung der Korallenriffe, die Studien über insektenfressende Pflanzen, über die Befruchtung der Orchideen u. a. m., gehören zu den wertvollsten Schätzen der Wissenschaft. Von allgemeinerer, auch praktischer Bedeutung ist die Erkenntnis der ungeheuren Rolle, welche die Regenwürmer für die Erzeugung der Ackerkrume spielen. Man muß über die Exaktheit aller dieser Arbeiten bei einem Manne staunen, der ein wirklicher Autodidakt in der Zoologie war — ein Naturforscher von Gottes Gnaden, anders kann man es nicht bezeichnen. Dies offenbart sich am großartigsten in seinem Hauptwerke

Entstehung der Arten.

„Über die Entstehung der Arten", dessen Erscheinen im Jahre 1858 die Morgenröte einer neuen Epoche in den biologischen Disziplinen, ja in der Denkweise der ganzen Menschheit bedeutet.

Schon im Jahre 1839 hatte Darwin einen Entwurf seiner Ideen über die Umwandlung der Lebewesen seinen nächsten Freunden unterbreitet, 1844 denselben weitergeführt und so lag bereits das Werk in seinen Grundzügen vor, als im Jahre 1858

Wallace.

Darwins Freund, der große Naturforscher Alfred Wallace, der damals seine Forschungsreise nach den Molukken ausführte, diesem einen Entwurf über das gleiche Thema zusandte, in dem ähnliche Anschauungen formuliert waren. Er bat Darwin um sein Gutachten und eventuelle Veröffentlichung. Darwins Bescheidenheit war so groß, daß er sicher sein eigenes Produkt zu gunsten von Wallace unterdrückt haben würde, wenn seine Freunde Hooker und Lyell sich nicht ins Mittel gelegt und den Zögernden zur endlichen Veröffentlichung eines Auszugs seines Werkes gedrängt hatten, der nun gleichzeitig mit Wallaces Mitteilung erschien. Der springende Punkt der neuen Lehre war eine Anwendung des Malthusschen Satzes von der allgemeinen Konkurrenz im Menschengeschlecht auf die Tier- und Pflanzenwelt, die Idee des Zusammenhangs aller Fortschritte mit einem allgemeinen Kampfe aller Lebewesen untereinander und mit den umgebenden Bedingungen um die Existenz. Der scheinbar friedliche Charakter der Natur verhüllt nur die Äußerungen dieses überall im stillen sich vollziehenden Kampfes. „Der Krieg ist jedoch nicht gleichmäßig, sondern wiederholt sich in geringerem Maße in kurzen Perioden und tritt gelegentlich in großen Perioden schärfer hervor; daher werden seine Wirkungen leicht übersehen." Merkwürdig ähnlich waren Wallaces Ideen in seinem Aufsatze „über die Tendenz der Varietäten, vom ursprünglichen Typus abzuweichen".

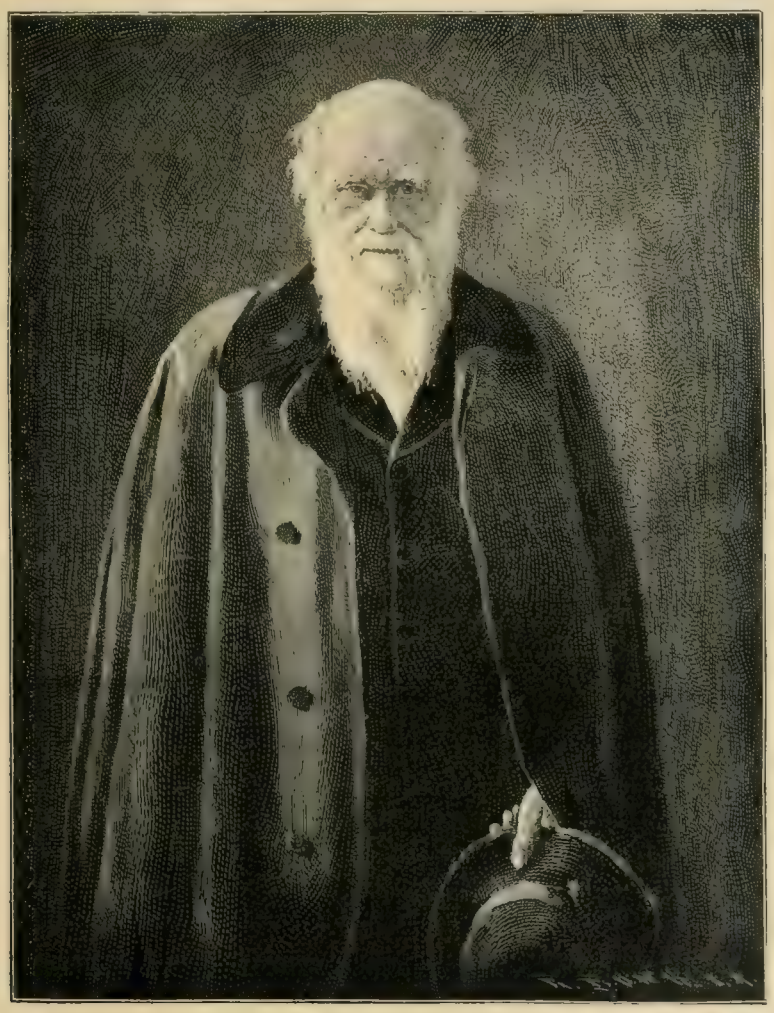
Darwins erstes großes Werk „Origin of species" war nur der Vorläufer anderer umfassender Arbeiten, in denen die begonnene Aufgabe zu Ende geführt wurde. Im Jahre 1868 folgte das zweibändige Buch: „Das Variieren der Tiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation", in dem die Gesetze der Vererbung ganz neu beleuchtet wurden. 1871 endlich fand das Lebenswerk Darwins seine Krönung durch die stilistisch wohl am höchsten stehende, jedem Laien ohne weiteres verständliche Schrift: „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl".

Darwins Lehre.

Die Grundzüge der ganzen Lehre Darwins dem nicht fachmännisch gebildeten Laien in Kürze und auf dem hier gestatteten relativ knapp bemessenden Raum klar zu machen, ist keine ganz leichte Aufgabe. Wir wollen daher nur die Hauptpunkte hervorheben, die allgemein verständlich und allgemein interessant sind. Sind die Tierformen veränderlich? Sind ihre Veränderungen bestimmten Gesetzen unterworfen? Wie kommt es, daß immer wieder zweckmäßige Einrichtungen herausbilden? Das sind einige der Hauptfragen des schon vor Darwin aufgestellten Programmes, das von ihm zum ersten Male und konsequent durchgearbeitet wurde. Ein ausgezeichnetes Material zur Prüfung dieser Fragen bot sich Darwin dar in der großen Zahl von Tieren und Pflanzen, die der Mensch seit altersher seiner kulturellen Pflege unterworfen hat, um sie seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Diese domestizierten Wesen zeigen deutlich, daß alles Organische veränderlich ist, und zwar in doppeltem Sinne. Wir müssen hier unterscheiden zwischen den Veränderungen des einzelnen Wesens und denen einer Reihe von Individuen, die durch das Band der Verwandtschaft resp. Abstammung miteinander verknüpft sind. Erstere nennen wir die individuelle, letztere die erbliche oder hereditäre Veränderlichkeit. Bei der individuellen Veränderlichkeit giebt es wieder verschiedene Möglichkeiten. Abgesehen von der zeitlichen Veränderlichkeit,

der jedes Wesen unterworfen ist und die uns als ein aufsteigender Entwickelungsgang und als ein Niedersteigen bis zum Tode entgegentritt, sehen wir, daß die Organismen durch das „milieu“, durch Ernährung, durch Übung, Nichtgebrauch u. s. w. umgewandelt werden können, wenn auch nur innerhalb enggezogener Grenzen (Mutabilität). Davon völlig verschieden ist die Erscheinung der Variabilität, die aussagt, daß kein lebendes Wesen weder im ganzen noch in Mutabilität.



Charles Darwin.
Nach dem Gemälde von John Collier.

seinen Teilen völlig einem anderen gleicht. Es ist unmöglich, auf einem Baume auch nur zwei Blätter nachzuweisen, die bei genauer Ausmessung ihrer Teile sich mathematisch kongruent wären. Was wir beim Menschen so deutlich sehen, wo selbst Zwillinge bei genauer Betrachtung doch große Unterschiede voneinander zeigen, das kehrt in der ganzen Tier- und Pflanzenreihe wieder. Besonders auffällig zeigt sich dies Phänomen bei den sogenannten Haustieren, z. B. bei Pferden, Hunden, Schafen u. s. w. Dies Gesetz der Variabilität ist eines der wichtigsten Fundamente der Darwinschen Lehre. Variabilität.

Wenn innerhalb einer sogenannten Art, Spezies, wie sie früher als unveränderlich gedacht wurde, sich individuelle Variabilität findet, so besteht die Möglichkeit, daß bei der Fortpflanzung der Art nicht alle Individuen sich gleichmäßig vermehren und daß somit bestimmte, von anderen variierende Charaktere in der folgenden Generation andere überwiegen. Darauf beruht das ganze Geheimnis der künstlichen Zuchtwahl; der Züchter wählt sich diejenigen Tiere heraus, welche die ihm vorteilhafte Eigenschaft am besten ausgeprägt zeigen und läßt die minder guten Individuen nicht zur Nachzucht zu. Die Hauptkunst beruht in der genauen Prüfung der individuellen Vorzüge, mag es sich nun um besonders bevorzugte Rennpferde, oder gute Schlachttiere, oder um Pflanzen handeln, deren Blüten gerade beim Publikum besonders beliebt sind. Daß auf diesem Wege ganz neue Tier- und Pflanzenvarietäten herangezogen worden sind, ist allgemein bekannt.

Wie aber kommt es, so muß man sich fragen, daß nun auch immer wirklich die Eigenschaften eines bevorzugten Tieres in seinen Nachkommen wiederkehren? Der Züchter muß sich hier auf die große Naturerscheinung verlassen, die wir alle kennen und die beim Menschen die größte Rolle spielt, die Vererbung, ein Kompler von Erscheinungen, deren Aufhellung wir Darwin verdanken. Der Züchter darf nicht gleichgültig sein bei der Auswahl der zur Paarung bestimmten Tiere. Er muß darauf sehen, daß beide Parteien die betreffenden Vorzüge möglichst scharf zeigen, um der gleich guten Nachkommenschaft sicher sein zu können. Er muß also mit den Gesetzen der Vererbung rechnen, die wir nur ganz kurz streifen können.

Im allgemeinen wird ein Produkt erzeugt, das den Eltern gleicht. Sind diese annähernd gleich, so ist das Resultat einfach, sind sie aber ungleich, so entsteht ein komplizierter Kampf zwischen den verschiedenen Vererbungstendenzen, die in den Eltern ruhen. Indem möglichst gleiche Wesen zur Zucht ausgelesen werden, kann man eine Reinzucht oder Inzucht der betreffenden Varietät erzielen, aber es zeigt sich, daß die Natur dieses Vorgehen nur für eine gewisse Reihe von Generationen verträgt und daß sie alsdann eine Beimischung fremden Blutes verlangt, eine Kreuzung, wie es die Züchter nennen. Wird aber eine solche vorgenommen, so kommen vielfach die Eigenschaften der Eltern nur unvollkommen zum Ausdruck; im Kampf der Vererbungsmomente machen sich ältere Eigenschaften früherer Generationen geltend, es tritt ein Rückschlag auf großelterliche Charaktere oder noch weiter in der Vorfahrenreihe zurückliegende Eigenschaften ein, der Atavismus. Daß man diesen künstlich hervorzaubern kann, zeigte Darwin an einem klassischen Beispiel, indem er zwei ganz verschiedene Taubenrassen miteinander paarte und ein Individuum erzielte, das die blauen Deckfedern der Flügel der Urform zeigte, von denen die gepaarten Tiere keine Spur aufwiesen.

Ob nun aber auch die direkt die Eltern treffenden äußeren Einwirkungen auf die Nachkommen vererbt werden, ob es eine erbliche oder hereditäre Mutabilität giebt — dies ist eine Frage, die durch Darwin nicht entschieden worden ist; er scheint der Annahme geneigt, daß die so erworbenen Eigenschaften der Eltern auch auf die Nachkommen übergehen, aber bei seiner Lehre spielt diese Frage, die bei seinen Nachfolgern eine brennende wurde, eine vielleicht zu geringe Rolle. Darwin rechnete in erster Linie mit den Ergebnissen der erblichen Variabilität der Haustiere und Zierpflanzen; sie gab das Fundament seiner weiteren Betrachtungen ab. Wenn es möglich war, daß der Mensch in der relativ kurzen Zeit seiner Einwirkung so große Veränderungen an seinen Kulturwesen hervorbrachte, so muß man fragen, ob die Natur nicht ähnliche Mittel besitzt, durch welche eine Modifikation der wildlebenden Tiere und Pflanzen begreiflich wird.

Darwin fand ein solches Prinzip in der natürlichen Zuchtwahl oder dem Kampf ums Dasein. Daß ein Ringen der Lebewesen untereinander thatsächlich stattfinden muß, das ergiebt sich aus folgenden Überlegungen: Es werden unendlich viel mehr Keime erzeugt, als zur Reife kommen können. Die Vermehrungsfähigkeit mancher Tiere ist ungeheuer. Manche Fischarten würden, wenn alle die Hunderttausende von Eiern, die ein Weibchen erzeugt, sich zu erwachsenen Tieren entwickelten, bald alle Meere, Flüsse und Seen ausgefüllt haben. Aber auch bei den nur wenige Junge erzeugenden Landtieren würde in etwas längerer Zeit die Bevölkerung der Kontinente von einem Paar aus erfolgen, da ja die Zunahme, wenn sie gleichbleibend in Zahl ist, in geometrischem Sinne fortschreitet, von 2 zu 4, 16, 32, 64 u. s. w., wobei schon nach einer Reihe von Generationen sich ungeheure Zahlen ergeben. Natürliche Zuchtwahl.

Natürlich müssen von allen diesen Keimen, resp. jungen und reifenden Wesen eine Unmasse zu Grunde gehen, denn das Dichterwort: „Raum für alle hat die Erde" ist grundfalsch! Der nicht allzu große Flächeninhalt der Kontinente ist zum Teil unbewohnbar durch die arktische Natur vieler Landstriche, durch hohe Gebirge und Wüsten. Daß daher die wirklich günstigen Gebiete rasch übervölkert wären, liegt auf der Hand. Wir sehen, daß im Laufe der Erdentwickelung die Tierwelt gelernt hat, alle nur denkbaren Existenzmöglichkeiten auszunutzen, sich vom Wasserleben dem Landaufenthalt und dem in der Luft anzupassen, Umwandlungen erfahrend, bei denen wohl die Not die große Züchterin gewesen ist. Besonders deutlich zeigen dies die Landsäugetiere, die ins alte Urelement des Meeres zurückgekehrt sind und eine solche scheinbare Ähnlichkeit mit Fischen erlangt haben, daß sie von Laien oft als zu diesen gehörig betrachtet werden. Ein unerbittlicher Kampf ist es, der an den Grenzen bewohnbarer Gebiete stattfindet. Von den Bäumen an der Grenze der Vegetation im Gebirge können nur die kräftigsten diesen Kampf bestehen und da diese allein in ihren Produkten erhalten, die schwächeren aber ausgemerzt werden, so haben wir hier ein handgreifliches Beispiel für die Auslese durch den Kampf im Darwinschen Sinne. Kampf ums Dasein.

Wie unendlich viel komplizierter aber werden nun die Bedingungen inmitten der bewohnten Gebiete, wo alle möglichen Pflanzen- und Tierarten nebeneinander existieren, alle mehr oder weniger aufeinander angewiesen, teils im freundlichen, teils im feindlichen Sinne. Ein Raubtier kann nur leben, solange es in pflanzenfressenden Formen seine Beute findet. Diese Beutetiere aber hängen ab von dem Gedeihen ihrer pflanzlichen Nahrung. Diese bedarf der Insekten zu ihrer Befruchtung und die Insekten sind wieder den Angriffen von Tieren ausgesetzt. So entsteht jenes wunderbare Ineinandergreifen der Räder der großen Maschine, die sich scheinbar als die im Frieden waltende stille Natur darstellt. Dieser Zusammenhang der Lebewesen erscheint gleichsam in Form einer Kette, die alle verbindet, und es genügt die Lösung eines Gliedes in derselben, um auf das Ganze eine fundamentale Störung auszuüben.

Je vollkommener nun ein Wesen den gerade gegebenen Existenzbedingungen angepaßt ist, oder je leichter es bei einer Änderung dieser „Darwinschen Ketten" den neuen Bedingungen sich zu fügen vermag, um so größer sind seine Chancen, seine Eigenart in einer möglichst großen Nachkommenschaft fortzuerhalten. Je geringer diese Fähigkeiten sind, um so größer ist für das betreffende Individuum resp. die Art die Wahrscheinlichkeit des Aussterbens. In dieser Erkenntnis liegt der Kernpunkt der ganzen Darwinschen Lehre, der wohl stets aufrecht erhalten bleiben wird, wieviel auch sonst die Anschauungen sich wandeln mögen.

Wer sich die tiefbegründete Ähnlichkeit der Gesetze, die Tier- und Pflanzenwelt beherrschen, mit den Prinzipien vergegenwärtigt, die unser ganzes soziales Leben, das Ringen

der Völker, und der Schichten im Volke, die Konkurrenz in Industrie und Geistesleben regieren, stets deutlich vor Augen hält, der wird nicht nur am schnellsten in das Geheimnis der Darwinschen Denkweise eindringen, sondern wird auch erkennen, daß durch dieselbe das ganze große Getriebe der Menschheit in einem ganz neuen, versöhnlichen Lichte erscheint.

Um nur einige Beispiele der Anwendung dieser Grundsätze herauszugreifen, sei darauf hingewiesen, daß die Beziehungen der Blütenpflanzen zu den Insekten eine glänzende Bestätigung für die Richtigkeit der Darwinschen Lehre geben. Alle die wunderbaren, durch Farbe und Duft uns entzückenden Blumen sind das Resultat eines der großartigsten Züchtungsprozesse, den unsere Erde je erlebt hat. Bei den Blütenpflanzen, die ihre männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane als Staubfäden und Fruchtknoten in der Blüte vereinigen, kommt es darauf an, daß nicht die Produkte einer Blüte zur Befruchtung kommen, sondern daß ein Austausch mit den Produkten anderer Blüten stattfindet. Der allgemeine große Wunsch nach Stofferneuerung, der die Triebfeder der gesamten geschlechtlichen Erscheinungen in Tier- und Pflanzenwelt darstellt, kommt hierin zum Ausdruck. Nun sind die Insekten die Übermittler dieses Austausches, die als Lohn für diesen Dienst sich den Nektar der Blüten verdienen. Je besser bei einer Pflanze die Lockmittel für die betreffenden Insekten entwickelt sind, um so größere Aussicht besteht für sie, in ihrer Eigenart erhalten zu bleiben — die Insekten spielen die Rolle der Züchter. Farbe und Duft sind Reklamemittel. So verschieden wie der Geschmack der Züchter, so verschieden müssen auch diese Mittel sich gestalten, da die nicht lockenden Blüten auch nicht zur Fortpflanzung kommen. Daher kann man einer Blüte ansehen, ob sie durch Fliegen, Hummeln oder Schmetterlinge mit Befruchtungsprodukten versorgt wird.

Auf diesem von Darwin betretenen Wege hat sich eines der wunderbarsten Probleme, in dem man früher nur die unmittelbare Äußerung göttlicher Weisheit erblickte, auf natürliche Weise gelöst. Als ganz besonders frappante Beispiele seien hier jene eigentümlichen Färbungen erwähnt, die bei Tieren eine so große Rolle spielen, die sogenannten Schutzfärbungen, durch welche sich Tiere den Blicken ihrer Verfolger entziehen. Fast allgemein läßt sich feststellen, daß wild lebende Tiere annähernd dem Grunde gleichen, auf dem sie leben. Die Anpassung geht soweit, daß viele Formen mit dem Wechsel der Farbe des Grundes sich ebenfalls verändern, wie wir das z. B. bei Amphibien, Fröschen u. a. sehen. Im Darwinschen Sinne ist diese Erscheinung das Resultat einer Züchtung im Kampfe, indem die vom Grunde sich leichter abhebenden Formen größere Gefahr liefen, die Beute der Feinde zu werden, oder auch umgekehrt weniger Aussicht hatten, bei ihren Nachstellungen Beute zu erlangen. Im Meere sehen wir dies Gesetz in ungetrübter Reinheit herrschen. Alle an der Oberfläche schwimmenden kleinen Lebewesen z. B. sind glasdurchsichtig wie das Wasser selbst.

Diesen Wahrnehmungen reihen sich andere an, die vor Darwin als reine Kuriosa gelten mußten, der sonderbare Nachahmungstrieb z. B., der sich bei so vielen Tierformen findet. Das Schauspielern, das Versteckenspielen fängt schon bei ganz niederen Formen an. Die Krabben schleppen mächtige Schwämme als Hülle mit sich herum, oder benutzen leere Schneckengehäuse als Obdach, auf denen wieder Seerosen sich ansiedeln. Eine gesellschaftliche Zusammenwirkung zu gegenseitigem Vorteil entwickelt sich: die Krabbe kann sich verstecken und das mitgeschleppte Tier hat den Vorteil der ihm sonst fehlenden Fortbewegungsfähigkeit. Geradezu unglaublich erscheinen auf den ersten Blick die „Nachäffungen", in denen sich viele harmlose Tiere gefallen, indem sie ihren Feinden die schreckliche Außenseite eines gefährlichen Wesens darbieten. In der Mannigfaltigkeit des Versuches, sich an andere ganz fremde Wesen anzu-

schließen, übertreffen wohl die Heuschrecken alle anderen Tiere, indem sie sowohl dürres Holz, verfaulte Blätter, als auch Käfer, Schmetterlinge, Spinnen und Ameisen nachahmen. Manche giftigen Tiere tragen im Gegensatz zur Schutzfärbung auffällig hervorstechende Färbung. Diese „Trutzfärbungen" dienen gleichsam als Warnung beutelustigen Angreifern gegenüber.

Erwägen wir alle diese Erscheinungen, so müssen wir das Fundament der Darwinschen Lehre als gesichert anerkennen und dem großen Forscher auch in der Folgerung beistimmen, die er für den ewigen Wechsel der Lebensformen auf der Erde daraus gezogen hat.

Darwins Wohnhaus zu Down in Kent.

Was man früher eine „Art" nannte, erscheint nun als eine in beständiger Veränderung begriffene Größe. Es ist eine Gemeinschaft von Lebewesen, die zwar durch das Band gemeinsamer Abstammung miteinander verknüpft sind, die aber in ihren Teilen auseinanderstreben, sich im Lauf der Zeit wieder gliedern in Abarten, in Varietäten, von denen die im Kampfe siegreichen sich zu selbständigen Arten heranbilden. Wenn die Art im ganzen gegen andere Arten, gegen äußere Bedingungen ringt, so ergiebt sich daraus notwendig ein Kampf innerhalb der Art und dieser gehört zu den heftigsten, unerbittlichsten. Hieraus wird sich eine immer stärkere Verschiedenheit der einzelnen Arten ergeben. Die Zustände scheinbarer Ruhe sind es, die uns vom Artbegriff sagen lassen: „Art ist ein Zustand, aber kein Begriff."

Indem Varietäten zu Arten werden, eine derselben aber anschwillt zu einem Genus, dessen Nachkommen als mächtige Tiergruppe eine herrschende Rolle für ein weites Gebiet spielt, gelangen wir zur Vorstellung des Stammbaumes, der uns die Gemeinsamkeit aller

Lebewesen seit den ältesten Erdperioden offenbart. Wenn wir mit Darwin die Faktoren ahnen, die großen Tiergeschlechtern den Untergang bringen mußten, weil sie zu einseitig der eingeschlagenen Richtung folgend die Fähigkeit zur Anpassung an neue Bedingungen verloren, so gewinnen wir Verständnis für die Descendenz-Lehre in ihrer allgemeinen Gültigkeit. Das Nebeneinander der jetzt lebenden Formen erscheint uns als ein Nacheinander im genetischen Sinne. Neben Wesen, die erst in jüngster Zeit sich ausbildeten, begegnen uns uralte Reste der Tierwelt, wie sie vor Millionen von Jahren über die Erde verbreitet waren.

Aber — so hört man immer wieder einwenden — wenn die Darwinsche Lehre richtig ist, so müssen doch alle extremen Formen miteinander vermittelt werden durch Übergangszustände. Sicher ist das richtig, aber wir dürfen uns über die Lückenhaftigkeit der Urkunden nicht wundern, die in dieser Hinsicht die Paläontologie darbietet. Wie wenig Punkte der Erdoberfläche sind untersucht! Wie wenige bieten Aussicht für die Auffindung vieler Urformen, da das Antlitz der Erde beständig wechselt, da das Meer die Regionen deckt, wo neue Formen sich bildeten, da große Gebiete unter der Eisdecke der Pole auf immer dem forschenden Auge entzogen sind! Immerhin stehen alle Funde, welche die neuere Paläontologie gemacht hat, nicht nur im vollsten Einklange mit Darwins Lehre, sondern manche haben auch eine geradezu verblüffende Bestätigung seiner Bindeglieder geliefert. Es sei hier nur an jenen berühmten Urvogel der Solnhofener Schiefer (Archaeopteryx) erinnert, von dem zwei Exemplare bisher gefunden wurden (eines in London, eines in Berlin aufbewahrt), und der in großartiger Weise die Vereinigung von Vogel- und Eidechsencharakteren aufweist. Daß auch für den Menschen das Suchen nach vermittelnden Formen, die seine als solche ja feststehende Affenabstammung noch deutlicher demonstrieren, nicht erfolglos ist, zeigt die Auffindung des bekannten „Pithecanthropus" auf Java durch den Holländer Eugen Dubois.

Für die Abstammung des Menschen hat sich eine Gruppe von Erscheinungen als besonders wichtig gezeigt, die Darwin als die der geschlechtlichen Zuchtwahl zusammengefaßt hat. Sie umfaßt eine große Reihe von Thatsachen, die durch die natürliche Zuchtwahl ihre Erklärung absolut nicht finden können. Die glänzenden Farben des Gefieders bei männlichen Vögeln, die ornamentalen Waffen, die im Geweih der Huftiere gegeben sind, müssen etwas anderes bedeuten, als durch den Kampf ums Dasein entstandene Züchtungsresultate. Darwin löste auch dieses Rätsel. Da für die Erhaltung der Eigenart die Vereinigung der Geschlechter eine so große Rolle spielt, so dürfen wir uns nicht wundern, auch auf diesem Gebiete wieder einem Kampfe zu begegnen, einem Ringen um die Genossin.

Weit bedeutsamer aber ist der Kampf der Männchen untereinander um die Weibchen. Auch hier kann verschieden verfahren werden, indem einmal ein direkter Kampf zwischen den Männchen einen zum Sieger stempelt, dem sich dann die Weibchen fügen, oder aber es handelt sich um ein Rivalentum, um ein friedliches Konkurrieren um die Gunst der Weibchen. Für letzteres geben uns die Vögel das glänzendste Beispiel, obwohl auch bei diesen, wie schon bei Fischen und Reptilien der Kampf der Bewerber keineswegs fehlt. Die schönen Farben und Zeichnungen der Vögel, ihr entzückender Gesang sind nichts anderes, als im sexuellen Drange erworbene Vorzüge, die sich vervollkommnen mußten, weil ihre geringere Entfaltung die betreffenden Wesen von der Fortpflanzung ausschloß.

Der direkte Kampf aber hat die Eigentümlichkeiten aller männlichen Säugetiere herangebildet, mögen sie uns als mächtige Stoßzähne, oder als Geweihe, oder als Mähne des Löwen, oder auch als eine allgemeine Ausprägung männlich überlegener Kraft entgegen-

treten. Die Haarlosigkeit des menschlichen Körpers, viele Züge seiner Gesichtsbildung, der Bart u. a. m. sind Zeugnisse der sexuellen Zuchtwahl der die Schönheit des weiblichen Körpers ebenfalls allein zu verdanken ist. Viele Besonderheiten der niederen Menschenrassen sind nur von solchen Gesichtspunkten aus zu erklären. Indem aber auch die Frage des Schönheitsbegriffes, als einer relativ zu beurteilenden Größe, indem die ganze Geschichte unserer ethischen und religiösen Vorstellungen Gegenstand der naturwissenschaftlichen Prüfung werden, zeigt sich die Darwinsche Geistesthat als eine fundamentale, geradezu reformatorische.

Damit kommen wir nach Betrachtung des Hauptinhaltes der Darwinschen Lehre auf den Einfluß, den dieselbe ausgeübt hat. Natürlich konnte die Verarbeitung der neuen Anregungen nur erst allmählich sich vollziehen, wie wir denn noch jetzt mitten in der Periode stehen, welche die Behandlung der einzelnen biologischen Disziplinen und darüber hinaus alles menschlichen Wissens durch Darwin uns zeigt. Zunächst freilich nach der epochemachenden That überwog das Erstaunen, daß von einer bisher als Spezialfrage betrachteten Angelegenheit aus solche neue Ideen sich entwickelten. Auch der Widerspruch wurde rege und engherzige Kleingläubigkeit schreckte zurück vor den Konsequenzen, die sich für den Menschen ergaben. Aber laut und wissenschaftlich begründet wagte sich die Gegnerschaft doch kaum hervor. Was sonst an antidarwinschen Schriften geleistet wurde, sind meist so elende, zum Teil tendenziöse Machwerke, daß der Name der Betreffenden nicht einmal verdient, der Nachwelt überliefert zu werden.

Ernst Häckel.
Nach einer Photographie.

Verschieden verhielten sich die Nationen in der Aufnahme und Ausbeutung des neuen Schatzes. Deutschland ist allen anderen Völkern mit leuchtendem Beispiel vorangegangen und nimmt jetzt in allen biologischen Wissenschaften unbestritten die erste Stelle ein. England und Frankreich stehen dagegen weit zurück.

Der Ruhm, Darwins Lehren mit der vollen Überzeugung des genialen Menschen und Forschers Bahn gebrochen zu haben, fällt Ernst Häckel zu, Häckel.
der in seinem zum Gemeingut des Volkes gewordenen Werke der „natürlichen Schöpfungsgeschichte" mit der ganzen Gewalt der Sprache und der ganzen Schärfe der Kritik, die diesem größten lebenden Zoologen eigen ist, als Apostel der neuen Lehre auftrat. Er war es, der für das Spezialgebiet der Zoologie selbst die Lehre Darwins weiter ausbaute und ausbeutete. Damit treten wir in die neue Periode der modernen Zoologie ein, die sich mit ihren vollendeten technischen und geistigen Methoden ebenso hoch erhebt über die kleinen Anfänge der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, wie etwa unsere Maschinenkunde und Industrie über die jener Zeit.

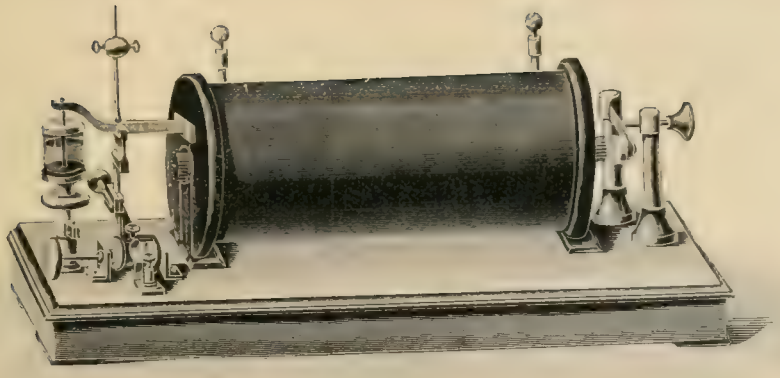
Das Verdienst, der Neubegründer der Morphologie und damit der menschlichen Anatomie geworden zu sein, gebührt dagegen ganz ausschließlich dem genialen Karl Gegenbaur, Gegenbaur.
dem „Bismarck der modernen Morphologie". Gegenbaurs Meisterwerk der vergleichenden Anatomie wird für das kommende Jahrhundert die Basis abgeben, auf der alle weitere Forschung in diesem Gebiete sich erheben muß. Sein Lehrbuch der menschlichen Anatomie

aber hat gezeigt, welch unendlichen Vorteil die gesamte Medizin aus der Verwertung der Darwinschen Lehre zu ziehen vermag. Langsamer nur macht sich die Neubelebung der Physiologie geltend, in der namentlich Bunge in Basel als trefflicher Vorkämpfer für die neuen Ideen sich bewährt. Die innige Berührung der Sprachwissenschaft mit den naturwissenschaftlichen Anschauungen wird immer deutlicher erkannt. Beherrschen doch die gleichen Gesetze das Schicksal der Wörter wie der Tierarten. Die Philosophie hat aus dem Darwinismus den wahren Nutzen bisher noch nicht zu ziehen vermocht.

Was endlich den Ausbau der Darwinschen Lehre selbst anbelangt, so ist natürlich unendlich viel in dieser Hinsicht gearbeitet worden; wenn wir aber im ganzen alle diese zum Teil sehr tüchtigen Leistungen betrachten, so erscheint das Ergebnis doch gering gegenüber der dominierenden Stellung des großen Meisters selbst. Auch manche Irrlehre ging aus diesen Versuchen, über Darwin sich hinauszuwagen, hervor, und die Diskussion über dieselben brachte neuen Fluß in die Entwickelung des Ideenganges, die sich doch schließlich noch für lange Zeit in der einmal eingeschlagenen Richtung bewegen müssen.

Für den feineren Ausbau der Selektionstheorie hat August Weismann in Freiburg Großes geleistet, aber er wurde auf diesem Wege zu einer gewissen Einseitigkeit geführt, indem er den direkten äußeren Einfluß von Einwirkungen auf die Lebewesen gänzlich negierte und die Vererbung erworbener Eigenschaften vollständig bestritt. Darwin selbst war es nie eingefallen, so weit zu gehen. Er erkannte stets die Wirkung solcher schon zum Teil von Lamarck erkannten Faktoren neben der Selektion an. Der Engländer Romanes, ein jüngerer Freund Darwins, leider durch zu frühen Tod der Wissenschaft entrissen, trat Weismann mit Erfolg entgegen — wir verdanken ihm auch eine zusammenfassende Bearbeitung des jetzigen Standes der Darwinschen Lehre — und lenkte die neue Lehre wieder in die richtige Bahn . . .

Die Brigg „Beagle".



Funken Induktor nach Ruhmkorff.

Physik und Chemie.

Physik.

Die Lehre von der Elektricität hat in den vierziger, fünfziger und anfangs der sechziger Jahre eine mehr theoretische als praktische Förderung erfahren. In erster Linie ist hier Gustav Robert Kirchhoff zu erwähnen, der 1846—49 die Verzweigung elektrischer Ströme studierte und hierbei die nach ihm benannten Gesetze der Stromverzweigung aufstellte. Da bei jeder einzelnen elektrischen Anlage Ströme geteilt oder verzweigt werden müssen, so haben diese Gesetze eine ganz hervorragende Bedeutung für die angewandte Elektricitätslehre, die Elektrotechnik, erlangt. Auch die elektrischen Meßinstrumente wurden in mancher Hinsicht verbessert, so die Coulombsche Drehwage, die zum Messen magnetischer und elektrischer Kräfte dient, durch Romershausen (1846) und Kohlrausch (1847). Das Jahr 1847 bildete einen Markstein durch die in demselben erfolgte Gründung der Firma Siemens und Halske, deren Verdienste nicht nur auf dem Gebiete der reinen Elektrotechnik liegen, sondern die sich auch durch viele Arbeiten rein physikalischer Natur, durch Herstellung von Präzisionsinstrumenten für wissenschaftliche Messungen, durch Einrichtung wissenschaftlicher Laboratorien u. s. w. ausgezeichnet und damit an den Fortschritten der Wissenschaft selbst in verdienstlicher Weise beteiligt hat. In demselben Jahre konstruierte Weber das Elektrodynamometer, ein höchst feines Instrument zur Bestimmung der elektrodynamischen Gesetze, d. h. der Gesetze der elektrischen Ströme; demselben Physiker verdanken wir eine weitere, wissenschaftlich wie technisch hochwichtige That, nämlich die Einführung des absoluten Maßsystemes in die Elektricitätslehre, das die elektrischen Maßeinheiten ebenfalls auf die drei Einheiten des Raumes, der Zeit und der Masse zurückführte. An den Arbeiten, die dazu dienten, die elektrodynamischen Maße auf mechanische zurückzuführen, beteiligte sich in hervorragender Weise Kohlrausch, und das ganze Gebäude erhielt seine Krönung durch die im Jahre 1857 erschienene Abhandlung beider Forscher: „Elektrodynamische Maßbestimmungen, insbesondere Zurückführung auf mechanisches Maß".

Kirchhoffsche Gesetze.

Weber.

Da auch W. Siemens 1860 eine neue Einheit für den Widerstand vorschlug (Siemenseinheit), so gelang die Einführung des Weberschen Maßsystemes nicht so leicht; um den Zwiespalt aus der Welt zu schaffen, setzten 1861 die British Association und die Royal Society unter W. Thomsons Vorsitze eine Kommission nieder, die nach jahrelangen Verhandlungen die Webersche absolute Einheit einzuführen beschloß. Die endgültige Regelung der Angelegenheit erfolgte indessen erst 1881 auf dem Internationalen Kongreß der Elektriker zu Paris, der das C.G.S.-System (Centimeter-Gramm-Sekunde) auf der von Weber angegebenen Grundlage annahm und die Einheiten zu Ehren berühmter Elektriker Ohm, Volt, Ampère, Coulomb und Farad benannte. Webers Name ist in dem von ihm geschaffenen System der Nachwelt nicht überliefert worden.

Als Masson (1806—60) eine luftleere Glasröhre in den Stromkreis eines Induktionsapparates einschaltete, bemerkte er in derselben eine Lichterscheinung, als deren Ursache er einen geringen, trotz aller Sorgfalt in der Röhre zurückgebliebenen Rest von Luft feststellte.

Geißlersche Röhren.

Der Bonner Mechaniker und Glasbläser Heinrich Geißler stellte in seiner weltberühmten Werkstätte derartige Röhren in einer Unzahl von Variationen und in bester Ausführung her und füllte sie auf den Vorschlag Gassiots hin mit verdünnten Gasen. Diese Röhren, heute ein Requisit jedes physikalischen Instituts und dem Verfertiger zu Ehren Geißlersche Röhren genannt, leuchten, dem Strome ausgesetzt, im Dunkeln, je nach dem Gase, mit dem sie gefüllt sind, prachtvoll auf. Besondere Bedeutung für die Wissenschaft erlangten sie aber erst in den jüngsten Jahren, als man den Einfluß des Magneten auf dieselben studierte, als die Kathodenstrahlen, Teslas Licht der Zukunft und die Röntgenstrahlen aus Forschungen mit ihnen

Induktionsapparate.

hervorgingen. Die Induktionsapparate, durch die das Leuchten der Geißlerschen Röhren hervorgebracht wird, sind nur ganz kurze Zeit vor diesen letzteren selbst erfunden worden, und zwar schreibt man die Erfindung derselben Masson und Bréguet zu. Emil du Bois-Reymond, der später so berühmte Physiologe, konstruierte 1848 den sogenannten „Schlittenapparat", den wesentlichsten Bestandteil der elektro-medizinischen Apparate. Es wird bei demselben eine Induktionsspule, die aus einem mehrere hundert Meter langen feinen Kupferdraht besteht, auf einem Schlitten befestigt, mittels welchem sie sich verschieben läßt. Je nachdem man sie mehr oder minder weit über eine zweite, feststehende Spule schiebt, wird in ihr ein stärkerer oder schwächerer Strom induziert, so daß man es also vollkommen in der Hand hat, den Strom zu regulieren. Ähnliche Apparate konstruierte Stöhrer, am bekanntesten ist aber die Konstruktion von Ruhmkorff in Paris, der 1850 damit an die Öffentlichkeit trat und nach mancherlei Verbesserungen 1864 für dieselbe von Napoleon III. einen Preis von 50000 Franks erhielt. Man nennt solche Apparate, selbst wenn sie von anderen verfertigt sind, heutzutage allgemein „Ruhmkorffs" oder „Funkeninduktoren". Der größte bis jetzt konstruierte Apparat wurde im Jahre 1881 von Apps für die Pariser elektrische Ausstellung verfertigt; er besaß eine Induktionsspule von 450 Kilometer Länge und es gelang mit ihm, Funken bis zur Länge von einem Meter zu erzeugen.

Besonderes Interesse verdienen auch die Versuche über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit

Geschwindigkeit der Elektricität.

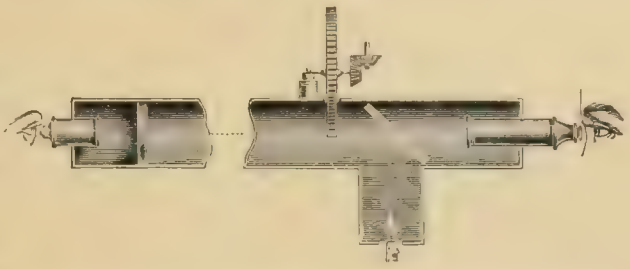
der Elektricität, die zwar schon von Le Monnier und Watson in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts begonnen wurden und heute noch nicht abgeschlossen sind, aber in dem Zeitraume der vierziger bis sechziger Jahre unseres Säkulums durch die Zahl der Untersuchungen und die Erfindung neuer Apparate ihren Höhepunkt erreichten. Mitchel hatte 1849 in Telegraphendrähten eine Geschwindigkeit von 45000 Kilometern in der Sekunde gemessen, Fizeau und Gonnelle erhielten bei ihren Versuchen eine solche von 177722 Kilometern.

Wheatstone konstruierte einen besonderen rotierenden Spiegel, der einen Weg von 463133 Kilometern pro Sekunde ergab. Sehr wichtig sind die theoretischen Betrachtungen Kirchhoffs, nach welchen die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Elektricität in einem widerstandslosen Drahte sich zu 41950 Meilen pro Sekunde, also gleich derjenigen des Lichtes ergeben müßte.

Geschwindigkeit des Lichtes.

Im Gegensatze zum Magnetismus hat die Optik einige sehr wesentliche Fortschritte zu verzeichnen. Ähnlich, wie bei der Elektricität, beschäftigte man sich auch hier mit Messungen der Fortpflanzungsgeschwindigkeit, und zu diesem Zwecke konstruierte Fizeau einen Apparat für derartige Messungen. Bis zur Konstruktion dieses Apparates hatte man die Lichtgeschwindigkeit aus den Verfinsterungen der Jupitertrabanten oder der Aberration der Fixsterne bestimmt. Der Fizeausche Apparat (1849) besteht aus zwei Fernrohren, die in bekannter Entfernung voneinander aufgestellt sind, und zwar so, daß sie auf derselben Achse liegen. Ein von einem Rohr ausgehender Lichtstrahl wird vom zweiten Fernrohre mittels eines in demselben angebrachten Planspiegels reflektiert und gelangt so in das erste Rohr zurück. In diesem befindet sich ein Zahnrad mit 720 Zähnen und 720 Lücken, das schnell gedreht werden kann. Fällt der zurückkommende Lichtstrahl zwischen zwei Zähne des Rades, so kann er ungehindert durchgehen, trifft er auf einen Zahn, so wird er reflektiert. Durch sorgfältige Beobachtung, aus der Drehungsgeschwindigkeit, der Zahl der Umdrehungen sowie der Entfernung der Fernrohre läßt sich die Geschwindigkeit des Lichtes genau berechnen. Fizeau fand mittels dieses Apparates die Lichtgeschwindigkeit zu 42569 Meilen in der Sekunde. Im Jahre 1854 hat Foucault mittels eines anderen Apparates diese Geschwindigkeit des Lichtes zu 39136 Meilen bestimmt, ein Wert, der genauer ist als der Fizeausche. Foucaults Versuche haben darum noch besonderes Interesse, weil ihm der Nachweis gelang, daß sich das Licht im Wasser mit geringerer Geschwindigkeit fortpflanzt, als in der Luft. Mit Foucaults Bestimmung stimmt nahezu die von Cornu (1874) überein, der einen Wert von 300330 Kilometern erhielt.

Fizeau.



Fizeaus Apparat zur Messung der Geschwindigkeit des Lichtes.

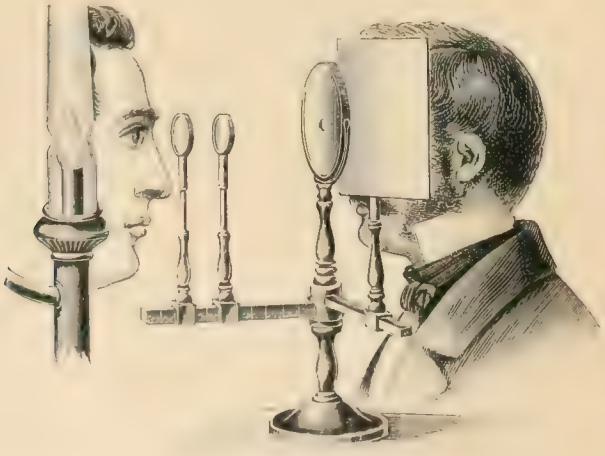
Physiologische Optik.

Der Beginn der fünfziger Jahre schließt für die Optik den Beginn einer ganz neuen Ära in sich, indem zu den bekannten beiden Zweigen derselben, nämlich der mathematischen und der physikalischen Optik, noch ein neuer hinzukam: die physiologische Optik. Der Vorläufer für die Entwickelung dieses wichtigen Gebietes war Goethe gewesen, in dessen „Farbenlehre" gewisse Farben zuerst unter dem Namen „physiologische Farben" zusammengefaßt waren. In der weiteren Untersuchung dieser Farben zeichneten sich Plateau, Fechner und Brückner (1851) aus, die auf Kosten ihrer Gesundheit Plateau und Fechner erblindeten dabei) das Verhalten des Auges zu denselben feststellten. Der bedeutendste Forscher auf dem Gebiete der physiologischen Optik sollte aber Hermann Helmholtz werden, der ebenfalls durch Goethes Farbenlehre zu seinen so erfolgreichen Forschungen, die er im Jahre 1853 mit einem Vortrage über „Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten" begann, angeregt wurde. Er beschäftigte sich in erster Linie mit den verschiedenen Eigenschaften des Auges und stellte zunächst durch eingehende Untersuchungen den Begriff der „Irradation" (S. 186) fest, jener Erscheinung, die

Helmholtz.

einen sehr hellen Gegenstand auf dunklem Grunde vergrößert und umgekehrt einen dunklen Gegenstand auf hellem Grunde verkleinert erscheinen läßt. So erscheint z. B. in beistehender Figur von den beiden gleichgroßen inneren Quadraten das schwarze kleiner, als das weiße. Die Irradation läßt die beleuchtete Mondsichel einer größeren Kugel anzugehören scheinen, als den dunklen Teil des Mondes; vermöge derselben wird ein Haar oder ein feiner Draht im Sonnenlichte oder vor einer Flamme nicht wahrgenommen u. s. w. Helmholtz wies nach, daß der Grund dieser Erscheinung darin zu suchen sei, daß im Auge statt der Bildpunkte kleine Kreise auf der Netzhaut entstehen, die in der Abweichung der Lichtstrahlen im Innern desselben ihre Ursache haben. Infolgedessen ist die Lichtfläche auf der Netzhaut größer, als sie sein sollte. Eine weitere wichtige Eigenschaft des Auges ist die Erscheinung der sogenannten Akkomodation. Das Auge kann Gegenstände, die in verschiedenem Abstande vor ihm sich befinden, nie gleichzeitig scharf sehen. Hält man einen Finger 24 Centimeter, den anderen 40 Centimeter vor dasselbe, so erscheint beim Fixieren des einen Fingers stets der andere verschwommen. Das Auge vermag sich also für verschiedene Entfernungen ganz scharf einzustellen, ähnlich wie beim Photographieren die Camera auf das betreffende Bild scharf eingestellt wird. Mit dieser Eigenschaft der Akkomodation und der Erforschung der Ursachen hatte sich schon Brücke (1845) beschäftigt, aber erst Langenbeck (1849) und nach ihm Helmholtz (1853—56) gelang es, dieselbe sicher festzustellen, und zwar fanden beide, daß die Linse des Auges nicht immer dieselbe Krümmung ihrer Oberfläche hat, sondern daß sie sich je nach der Entfernung des fixierten Gegenstandes bald stärker, bald schwächer wölbt. Die hervorragendste That Helmholtz' auf dem Gebiete der physiologischen Optik war aber die Erfindung des Augenspiegels, den er im Jahre 1851 in einer Abhandlung „Beschreibung eines Augenspiegels zur Untersuchung der Netzhaut im lebenden Auge" zum ersten Male beschrieb. Der ursprüngliche Helmholtzsche Augenspiegel, der statt aus einem Spiegel aus einer Linse bestand, und ziemlich dunkle Bilder gab, wurde von Coccius, Meyerstein u. a. verbessert. Durch andere wichtige Verbesserungen des Augenspiegels haben sich später Loring, Giraud-Teulon und Coccius sehr verdient gemacht.

Augenspiegel.



Augenspiegel.

Erst durch die Erfindung des Augenspiegels gelang es, die Netzhaut in gesundem, wie in krankem Zustande zu beobachten, und mit diesem Zeitpunkte setzte die Entwickelung der Augenheilkunde ein. An seinem großen Lebenswerke „Handbuch der physiologischen Optik" arbeitete er zehn Jahre lang (1856—66); es bildet die einzige hervorragende That, die auf dem Gebiete der Optik überhaupt bis zum Ende der sechziger Jahre zu verzeichnen ist.

* * *

Chemie.

Auf dem Gebiet der Chemie waren es zu Beginn der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts hauptsächlich Arbeiten theoretischer Natur, welche die Aufmerksamkeit der Fachgenossen erregten, die hier jedoch nur der Vollständigkeit halber aufgezählt werden können. Hierher gehört die Theorie der Atomicität der Elemente, aufgestellt von Frankland (1852), die Theorie der Ätherbildung, begründet im gleichen Jahre von Williamson, sowie die „Grundzüge eines thermochemischen Systems" von Jul. Thomsen (1853). Erwähnenswert sind auch noch die Arbeiten über dreiatomige Alkohole von Berthelot (1853) und die über zweiatomige Alkohole von Wurtz und Buff (1856).

Die Praxis wurde in diesem Jahrzehnt 1852—62 durch drei Erfindungen von höchster Wichtigkeit nicht nur in chemischer, sondern auch in nationalökonomischer Bedeutung bereichert. Die erste dieser Erfindungen war die Methode der Stahlerzeugung im Konverter, die wir John Henry Bessemer (vergl. S. 417) verdanken, und von der man behauptet hat, daß eine Erfindung von einschneidenderer Bedeutung in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts überhaupt nicht gemacht worden sei. Der Stahl unterscheidet sich bekanntlich vom Roheisen dadurch, daß er weniger Kohlenstoff enthält, als dieses. Während der Kohlenstoffgehalt des Roheisens sich auf 3—6 Prozent beläuft, sind im Stahl nur 0,6—2,0 Prozent Kohlenstoff enthalten. Um also aus Roheisen Stahl herzustellen, ist es nötig, dem ersteren einen Teil seines Kohlenstoffs zu entziehen. Dies geschah früher hauptsächlich durch den Frischprozeß (Bd. I., S. 397) und den Puddelprozeß, die jedoch nur die Verarbeitung kleinerer Mengen gestatteten und außerdem andere Unzuträglichkeiten im Gefolge hatten. Da trat im Jahre 1855 Bessemer mit seinem Prozesse an die Öffentlichkeit, der die Bereitung großer Mengen in schneller und einfacher Weise gestattete. Das Verfahren, nach seinem Erfinder „Bessermern" benannt, besteht darin, daß man flüssiges Roheisen in ein eigenartig gestaltetes birnenförmiges Gefäß (Konverter oder „Bessemerbirne") bringt, und nun mit Hilfe eines Gebläses Luft durchbläst. Der im Roheisen enthaltene Kohlenstoff verbrennt hierbei unter Bildung einer mächtigen Flammengarbe und eines prachtvollen Funkenregens — eines der herrlichsten Schauspiele auf dem Gebiet der modernen Technik — und in der Birne bleibt der Stahl zurück, der durch Neigen derselben ausgegossen werden kann. Der Prozeß, der unterdessen durch die Methode des Nachkohlens verbessert und etwas modifiziert worden ist, verläuft viel rascher, als die alten Prozesse. Eine Bessemerbirne faßt in der Regel 100—200 Centner Roheisen, und um dieselben in Stahl zu verwandeln, ge-

Hermann Helmholtz.
Nach einer Lithographie.

Bessemer-Prozeß.

nügt eine Zeit von 20—28 Minuten, während früher zur Verarbeitung von 100 Centnern Roheisen beim Frischprozeß $1^1/_2$ Wochen, beim Puddelprozeß $1^1/_2$ Tage nötig waren. Von England aus verbreitete sich seit 1862 der Bessemerprozeß nach Schweden, Frankreich, Deutschland, Österreich, Rußland und Italien. Wie ausgebreitet die Fabrikation ist, läßt sich daraus ermessen, daß die von den Hütten an Bessemer selbst zu zahlende Patenttaxe (pro Centner eine Mark) bis zum Jahre 1870, in dem die wichtigsten Patente erloschen, etwa 200 Millionen Mark betrugen. Ohne seine Erfindung wäre der heutige Aufschwung der Eisenindustrie einfach undenkbar, doch wurde dieselbe noch für ein anderes Gebiet, nämlich für die Landwirtschaft, von einschneidendster Bedeutung. Manche Roheisensorten enthalten Phosphor und diese geben einen unbrauchbaren Stahl. Es handelt sich also bei der Erzeugung eines guten Produktes darum, diesen Phosphor unter allen Umständen zu entfernen, um so mehr als z. B. die Hälfte der ganzen deutschen Eisenerzförderung phosphorhaltig ist und somit zur Stahlgewinnung unbrauchbar wäre. Zur Entfernung des Phosphors gab es

Thomas. mancherlei Methoden, doch erst im Jahre 1877 gelang es dem Metallurgen Thomas, die Entphosphorung auf direktem Wege in der Bessemerbirne selbst durchzuführen. Zu diesem Zwecke fütterte er die Birne mit Dolomit (Gemenge von kohlensaurem Kalk und kohlensaurer Magnesia) aus und gab noch außerdem Kalk bei. Während des Prozesses verbindet sich der Phosphor mit dem Kalk zu einer Schlacke, die aus phosphorsaurem Kalk besteht. Dieselbe enthält durchschnittlich 15—16 Prozent Phosphorsäure und führt den Namen

Thomasphosphatmehl. Thomasschlacke. Sie wird gemahlen und kommt in diesem Zustande als „Thomasphosphatmehl", eines der vorzüglichsten künstlichen Düngemittel, in den Handel. Von dem jährlichen Phosphorsäurebedarf für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse Deutschlands in Höhe von 640275 Tonnen werden allein 450000 Tonnen durch Thomasphosphat gedeckt.

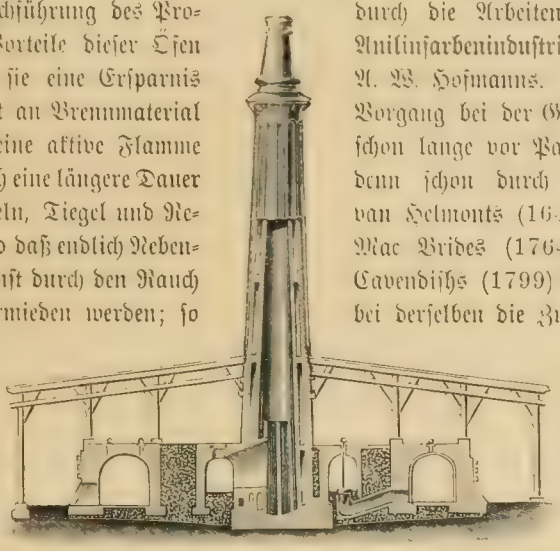
Von ähnlich einschneidender Bedeutung, wie die Erfindung des Bessemerprozesses

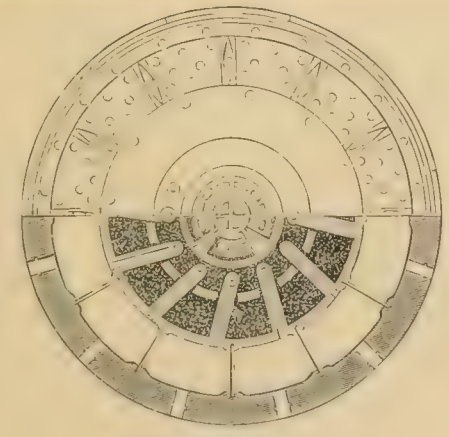
Ringofen. für das Eisenhüttenwesen und die Landwirtschaft, war die Erfindung des Ringofens von Hoffmann und Licht in Berlin für die Kalk- und Cementfabrikation, sowie für die Thonwarenindustrie (1857). Die früher gebräuchlichen Öfen mußten stets wieder ausgeräumt, neu beschickt, neu angezündet u. s. w. werden, wodurch viel Zeit- und Materialverlust und eine Unmenge Arbeit entstand. Die Ringöfen gestatten dagegen jahrelangen ununterbrochenen Betrieb und ihre Einführung trug in hervorragendem Maße zur Förderung der chemischen Industrie bei. Sie bestehen aus einem im Grundriß ringförmigen Ofenkanal, der von außen zugänglich und aus einzelnen Abteilungen zusammengesetzt ist, die durch bewegliche Scheidewände voneinander trennbar sind. Die zu beschickende oder zu entleerende Abteilung wird von den anderen, in denen der Prozeß ununterbrochen weiter geht, abgesperrt, so daß z. B. bei einem Ofen, der aus zwölf Abteilungen besteht, stets elf im Betrieb sind. In der Mitte des Ofens steht der für alle Abteilungen gemeinschaftliche Schornstein, durch den die Flammengase abziehen, nachdem sie sämtliche Abteilungen passiert haben.

Von gleicher Wichtigkeit, wie die Erfindung des Ringofens für die obengenannten

Regenerativfeuerung. Industrien, war das im Jahre 1857 zuerst publizierte System der Regenerativfeuerung für eine Anzahl wichtiger Gebiete der chemischen Technik. Die Erfinder dieser praktischen und im chemischen Großbetriebe heute so vielfach angewandten Feuerungsart waren C. W. und Fr. Siemens. Der Ofen selbst besteht aus zwei Teilen, dem Generator und dem eigentlichen Schmelzofen. Der erstere ist von dem Ofen vollständig getrennt und kann sich in ziemlicher Entfernung von ihm befinden. In den Generator wird das Brennmaterial (Braunkohle,

Torf, Steinkohle, Holz) eingeführt, das bei mangelndem Luftzutritt verbrennt. Hierbei entsteht ein Gas, das sogenannte Generatorgas, das aus einem Gemenge von Kohlenoxyd und Stickstoff sich zusammensetzt und mit einer Temperatur von 150—200° in den eigentlichen Ofen gelangt, wo es zuerst zur Vorwärmung des Materials und dann zur Einleitung und Durchführung des Prozesses dient. Die Vorteile dieser Öfen bestehen darin, daß sie eine Ersparnis von 30—50 Prozent an Brennmaterial gewährleisten, daß keine aktive Flamme vorhanden ist, wodurch eine längere Dauer des Ofens, der Muffeln, Tiegel und Retorten erzielt wird und daß endlich Nebenreaktionen, wie sie sonst durch den Rauch eintreten würden, vermieden werden; so gelingt es z. B. in solchen mit Steinkohlen betriebenen Regeneratoröfen bleihaltiges Glas in offenen Häfen zu schmelzen, ohne daß eine Reduktion von Blei, die früher unvermeidlich gewesen wäre, eintritt.





Ringofen von Hoffmann.
Vertikal- und Horizontaldurchschnitt.

In dem der Erfindung des Ringofens und der Regenerativgasfeuerung folgenden Jahre 1858 erfuhren zwei große Zweige der chemischen Industrie ihre wissenschaftliche Begründung: die Gärungsindustrie durch die Arbeiten Pasteurs und die Anilinfarbenindustrie durch die Arbeiten A. W. Hofmanns. Über den chemischen Vorgang bei der Gärung war man sich schon lange vor Pasteur klar geworden, denn schon durch die Untersuchungen van Helmonts (1648), Bechers (1696), Mac Brides (1764) und insbesondere Cavendishs (1799) war festgestellt, daß bei derselben die Zuckerarten in Alkohol und Kohlensäure gespalten werden. Lavoisier (Bd. I, Seite 189) hatte diesen Vorgang quantitativ untersucht, aber erst dem 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, tiefere Erkenntnis der Vorgänge zu schaffen. Im Jahre 1837 erkannte Cagniard de la Tour, daß die Hefe ein Pilz sei und seine Beobachtungen wurden im gleichen Jahre von Theodor Schwann, dessen Untersuchungen über Gärung und Fäulnis von grundlegender Bedeutung waren, bestätigt. Im Jahre 1839 stellte Liebig seine „Zersetzungstheorie" auf, durch welche die richtigen Ansichten Cagniard de la Tours und Schwanns vollkommen unterdrückt wurden und es jedenfalls auch geblieben wären, wenn nicht im Jahre 1858 Louis Pasteur mit seinen ersten epochemachenden Arbeiten über Gärung und Mikroorganismen an die Öffentlichkeit getreten wäre, Arbeiten, denen Chemie und Medizin gleich viel verdanken. Viele Jahre hat Pasteur dem eifrigsten Studium dieser Materie geopfert und dadurch insbesondere die Gärungsindustrie in hohem Maße gefördert. Er nahm zunächst die Versuche Cagniard de la Tours wieder auf, bewies deren Richtigkeit auf das schlagendste

Gärungsindustrie.

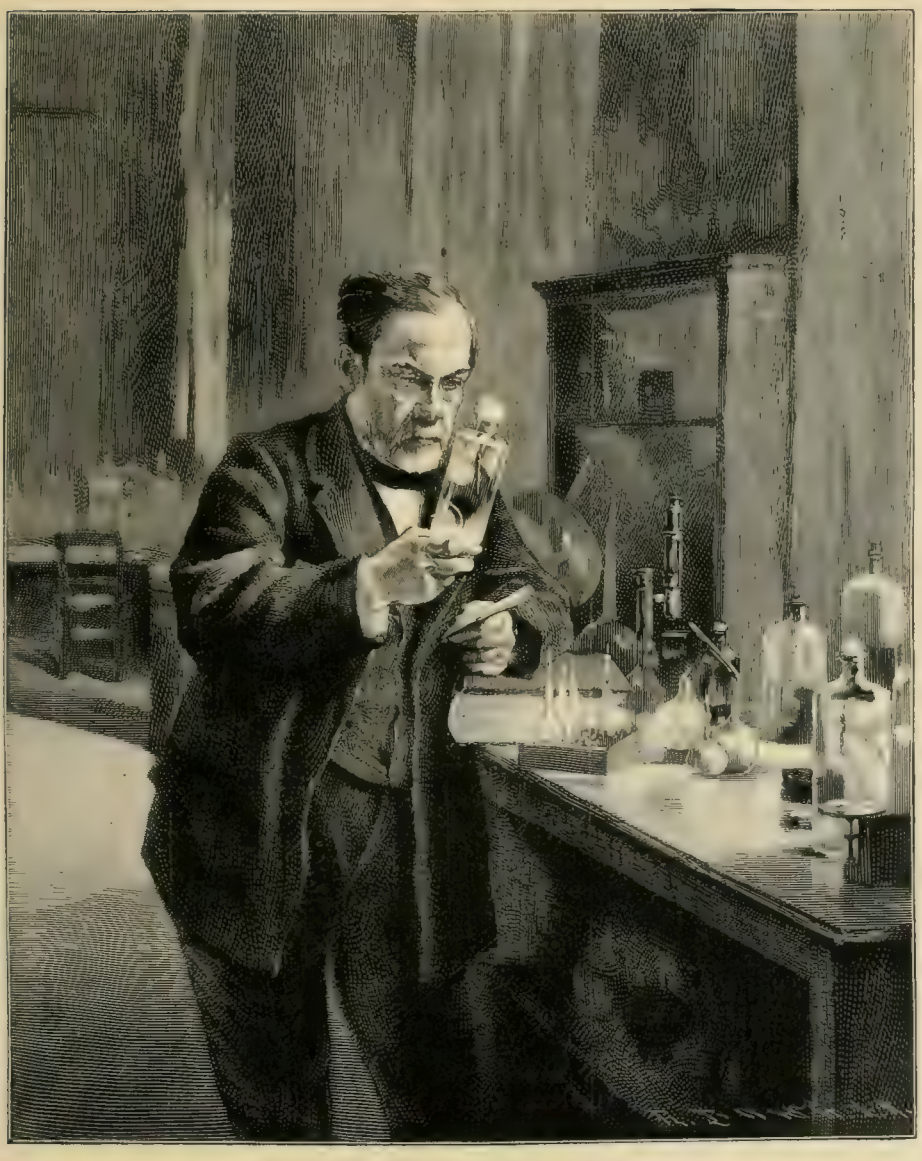
Pasteur.

und ergänzte die Ergebnisse. Im Anschlusse daran stellte er seine Sauerstoffentziehungstheorie auf, die den Gärungsvorgang dahin erklärte, daß alle Pflanzen, also auch die niederen Pilze, zu denen ja die Gärungserreger gehören, zu ihrem Leben Sauerstoff bedürfen und dafür Kohlensäure ausscheiden. Diese — später (1879) von Nägeli angegriffene — Theorie ist zur Grundlage der wissenschaftlichen Erforschung des Gärungsvorganges geworden. Pasteur stellte ferner fest, daß es neben der alkoholischen noch andere Arten der Gärung giebt, so insbesondere die Essigsäuregärung und die Milchsäuregärung, und daß das Sauerwerden der Biere und Weine auf derartigen Gärungen beruht. Auch mit den Krankheitserscheinungen des Weines und Bieres hat er sich eingehend beschäftigt und gefunden, daß dieselben nur durch Pilzbildungen (Micoderma vini und aceti) hervorgerufen werden. Im Anschlusse hieran arbeitete er jenes berühmte Verfahren aus, durch das diese Krankheiten sicher vermieden werden und das ihm zu Ehren „Pasteurisieren" genannt wird. Dasselbe besteht in einer Erwärmung des Weines in Fässern bis zu einer Temperatur von 60° C. Diese Erhitzung genügt, selbst wenn sie nur in der Zeitdauer von einer Minute stattfindet, um alle im Wein befindlichen schädlichen Pilze abzutöten und ihn vor Krankheiten zu bewahren. Das Erhitzen geschieht in besonderen Apparaten, die nach Pasteurs Angaben derart konstruiert sind, daß der pasteurisierte Wein in Farbe und Geschmack unverändert bleibt. Auch die Essigfabrikation verdankte Pasteur sehr viel und sein Werk „Etudes sur le vinaigre, ses maladies, moyens de les prévenir" (1868) ist ein wichtiger Beitrag zur Erkenntnis des Vorganges bei der Essigbildung. Seiner übrigen Arbeiten, namentlich aber der Entdeckung einer Methode zur Bekämpfung der Tollwut wird an anderer Stelle noch gedacht werden.

Anilinfarbenindustrie.

In das gleiche Jahr, in dem Pasteur seine epochemachenden Arbeiten begann, fiel auch, wie schon erwähnt, die Begründung der Anilinfarbenindustrie durch A. W. Hofmann. Wir haben bereits früher (S. 172) gesehen, daß im Jahre 1834 durch Runge das Anilin und durch Mitscherlich das Nitrobenzol im Steinkohlenteer entdeckt wurden. Beide fanden jedoch keine praktische Anwendung und hätten sie auch nicht gefunden, wenn es nicht gelungen wäre, das Ausgangsprodukt für die Herstellung beider Körper, das Benzol, in größeren Massen so zu isolieren, daß an eine fabrikmäßige Darstellung herangetreten werden konnte. Das Benzol wurde zwar schon 1825 von Faraday entdeckt und 1833 von Mitscherlich aus der Benzoesäure dargestellt (S. 173), doch waren die auf diese Weise erhältlichen Mengen bei weitem nicht bedeutend genug, um eine Industrie darauf aufzubauen. Leigh in Manchester entdeckte nun im Jahre 1842, daß das Benzol sich auch im Steinkohlenteer finde; 1847 wies Mansfield nach, daß es in ziemlich reichen Mengen (1,5—2,0 Prozent) darin vorkomme und gab eine Methode zur fabrikmäßigen Gewinnung an. Da aus Benzol das Nitrobenzol (S. 173), aus diesem aber das Anilin hergestellt wird, so waren mit dieser Isolierung des Benzols durch Mansfield die Grundlagen zur Entwickelung der Anilinindustrie gegeben und es bedurfte nur eines Anstoßes, um diese Entwickelung herbeizuführen. Dieser Anstoß erfolgte im Jahre 1858 durch A. W. Hofmann, der sich schon während seiner Studienzeit unter Liebig mit Untersuchungen über die Basen des Steinkohlenteers und die Metamorphosen des Indigos beschäftigt hatte. Später, von 1849 ab, zog er das Ammoniak und dessen Derivate, zu denen auch das Anilin gehört, in den Kreis seiner Untersuchungen und machte dabei die Entdeckung, daß die Wasserstoffatome des Ammoniaks, also auch die des Anilins substituierbar seien, wodurch sich eine Unmenge anderer Körper darstellen lassen. Damit war eigentlich [illegible] der Grund zu seinen späteren Arbeiten gelegt. Nachdem im Jahre 1856 Perkin den

Hofmann.



Louis Pasteur in seinem Laboratorium.
Nach dem Gemälde von Edelfelt.

ersten technisch bereiteten Anilinfarbstoff, das Mauvein, hergestellt hatte, schuf Hofmann zwei Jahre später die Grundlage für die Darstellung vieler Anilinfarbstoffe, indem er zum ersten Male eine praktische Darstellungsmethode des bereits 1856 von Natanson beobachteten Anilinrots angab, das im folgenden Jahre nach dem patentierten Verfahren Verguins von Renard frères und Franc in Lyon fabrikmäßig gewonnen wurde und heute allgemein unter dem Namen Fuchsin in den Handel kommt. Bald folgten das Anilinblau (entdeckt 1861 von Girard und de Laire), Anilinviolett, Anilingrün, die Hofmann alle als Abkömmlinge des

Fuchsins erkannte. Vom Jahre 1858 an nahm die Anilinfarbenindustrie einen raschen Aufschwung: 1859 wurde von Medlock und Nicholson die Herstellung des Fuchsins verbessert, 1861 fanden Kolbe und Schmidt die Rosolsäure, das Anilinschwarz wurde 1863 durch Lightfoot gefunden, die ersten Azofarbstoffe kamen 1864 auf. 1866 wurde das Jodgrün von Keißer zuerst dargestellt, 1867 erzeugten Poirrier und Chapat im großen das bereits 1861 von Lauth beobachtete Methylviolett, über dessen Zusammensetzung Hofmann 1873 ebenfalls Untersuchungen veröffentlichte. Das Jahr 1869 wurde wiederum ein Markstein in der Industrie der Teerfarbstoffe, und zwar durch die Herstellung des Alizarins (durch Graebe und Liebermann) zum ersten Male auf dem Wege der chemischen Synthese. Vom Jahre 1870 an wurde die Zahl der Anilinfarben Legion. Wenn auch A. W v. Hofmann nur wenige selbst entdeckt hat, so hat er doch den Anstoß zur Entwickelung dieser mächtigen Industrie gegeben und die genaue Zusammensetzung der meisten derselben ermittelt. Von den Forschern, die an der Weiterentwickelung dieses Industriezweiges in erster Linie beteiligt waren, nennen wir die Deutschen Heinrich Caro, Geyger, Adolph Baeyer, Emil Fischer, Otto Fischer, O. N. Witt, Nietzki und Böttiger; der Gesamthandelswert der aus der Destillation des Teers erzeugten Produkte wird auf 90 bis 100 Millionen Mark geschätzt.

August Wilhelm Hofmann.
Nach dem Gemälde von Angely.

Das folgende Jahr 1859 war wiederum das Geburtsjahr einer neuen großen chemischen Industrie, nämlich der Petroleumindustrie. Das Petroleum selbst war zwar schon seit dem grauen Altertume bekannt und Herodot und Plutarch erzählen bereits von ihm. Auch die pennsylvanischen Gruben waren den Seneca-Indianern schon lange bekannt. Eine Industrie hatte sich aber deshalb nicht entwickelt, weil alle Versuche, das Erdöl in den gebräuchlichen Lampen zu brennen, mißlangen. Im Jahre 1859 wurde nun die erste brauchbare Lampe konstruiert und der 27. August dieses Jahres, an dem es Drake gelang, in Pennsylvanien die erste Ölquelle zu erbohren, muß als Geburtstag der Petroleumindustrie gelten — einer chemischen Industrie im vollsten Sinne des Wortes. In den Petroleumraffinerien stellt man durch Destillation aus dem aus der Erde gewonnenen Rohöl die folgenden Produkte her: Benzin, Petroleumäther, Gasolin, Ligroin, Naphta, Putzöl, Petroleumspirit, Leuchtöl (das den vulgären Namen „Petroleum" führt), Ölgas, Schmieröl, Paraffin und Vaselin. Man sieht, es ist eine stattliche Anzahl hochwichtiger Stoffe, welche die Chemie aus dem rohen Erdöl gewinnt. Die Rückstände aller dieser Fabrikationszweige werden noch zum Teil als Heizmaterial benutzt. Außer in Amerika wurde später Erdöl noch in Baku in Rußland, ferner in Rumänien, Österreich, Deutschland, Frankreich, Griechenland und in vielen exotischen Staaten gefunden. Die Produktion selbst betrug im Jahre 1859 in den Vereinigten Staaten 82000 Barrels à 159 Liter, 1869 schon über 4 Millionen Barrels, 1882 29 Millionen Barrels und 1891 51 Millionen Barrels. Baku produzierte im Jahre 1893 $5\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen.

Petroleumindustrie.

Nordamerikanische Petroleumquellen.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Auch für die analytische Chemie wurde das Jahr 1859 bedeutungsvoll; sie wurde um ein ganz neues, bis dahin unbekanntes Gebiet bereichert, die Spektralanalyse. Die Einführung derselben verdanken wir dem Heidelberger Chemiker Robert Bunsen und dem Physiker G. R. Kirchhoff. Ähnlich, wie Berzelius (S. 158) auf fast allen Zweigen der Chemie gearbeitet hatte und wie jeder derselben ihm seine Förderung verdankt, so hat auch Bunsen die größte und erfolgreichste Vielseitigkeit bei allen seinen Forschungen bewiesen und gleich fruchtbringend in die verschiedensten Zweige der chemischen Wissenschaft eingegriffen. Wir haben deshalb bisher seine Verdienste um dieselbe nicht einzeln aufgeführt, um hier an dieser Stelle ein zusammenhängendes Lebensbild dieses großen Forschers geben zu können. Robert Wilhelm Bunsen wurde am 31. März 1811 zu Göttingen geboren und studierte dortselbst, sowie in Paris, Berlin und Wien Chemie und Physik. Er habilitierte sich in seiner Vaterstadt, wurde dann 1836 der Nachfolger Wöhlers am polytechnischen Institute in Kassel, sodann Professor in Marburg, Breslau und Heidelberg, wo er sich 1889 zur Ruhe setzte. Seine chemischen Untersuchungen auf dem Gebiete der organischen Chemie förderten in hervorragendster Weise unsere Kenntnisse über die Doppelcyanüre, sowie über organische Arsenverbindungen, die sogenannten Kakodylverbindungen, Forschungen, die für den Ausbau der Valenztheorie (S. 178) von höchster Wichtigkeit gewesen sind. Auch sonst hat er durch Arbeiten über die chemische Verwandtschaft die theoretische Grundlage der modernen Chemie wesentlich bereichert. Die chemische Technologie hat er ebenfalls gefördert. So unterwarf er im Jahre 1857 mit Schischkoff zusammen sowohl die beim Abbrennen des Schießpulvers entstehenden Gase, als auch die Rückstände einer genauen Analyse. Erst hierdurch wurde über den Vorgang der Pulvererplosion selbst Klarheit geschaffen, die Grundlage zu einer rationellen Pulvermischung gegeben, und zu weiteren Forschungen auf diesem Gebiete angeregt, die dann von Linck, Karolyi, Debus und insbesondere von Nobel und Abel, die einen Apparat zur Messung der Explosionstemperatur des Schießpulvers konstruierten, fortgesetzt wurden. Nicht weniger wichtig waren die Untersuchungen Bunsens über den Hochofenprozeß und die aus dem Hochofen entweichenden Gase, die sogenannten Gichtgase, die manche Umwälzung in der Leitung des Prozesses selbst hervorriefen. Eine der bekanntesten Arbeiten Bunsens ist die Entdeckung eines unfehlbar wirkenden Gegengiftes gegen Arsenikvergiftungen; bei seinen Arbeiten über organische Arsenverbindungen und über die Hochofengase, die ebenfalls oft große Mengen von Arsen enthalten, empfand er bitter den Mangel eines rasch und sicher wirkenden Gegengiftes, das er dann in dem aus Eisenvitriollösung und Magnesia frisch bereiteten Eisenoxydhydrat auffand (1837). Im Jahre 1842 konstruierte Bunsen das nach ihm benannte Element, heute noch für die Erzeugung elektrischer Ströme dort, wo keine Dynamomaschine zur Verfügung steht, die praktischste und ausgiebigste Stromquelle. Man kannte seit dem Jahre 1839 das sogenannte Groveſche Element, bestehend aus einem cylinderförmig zusammengebogenen Zinkblech, das in verdünnter Schwefelsäure, und aus einem Platinbleche, das in einer porösen Thonzelle zusammen mit starker Salpetersäure enthalten ist. Dieses Element war infolge der Verwendung des Platins sehr teuer; Bunsen modifizierte es daher, indem er die Platinelektrode durch ein Kohlenprisma ersetzte. Da die elektromotorische Kraft des Elementes hierdurch nur sehr wenig geringer wird, so ist dies ein ungeheurer Vorteil in ökonomischer Hinsicht, besonders seit Poggendorff die Verwendung

Bunsen.

Bunsen-Element.

von Chromsäure vorschlug. Alle Tauchbatterien für medizinische Zwecke u. s. w. sind abgeänderte Bunsenelemente. Im Jahre 1860 machte Bunsen die Entdeckung, daß der Magnesiumdraht beim Abbrennen ein ungewöhnlich helles Licht ausstrahlte, und er wurde so der Erfinder der Magnesiumbeleuchtung, die zu photographischen Zwecken (Blitzlicht), sowie bei der Signalgebung vielfach zur Anwendung gelangt. Die täglichen Arbeiten des Chemikers im Laboratorium hat Bunsen durch Konstruktion wichtiger und heute unentbehrlicher Apparate erleichtert und gefördert. Von ihm rührt die in modernen Laboratorien an jedem Arbeitsplatz befestigte Wasserluftpumpe her (1868), von ihm der Gasregulator zur Erhaltung einer konstanten Temperatur. Am bekanntesten und verbreitetsten ist aber sein Gasbrenner, der sogenannte „Bunsenbrenner". Berzelius war noch gezwungen, sich sogar den Spiritus zum Brennen selbst zu bereiten, und wenn man auch später diesen käuflich erhielt, so war doch die Spirituslampe und der Kohlenofen nebst Blasebalg das unvermeidliche und mühsam zu handhabende Mittel, um das wichtigste Agens des Chemikers, die Wärme zu erzeugen. Heute kann man sich in ein Laboratorium ohne Bunsenbrenner, ohne durch Bunsenbrenner geheizte Verbrennungsöfen gar nicht mehr zurückdenken.

Robert Bunsen.
Nach einer Photographie.

Auch die Technik, in erster Linie die moderne Gasglühlichtindustrie hat sich dieses Brenners in ausgedehntem Maßstabe bemächtigt. Besonders bahnbrechend aber wirkte Bunsen auf dem Gebiete der analytischen Chemie. Er bildete die Methoden der Untersuchungen auf sogenannten trockenem Wege, also das Erkennen der einzelnen Elemente durch Flammenfärbungen und mittels des Lötrohrs zur höchsten Vollkommenheit aus. Die Mineralogie, die Metallurgie, die Hüttenkunde und die Pharmazie bedienen sich ebenso wie die Chemie selbst mit größtem Vorteile dieser Methoden. Seine wertvollen Untersuchungen über die Analyse der Gase hat Bunsen im Jahre 1857 in dem Werke „Gasometrische Methoden" zusammengefaßt. Bunsenbrenner.

Spektral-Analyse.

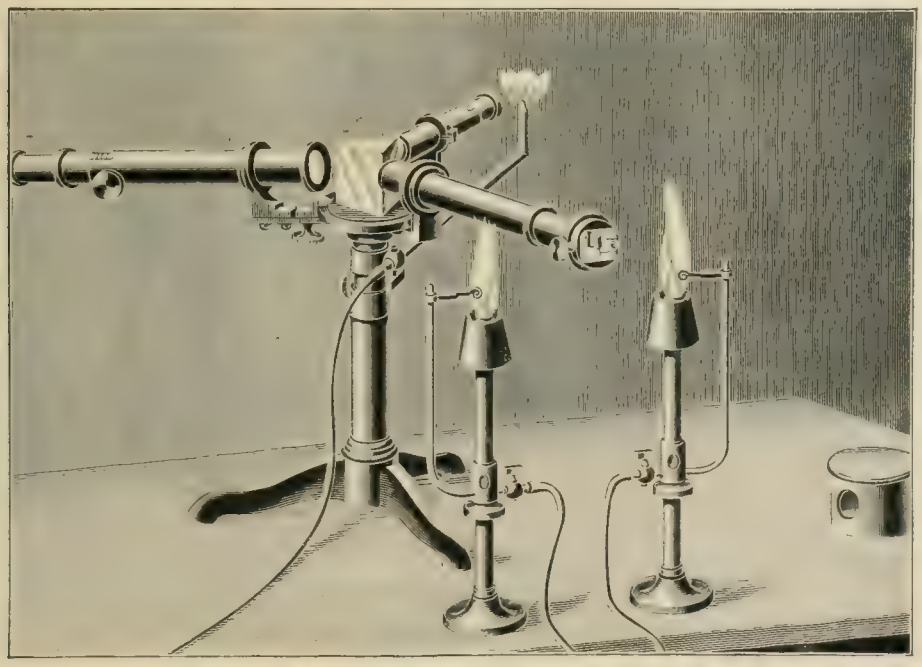
Die wichtigste Förderung indessen erfuhr die analytische Chemie, wie schon erwähnt, durch die 1859 erfolgte Einführung der Spektralanalyse durch Bunsen und Kirchhoff. Jeder zur Weißglut erhitzte Körper strahlt Licht aus und giebt, wenn dieses Licht durch ein Prisma gebrochen — in seine einzelnen Nuancen zerlegt — wird, ein sogenanntes kontinuierliches Spektrum, d. h. die Regenbogenfarben rot bis violett. Glühende Gase hingegen strahlen nur Licht von ganz bestimmter Brechbarkeit aus und geben daher ein Spektrum, das nur aus einzelnen Linien besteht, die aber für jedes einzelne Gas oder den Körper, aus dem das Gas sich bildet, ganz charakteristisch sind. So besteht z. B. das Spektrum des Kaliums aus einer roten und blauen Linie, das des Natriums aus einer gelben Linie u. s. w., die alle das Charakteristische haben, daß sie stets an einer und derselben Stelle des Spektrums auftreten. Daß die in dem Spektrum einer gefärbten Flamme auftretenden Linien über die in ihr enthaltenen Körper Auskunft geben können, äußerte zwar schon Talbot (S. 148) 1826, und er empfahl 1834, die durch Lithium oder Strontium rot gefärbte Flamme durch ein Prisma zu betrachten, um rasch zu erkennen, von welchem der beiden Stoffe die Färbung herrühre. Auch W. A. Miller beschäftigte sich 1845 mit diesem Gegenstande und veröffentlichte in diesem Jahre seine Untersuchungen über die Spektra gefärbter Flammen und die bei der Einführung von Salzen verschiedener Metalle in die Weingeistflamme im Spektrum auftretenden Linien, doch übersah er hierbei ganz die für die einzelnen Metalle charakteristischen Unterschiede. Ein in sich abgeschlossenes Ganze ergab sich jedoch erst durch die Forschungen Bunsens und Kirchhoffs; diese wiesen nach, daß die im Spektrum einer Flamme sichtbaren hellen Linien nur durch die Natur des in der Lichtquelle befindlichen Körpers bedingt sind, ferner, daß die Linien selbst für jedes einzelne Element ganz charakteristisch und auch für zusammengesetzte Körper stets dieselben sind. Auch die Minimalgrenze der Empfindlichkeit für spektralanalytische Reaktionen stellten sie fest und lieferten hierdurch den Beweis, daß die Spektralanalyse die empfindlichste aller Analysenmethoden ist, mit der es z. B. gelingt, noch $^1/_{300000}$ Milligramm Natrium zu erkennen. Die Spektralanalyse ist seitdem ein wichtiges Hilfsmittel des Chemikers geworden. Der von Bunsen und Kirchhoff konstruierte Spektralapparat spielt eine hervorragende Rolle bei vielen analytischen Operationen, insbesondere in der gerichtlichen Chemie und bei hüttenmännischen Prozessen, so z. B. zur Beobachtung der richtigen Durchführung des Bessemerprozesses S. 277). Aber nicht nur für die Erforschung der irdischen Körper, sondern auch für die Himmelskörper ist sie von höchster Bedeutung geworden, und wenn wir heute wissen, daß die letzteren aus denselben Elementen sich zusammensetzen, wie unsere Erde, wenn dadurch ein neuer Beweis für die Kant-Laplacesche Theorie der Weltentstehung gegeben ist, so verdanken wir dies alles einzig und allein der Spektralanalyse. Auch die Chemie selbst wurde durch die Spektralanalyse wesentlich bereichert, indem die letztere uns

Gustav Robert Kirchhoff.

mit einer Anzahl bis dahin vollkommen unbekannter neuer Elemente bekannt machte. So entdeckten Bunsen und Kirchhoff selbst mittels ihres Spektralapparates im Jahre 1860 das Cäsium und 1861 das Rubidium, Crookes 1861 und fast gleichzeitig mit ihm, aber selbständig, Lamy im sogenannten Flugstaube der Schwefelsäurefabriken das Thallium, Reich und Richter 1863 das Indium. Die Vielseitigkeit und Wichtigkeit der Leistungen Bunsens läßt sich nur derjenigen der Berzeliusschen Arbeiten an die Seite stellen.

Schwefelsäureindustrie.

Für die in engem Zusammenhange stehenden bedeutenden Industriezweige der Schwefelsäure- und der Sodafabrikation brachte das Jahr 1861 Umwälzungen von höchster Bedeutung. Der Prozeß der Schwefelsäurefabrikation war bis zu diesem Jahre mit großen Verlusten verbunden, da stets die Gase der salpetrigen Säure in die Luft entwichen, wodurch



Apparat zur Spektral-Analyse nach Bunsen und Kirchhoff.

im weiten Umkreise die Pflanzen- und die Tierwelt dem Untergange preisgegeben und der Aufenthalt für Menschen unerträglich wurde. Diesem Mißstande hatte bereits im Jahre 1827 Gay-Lussac abzuhelfen versucht, indem er eine turmartige, mit Coaks gefüllte Vorrichtung (Gay-Lussacturm) einführte, in der diese Dämpfe durch Schwefelsäure absorbiert wurden. Diese Schwefelsäure konnte nur beschränkte Verwendung finden und bedeutete somit einen großen Verlust. Im Jahre 1861 führte deshalb John Glover in Wallsend bei Newcastle den nach ihm benannten „Gloverturm" ein, der den Zweck hat, die durch die Gase der salpetrigen Säure verunreinigte Schwefelsäure von diesen Gasen wieder zu befreien, und sowohl die Gase selbst, als auch die Schwefelsäure zur Weiterverwendung geeignet zu machen. In jeder Schwefelsäurefabrik stehen heute Gay-Lussacturm und Gloverturm nebeneinander und die durch letzteren erzielte Ersparnis ist von national-ökonomischer Bedeutung. Die Schwefelsäure ist unstreitig der wichtigste und am meisten gebrauchte

Gloverturm.

Stoff der gesamten Industrie; Deutschland allein produzierte z. B. im Jahre 1890 über 627000 Tonnen, England 941000 Tonnen, Amerika 600000 Tonnen.

Noch viel bedeutender aber als die Umwälzung in der Schwefelsäurefabrikation ist diejenige, die sich im gleichen Jahre (1861) in der Sodafabrikation vollzog. Die Soda ist ein so viel gebrauchtes Produkt der chemischen Industrie, daß bereits im Jahre 1782 die französische Akademie eine Preisaufgabe nach neuen Methoden ihrer Fabrikation stellen mußte, da die bisherigen zur Deckung des Bedarfes nicht mehr ausreichten. Diese Preisaufgabe löste Nicolaus Le Blanc, der im Jahre 1806 im Armenhause starb, dessen Verfahren sich aber den Erdkreis eroberte und nach dem bis zum Jahre 1861 allgemein gearbeitet wurde, auch in Deutschland, wo 1840 die erste Sodafabrik nach Le Blanc angelegt wurde. 1861 trat dann Solvay mit seinem neuen Verfahren hervor, das sich durch große Einfachheit auszeichnet. Es besteht darin, daß Kochsalz direkt mit Ammoniumkarbonat in Soda übergeführt wird. Heute hat der Solvayprozeß den Le Blancprozeß bereits nahezu verdrängt.

Sodaindustrie.

Solvay Prozeß.

Seit der Erfindung der Schießbaumwolle (S. 177) bemühte man sich, ähnliche, jedoch je nach Bedarf teils schwächer, teils stärker wirkende Präparate herzustellen, und es entstanden, auf gleichem Wege wie die Schießbaumwolle selbst hergestellt, im Laufe der Zeit das Pyropapier, Schultzes' Pulver, Nitrostärke, Knallzucker, Nitromilchzucker und Knallmannit. Ebenso kannte man das im Jahre 1847 im Laboratorium von Professor Pelouze in Paris von Lobrero entdeckte Nitroglycerin, das von dem schwedischen Chemiker Alfred Nobel im Jahre 1862 zuerst fabrikmäßig dargestellt und als für die Technik geeignetes Sprengmittel benutzt wurde. Es ist zu diesem Zwecke besonders brauchbar, weil ein Raumteil Nitroglycerin dieselbe Sprengkraft, wie 13 Raumteile Pulver hat. Diese ungeheure Gewalt des Sprengöls beruht darauf, daß bei seiner Detonation die entwickelten Gase (Kohlensäure, Wasser, Stickoxydul, Stickstoff) nach Nobels Untersuchungen auf das achtfache ihres Volumens ausgedehnt werden — ein Liter Sprengöl giebt im Momente seiner Explosion etwa 10400 Liter Gase und Dämpfe. Das Nitroglycerin birgt aber mancherlei Gefahren in sich, insbesondere die, daß man die Explosion nicht immer in der Gewalt hat und daß oft nicht vorherzusehende Umstände diese plötzlich herbeiführen. Dennoch hat sich dasselbe die weitgehendste Anwendung in der Technik errungen, allerdings in anderer Form. Der Erfinder dieser neuen Form, und damit der Schöpfer einer neuen Industrie, war wiederum Alfred Nobel. Im Jahre 1867 brachte er ein neues Sprengmittel in den Handel, das er „Dynamit" benannte. Dynamit ist unterdessen ein Gattungsname geworden; man bezeichnet damit Mischungen von Nitroglycerin mit solchen Stoffen, die dasselbe auffangen und dauernd festhalten. In einem guten Dynamit darf das Nitroglycerin weder durch Druck, noch Temperaturschwankungen, noch sonstige Umstände ausgeschieden werden. Um sehr wirksame Dynamite zu erhalten, tränkt man nach Nobel in Patronen aus Zinkblech Schwarzpulver direkt mit Nitroglycerin. Dynamit bedarf stets einer künstlichen Zündung; es kostet viermal so viel als Pulver, leistet aber achtmal so viel und gewährleistet bei richtiger Behandlung eine fast völlige Gefahrlosigkeit.

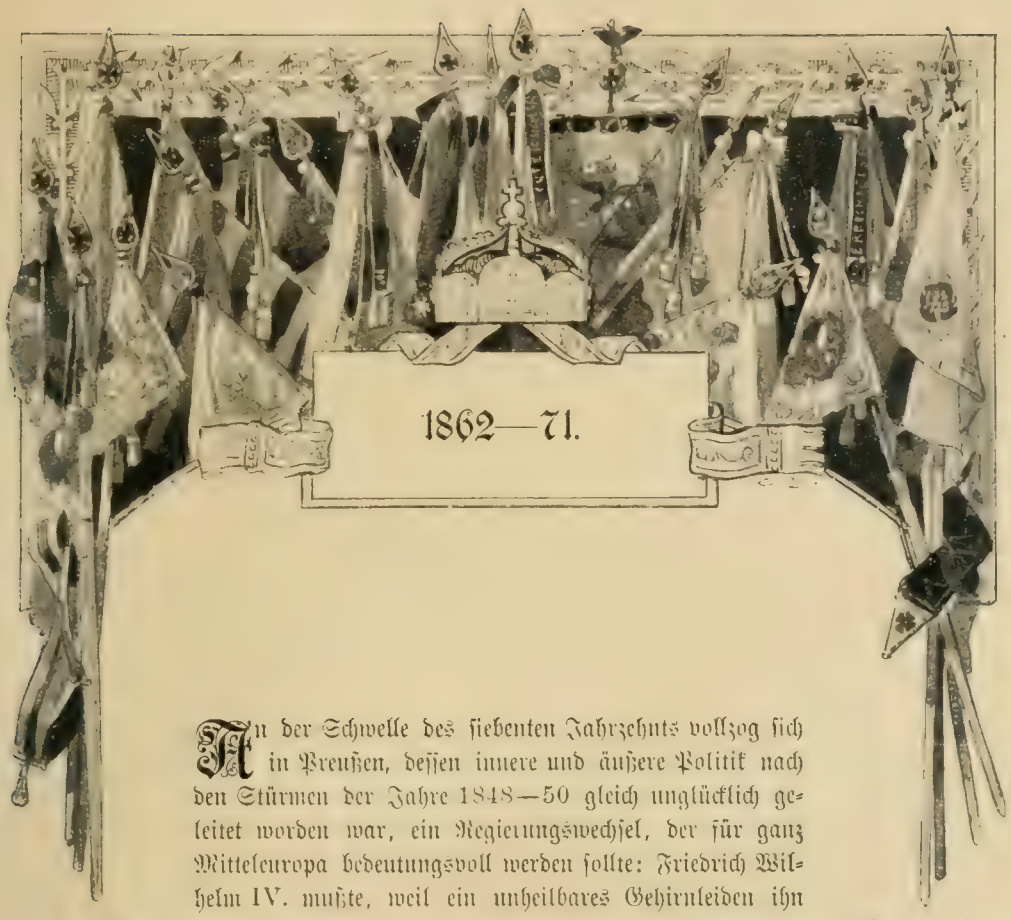
Nitroglycerin.

Alfred Nobel.

Dynamit.

Trauung des Prinzen von Wales in der Kapelle des Schlosses zu Windsor am 10. März 1863.

Nach einem Aquarell von Robert Dudley.



In der Schwelle des siebenten Jahrzehnts vollzog sich in Preußen, dessen innere und äußere Politik nach den Stürmen der Jahre 1848—50 gleich unglücklich geleitet worden war, ein Regierungswechsel, der für ganz Mitteleuropa bedeutungsvoll werden sollte: Friedrich Wilhelm IV. mußte, weil ein unheilbares Gehirnleiden ihn zur Regierung unfähig machte, die Führung der Staatsgeschäfte an seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, abtreten, der am 7. Oktober 1858 die Regentschaft übernahm. Die nächste Folge dieses Wechsels war die Entlassung des verhaßten und unfähigen Ministeriums Manteuffel, an dessen Stelle ein vorwiegend aus den Führern der altliberalen Partei gebildetes Ministerium unter dem Vorsitz des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen trat, das von allen nicht reaktionär gesinnten Elementen mit lebhafter Freude begrüßt wurde Eine „neue Ära" begann . . . Daß man mit übertriebenen Erwartungen in sie eintrat, war weder die Schuld des Regenten, noch die seiner Räte. Die Liberalen hofften auf rasche Erfüllung all ihrer Träume und sahen sich darin bitter enttäuscht; dem neuen Herrn lag jedoch die Hebung des Ansehens Preußens mit vollem Recht zunächst mehr am Herzen, als die Klärung der verworrenen Lage im Innern des Landes. Wilhelm I., der nach dem Tode seines Bruders am 2. Januar 1861 den Thron der Hohenzollern bestieg, war eine der sympathischsten Herrschergestalten, die je eine Krone getragen haben, eine ernste, schlichte Natur ohne störende und hemmende Leidenschaften, ein Mann von klarem Blick und festem Willen, Zoll für Zoll ein König und doch frei von allen despotischen Regungen. Über das Maß des Dankes, das Deutschland ihm schuldet, ward viel schon gesagt und geschrieben und dennoch schwankt das Urteil der Zeitgenossen über ihn mehr, als das über die Mehrzahl seiner Vor-

Preußen.

Neue Ära.

Wilhelm I

gänger. Sein Enkel hat ihn „den Großen“ genannt, anderen schien er klein neben dem Geistesriesen Bismarck; seinem wahren Wert wird wohl nur der gerecht, der mit Worten der höchsten Anerkennung den klaren Blick des Königs bewundert, mit dem er aus der großen Menge heraus gerade die Männer sich zu Räten wählte, die besser als alle früheren Minister ihre Zeit und Preußens Aufgabe begriffen. Deutschland ward nicht darum einig und stark, weil die Zeit dazu gekommen war, sondern weil auf Preußens Thron ein König saß, der dem Genie eines Bismarck, eines Moltke und Roon freie Bahn schuf . . .

Wilhelm I. schritt — nach Sybels Urteil — durch das Leben „niemals zagend, niemals prahlend, stets in innerem Gleichgewicht. Er gehörte nicht zu den genialen Naturen, die entweder durch überragende Geistesstärke dem Jahrhundert neue Bahnen vorzeichnen, oder mit unwiderstehlicher Leidenschaft sich und ihr Volk von schwindelnder Höhe in furchtbare Abgründe stürzen; er besaß den praktischen Verstand, zwischen zutreffenden und schlechten Ratschlägen zu unterscheiden. Nach seiner selbstlosen Gewissenhaftigkeit hat er niemals einen Schritt gegen seine wohldurchdachte Überzeugung gethan, war aber stets bereit, bei der Bildung seiner Ansichten seine Wünsche guten Gründen unterzuordnen, denn in ihm lebte eine seltene Verbindung von Festigkeit und Biegsamkeit des Geistes, wie sie im Gegensatz zum Doktrinär den wirklichen Staatsmann charakterisiert. Die Signatur seines Wesens war Fleiß und Pflichttreue, Milde und Beständigkeit; so viel sein Erfolg den Gedanken seiner Paladine verdankt hat, niemals kann das Verdienst dieser Männer das seinige beeinträchtigen. Neidlos sah er auf ihren Ruhm, weil er wußte, daß es auch der seine war; denn er hatte sie auf die wirksame Stelle berufen, ihnen die hohen Ziele gesetzt, sie gegen alle Widersacher aufrecht erhalten, ihre Entwürfe durch sein Königswort zur Verwirklichung geführt . . .“

Unter den Paladinen trat zuerst Albrecht von Roon in den Vordergrund, dem die schwere Aufgabe zufiel, mit der störrigen und kurzsichtigen Mehrheit des Parlaments um die Mittel zur Durchführung der dringend notwendigen Heeresreorganisation zu ringen. Zu seiner Unterstützung ward dann im September 1862 der fähigste der preußischen Diplomaten,
Bismarck. Otto von Bismarck-Schönhausen nach Berlin berufen, der altmärkische Junker, der als Gesandter beim Bundestag sich die Sporen verdient und dann seinen Monarchen und sein Vaterland mit Geschick am Hofe des Zaren und des Kaisers Napoleon vertreten hatte. Den hohen Posten, zu dem des Königs Vertrauen ihn berief, übernahm Deutschlands größter Staatsmann nur mit Widerstreben; seinen Wünschen und Neigungen entsprach der parlamentarische Kampf, in dem er später Meister werden sollte, zunächst gar wenig. — Die innere Politik Preußens in der sogenannten „Konfliktzeit“ hier zu übergehen, möge uns verstattet sein; für die Lösung der deutschen Frage war sie ebenso bedeutungslos, wie für den Gang der Weltgeschichte in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Dagegen sei, bevor wir den Ereignissen in der Neuen Welt zu Beginn des siebenten Jahrzehnts näher treten, ein rascher Blick auf Bismarcks Stellung zu Österreich und zur Reform des Deutschen Bundes geworfen.

Albrecht v. Roon.

Als der neue Ministerpräsident sein Amt antrat, trugen geschäftige Zungen ein scharfes Wort weiter, das Bismarck in London ausgesprochen haben sollte: „Ich werde binnen kurzem

Otto von Bismarck-Schönhausen.
Nach einer Lithographie von Rocca.

genötigt sein, die Leitung der preußischen Regierung zu übernehmen. Meine erste Sorge wird sein, mit oder ohne Hilfe des Landtages die Armee zu reorganisieren. Mit Recht hat sich der König diese Aufgabe gestellt, er kann sie jedoch mit seinen bisherigen Räten nicht durchführen. Ist die Armee erst auf Achtung gebietenden Stand gebracht, dann werde ich den ersten besten Vorwand ergreifen, um Österreich den Krieg zu erklären, den deutschen Bund zu sprengen, die Mittel- und Kleinstaaten zu unterwerfen und Deutschland

unter Preußens Führung eine nationale Einheit zu geben. Ich bin hierher gekommen, um dies dem Ministerium der Königin zu sagen“ Ganz anders lautete dagegen der Inhalt des Briefes, den Herr von Bismarck bald nach der Übernahme der Geschäfte an den sächsischen Minister Grafen Ferdinand von Beust offenbar in der Absicht richtete, die beunruhigenden Gerüchte, die an den deutschen Höfen umliefen, zu entkräften: „Ich brauche Ihrer Kenntnis der Dinge und der Menschen gegenüber nicht zu versichern, daß ich allen abenteuerlichen Plänen fernstehe, die mir von politischen Kindern und Gegnern in der Presse zugeschrieben werden. Die unwahren, entstellten und des Zusammenhangs entkleideten Veröffentlichungen angeblicher Äußerungen von mir, durch die man meine Urteilskraft zu verdächtigen gesucht hat, werden von Ihnen mit vollem Verständnis des wahren Sachverhalts gewürdigt worden sein. Ich fühle nicht den Beruf, Preußen in die Bahnen sardinischer Politik zu drängen, und wenn ihn jemand in meiner Lage fühlte, so würden ihm alle Unterlagen fehlen, um die Theorie zur Praxis zu machen. Im Hinblick auf die Pariser Bestrebungen glaube ich mich in betreff der für die deutschen Reformbestrebungen erreichbaren Ziele in keinem prinzipiellen Gegensatz mit Eurer Excellenz zu befinden; nur so lange, als die thatsächlich bestehenden deutschen Partikularinteressen sich nicht zu allseitig anerkannten Gesamtinteressen in der Art verschmelzen, daß ihre Solidarität auf jede Gefahr hin verbürgt erscheint, nehme ich für die auswärtigen Beziehungen Preußens dieselbe Freiheit der Bewegung in Anspruch, deren das Wiener Kabinett sich notorisch bedient. In Benützung derselben habe ich keine vorgefaßte Meinung nach irgend einer Richtung hin, wohl aber das Bedürfnis, dem Vorurteile entgegenzuwirken, als ob Preußen auswärtigen Angriffen mehr ausgesetzt und deshalb fremden oder landsmannschaftlichen Beistandes bedürftiger sei, als irgend ein anderer Staat. In betreff unserer inneren Angelegenheiten ist es meine nächste Pflicht, gegen das wachsende Übergewicht des Hauses der Abgeordneten und des parlamentarischen Beamtentums die Schwerkraft der Krone zu wahren und zu stärken Ich halte diese Aufgabe für lösbar, ohne mit positiven Bestimmungen der Verfassung zu brechen, und werde dabei bemüht sein, konstitutionelle Empfindlichkeiten, soweit es möglich, zu schonen und die unbestrittene Heerstraße des Verfassungslebens, sobald es geht, wieder zu gewinnen, immer aber eingedenk zu sein, daß unser Verfassungseid die ‚Treue dem König‘ voranstellt.“

Daß Bismarck trotz alledem jede Verständigung mit dem österreichischen Rivalen für unmöglich hielt, bewiesen seine Worte und Thaten. Wie er den Parlamentariern seines Heimatlandes zurief, daß die großen Fragen der Zeit nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse, sondern nur durch Blut und Eisen gelöst werden könnten, so stand er allen Wiener Versuchen, die deutsche Frage durch friedliche Erörterungen und Monarchenkongresse einer befriedigenden Lösung zuzuführen, schroff ablehnend gegenüber. Als Kaiser Franz Joseph die Zeit der inneren preußischen Wirren dazu benützen wollte, auf einem Fürstentag in der alten Reichsstadt Frankfurt das verlorene Prestige Österreichs wieder herzustellen und die Sehnsucht der deutschen Völker nach Einheit und größere Freiheit durch eine naive Bundesreform zu beschwichtigen, gelang es Bismarck, seinen königlichen Herrn zu bestimmen, die Einladung der versammelten Fürsten abzulehnen und damit den Plan des Wiener Kabinettes, Deutschland dauernd unter die Zwingherrschaft des Bundestages zu stellen, zum Scheitern zu bringen. Das Fernbleiben des Königs Wilhelm und das energische Auftreten seines klarblickenden Schwiegersohnes, des Großherzogs Friedrich von Baden, genügten, um dem seltsamen Projekt, an die Spitze Deutschlands ein aus sechs Mitgliedern bestehendes Direktorium zu setzen, von

Fürstentag zu Frankfurt. August 1863.

Fürstentag zu Frankfurt am Main: Bankett

Nach einer gleichzeitigen

aiſerſaal des Römer am 17. Auguſt 1863.

ig von Hohnbaum.

Deutſches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

vornherein den Lebensfaden abzuschneiden. „Unter den sämtlichen Fürsten waren nur zwei, die ganz genau wußten, was sie wollten; der eine war der Kaiser von Österreich und der andere war der Großherzog von Baden. Der erstere, der alles that, um die Fürsten zu überrumpeln, zu überstürzen mit Vorlagen, die sie gar nicht prüfen, fortzureißen zu Zusagen, die sie weder vor Ministern noch Ständekammern verantworten konnten, und der letztere, der entschlossen war, diesen Anschlag um jeden Preis zu vereiteln, auf die Gefahr hin, allein zu bleiben mit seinem guten Recht und seinem reinen Gewissen. Die ganze österreichische Reformakte war nichts als ein Versuch, eben das in anerkanntes Bundesrecht zu verwandeln, was Preußen als Bundesmißbrauch betrachtete und betrachten mußte; das war aber nicht bloß für Preußen, sondern für Deutschland um so mehr unmöglich, als in den neuen Bundeskörpern (Fürsten- und Delegiertenversammlung) nur der Sondergeist der Höfe und der Einzellandtage, nirgends aber die Nation selbst eine Vertretung fand. (Oncken, Zeitalter d. Kaisers Wilhelm)“

* * *

Abraham Lincoln.
Geb. 12 Februar 1809, gest. 14. April 1865.

Der erste der großen Kriege, die mit ihren Stürmen das ganze Jahrzehnt von 1861—71 erfüllten, brach jenseits des Meeres aus, das die alte von der neuen Welt scheidet. Wie dem Kampfe zwischen Österreich und Preußen, lag auch dem Streite zwischen den Nord- und Südstaaten der Nordamerikanischen Union eine alte Rivalität zu Grunde; aber während zwischen Habsburg und Hohenzollern nur rein politische Fragen in Betracht kamen, hatte die blutige Auseinandersetzung zwischen dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten ihre Ursache in den wirtschaftlichen Gegensätzen beider Staatshälften, die ihrerseits wieder auf der Verschiedenheit der Erwerbsverhältnisse und Lebensgewohnheiten der Bevölkerung beruhten. Das Gebiet südlich etwa des 36. Breitengrades war vorwiegend Eigentum von Großgrundbesitzern, die zur Bestellung ihrer weitgedehnten Baumwolle- und Zuckerrohrplantagen zahlreicher und billiger Arbeitskräfte bedurften. Als solche kamen im wesentlichen nur Neger in Betracht, die trotz der denkwürdigen „Erklärung der Menschenrechte“ im Jahre 1787 überall noch in harter Sklaverei lebten. Den Norden dagegen bevölkerten vorwiegend europäische Einwanderer, die auf zerstreuten kleinen Farmen oder als Gewerbetreibende in den rasch aufblühenden Städten die Kultur der alten Welt zu verbreiten und ihren oft noch recht kümmerlichen Unterhalt zu erringen strebten. Der Gegensatz zwischen den von der Arbeit anderer und dem reichen Ertrag des fruchtbaren Bodens in Üppigkeit und Überfluß lebenden „Baronen“ des Südens, und den Amerika

schwer sich mühenden, unter dem Wettbewerb der zahlreichen Europamüden leidenden „Plebejern" des Nordens spitzte sich schließlich zu einem scharfen Konflikt zu, dessen Angelpunkt die Sklavereifrage bildete. Schon im Jahre 1819 — die Union zählte damals elf sklavenhaltende und elf sklavenlose Staaten — war über das Verlangen des Territoriums Missouri, unter Beibehaltung der Sklaverei als „Staat" anerkannt zu werden, ein Streit ausgebrochen, der durch den sogenannten Missourikompromiß beigelegt wurde; dieser verbot nördlich einer bestimmten Grenzlinie die Aufnahme neuer Staaten in die Union, falls dieselben Sklavenstaaten bleiben wollten. „Innerhalb der Südstaaten herrschte in dieser Sache keine Meinungsverschiedenheit, während die Sklaverei auch im Norden eine starke Partei für sich hatte, der die Erhaltung der Union über alles ging, und die fühlte, daß die Abschaffung, ja selbst nur eine sehr starke Bewegung zu Gunsten der Abschaffung der Sklaverei die Union gefährde, den Bürgerkrieg heraufführe." Andererseits begannen sich allmählich die besseren und aufgeklärteren Elemente zum Kampfe gegen den Terrorismus der Sklavenpartei zu sammeln, die als lockendes Aushängeschild den Namen „Demokratische Partei" gewählt hatte, während ihre Gegner sich „Republikaner" nannten und ihre Wünsche in folgendem Programm zusammenfaßten: „Festhaltend an dem von unseren Vorfahren aufgestellten Grundsatze, daß alle Menschen mit unveräußerlichen Rechten auf Genuß des Lebens, der Freiheit und des Strebens nach Wohlergehen begabt sind, und überzeugt, daß die Begründung des Staatsverbandes die Sicherung dieser Rechte zum Zweck hat, fühlen wir die Verpflichtung, der weiteren Ausbreitung der Sklaverei auf Bundesgebiet durch positive Gesetze entgegenzutreten. Wir leugnen, daß der Kongreß, oder eine Territorial-Gesetzgebung, oder gar Einzelne das Recht haben, die Sklaverei auf Bundesgebiet einzuführen, solange die Bundesverfassung noch gilt; sie verleiht dem Kongreß nicht nur das Recht, sondern legt ihm damit zugleich die Pflicht auf, in den Territorien die Überreste der Barbarei und Sklaverei zu verbieten."

Sklavenfrage.

Das politische Leben innerhalb der nordamerikanischen Union gipfelt in der von vier zu vier Jahren notwendig werdenden Präsidentenwahl, die jedesmal die ganze Nation in die größte Erregung versetzt. Im Jahre 1860 gingen die Wogen besonders hoch, da man im Süden und Norden genau wußte, daß der Ausfall der Wahl von entscheidender Bedeutung für die jedes Gemüt bewegende Sklavenfrage sein würde. Die Entscheidung war diesmal doppelt schwer vorauszusehen, weil sowohl die republikanische wie demokratische Partei sich in zwei Lager gespalten hatte, die in der Hauptfrage verschiedener Meinung waren: die konservativen Republikaner wollten von dem Süden zwar Konzessionen verlangen, sich aber mit den Sklavenbaronen, deren Zahl 300000 überstieg, nicht völlig überwerfen; ihre liberalen Parteigenossen dagegen, zu denen die Mehrzahl der eingewanderten Deutschen gehörte, waren entschlossen, die Macht der Sklavenhalter zu brechen. In der demokratischen Partei unterschieden sich die beiden Gruppen dadurch, daß die Anhänger aus den Nordstaaten die Bestimmung über die Einführung der Sklaverei den einzelnen Territorien überlassen wollten, während die starrköpfigen Südländer nicht nur jede Einmischung zurückwiesen, sondern auch den weitgehendsten staatlichen Schutz für ihren „Besitz" beanspruchten.

Bei der am 6. November 1860 vollzogenen Neuwahl des Präsidenten wurde Abraham Lincoln mit großer Mehrheit auf den Schild erhoben — „der Würfel war gefallen, alle Fälschungen, Gewaltthätigkeiten und Betrügereien der Sklavenpartei hatten den Sieg der Republikaner nicht verhindern können; sie entschloß sich deshalb zur Anwendung von Gewalt, wozu man sich übrigens schon längst im stillen vorbereitet hatte, und die drei Monate bis

Beschießung des Forts Sumter durch die Sezessionisten am 12. April 1861.

Nach einer gleichzeitigen amerikanischen Darstellung.

zum Regierungsantritt Lincolns (4. März 1861) wurden zu diesem Zwecke eifrig benutzt. In den Sklavenstaaten hatte man seit Jahren die Drohung ausgesprochen, daß man sich von der Union trennen wolle; die Befürworter dieser Maßregel nannte man Sezessionisten. Als die Wahl Lincolns entschieden war, trat der Staat Süd-Karolina mit der Sezessionsidee offen hervor und verkündete eine ‚Ordinanz‘ des Inhaltes: Die bisher bestehende Union mit anderen Staaten, unter dem Namen Vereinigte Staaten von Amerika, wird hierdurch aufgelöst! Der Enthusiasmus in Charleston war ungeheuer, die Straßen durchhallte der Ruf: Es lebe die südstaatliche Konföderation!“ (Corvin, Gesch. d. Neuzeit.) Die leitenden Staatsmänner in der Bundeshauptstadt Washington wurden von der Sezession weniger überrascht, als die Kaufleute in New-York und den anderen Handelsmetropolen des Nordens, die den Pflanzern des Südens große Summen vorgestreckt hatten; unter den hohen Beamten der Union überwogen die Südländer, deren Reichtum ihnen eine sorgfältigere Erziehung ermöglichte, seit vielen Jahrzehnten ganz bedeutend die Söhne des Nordens.

Das war auch der Grund, warum die für die Verteidigung des gesamten Staatsgebietes verantwortlichen Männer anfangs die Sezessionisten offen begünstigten — teils durch Waffentransporte, die sie trotz der Nähe der Gefahr des Abfalls in die Südstaaten abgehen ließen, teils durch sträfliche Lässigkeit in der Armierung und Besetzung der Forts, die in dem ausbrechenden Kriege Stützpunkte der Nordstaaten werden mußten. Daß die Feinde des schmachvollen Sklavenwesens in dem vierjährigen Kampfe, der sich im Sommer 1861 entspann, schließlich doch Sieger blieben, verdankten sie neben dem Opfermut ihrer Bürger in erster Linie der Energie und Tüchtigkeit ihrer Führer, als deren trefflichster zweifellos der
Lincoln. neugewählte Präsident gelten durfte. Abraham Lincoln war — so ward er einst von einem Zeitgenossen geschildert — sechs Fuß und vier Zoll groß, starknochig, hager, ganz Muskel und Sehnen und körperlich sehr stark. Als Holzhauer oder Bootsmann hatte er nicht eben graziöse Bewegungen lernen können, und wenn auch nicht gerade unangenehm ungeschickt, wußte er doch nie recht, was er mit seinen ungewöhnlich lang erscheinenden Beinen und Armen anfangen sollte. Sein Gesicht wurde von vielen häßlich genannt, und seine gelblich lederfarbene Haut, der große Mund, die großen abstehenden Ohren, kleinen Augen, das wirre Haar und der spärliche, schlechtgepflegte Bart konnten allerdings nicht für schön gelten; aber wer es verstand, die Seele des Menschen am Gesicht zu lesen, dem machte das seinige den Eindruck eines Christusbildes mit unschönen Zügen. Aus diesem Gesichte strahlte warme Menschenliebe und Herzensgüte, wenn es auch meist einen melancholischen Ausdruck trug, der ein Zeugnis davon abzulegen schien, wie schwer ihn die Last der Regierung drückte und wie ernst es ihm war, den rechten Weg zum Wohl seines Volkes zu finden. Trotz dieses Ausdruckes war er kein trübselig-träumer, sondern ein ruhig heiterer, liebenswürdiger Gesellschafter, der überall gern gesehen wurde, und wenn es in seinen Mundwinkeln und Augen eigentümlich zuckte, konnte man sich auf einen der humoristischen Aussprüche oder Witze gefaßt machen, die in Menge in den Vereinigten Staaten umliefen und manchmal sehr derb waren. Trotz seines etwas kindischen Benehmens ermangelte seine Erscheinung in passenden Augenblicken nicht der Würde und niemals machte er einen lächerlichen Eindruck. Das Volk liebte ihn, und nach Georg Washington war er sicher der populärste Präsident, den die Vereinigten Staaten gehabt haben.

Dem bösen Beispiel Süd-Karolinas waren rasch Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana und Texas gefolgt, hatten sich gemeinsam am 18. Februar 1861 als [illegible] Konföderation konstituiert und den ehemaligen Kriegsminister Jefferson Davis

zum Präsidenten des neuen Bundes erwählt. Dennoch schreckte die Unionsregierung vor Gewaltmaßregeln so lange zurück, bis endlich die Beschießung des Forts Sumter im Hafen von Charleston (12. April 1861) aller Welt kund that, daß die Südstaaten den Bürgerkrieg wollten. Nun endlich rief Lincoln Freiwillige unter die Waffen und alle Republikaner zur Verteidigung der Verfassung auf; ein erbittertes Ringen begann, das „in seinem Fortgang ganz den leidenschaftlichen Charakter bewahrte, der sich bei der furchtbaren Parteiwut von vornherein erraten ließ; was der Norden an Macht und Stärke voraus hatte, ersetzte der Süden durch bessere Führung und größere Kriegserfahrung. Die ganze amerikanische Nation, die bisher fast ausschließlich den Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirt-

Angriff von Panzer-Kanonenbooten auf das Blokade-Geschwader vor Charleston.

Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Illustrated London News".

schaft sich hingegeben hatte, trat in einen Bürgerkrieg ein, der an blutigen Auftritten, an Greueln und Verwüstungen den wildesten Kämpfen der alten Welt nicht nachstand, und in dem nur selten Züge von Ritterlichkeit das Einerlei des Mordens unterbrachen" (Weber).

Beim Beginn des Krieges sah es im Kriegsdepartement der Nordstaaten sehr traurig aus. „Simon Cameron, der Kriegsminister, verstand vom Krieg ebensowenig wie Lincoln, und der fünfundsiebzigjährige General Scott war absolut unfähig, sowohl geistig als körperlich, den Oberbefehl zu führen. Man hatte schon Anfang Juli gegen 300000 Mann im Felde, allein sie waren mehr an armed mob (ein bewaffneter Haufen) als eine Armee und ihre Führer meist ganz unerfahrene Leute. Den Titel General und Oberst führten allerdings viele, allein es waren meist dünkelhafte Advokaten, die vom Krieg und Militärwesen gar nichts verstanden. Durch Protektion und Weibereinfluß wurden die höchsten Stellen besetzt."

Nicht minder charakteristisch als dieses Urteil eines Augenzeugen ist der Brief eines der Heerführer im Bürgerkriege, der die Streitkräfte, die von Norden ins Feld gesandt wurden, also schilderte: „Als der Kriegsruf das Land durchhallte, schwebte in den Nordstaaten auf aller Lippen die Frage: Wie werden sich die Truppen schlagen? General Mc Dowell hatte in seiner Armee von 39000 Mann nur 800 Mann reguläre Truppen, der Rest bestand aus Freiwilligen, die aus allen Windrichtungen zusammengeweht waren und denen Disziplin ebenso fremd war, wie die Grundlagen militärischer Ausbildung. Alle Stände und Berufsarten waren vertreten; neben den abgehärteten Hinterwäldlern und Büffeljägern marschierten Kaufleute und Handwerker — eine bunt zusammengewürfelte Masse, die den Marsch nach dem

Ericsons Panzerturm-Boote im Kampf mit Küstenbatterien.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Illustrated London News".

Süden zunächst nur als Landpartie betrachtet, sich keinem Zwang fügte und beim Vorrücken eher einer Herde Schafe, als Regimentern eines zivilisierten Staates glich. Es bedurfte vieler Mühe, um die ungeordneten Haufen zu einer schlagfertigen Feldarmee umzubilden."

Der Mangel an einer großen, geschulten Armee ließ es während der ersten Zeit nur selten zu größeren Gefechten oder gar Schlachten kommen; dort aber, wo die Nordstaaten-Regimenter angriffen oder angegriffen wurden, erlitten sie Niederlagen. Ihre Aufgabe bestand zunächst im Schutz der Bundeshauptstadt Washington, die nur durch den Potomac von dem sezessionistischen Virginien getrennt war und von einer Armee der Konföderierten unter Führung des Generals Beauregard bedroht wurde. Als General Mc Dowell gegen ihn vorrückte, ward er am 21. Juli 1861 an dem Flüßchen Bull Run geschlagen; der junge General mußte das Kommando an Mc Clellan abtreten, der aus der schmählichen Niederlage seines Vor-

gängers die ernste Lehre zog, daß er zunächst die Truppen zum Felddienst erziehen müsse, bevor sie eine neue Schlacht wagen könnten. An den Küsten war man unterdessen nicht müßig gewesen und hatte alles aufgeboten, um trotz des Mangels an brauchbaren Schiffen die Blokade der Häfen der Konföderierten wirksam durchzuführen und ihnen damit die wichtigste Hilfsquelle, die Ausfuhr der Bodenprodukte, zu verschließen. Eben dieser Mangel an Schlachtschiffen gab beiden Parteien Veranlassung zur Konstruktion einer Reihe seltsamer, aber zum Teil äußerst wirksamer, neuer Arten von Panzerfahrzeugen, deren erfolgreiche Thätigkeit für alle späteren Seekriege unseres Jahrhunderts bedeutungsvoll wurde.

Die Potomac-Armee auf dem Marsche.

Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Illustrated London News".

Zu Ende des Jahres 1861 standen bereits mehr als 600000 Mann Milizen der Nordstaaten im Felde, aber zu irgend einem entscheidenden Schlage kam es auch 1862 nicht. Die Erfolge der beiderseitigen Armeen hielten sich das Gleichgewicht: nur dort, wo Flotte und Landheer sich gegenseitig unterstützen konnten, errangen die Unionstruppen bedeutsame Vorteile über die Konföderierten. So gelang es dem von Admiral Farragut geführten Nordgeschwader, New-Orleans und den Stromlauf des Mississippi bis hinauf nach Memphis in die Gewalt der Unionsregierung zu bringen. Von den Landheeren focht die von General Ulysses Grant geführte Westarmee siegreich gegen Beauregard, während die Potomacarmee unter Mac Clellans Führung bei den Kämpfen um den wichtigsten Stützpunkt der Konföderierten, die von General Lee beschützte Stadt Richmond, zurückgeworfen wurde.

Wiederum kam es darauf am Bull Run zu einer Schlacht, die gleich der ersten mit

einer Niederlage der Unionstruppen endete, während die Kämpfe am Antietam und — unter General Burnsides Oberbefehl — bei Fredericksburg (13. Dezember) einen für die Nordstaaten günstigen Ausgang nahmen. Wenige Wochen vor diesem Siege traf Präsident Lincoln auch in der Sklavenfrage eine wichtige Entscheidung: Am 22. September 1862 erschien ein Erlaß des Präsidenten, der allen Sklaven in den Landesteilen, die sich am 1. Januar 1863 noch in Aufruhr befanden, die dauernde Freiheit verhieß. Da die erhoffte Wirkung dieser Drohung ausblieb, erließ Lincoln, der endlich eingesehen hatte, daß gegenüber den Sklavenbaronen halbe Maßregeln nicht genügten, am 1. Januar 1863 seine berühmte Proklamation über die Emanzipation aller Negersklaven in Nordamerika: „So bezeichne ich, Abraham Lincoln, Präsident der Vereinigten Staaten, kraft der mir übertragenen Machtvollkommenheit, als Oberbefehlshaber der Armee und Flotte der Vereinigten Staaten zur Zeit des thatsächlich bestehenden bewaffneten Aufruhrs gegen die Behörden und die Regierung der Vereinigten Staaten, als eine geeignete und notwendige Kriegsmaßregel, um besagten Aufruhr zu unterdrücken, an diesem ersten Tage des Januar im Jahre unseres Herrn 1863 — **als die Staaten und Teile von Staaten, deren Bevölkerung an diesem Tage im Aufruhr gegen die** Vereinigten Staaten begriffen ist, die folgenden: es sind Arkansas, Texas, Louisiana, Mississippi,

Sturm auf die Festungswerke von Charleston.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Illustrated London News".

Alabama, Florida, Georgia, Süd-Karolina, Nord-Karolina, Virginien. Und kraft der vorbesagten Machtvollkommenheit und zum erwähnten Zwecke bekräftige und erkläre ich, daß alle Sklaven in den aufgezählten Staaten und Teilen von Staaten frei sind und hinfüro frei sein sollen! Und hierzu, indem ich es aufrichtig als einen Akt der Gerechtigkeit erkläre, der von der Verfassung gestattet ist bei militärischer Notwendigkeit, rufe ich das ruhige Urteil der Menschen und die Güte und Gnade des allmächtigen Gottes an."

Das Jahr, das sehr bedeutungsvoll begonnen hatte, brachte indessen den Abschluß des verlustreichen Bruderkrieges immer noch nicht, obwohl General Grants Westarmee gemeinsam mit der Flotte im Juli zwei weitere Hauptstützpunkte der Gegner, Vicksburg und Port Hudson nehmen und damit den ganzen Stromlauf des Mississippi den Konföderierten entreißen konnte, weil die Potomac-Armee gegen den gewandten Lee dauernd im Nachteil blieb; auch das folgende Jahr hindurch wurde weiter gekämpft. Im März 1864 aber trat ein für den Ausgang des Feldzugs bedeutsamer Wechsel in der Führung der Truppen ein. Der energische Grant übernahm den Oberbefehl über die Potomac-(Ost-)Armee, während an seiner Stelle General Sherman den Befehl über die Tenessee-(West-)Armee erhielt. Die Folge war die Wegnahme von Atlanta, eines der wichtigsten Waffenplätze der Aufständischen, durch die Westarmee, dem bald die Räumung von Savannah folgte. Ende Dezember 1864 war von den großen Städten an der Ostküste nur Charleston noch im Besitz der Sklavenhalter, während Grant einen blutigen Sieg durch die mehrtägige „Schlacht in der Wildnis" errang. Zeitlich nahezu zusammen mit diesen kriegerischen Erfolgen der Nordstaaten fiel die Wiederwahl Lincolns zum Präsidenten der Union (8. November 1864).

General Ulysses Grant.
Nach einem Holzschnitt aus der „Leipziger Illustrierten Zeitung".

Die Konföderierten setzten trotz ihrer Verluste und obwohl ihre Kraft ebenso zu erlahmen begann, wie jene der Nordstaaten immer mehr anwuchs, den Kampf auch im Jahre 1865 noch fort. Doch nun folgte eine Niederlage der anderen: Im April mußte General Lee die Hauptstadt der Konföderation, Richmond, räumen und mit den Generälen Grant und

Sheridan eine Kapitulation abschließen, die ihn und die Hauptarmee der Sezessionisten vom Kriegsschauplatz verschwinden ließ. Der Jubel der Nordstaaten über diesen Triumph verstummte jedoch rasch, als die Schreckenskunde das Land durchflog, daß ein Parteigänger der Sklavenhändler, Wilkes Booth, das Oberhaupt der Union am 14. April 1865 im Theater durch einen Pistolenschuß ermordet habe. Gleichsam als Strafe für das feige Bubenstück folgte fast unmittelbar die Gefangennahme des Präsidenten der Konföderation, Jefferson Davis. Der Bürgerkrieg nahm sein Ende; am 10. Mai 1865 konnte Lincolns Nachfolger Johnson den endgültigen Sieg der Nordstaaten und damit der guten Sache verkünden . . . Die schwere und undankbare Aufgabe des Neubaues der Union fiel dem nächsten Präsidenten, Ulysses Grant, zu, der am 3. November 1868 zum ersten Beamten der Nordamerikanischen Republik erwählt wurde.

* * *

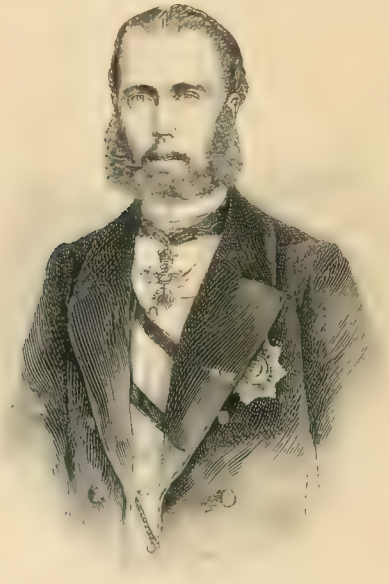
Mexiko. Der Sieg der Nordstaaten über die Sezessionisten ward nicht nur für ein anderes amerikanisches Land, das politisch in keinerlei Beziehung zu den Vereinigten Staaten stand, für Mexiko, von folgenschwerer Bedeutung, sondern mittelbar auch für das französische Kaisertum. Napoleon III. hatte bei Beginn des Bürgerkrieges zweifellos mehr Sympathien für die Südstaaten, und er wäre ihrer Anerkennung und Unterstützung schon deshalb nicht abgeneigt gewesen, weil die wachsende Macht der Union die Interessen der Großmächte der alten Welt zu gefährden schien. Der innere Kampf, der die Kraft des jungen Riesen lähmte, war dem Kaiser auch darum erwünscht, weil er ihm Zeit ließ, in Mexiko einen seiner Lieblingspläne zur Ausführung zu bringen. Für die Einmischung der europäischen Staaten in die durch Jahrzehnte sich hinziehenden mexikanischen Wirren lagen in der Hauptsache nur pekuniäre Gründe vor: bei dem häufigen Wechsel der Gewalten vergaßen die neuen Machthaber gewöhnlich die Verpflichtungen zu erfüllen, die ihre Vorgänger eingegangen waren. So suspendierte der populäre Führer der liberalen Partei, Benito Juarez, als er sich im Jahre 1861 der Präsidentschaft bemächtigt hatte, kurzerhand die Zahlung der Zinsen für die in Europa aufgenommenen Staatsanleihen auf zwei Jahre. Unter den geschädigten Gläubigern stand Spanien im Vordergrunde, danach kamen Frankreich und England mit kleineren Summen in Betracht; alle drei aber waren nicht gewillt, sich mit den Tetreten des neuen Regenten zufrieden zu geben. Über die Idee einer gemeinsamen Strafexpedition ward rasch ein Einverständnis erzielt, über deren Umfang und Ausdehnung gingen jedoch die Pläne an den drei Höfen weit auseinander. An der Themse wollte man nur Genugthuung, in Paris dagegen träumte Napoleon, in Madrid der tapfere General Prim von der Aufrichtung einer Monarchie am Golf von Mexiko, von einem geordneten Staatswesen unter einem europäischen Herrscher; Juan Prim dachte dabei wohl nur an sich selbst, während Napoleon zum Träger der „Krone Montezumas" einen Bruder des österreichischen Kaisers, den Erzherzog Maximilian, in Aussicht genommen hatte.

Prim war denn auch der erste, der im Dezember 1861 bei Vera Cruz landete, einige Wochen später trafen die französischen und englischen Truppen ein; doch rasch, wie er entflammt war, erkaltete der Eifer der Spanier und Engländer, als der französische Gesandte Saligny die Führung an sich zu reißen suchte und Napoleons Absichten sich enthüllten; beide Staaten riefen ihre Regimenter zurück, während Frankreich nach und nach eine kleine Armee auf mexikanischem Boden sammelte und gegen Puebla vorrückte. So leicht, wie man an der Seine es sich ausgemalt hatte, gelang die Verjagung des Präsidenten Juarez, der von Lincoln

General Juan Prim.
Nach dem Gemälde von H. Regnault.

thatkräftig unterstützt wurde, nicht: erst im Mai 1863 konnten die Generäle Forey und Bazaine nach langer Belagerung Puebla und kurz darauf die Hauptstadt Mexiko erobern. Nachdem dieses erste Ziel erreicht war, ließ man unter dem Schutz der französischen Bajonette durch eine Notabelnversammlung den Erzherzog zum Kaiser wählen und ihm die Krone antragen. Maximilian machte die Annahme von einer Volksabstimmung und davon abhängig, daß er von Napoleon und dem Papst unterstützt würde: der letztere ließ sich nur schwer dazu bestimmen, offen für den Österreicher einzutreten, der erstere versprach sehr viel und — brach sein Wort. So stand das neue Kaiserreich von vornherein auf schwachen Füßen; schon bald nach dem Einzug in Mexiko (12. Juni 1864) mußte der junge Herrscher erkennen, daß

zwei schlimme Gegner, Juarez und die Schuldenlast, den Thron dauernd gefährdeten; er vermochte weder des einen, noch des anderen Herr zu werden. Daran aber, daß sein Kaisertum so rasch ein grauenvolles Ende nahm, trug Napoleons feiges Zurückweichen vor den Drohungen der Amerikaner schuld, die bald nach der Niederwerfung der Konföderation des Südens die Rückberufung der französischen Truppen verlangten und auch durchsetzten. Vergeblich mühte sich Maximilian, vergeblich seine Gemahlin Charlotte, in Rom und Wien Hilfe zu finden, niemand zeigte sich bereit, den mexikanischen Thron zu stützen. Andererseits gewann Juarez von Tag zu Tag wieder mehr Anhang und Macht, zumal die Vereinigten Staaten nur ihn allein als rechtmäßigen Regenten anerkannten. Die Katastrophe nahte rasch: Maximilian verließ im Oktober 1866 seine Hauptstadt, in der Absicht, die Krone niederzulegen; als er dies auf Zureden seiner klerikalen Berater hin unterließ, ward er von den Juaristen in Queretaro eingeschlossen, durch Verrat in deren Hände geliefert und am 19. Juni 1867 erschossen.



Kaiser Maximilian I. von Mexiko.
Nach einer Photographie.

* * *

Nicht minder energisch, aber viel weniger vom Glück begünstigt, zeigte sich um dieselbe Zeit ein anderes Volk bemüht, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Polen war für die drei Staaten, unter die es aufgeteilt worden war, dauernd eine Quelle des Unbehagens; so oft die Gelegenheit günstig erschien, versuchte der unversöhnliche Adel den alten Königsthron wieder aufzurichten, bald — wie während des Krimkrieges — mit Hilfe der Westmächte, bald — wie zu Beginn des siebenten Jahrzehntes — durch offenen Widerstand gegen die Unterdrücker, in erster Linie gegen Rußland, das trotz der milden, versöhnlichen Regierung Alexanders II. der Gegenstand des erbittertsten Hasses war. Die Seele der Bewegung zur Wiederaufrichtung eines Königreiches Polen bildete ein geheimes National-

Polen. komitee, das unter den Beamten aller Verwaltungszweige ergebene Anhänger besaß und das ganze Land terrorisierte. Vergebens mühte sich der vom Zaren zur Durchführung segensreicher Reformen berufene polnische Edelmann Wielopolski, das Vertrauen seiner unzufriedenen Landsleute zu gewinnen, er konnte weder kleine Meutereien, noch die Ausbreitung der Verschwörung verhindern, die den allgemeinen bewaffneten Aufstand vorbereitete. Im Januar des Jahres 1863 hielten die Führer den rechten Augenblick zum Losschlagen für gekommen; mit feigen Morden schlafender russischer Besatzungen wurde das „Werk der Befreiung" begonnen, das auch ohne die energischen Gegenmaßregeln des Zaren hätte scheitern müssen, weil die Masse des Landvolkes den Absichten des Adels mit Recht mißtraute und jede Unterstützung der Aufständischen verweigerte. So kam es, daß die starken russischen Truppenmassen, die in Polen einrückten, kein Nationalheer, sondern nur ungeordnete Häuflein zu bekämpfen hatten, die sich rasch völlig zersprengen ließen; im November 1863 war die Ruhe überall wieder hergestellt . . .

* * *

Kaiser Wilhelm I.

Nach dem Gemälde von Paul Bülow.

Im Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852, der den formellen Abschluß der ersten Erhebung der Schleswig-Holsteiner (S. 113) gebildet hatte, war die Erbfolge in Dänemark dahin geregelt worden, daß nach dem Tode des kinderlosen Königs Friedrich VII. nicht die hessischen oder augustenburgischen Verwandten, sondern Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg den Thron des nordischen Reiches besteigen sollte. Die Rechte des Herzogs Christian von Augustenburg hatte man dabei geflissentlich mißachtet, ihn sogar gezwungen, gegen mäßige Geldentschädigung zugleich mit seinen Gütern auch alle Erbansprüche aufzugeben. Schleswigs Sonderstellung in der dänischen Gesamtmonarchie war durch das Londoner Protokoll zwar ausdrücklich bestätigt worden, aber die in Kopenhagen herrschende Partei arbeitete unausgesetzt darauf hin, dieser Bestimmung jede Bedeutung zu entziehen, und sie erreichte es endlich auch, daß am 30. März 1863 ein königlicher Erlaß erschien, der ohne Umschweife erklärte: Die von Dänemark im Jahre 1852 gemachten Zusagen sind nicht durchführbar, und zwar der Haltung der holsteinischen Stände und des Deutschen Bundes wegen; Holstein und Lauenburg müssen deshalb aus dem dänischen Gesamtstaatsverband ausscheiden! Der Name Schleswig war sorgsam verschwiegen, nur Holstein sollte abgesondert, das verbürgte Recht der Untrennbarkeit beider Herzogtümer aufs schwerste verletzt werden.*)

Niemals würden die Eiderdänen solch einen kecken Streich gewagt haben, wenn sie nicht auf die Lahmheit des Deutschen Bundes gebaut hätten, der zu jedem wirksamen Vorgehen unfähig erschien. Der Bund ließ sich denn auch Zeit; Preußen und Österreich aber erhoben am 15. April 1863 Protest gegen die dänische Gewaltthat, wiesen alle diplomatischen Manöver ab und setzten es durch, daß der Deutsche Bund am 9. Juli 1863 dem Dänenkönig den Krieg für den Fall androhte, daß er seinen Märzerlaß nicht zurücknähme. Friedrichs VII. Antwort lautete ablehnend: er hoffte auf den Beistand der übrigen Großmächte, namentlich auf den Englands und Frankreichs, und legte, der deutschen Warnung trotzend, dem Reichsrat ein Gesetz vor, das die Trennung Schleswigs von Holstein und Lauenburg zur Thatsache machen sollte. Schon schien der Ausbruch der Feindseligkeiten unvermeidlich, da starb plötzlich am 15. November 1863 Friedrich VII., der Prinz von Glücksburg übernahm als Christian IX. die Regierung und niemand wußte, ob der neue Herr es wagen würde, die deutschfeindliche Politik seines Vorgängers fortzusetzen.

Der Übergang der dänischen Krone an eine Seitenlinie bot indessen auch anderen Fürsten erwünschten Anlaß, sich einzumischen: Großherzog Peter von Oldenburg und namentlich Erbprinz Friedrich von Augustenburg erhoben Einspruch gegen die Verkürzung ihrer Rechte, und der letztere erließ kurzerhand eine Proklamation an die Schleswig-Holsteiner, in der er sich selbst den künftigen Beherrscher der Herzogtümer nannte. Die Stellung Preußens und Österreichs ward davon nicht berührt, für sie hing alles nur davon ab, ob Christian IX. den Beschluß des Reichsrats über die Trennung der Herzogtümer durch seine Unterschrift zum Gesetz erheben würde; der Verblendete that den verhängnisvollen Federzug, der ihm die Hälfte seiner Herrschaft kosten sollte! Eine gewaltige Erregung bemächtigte sich des deutschen Volkes; im Norden und Süden drängte man stürmisch zum Krieg gegen das übermütige Inselvolk, das die verbriefte Verfassung der stammverwandten Lande mit frevelnder Hand verletzen wollte. So beschloß denn der Deutsche Bund, eine starke Truppenmacht in Holstein einmarschieren zu lassen, um seinen Forderungen mehr Nachdruck zu verleihen. 12000 Sachsen und Hannoveraner rückten in der letzten Woche des Jahres 1863 gegen die Dänen vor und

*) Vergl. Hans Kraemer „Deutsche Helden".

zwangen sie, hinter die Eider zurückzuweichen. Aber trotzdem ward am 1. Januar 1864 in Kopenhagen das Gesetz veröffentlicht, das allseitig für einen Bruch des Londoner Vertrags erklärt worden war. Damit war zwischen Frieden und Krieg entschieden: Am 16. Januar überreichten die Gesandten Preußens und Österreichs ein Ultimatum, das dem Dänenkönig nur 48 Stunden Bedenkzeit ließ; als sie resultatlos verstrichen war, erging an die verbündeten Truppen unverzüglich der Befehl zum Vormarsch. Der zweite deutsch-dänische Krieg begann — die erste Etappe auf dem Weg zur Einigung Deutschlands . . .

Der Oberbefehl über die beiden von Preußen und Österreich ins Feld gesandten Korps ward dem greisen Wrangel anvertraut, die eigentliche Führung der Truppen lag dagegen in den Händen des genialen Prinzen Friedrich Karl und des Generals von Gablenz. Am 31. Januar 1864 standen 45000 Mann an der Grenze Schleswigs bereit; am gleichen Tage sandte Wrangel dem dänischen Oberfeldherrn von Meza eine letzte Aufforderung zum Rückzug. Als sie in kühlen Worten abgelehnt wurde, trug der Feldtelegraph in die Quartiere der Verbündeten den kurzen Befehl: „In Gottes Namen drauf!" Der erste Teil des Feldzuges, der in der Frühe des 1. Februar mit dem Übergang über die Eider begann, bot nur geringe Schwierigkeiten; nach einem scharfen Artilleriekampf bei Missunde und siegreichen Gefechten bei Ober-Selk und Jagel konnten die Verbündeten ohne Schwertstreich von dem „uneinnehmbaren" Danewerk Besitz nehmen, das die Dänen in der Nacht zum 6. Februar heimlich geräumt hatten, um sich hinter die zweite und stärkere Verteidigungslinie, die Düppeler Schanzen, zurückzuziehen. Während die Österreicher in Jütland einrückten, fiel dem Korps des Prinzen Friedrich Karl die schwere Aufgabe zu, die Hauptaufgabe des Feldzugs, die Erstürmung der Düppeler Schanzen und die Einnahme der Insel Alsen, zu lösen. General von Moltke war anfangs ein entschiedener Gegner dieses Planes, er hielt den Besitz jenes kleinen Gebietes der schweren Opfer nicht für wert, die eine Eroberung zweifellos erfordern mußte. Allein die österreichischen Strategen bestanden auf der Durchführung ihrer Vorschläge, und Moltke selbst sagte sich schließlich, daß die Wegnahme der Schanzen, vor denen ein großer Teil der preußischen Armee wochenlang fast thatenlos lag, eine Ehrensache geworden war. Die von zwei tiefeinschneidenden Meeresbuchten, der Flensburger und der Apenrader, und der Alsener Föhrde auf drei Seiten umschlossene Halbinsel Sundewitt an der Ostküste Schleswigs, läuft gegenüber der Insel Alsen, von der ein schmaler Sund sie trennt, in zwei von den Fluten des Wenningbundes getrennten Spitzen aus — südlich Broacker, nördlich Düppel. Von letzterer führt der Weg nach Sonderburg (auf der Insel Alsen) hinüber, die damals durch Brücken mit dem Festland verbunden
Düppel. war. Düppel bildet also gewissermaßen das Thor der Insel Alsen, und anno 1864 war es wahrlich fest verschlossen! Wenige Kilometer vom Ufer entfernt erheben sich auf dieser nordöstlichen Spitze, eine etwa 250 Fuß hohe Hügelkette bildend, die gegen 3000 Schritt langen Düppelberge, eine Verteidigungsstellung, die ihresgleichen sucht. Die Dänen hatten den natürlichen Wall durch ein großartiges, aus zehn kunstvoll angelegten Schanzen bestehendes Festungswerk verstärkt und sich dadurch eine anscheinend uneinnehmbare Position geschaffen. Die durch gedeckte Gänge verbundenen Werke waren durch zwölf Fuß tiefe und zwanzig Fuß breite Gräben vom Vorland getrennt, dahinter erhoben sich zwanzig Fuß hohe, starke Erdwälle. Die Gräben waren noch besonders durch Pallisaden, Eggen, Wolfsgruben und Drahtzäune gegen alle Annäherungsversuche geschützt. Jede Schanze besaß mehrere Geschütze und eine in Blockhäusern untergebrachte Besatzung von zwei Kompagnien.

Am 9. Februar waren die preußischen Vorposten im Sundewitt erschienen; die ersten

Wochen verliefen ohne bedeutsame Ereignisse, am 29. Februar begann die Beschießung, die jedoch erst von Mitte März ab, nach Errichtung der Gammelmark-Batterie, wirklichen Wert besaß. In der Nacht vom 29. zum 30. März wurde die erste, zwischen dem 7. und 8. April die zweite, und drei Tage später im Schutze des nächtlichen Dunkels die dritte Parallele ausgehoben; in gedeckten Gängen konnte man sich also bereits bis auf etwa 600 Schritt dem Fuß der Schanzen nähern. Der 14. April ward zum Sturmangriff bestimmt. König Wilhelm fand indessen, daß die von den Angriffskolonnen zu durchlaufende Strecke noch zu groß sei, und befahl deshalb, um Menschenleben zu schonen, noch eine vierte Parallele vorzuschieben. Am Morgen des 15. April war auch dieser Bau vollendet, der entscheidende Schlag konnte fallen; Prinz Friedrich Karl wählte den 18. April zur Ausführung. Die zahlreichen schweren Geschütze der Belagerungsbatterien hatten inzwischen das Ihre gethan, Tag und Nacht schleuderten die gezogenen Kanonen mit unerbittlicher Sicherheit ihre Kugeln und Granaten gegen die Düppelwerke, die bald nur noch aufgewühlten Erdhaufen glichen. Weder Wälle noch Blockhäuser boten der Besatzung wirksamen Schutz gegen das verheerende preußische Feuer; schon dachte General Gerlach daran, die Stellung zu räumen, und er hätte es gethan, wenn er von Kopenhagen nicht drohende Gegenbefehle erhalten hätte.

Am 18. April, früh um zwei Uhr, rückten die sechs Sturmkolonnen — aus je sechs bis zwölf Kompagnien Infanterie, Pionieren und Artilleristen bestehend — in die vierte Parallele ein und legten sich dort nieder. Um vier Uhr eröffneten alle Batterien ein rasendes Schnellfeuer

Prinz Friedrich Karl von Preußen.
Nach dem Gemälde von A. v. Werner.

Die Erstürmung der Dü
Nach dem Gemälde von W. Camphausen gest

…en am 18. April 1864.

…rmann (Verlag von Alexander Duncker, Berlin).

auf die Schanzen, das sechs Stunden lang unvermindert tobte, aber mit dem ersten Glockenschlag der zehnten Stunde plötzlich schwieg. „Eine kurze totenstille Pause folgte, dann schlugen die Tambours zum Sturm, drei Regimentschöre spielten das Preußenlied, und mit vieltausendstimmigem hurra! stürmten die Kolonnen auf die Schanzen los!“ Die Dänen hatten den Angriff an diesem Tage zwar erwartet, sich aber gleichwohl vor dem Feuer der Batterien zurückziehen müssen; nun, als die Trommeln wirbelten und der brausende Siegesruf der Deutschen erklang, eilten sie rasch auf die Krone der Wälle und ließen einen Hagel von Kartätsch- und Flintenkugeln auf die Angreifer hinabprasseln. Wohl stürzten Hunderte der Braven, wohl brachen viele der Führer totwund zusammen — in gewaltigem Anlauf drangen die Stürmenden heran und erstiegen tollkühn die steilen Schanzen. Nach kaum einer Viertelstunde wehte von allen Werken die schwarz-weiße Fahne, die Düppelstellung war genommen. Damit nicht zufrieden, eilten die Sieger ohne Rast und Ruh sofort weiter, um die Dänen auch aus ihrer weiter rückwärts gelegenen zweiten verschanzten Linie zu vertreiben, sie bis nach Alsen zurückzuwerfen. Nach dreistündigem, blutigem Kampfe war auch dieses Ziel erreicht, ganz Schleswig von den Truppen des Feindes befreit.

Wenige Tage nach dem Düppelsturm trat in London eine auf Dänemarks Drängen von England berufene Konferenz der Großmächte zusammen, deren Zweck die „Suche nach Mitteln, dem Norden Europas die Segnungen des Friedens wiederzugeben“, sein sollte. Die britische Politik des Neides und Deutschenhasses unterstützte dabei selbst die dreistesten Forderungen der Dänen, Frankreich und Rußland dagegen beschränkten sich den verbündeten Mächten gegenüber auf eine wohlwollende Neutralität. Nach langem Hin- und Herreden wurde ein Waffenstillstand vereinbart, der anfangs Juni um 14 Tage verlängert wurde. Als die sechs Wochen zu Ende gingen, waren die Diplomaten an der Themse so klug wie zuvor. Der Kampf wurde also wieder eröffnet. Auf dem Kriegsschauplatz hatte sich inzwischen manches verändert: die Festung Friedericia war, noch ehe die Beschießung der cernierten Festung begonnen hatte, von den Dänen geräumt und das ganze jütische Festland bis hinauf zum Limfjord von den siegreichen Verbündeten mit Truppen belegt worden. Auch in der Besetzung der höheren Kommandostellen waren Veränderungen eingetreten — der greise Wrangel hatte den Oberbefehl an den Prinzen Friedrich Karl abgetreten. General v. Moltke hatte als Chef des Generalstabs schon am 23. Mai die Eroberung der Inseln Fünen und Alsen verlangt, da die Wegnahme dieser beiden Hauptstützpunkte der Dänen geeignet erschien, den Krieg „durch den Erfolg eines einzigen Tages zu beendigen“. Dem Vordringen nach Fünen widersetzten sich jedoch die Österreicher, und so blieb nur der Übergang nach Alsen als nächste Aufgabe der deutschen Truppen. Mit ihrer Ausführung wurde General Herwarth v. Bittenfelds I. Korps beauftragt und zum Überfall der wohlbewehrten dänischen Stellungen der Morgen des 29. Juni bestimmt. Auch dieses kühne Wagnis gelang dank der Tapferkeit der preußischen Truppen vollkommen. Die Dänen wichen, nicht ohne heftigen Widerstand zu leisten, auf allen Punkten zurück und retteten sich auf Transportschiffe, die bereit gehalten worden waren; am 1. Juli war Alsen völlig geräumt. Der Eindruck der Eroberung der Insel auf die Herren in Kopenhagen war weit größer als der des Düppelsturmes; diesen hatte man für möglich gehalten, jene aber angesichts der Breite des Sundes und der weithin sich streckenden Strandbatterien für unausführbar erklärt. Nun traf plötzlich die Schreckensbotschaft ein, daß Alsen in einem [illegible] verloren gegangen und danach auch der Übergang der Deutschen nach Fünen oder [illegible]land wahrscheinlich geworden sei. Ein Wutschrei erhob sich gegen das „schandbare

Übergang nach Alsen.

Landung der preußischen Infanterie auf der Insel Alsen am 29. Juni 1864.

Nach einem Aquarell von E. Zimmer.

Verhalten der unfähigen Armee", und wie man früher aus voller Kehle „Krieg bis aufs Messer" gerufen hatte, lärmte man jetzt „Frieden um jeden Preis".

Wiener Friede.

Am 18. Juli 1864 wurden zu Christiansfeld die Einstellung der Feindseligkeiten vom 20. Juli ab vereinbart, zwei Wochen später in Wien die Friedenspräliminarien unterzeichnet, deren erster Artikel lautete: „Seine Majestät der König von Dänemark entsagt allen seinen Rechten auf die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Gunsten Ihrer Majestäten des Kaisers von Österreich und des Königs von Preußen, indem er sich verpflichtet, die Verfügungen anzuerkennen, welche die genannten Majestäten in betreff dieser Herzogtümer treffen werden." Die Verhandlungen über den Abschluß des endgültigen Friedens zogen sich dagegen durch die Halsstarrigkeit der dänischen Bevollmächtigten so sehr in die Länge, daß die preußischen Strategen bereits wieder neue Kriegspläne entwarfen; Prinz Friedrich Karl wollte sofort nach Seeland aufbrechen und Moltke stimmte ihm darin bei, daß es wohl möglich sei, 25000 Mann in einer einzigen Nacht von Stralsund aus dorthin überzuführen. Das letzte Wagnis blieb den ruhmbedeckten Truppen erspart, Dänemark fügte sich endlich, als es jede Hoffnung auf fremden Beistand schwinden sah, allen Bedingungen der siegreichen Großmächte und gab die schwer geprüften Herzogtümer frei.

* * *

Österreich und Preußen.

Zweimal hatte Schleswig-Holstein schon, wie wir sahen, den Kriegsbrand hell auflodern lassen, zweimal war deutsches Blut um die Elbherzogtümer geflossen, aber vom Norden her zuckte noch immer unheildrohendes Wetterleuchten auf, ohn' Unterlaß grollte, erst leise, dann immer stärker anschwellend, der neue Stürme kündende Donner. Der Wiener Friede ward der Anlaß zum Bruderzwist der deutschen Stämme, zum Krieg Österreichs und seiner Freunde gegen das mächtig aufstrebende Preußen, zur Sprengung des deutschen Bundes!

Wem sollten die befreiten Lande zufallen? Das war die Frage, die vom Herbst des Jahres 1864 an die Staatsmänner beschäftigte. Preußen und Österreich konnten nach ihrem Ermessen darüber verfügen und der leitende Minister des Zollernreiches war fest entschlossen, sich dieses durch Kampf und Sieg erworbene Recht von niemandem streitig machen zu lassen. Nach Ansicht der Bundesdiplomaten sollte aus den eroberten Landen ein Mittelstaat unter der Regierung des Erbprinzen von Augustenburg gebildet werden, gleich unabhängig von Preußen wie von Österreich. Die Zahl der kraftlosen kleinen Fürstentümer um ein neues zu vermehren, lag aber nicht in Bismarcks Absicht, Preußen sollte des Lohnes für die Lasten und Beschwerden des Krieges nicht verlustig gehen, der künftige Herrscher mochte darum bindende Garantien dafür geben, daß er großdeutsche und keine Sonderpolitik treiben, und ein ewiges Schutzbündnis mit Preußen schließen wolle. Der Augustenburger lehnte diese Bedingungen ab, damit war er für den Berliner Hof abgethan, und nun einigten

Gasteiner Konvention.

sich die Sieger, nachdem auch andere Kandidaturen gescheitert waren, am 14. August 1865 in Gastein dahin, daß Österreich die Verwaltung Holsteins, Preußen die Schleswigs übernehmen sollte.

Daß diese Lösung der Frage nur eine vorläufige sein konnte, daran zweifelte kein Mensch in Europa; die „Verklebung der Risse im Bau", wie Bismarck die neue Konvention nannte, konnte wohl den Frieden noch ein Weilchen erhalten, aber den Zündstoff nicht beseitigen, der in bedrohlicher Menge sich längst zwischen Habsburg und Brandenburg angehäuft hatte. Beide rangen offenkundig um die Vorherrschaft in Deutschland, beide wußten, daß nur „Blut und Eisen" darüber entscheiden konnten, ob über dem neuen Deutschland das schwarz-gelbe oder das schwarz-weiße Banner wehen sollte.

Schon am 29. Mai 1865 hatte der Ministerpräsident im Kronrat erklärt: „Ein Krieg mit Österreich wird früher oder später nicht zu vermeiden sein, nachdem die Politik der Niederhaltung Preußens von der Wiener Regierung wieder aufgenommen worden ist. Allein den Rat zu einem solchen Krieg können wir Seiner Majestät nicht erteilen; der Entschluß dazu kann nur aus der freien königlichen Überzeugung selbst hervorgehen. Würde ein solcher gefaßt, so würde das gesamte preußische Volk ihm freudig folgen!“ So fest aber auch Bismarck auf die Tapferkeit und den Opfermut seiner Landsleute baute, er unterließ es doch nicht, rechtzeitig nach Bundesgenossen Umschau zu halten. Die Großmächte England und Rußland schieden von vornherein aus, einer Verständigung mit Frankreich standen Napoleons hohe Forderungen im Wege, blieb also nur das junge Königreich Italien, das schon der venetianischen Frage wegen Österreich feindlich gegenüberstand. Bald nach dem Amtsantritt Bismarcks hatte der leitende italienische Minister General Lamarmora Preußen das Anerbieten der Unterstützung im Falle eines Krieges mit Österreich gestellt; jetzt wurde von Berlin aus dieser Faden wieder angeknüpft, und am 8. April 1866 kam es zum Abschluß eines Vertrages von dreimonatlicher Dauer, der Italien verpflichtete, zu den Waffen zu greifen, wenn Preußen losschlüge, und beiden Teilen den Abschluß des Friedens nur mit gegenseitiger Einwilligung gestattete.

Erzherzog Albrecht von Österreich.
Nach einer Lithographie.

Das Wiener Kabinett war sich längst darüber klar geworden, daß die Ratgeber König Wilhelms nichts anderes erstrebten als die Annexion Schleswig-Holsteins, daß aber andererseits diese Vergrößerung der preußischen Macht mit allen Mitteln, auch denen eines Krieges, verhindert werden müsse. Schon im Februar 1866 führte ein Notenwechsel eine Verschärfung der Stimmung zwischen beiden Staaten herbei. Mitte März 1866 begann man in Österreich zu rüsten — der Befehl über die Streitkräfte in Oberitalien wurde dem Erzherzog Albrecht, jener über die Böhmische Armee dem Feldzeugmeister Benedek übertragen; zwei Wochen später traf Preußen seine Gegenmaßregeln, die Grenzfestungen wurden armiert, die Reserven der schlesischen Regimenter einberufen, am 8. Mai war bereits die ganze Armee mobil. Doch bevor die Schwerter zusammenklirrten, bevor die offenen Feindseligkeiten ausbrachen, kamen die Diplomaten noch einmal zu Wort. Die französische Regierung regte die Abhaltung eines Kongresses zur Beilegung aller Streitigkeiten an, und England und Rußland unterstützten den Vorschlag. Da Österreich seine Beteiligung jedoch von der Zusicherung abhängig machte, daß Gebietserweiterungen einzelner Mächte nicht Gegenstand der Verhandlungen sein dürften, scheiterte Napoleons Plan schon im Entstehen. Der Krieg ward vollends unabwendbar, als die österreichische Regierung

die Erklärung abgab, daß sie dem Deutschen Bund die Entscheidung über das Schicksal Schleswig-Holsteins überlassen wolle, weil sie an die Abmachungen mit Preußen sich nicht länger gebunden fühle; die holsteinischen Stände sollten einberufen werden, um als berechtigter Faktor den Wünschen des Landes hinsichtlich der Zukunft der Herzogtümer offenen Ausdruck zu geben. Mit Recht mußte Preußen in der von Wien aus veranlaßten Berufung der Stände eine schwere Verletzung der Gasteiner Konvention erblicken und es gab seinem Protest dadurch energischen Ausdruck, daß es Truppen in Holstein einrücken ließ, um alle vertragswidrigen Unternehmungen mit Waffengewalt unterdrücken zu können. Österreichs Antwort war der Antrag auf Mobilisierung des Bundesheeres und der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Preußen, das seinerseits keinen Zweifel darüber ließ, daß es jedes für Österreichs Antrag abgegebene Votum der Einzelstaaten als Kriegserklärung betrachten würde. Am 14. Juni fiel in der Bundesversammlung mit neun gegen sechs Stimmen die Entscheidung gegen Preußen, das also außer dem Hause Habsburg nunmehr auch Bayern, Sachsen, Württemberg, Hannover, Hessen und Nassau zu seinen Feinden rechnen mußte, während Baden, Mecklenburg, Oldenburg und die Mehrzahl der thüringischen Staaten auf seiner Seite blieben. Der Gesandte Preußens gab darauf folgende Erklärung ab: „Durch die infolge des österreichischen Antrages und der Abstimmung ausgesprochene Kriegserklärung gegen ein Mitglied des Bundes sieht die preußische Regierung den Bundesbruch als vollzogen an. Im Namen und auf Befehl des Königs erklärt der Gesandte hiermit, daß Preußen den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen und deshalb nicht mehr verbindlich ansieht, denselben vielmehr als erloschen betrachten und behandeln wird. Indes will der König mit dem Erlöschen des bisherigen Bundes nicht zugleich die nationalen Grundlagen, auf denen der Bund aufgebaut gewesen, als zerstört betrachten. Preußen hält vielmehr an diesen Grundlagen und an der Einheit der deutschen Nation fest und sieht es als eine unabweisbare Pflicht der deutschen Staaten an, für die letztere den angemessenen Ausdruck zu finden. Die königliche Regierung legt ihrerseits die Grundzüge einer neuen, den Zeitverhältnissen entsprechenden Einigung hiermit vor und erklärt sich bereit, auf den alten, durch eine solche Reform veränderten Grundlagen einen neuen Bund mit denjenigen deutschen Regierungen zu schließen, die ihr dazu die Hand reichen wollen." Der „Bruderkrieg" nahm seinen Anfang . . .

Ende des Deutschen Bundes.

Schon am 16. Juni rückte General Herwarth v. Bittenfeld in Sachsen — das gleich Hannover und Kurhessen Preußens Friedensvorschläge abgelehnt hatte — ein und besetzte zwei Tage später die Hauptstadt Dresden, aus der die Truppen bereits nach Böhmen abgezogen waren; zu gleicher Zeit nahmen preußische Regimenter von Hannover und Kassel Besitz — die Kraft dreier Gegner war gelähmt, ehe diese auch nur den geringsten Versuch machen konnten, sie zu benutzen. Dann ging es gegen den stärksten Feind, gegen Österreich: Drei Heersäulen setzten sich gegen die mit Einschluß der Sachsen über 270000 Mann starke österreichische Nord-Armee in Bewegung: die erste Armee (Centrum) unter Führung des Prinzen Friedrich Karl, die zweite (linker Flügel), deren Oberbefehl dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm anvertraut war, und die Elb-Armee (rechter Flügel), die dem Kommando des Generals Herwarth v. Bittenfeld unterstand — insgesamt 254000 Mann. Alle drei Heeresteile sollten getrennt marschieren, aber vereint schlagen, das war das Grundprinzip der Moltkeschen Strategie, und so rückten denn die Truppen sofort, nachdem es klar geworden, daß kein Vorstoß gegen Schlesien zu befürchten sei, auf verschiedenen Wegen in Böhmen ein. Preußen ergriff die Offensive, um den Gegner „in geteiltem Zustand mit überlegenen Kräften" angreifen zu können; schon am

Deutscher Krieg 1866.

Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen und sein Generalstabschef v. Blumenthal am Morgen der Schlacht bei Königgrätz.
Nach dem Gemälde von M. Weese.

28. Juni sollte, nach der Berechnung des Generalstabs die Vereinigung der Armeen bei Gitschin vollzogen sein. Moltkes Plan war so verwegen, daß er nur aus einer nicht ganz unberechtigten Geringschätzung der Feldherrneigenschaften Benedeks zu erklären ist; lag doch die ernste Gefahr vor, daß die ganzen österreichischen Streitkräfte auf einen preußischen Heeresteil sich stürzten und diesen zermalmten, ehe ein anderes Korps zur Hilfe heraneilen konnte. Aber der große Schweiger kannte die Schwächen seiner Gegner, er wußte, was er wagen durfte . . . Bevor Benedek Zeit fand, quer durch Sachsen vorwärts zu gehen und in Preußen einzubrechen, sah er seine in weitem Bogen aufgestellte Streitmacht an drei Punkten zugleich bedroht; durch die heißen Kämpfe bei Hühnerwasser, Podol, Gitschin, Nachod und Skalitz, gelang es den drei preußischen Armeen sich einander so zu nähern, daß schon in den ersten Tagen des Juli der Hauptschlag geführt werden konnte. Am 3. Juli ward in dem waldreichen Hügelland bei Königgrätz die „größte Schlacht des Jahrhunderts" geschlagen und Österreichs Vorherrschaft in Deutschland endgültig beseitigt. Am Abend des für Deutschland bedeutungsvollsten Tages der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lag den preußischen Heeren der Weg nach Wien offen, sie hatten einen Sieg errungen, der dem Feldzug rasch ein Ziel setzen mußte. Wie bescheiden aber klang diesem gewaltigen Erfolg gegenüber die Botschaft, die Moltke zum Zweck der Veröffentlichung nach der Heimat sandte; nirgends eine Spur von prahlerischer Überhebung, nirgends ein den geschlagenen Gegner kränkendes Wort; er folgte dem Beispiel Bismarcks, der im Augenblick des Triumphes auf dem Schlachtfeld gesagt hatte: die Streitfrage ist entschieden, jetzt gilt es die alte Freundschaft mit Österreich wieder zu gewinnen! Moltkes Depesche lautete: „Gestern früh 7 Uhr fand zwischen Horitz und Königgrätz ein Zusammenstoß zwischen der preußischen Armee unter persönlicher Führung des Königs und der Österreichisch-Sächsischen des Feldzeugmeisters Benedek statt. Die sich hieraus entwickelnde Schlacht dauerte zwölf Stunden, wobei feindlicherseits die starke Position hinter der Bistritz mit großer Hartnäckigkeit sechs Stunden lang behauptet wurde. Unseren zum Teil aus weiter Entfernung pünktlich auf dem Schlachtfeld eintreffenden Kolonnen gelang es endlich, die feindliche Stellung um zwei Uhr mittags mit Sturm zu nehmen. Von nun an wurde der Feind in schneller Folge von Position zu Position zurückgetrieben. Abends 7 Uhr befand er sich mit dem Rest der geschlagenen Armee im vollen Rückzug nach Süden. Unser unter den Augen Seiner Majestät des Königs erfochtener Sieg ist ein vollständiger, wenn auch mit schweren Verlusten erkauft; die Verluste des Feindes sind beträchtlich größer."

Schlacht bei Königgrätz.

Die Italiener hatten unterdessen weniger glücklich getämpft, die Schlacht bei Custozza war für sie zu einer Niederlage geworden, weil ihren Truppen das fehlte, was den Preußen in reichem Maße zu Gebote stand, die geniale, zielbewußte Führung. Italien sollte indessen seines Kampfpreises Venetien dennoch nicht verlustig gehen, wenn es ihn auch nicht als Sieger von Österreich fordern, sondern nur als Geschenk aus Napoleons Händen entgegennehmen konnte. Unmittelbar nach der Niederlage bei Königgrätz faßte nämlich der Kaiser von Österreich den überraschenden Entschluß, Venetien an Napoleon abzutreten — gleichsam zum Lohn für die Vermittelung, die er anrief, die aber an Preußens fester Haltung scheitern sollte. In Paris hatte der unerwartete preußische Sieg die größte Bestürzung hervorgerufen, die durch das Angebot Venetiens nicht vermindert, sondern eher vergrößert wurde, weil der Versuch, sich in den Streit zwischen den beiden deutschen Mächten einzumischen, sehr leicht zum Kriege mit Preußen führen konnte. Daß der Kampf noch bis zum Jahre 1870 vertagt wurde, war lediglich auf Napoleons berechtigte Zweifel an der Schlagfertigkeit seiner Armee

Schlacht bei Custozza. 24. Juni 1866.

Erzherzog Albrecht von Österreich und sein Stab in der Schlacht bei Custozza am 24. Juni 1866.
Nach dem Gemälde von L'Allemand. (Aus: Schnitzer „Kaiser Franz Joseph I. und seine Zeit".)

zurückzuführen; der Kaiser begnügte sich für den Augenblick mit der undankbaren Rolle des Vermittlers zwischen den Streitern, vermochte aber nicht zu hindern, daß Preußen bei den
26. Juli 1866. Verhandlungen im Nikolsburger Schlosse jene Zugeständnisse erlangte, die mittelbar den Sturz des zweiten französischen Kaisertums herbeiführen sollten: „Österreich erkennt die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes an und giebt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands, von der es ausgeschlossen bleibt; Preußen bildet einen Norddeutschen Bund aus allen Staaten nördlich der Mainlinie, und übernimmt den Oberbefehl über die Streitkräfte dieser Staaten; die südlich dieser Linie gelegenen deutschen Länder treten zu einem Verein zusammen, dessen nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt." Für die süddeutschen Staaten waren die Kämpfe am Main ebenso unglücklich verlaufen, wie die Schlachten in Böhmen; gern hatten sie deshalb den Weg der Verständigung beschritten und mit dem Sieger Schutz- und Trutzbündnisse für den Fall des Krieges mit einer auswärtigen Macht abgeschlossen, die bald genug in Wirksamkeit treten sollten. Einige Wochen später trat nach langem Sträuben auch der König von Sachsen auf Preußens Seite. Daß die Elbherzogtümer in den alleinigen Besitz des Siegers übergingen und der Zollverein erneuert wurde, verstand sich von selbst.

Auch in Italien nahte der Krieg, der dem jungen Königreiche keine Lorbeeren brachte,
20. Juli. seinem Ende; der letzte Kampf fand nicht zu Lande, sondern auf dem Meere bei Lissa an der dalmatinischen Küste statt, wo die mit großen Hoffnungen ausgesegelte, stolze italienische Flotte von dem österreichischen Admiral Tegethoff vernichtend geschlagen wurde. Fünf Tage
Wiener Friede. später leitete ein Waffenstillstand den Frieden ein, der am 3. Oktober in Wien zum Abschluß kam; er brachte Italien neben dem Besitz Venetiens endlich auch die Anerkennung seitens der kaiserlichen Regierung, die ihr bisher versagt geblieben war. Seinen völligen Abschluß fand das italienische Einigungswerk jedoch erst im Jahre 1870 durch die Einnahme von Rom, deren Vorbedingung der Abzug der französischen Besatzung gewesen war; in demselben Augenblick, in dem das von Pius IX. berufene ökumenische Konzil die Unfehlbarkeit des Bischofs von Rom als Dogma verkündete, verlor die weltliche Macht des Papsttums ihre letzte Stütze. Mit ihr zusammen sank auch ihr Beschützer, das französische Kaisertum, zu Boden . . .

Der Prager Friede bedingte ebenso eine völlige Neugestaltung der endlich von Österreich losgelösten deutschen Lande, wie eine Regelung der Zustände im Innern der habsburgischen Monarchie; beides gelangte im Herbst 1866 und Frühjahr 1867 zum Abschluß. In Preußen kam zunächst dank der Nachgiebigkeit des Königs und seiner Räte eine völlige Aussöhnung zwischen Regierung und Volksvertretung zustande, dann schufen beide gemeinsam die gesetzliche Grundlage der Einverleibung der neugewonnenen Landesteile Hannover, Hessen-Kassel, Nassau und Frankfurt, die im Verein mit dem Gewinn Schleswig-Holsteins dem preußischen Staatsgebiet die längst ersehnte Abrundung brachten. In den letzten Wochen des Siegesjahres begannen
Norddeutscher Bund. dann in Berlin die Beratungen über die Verfassung des Norddeutschen Bundes, die vom Februar bis April 1867 den Gegenstand der Verhandlungen des ersten Reichstages bildete; nach ihrer Annahme durch die Einzelstaaten ging die Leitung aller Bundesangelegenheiten an einen von den Regierungen beschickten Bundesrat — unter dem Vorsitz des zum Kanzler ernannten Grafen Bismarck — über, dem zur Feststellung der Bundesgesetze und des Staatshaushaltes ein aus direkten Wahlen hervorgegangener Reichstag zur Seite trat. Um dieselbe
[illegible] Zeit gelang es in Österreich, den alten Zwist zwischen den beiden Reichshälften beizulegen; [illegible] Forderungen entsprechend, die Franz Deak aufgestellt und seit Jahren verteidigt hatte,

Kampf zwischen der österreichischen und der italienischen Flotte bei Lissa am 20. Juli 1866.
Nach dem Gemälde von L. Schönchen. (Aus: „Kaiser Franz Joseph I. und seine Zeit".)

erhielt Ungarn eine selbständige Verfassung und Regierung und einen beträchtlichen Gebietszuwachs durch die Einbeziehung von Siebenbürgen, Kroatien und der Militärgrenze. Daß der Versuch, durch die Schaffung eines auf konstitutioneller Grundlage beruhenden Doppelreiches mit getrennter Verwaltung und gemeinsamer Vertretung nach außen hin, den schroffen Gegensatz der beiden Nationalitäten auszugleichen, keinen dauernden Erfolg hatte, ist im letzten Drittel unseres Jahrhunderts klar zu Tage getreten . . .

* * *

Seit den glänzenden Waffenthaten der preußischen Heere auf Böhmens blutgedüngten Gefilden, seit dem Sieg der eisernen Politik, die der Herrschaft des Zollerngeschlechts das Übergewicht in den deutschen Landen sicherte, zogen sich am politischen Himmel die Wetterwolken dichter und dichter zusammen; ein neuer Völkerkrieg ward unvermeidlich. Zwischen Frankreich und dem endlich wieder stolz das Haupt erhebenden germanischen Stamm mußte, das fühlte ein jeder, auf dem Schlachtfeld um die Vorherrschaft in Europa gerungen werden. Graf Bismarck wich dem Kriege nicht aus, aber er verzögerte die Entscheidung solange es möglich schien, und vermied jede Provokation der gallischen Kriegspartei, um dem schweren Vorwurf zu entgehen, daß er ohne die zwingendsten Gründe die Schrecken eines großen Mordens hervorgerufen — „ich habe", so sagte er im Jahre 1867, „den Krieg von 1866 gemacht, in schwerer Erfüllung einer harten Pflicht, weil ohne ihn die preußische Geschichte stillgestanden hätte, weil ohne ihn die Nation politischer Versumpfung verfallen und bald die Beute habsüchtiger Nachbarn geworden wäre, und ständen wir wieder, wo wir damals standen, würde ich entschlossen wieder den Krieg machen. Niemals aber werde ich Seiner Majestät dem König zu einem Kriege raten, der nicht durch die innersten Interessen des Vaterlandes geboten ist." Und in der Kammer erklärte er: „Die Interessen Preußens tragen an und für sich nichts in sich, was uns nicht den Frieden und ein freundnachbarliches Verhältnis zu Frankreich wünschenswert machte. Wir haben bei einem Krieg mit Frankreich, selbst bei einem glücklichen, nichts zu gewinnen." Moltke dagegen drängte zum Losschlagen, in der Meinung, daß der Kampf unvermeidlich sei und darum so rasch als möglich begonnen werden müsse, ehe Frankreich seine Rüstungen vollendet habe; er wurde aber vom Leiter der auswärtigen Politik mit ähnlichen Worten zur Mäßigung gemahnt, wie dieser sie später in seiner berühmten Cirkulardepesche an die diplomatischen Vertreter des Bundes gebrauchte: „Ich war nicht der Meinung derjenigen Politiker, die dazu rieten, dem Krieg mit Frankreich deshalb nicht nach Kräften vorzubeugen, weil er doch unvermeidlich sei. So sicher durchschaut niemand die Absichten der göttlichen Vorsehung bezüglich der Zukunft, und ich betrachte auch einen siegreichen Krieg an sich immer als ein Übel, das die Staatskunst den Völkern zu ersparen bemüht sein muß. Ich durfte nicht ohne die Möglichkeit rechnen, daß in Frankreichs Verfassung und Politik Veränderungen eintreten könnten, die beide große Nachbarvölker über die Notwendigkeit des Krieges hinweggeführt hätten, eine Hoffnung, der jeder Aufschub des Bruches zu gute kam. Deshalb schwieg ich zu allen Zumutungen und verhandelte dilatorisch, ohne meinerseits jemals ein Versprechen zu geben . . ." Unter diesen Zumutungen spielte die Luxemburger Frage eine große Rolle, die im Jahre 1867 die Diplomaten in Atem hielt. Daß Frankreichs Absicht, Luxemburg dem König von Holland abzukaufen, scheiterte, war das Verdienst des Kanzlers, der die Neutralitätserklärung des ehemaligen Bundesgebietes erreichte, ohne dem französischen Kabinett einen Kriegsvorwand zu bieten. Auch den Vorschlag eines Schutz- und Trutzbündnisses wußte Bismarck so geschickt

zu umgehen, daß er für seine großdeutschen Pläne dauernd freie Hand behielt und drei Friedensjahre gewann, die hinreichten, die Streitkräfte der Staaten nördlich und südlich der Mainlinie so erstarken zu lassen, wie Moltkes Pläne es erforderten.*)

Die Wurzeln des Kampfes der deutschen Stämme mit Frankreich reichen, soweit wenigstens die spanische Regentenfrage als unmittelbarer Anlaß in Betracht kommt, bis in das Jahr 1868 zurück. In Spanien hatte die gegen Isabella und ihre schlimme Günstlingswirtschaft gerichtete Bewegung zu einem Militäraufstand geführt, der, von den populären Generalen Prim, Topete und Serrano geleitet, mit der Vertreibung der Königin und deren Flucht nach Frankreich endete. Natürlich lärmte alsbald die Pariser Presse, kein anderer als Bismarck habe den schändlichen Gedanken ausgeheckt, die Königin zu stürzen; aus den geheimen Fonds des preußischen Ministeriums seien die Bestechungsgelder an die meuterischen Truppenführer gezahlt worden. Zu diesen spanischen Wirren kamen unerquickliche Zustände in Rumänien, das seit Mai 1866 ein deutscher Prinz, der Vetter des Königs Wilhelm, Karl von Hohenzollern, beherrschte, dessen Minister Bratianu sich in allzukühnen Träumen von der Gründung eines großen daco-rumänischen Reiches wiegte. Um den europäischen Frieden zu retten, sah Bismarck sich genötigt, an den preußischen Vertreter in Bukarest die bündige Weisung ergehen zu lassen, vom Fürsten die sofortige Entlassung des Ministeriums zu fordern: daß dieser Wink so deutlich als nur möglich war, geht daraus hervor, daß schon fünf Tage später das Donaufürstentum eine andere Regierung erhielt.

Spanien.

Hellmuth von Moltke.
Nach einer Photographie von Löscher & Petsch Berlin.

Rumänien.

Im Sommer des Jahres 1869 begannen die provisorischen Regenten Spaniens die Suche nach einem neuen König und wandten sich der Reihe nach an die bekanntesten katho-

Spanische Thronfrage.

*) In der Darstellung der Ereignisse des Jahres 1870 folgt der Verfasser teilweise seinen früheren Arbeiten über die gleiche Periode, „Bismarck" und „Deutsche Helden".

lischen Fürstengeschlechter, deren Söhne jedoch wenig Neigung verrieten, den morschen Thron Karls V. zu besteigen. Endlich ermächtigte im September des Jahres 1869 Marschall Prim den Staatsrat Salazar y Mazzaredo, dem mit einer portugiesischen Prinzessin vermählten Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen in aller Form die Krone anzubieten. Sowohl der Prinz, wie dessen Vater, Fürst Karl Anton, der Vorgänger Bismarcks in der preußischen Ministerpräsidentschaft, standen dem Plan kühl gegenüber und lehnten jede Entscheidung ab, bevor König Wilhelm und Napoleon ihre Einwilligung gegeben. Die Hoffnung, der dem Prinzen persönlich wohlgeneigte Kaiser der Franzosen werde lieber einen Hohenzoller als einen Orleans — wie es der gleichfalls die Herrschaft erstrebende Herzog von Montpensier war — auf dem spanischen Thron sehen, war indessen eine trügerische, und darin täuschte sich selbst Bismarck, der bestimmt glaubte, das von St. Cloud aus so wenig Widerspruch erhoben würde, wie vier Jahre früher bei der Wahl des Fürsten von Rumänien. In dem hohenzollernschen Familienrat, der in der ersten Märzwoche des Jahres 1870 in Berlin stattfand und zu dem der König seinen ersten Minister zugezogen hatte, empfahl dieser deshalb die Annahme der Kandidatur, die für Preußen weniger in politischer als in wirtschaftlicher Hinsicht ganz vorteilhaft sei. Vielleicht wäre Bismarcks Ansicht durchgedrungen, da er bereit war, seinen ganzen Einfluß dafür aufzubieten; allein gerade im wichtigsten Augenblick warf ihn ein Gelbsuchtsanfall so schwer aufs Krankenlager, daß er die Bearbeitung dem Unterstaatssekretär von Thile überlassen mußte und nicht hindern konnte, daß Prinz Leopold die Kandidatur ablehnte. Bismarck war ärgerlich, aber nicht in der Lage, den Entschluß rückgängig zu machen; er vertröstete den Marschall Prim darum in einem Briefe auf spätere, günstigere Zeiten: die preußische Regierung möge man aber aus dem Spiel lassen! Der spanische Minister schöpfte daraus den Mut, dem Prinzen Leopold nochmals insgeheim die Krone anzubieten, und diesmal fand er mehr Entgegenkommen; am 20. Juni, am Tage da König Wilhelm sich zur gewohnten Kur nach Bad Ems begab, erhielt er die Zustimmung aus Sigmaringen. Von dieser Sinnesänderung wurde der davon wenig erbaute König, nicht aber, da es sich nur um eine „Familienangelegenheit" handelte, der in Varzin weilende Kanzler in Kenntnis gesetzt.

Alles wurde streng geheim behandelt, weil man hoffte, daß Napoleon der vollendeten Thatsache gegenüber sich auf einen Protest beschränken würde. Allein ein unheilvoller Zufall brachte das Geheimnis zu früh ans Licht, und sofort nahm Frankreich eine drohende Haltung an. Als am 3. Juli durch das Pariser offiziöse Depeschenbureau eine Depesche des Inhalts verbreitet wurde, die spanische Regierung habe dem Prinzen von Hohenzollern die Krone angeboten, brach ein wahrer Höllenlärm los; öffentlich und in den Ministerhotels wurde mit Entrüstung auf die „lang vorbereitete Intrigue Bismarcks zur Wiederherstellung des Weltreichs Karls V." hingewiesen; nicht um einen Willensakt der spanischen Nation, sondern um das Treiben der skrupellosen Berliner Politik sollte es sich, nach Ansicht Gramonts, des ebenso beschränkten wie eigensinnigen Ministers des Äußeren, handeln; also wurde Frankreichs Ehre und Würde durch diesen „Eingriff in seine Lebensinteressen" für verletzt erklärt und „Genugthuung" gefordert. Doch nicht etwa auf dem amtlichen Wege, der den Kriegslüsternen zu wenig aussichtsvoll erschien, nachdem das Berliner Auswärtige Amt kurz und bündig erklärt hatte, es wisse von der ganzen Sache nicht das Mindeste, sondern von dem im Bade weilenden König. Zuerst durch den ungeschickten, schüchternen Vertreter des Bundes in Paris, Baron von Werther, der seinen Monarchen in Ems besuchte, dann durch den Grafen Benedetti wurden dem greisen Herrscher Zumutungen gestellt, zu denen sich nur

eine Regierung erdreisten kann, die um jeden Preis den Krieg will. Zu gleicher Zeit entflammte der Herzog von Gramont in der Kammer die chauvinistischen Leidenschaften derart, daß man überall hörte: Kann der Friede erhalten bleiben, gut; kommt es zum Krieg, desto besser! Bald erhoben sich Stimmen, die der Regierung rieten, mehr zu fordern, als daß Preußen den Prinzen von Hohenzollern fallen lasse, „bindende Garantien". Von da zum Verlangen, König Wilhelm solle Abbitte leisten, war nur ein Schritt . . .

Mit wachsender Erregung hatte Bismarck von Varzin aus die Hetze gegen Preußen beobachtet und sofort, nachdem er deren Tragweite erkannt, sich zur Rückkehr nach Berlin gerüstet. Durch Gramonts Rede vom 6. Juli war ihm der Weg vorgezeichnet und alsbald wies er, wie Sybel berichtet, seine Mitarbeiter an, den fremden Mächten mitzuteilen: Preußen hat mit der ohne Wissen des Königs geführten Unterhandlung zwischen Madrid und Sigmaringen nichts zu schaffen; freundschaftlichen Erörterungen hätten wir uns nicht entzogen, aber Gramonts Drohungen verschließen uns den Mund. Unsererseits werden wir deswegen keine Händel beginnen; greifen uns die Franzosen aber an, dann werden wir uns wehren — wehren, daß ihnen die Augen übergehen! Zugleich sandte er an die Mitglieder des Bundesrats eine ähnliche Mitteilung, vermied es aber, Roon oder Moltke zu irgendwelchen militärischen Vorkehrungen zu veranlassen, zu denen der König den Kriegsminister schon am 11. Juli, freilich vergeblich, aufgefordert hatte. Die Nachrichten, die er aus Ems erhielt, bewirkten jedoch einen Umschlag seiner Stimmung; unmutig sah er, wie der gütige König, ohne von einem Minister beraten zu sein, sich von Benedetti immer keckere Forderungen bieten lassen mußte, wie er den zudringlichen Abgesandten Gramonts freundlich empfing, statt ihn mit höflicher Energie auf den allein richtigen Weg amtlicher Unterhandlungen zu verweisen. Er depeschierte deshalb, er sei wieder reisefähig und bereit, sofort nach Ems zu eilen, worauf umgehend die Antwort eintraf, er möge so bald als möglich kommen. Am 12. Juli reiste der Kanzler von Varzin ab; schon in Berlin empfing ihn die Meldung, Fürst Karl Anton sei im Namen seines Sohnes von der Kandidatur zurückgetreten! Da der Streitfall damit erledigt schien, gab Bismarck die Weiterreise auf; seiner Gemahlin aber schrieb er in derselben Nacht, sie möge in Varzin bleiben, da er wohl in wenigen Tagen wieder zurückkehren werde, ob noch als Minister, sei freilich zweifelhaft: Er war fest entschlossen, seinen Abschied zu nehmen, wenn es sich herausstellen sollte, daß der König an der Entsagung des Prinzen mitgewirkt, oder dem französischen Botschafter gegenüber sich allzu nachgiebig erwiesen hätte . . .

Ein kurzes, aus der russischen Botschaft in Paris stammendes Telegramm änderte indessen mit einem Schlag die Situation; Gramont, hieß es da, ist durch den Verzicht des Prinzen Leopold nicht befriedigt, er erhebt neue Beschwerden, stellt neue Forderungen an Preußen. Bismarck atmete auf; damit war vor aller Welt klar gelegt, daß die Regierung des Kaisers Napoleon unter allen Umständen den Frieden brechen wollte. „Wenn in der That", so rief er dem englischen Botschafter, Lord Loftus, am Morgen des 13. Juli zu, „die französische Regierung, nicht zufrieden mit dem Verzicht des Prinzen, noch weitere Anforderungen erhöbe, so würde daraus erhellen, daß der Lärm über die spanische Thronfolge für sie nur ein leerer Vorwand gewesen und die wahre Absicht auf die Entflammung des Rachekriegs für 1866 gegangen sei. Deutschland aber ist fest entschlossen, weder Schimpf noch Demütigung von französischer Seite zu dulden, sondern den Kampf anzunehmen, wenn man uns ungerechterweise herausfordert. Wir wünschen den Krieg nicht, aber wir können nicht gestatten, daß Frankreich uns in seinen Rüstungen zuvorkommt. Überhaupt bedürfen wir nach den bisherigen Vor-

gängen einer Versicherung, einer Garantie gegen die Gefahr einer plötzlichen Überrumpelung. Frankreich müßte den europäischen Mächten eine amtliche Erklärung geben, daß es die Lösung der spanischen Frage als ausreichend anerkennt und keine weiteren Forderungen erhebt; geschieht dies nicht, und leistet Frankreich nicht einen Widerruf oder eine befriedigende Erklärung der drohenden Reden Gramonts, so müßte Preußen Genugthuung von Frankreich fordern.

Inzwischen war in Ems jenes Ereignis eingetreten, das von Frankreich zum unmittelbaren Vorwand der Kriegserklärung benutzt wurde — die Abfertigung Benedettis durch König Wilhelm, den das Verlangen, er solle einen Abbittebrief an Napoleon schreiben, aufs tiefste beleidigt hatte. Roon und Moltke waren am Nachmittag des für Deutschland und Frankreich gleich bedeutsamen Tages beim Kanzler zu Tisch, aber die Stimmung blieb eine sehr gedrückte; in fieberhafter Ungeduld wartete man auf Depeschen aus Ems, die Aufklärung darüber bringen sollten, wie der König die französische Dreistigkeit aufgenommen habe. Endlich traf gegen sechseinhalb Uhr ein chiffriertes Telegramm ein, dessen Entzifferung Bismarck sofort mit allen Zeichen der Erregung verlas; die Generale schienen nicht sehr befriedigt, der Kanzler aber las die Depesche ein zweites Mal und erklärte dann seinen Gästen, daß er dem königlichen Befehl nachkommen und die Zurückweisung der französischen Zumutung veröffentlichen werde, doch dürfe das unter keinen Umständen im Wortlaut der nicht für die Öffentlichkeit, sondern nur für die Minister bestimmten Mitteilung des Monarchen erfolgen, die sehr leicht mißdeutet werden könne. Es hieß also ohne eigene Zusätze oder Änderungen, lediglich durch Streichungen diskreter Stellen und prägnante Fassung des übrigen, eine Depesche schaffen, die aller Welt kurz und bündig mitteilte, daß der König von Preußen die Forderungen Frankreichs endgültig zurückgewiesen habe. Rasch wurde einem Beamten ein nur zwölf Zeilen langes Telegramm diktiert, das sowohl den Gesandten wie den Zeitungen zugehen sollte; es enthielt genau dieselben Angaben, wie Abekens Meldung, aber — es „klang besser", fand Roon, und Moltke meinte: „Vorhin war es Chamade (Signal zum Rückzug), jetzt ist es Fanfare (Signal zum Angriff)." Diese noch in der gleichen Nacht in Paris bekannt gewordene Erklärung nahm den Franzosen den letzten Rest ruhiger Überlegung; der Regierung blieb nur noch die Wahl zwischen der Kriegserklärung und ihrem Sturz, der den des Kaisertums nach sich ziehen mußte. Sie wählte den Krieg, berief die Reserven ein und verlangte am 15. Juli von der Volksvertretung die zur Mobilmachung und zum „Spaziergang nach Berlin" erforderlichen Geldmittel.

Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der Kaiserlich französischen Regierung von der Königlich spanischen amtlich mitgetheilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisiren, daß er nach Paris telegraphire, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Candidatur wieder zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe.

Die Emser Depesche in Bismarcks Fassung.

Am 14. Juli kehrte König Wilhelm nach Berlin zurück, mit schwerem Herzen zwar, aber immer noch von der Hoffnung erfüllt, der Friede werde erhalten bleiben. Erst bei der Ankunft in der Hauptstadt erfuhr er aus Pariser Depeschen den vollen Ernst der Lage; in tiefer Bewegung sagte er zum Kronprinzen: „Das ist der Krieg! Nun denn so sei es, in Gottes

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen.
Nach einer Photographie von Reichard und Lindner, Berlin.

Namen!“ In der Nacht vom 15. zum 16. Juli wurde auch deutscherseits die Mobilmachung beschlossen. Der König von Preußen war Oberfeldherr der Truppen aller Länder nördlich des Maines, eines stattlichen, trefflichen Heeres; der Sieg schien jedoch nur dann völlig gesichert, wenn auch die süddeutschen Staaten sich der Armee des norddeutschen Bundes anschlossen. Schon die nächsten zwei Tage brachten darüber Gewißheit: Bayern, Württemberg, Baden und Hessen riefen sofort ihre Truppen unter die Waffen; nicht der Norddeutsche Bund allein, wie Frankreich gehofft hatte, das ganze Deutschland erhob sich wie ein Mann, eine halbe Million Streiter machte sich zum Kampf für das bedrohte Vaterland bereit.

Am 19. Juli übergab der französische Geschäftsträger in Berlin die Kriegserklärung. Schon am Tage vorher hatte Graf Bismarck an die deutschen und fremden Höfe eine Note gerichtet, die mit den eindrucksvollen Worten schloß: „Schmerzlich ist es zu denken, daß durch einen so riesenhaften Kampf, wie ihn die nationale Erbitterung und die Größe und Macht der beiden Länder in Aussicht stellt, die friedliche Entwickelung der Zivilisation und des nationalen Wohlstandes, die in steigender Blüte begriffen war, auf viele Jahre gehemmt und zurückgedrängt wird. Aber wir müssen vor Gott und den Menschen die Verantwortung Denen überlassen, welche durch ihr frevelhaftes Beginnen uns zwingen, um der nationalen Ehre und Freiheit Deutschlands willen den Kampf aufzunehmen; und bei einer so gerechten Sache dürfen wir vertrauensvoll auf den Beistand Gottes hoffen, wie wir schon jetzt des Beistandes der gesamten deutschen Nation durch die sich immer steigernden Zeichen der freudigen Opferwilligkeit sicher sind und auch die Zuversicht hegen dürfen, daß Frankreich für einen so mutwillig und so rechtlos heraufbeschworenen Krieg keinen Bundesgenossen finden werde.“ Nun fügte er noch hinzu: „Die deutsche Nation hat erkannt, daß die Forderungen der französischen Regierungen auf eine Demütigung gerichtet waren, welche die Nation nicht erträgt, und daß der Krieg, welcher niemals in den Absichten Preußens liegen konnte, uns von Frankreich aufgezwungen wird. Die gesamte zivilisierte Welt wird erkennen, daß die Gründe, welche Frankreich anführt, nicht existieren, sondern erfundene Vorwände sind. Der Norddeutsche Bund und die mit ihm verbündeten Regierungen von Süddeutschland protestieren gegen den nicht provozierten Überfall des deutschen Bundes und werden denselben mit allen Mitteln, die ihnen Gott verliehen hat, abwehren.“

Mit allen Mitteln! Der Kanzler hatte nicht zuviel gesagt; im Süden und Norden strömte die waffenfähige Mannschaft frohen Mutes zu den Sammelpunkten der Korps, die noch vor dem 1. August schlagfertig an der Grenze stehen sollten. Nur dann war, wie Moltke richtig voraussah, die deutsche Überlegenheit von entscheidendem Einfluß, wenn es gelang, den Feind in seinem eigenen Lande anzugreifen; sein Feldzugsplan faßte „von Haus aus die Eroberung der feindlichen Hauptstadt ins Auge. Auf dem Wege dahin sollte die Streitmacht des Gegners möglichst von dem an Hilfsmitteln reichen Süden ab und in das engere Hinterland des Nordens gedrängt werden. Maßgebend aber war vor allem der Entschluß, den Feind, wo man ihn traf, anzugreifen und die Kräfte so zusammenzuhalten, daß es mit überlegener Macht geschehen konnte.“ Man hat oft davon gesprochen, daß General von Moltke die strategischen Pläne zu den Feldzügen bis auf alle Kleinigkeiten fertig im Schubfach seines Schreibtisches bereit gehalten und später nur danach gehandelt habe. Auf alles, was vor dem Zusammenstoß mit dem Feind notwendig geschehen mußte, traf dies zu, und Moltkes militärische Schriften legen Zeugnis dafür ab, wie sorgfältig er jede Einzelheit des Aufmarsches der Armee vorbedacht, und wie oft er geändert und verbessert hatte, ehe es ihm für jeden möglichen Fall geeignet erschien. Er wußte auch, daß schon die ersten Tage

des Feldzugs einen großen Sieg erforderten, um andere Feinde Deutschlands davon zurückzuhalten, gleichfalls zum Schwert zu greifen. Darum wurde die Mobilmachungsdauer auf eine möglichst kurze Zeit beschränkt — schon am 16. Tage sollte der größte Teil der Truppen zum Einfall in Feindesland bereit stehen. Die Franzosen verfolgten dasselbe Ziel, nur mangelte es bei ihnen im entscheidenden Augenblick an allem, was notwendig war; wohl führten sie ihre Truppen schnell an die Ostgrenze, aber dort fehlte es den Soldaten an Lebensmitteln und Patronen, den Offizieren an brauchbaren Karten; hier suchte ein Truppenteil seinen Führer, da ein General sein Korps — der Siegestaumel hatte die Welschen für die Mängel ihres Heeres blind gemacht. Die Überlegenheit der deutschen Armee war nicht nur eine ziffernmäßige, sie lag vor allem in dem besseren Geist, der sie durchdrang, in der Schlagfertigkeit ihrer einzelnen Glieder, in der Schnelligkeit, mit der sie dem Gegner überall zuvorkam, in der Vollkommenheit der notwendigen Vorbereitungen. Jedermann im deutschen Heere hatte befürchtet, daß die Franzosen mit großer Schnelligkeit über den Rhein vordringen, keiner zu hoffen gewagt, daß alle Schlachtfelder nur auf französischem Boden liegen würden. Hatte doch selbst Moltke damit gerechnet, daß die Streitkräfte Napoleons sich auf der Linie Straßburg-Metz sammeln und gegen den Main vordringen könnten, um Nord- und Süddeutschland zu trennen und gestützt auf das letztere gegen die Elbe vorzugehen. Zum Glück für Deutschland kam es ganz anders . . .

Herrlich war die Haltung des deutschen Volkes in den ernsten Julitagen; vergessen war aller Groll, der die einzelnen Stämme solange geschieden, vergessen die Feindschaft, die sich noch im Jahre 1866 in blutigen Gefechten geäußert hatte. Was Jahrzehnte friedlicher Bestrebungen nicht hatten erreichen können, das hatte die gallische Kriegsdrohung in einem Tage vollendet — die Einigung der Völker von der Südgrenze bis hinauf zum Strand der Nord- und Ostsee; überall schallte das Lied von der „Wacht am Rhein" zum Himmel empor. Drei Armeen waren zunächst gebildet worden; die erste (rechter Flügel) führte General von Steinmetz, die zweite (Centrum) Prinz Friedrich Karl, die dritte (linker Flügel) der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm; ihr gehörten die bayerischen, württembergischen und badischen Divisionen an. Die erste Armee war 60 000, jede der beiden anderen etwa 130 000 Mann stark. Das beste Mittel, um einen Einbruch der Franzosen in Süddeutschland zu verhindern, sah Moltke in einem raschen Vorgehen der dritten Armee in der Richtung auf Straßburg, weil damit die Möglichkeit eines Brückenschlages abgeschnitten und der Feind gezwungen war, sich gegen die auf dem linken Rheinufer anrückenden Truppenmassen zu verteidigen. So kam es, daß der Kronprinz, der anfangs an große Thaten seiner buntgemischten Armee gar nicht zu glauben wagte, der erste der drei Feldherren war, der einen großen Sieg in offener Feldschlacht erringen konnte. Nach einem blutigen, aber siegreichen Gefecht bei Weißenburg gelang es ihm am 6. August, die Heeresmacht des Marschalls Mac Mahon, des Siegers von Sebastopol und Magenta, bei Wörth aufs Haupt zu schlagen und dadurch das bis dahin schwer gefährdete südliche Deutschland von jeder Gefahr zu befreien. Am gleichen Tage bahnte sich Prinz Friedrich Karl durch den mörderischen Kampf um die steilen Spicherer Höhen bei Saarbrücken den Weg nach der wichtigsten Festung des Feindes, nach Metz. Durch die drei Niederlagen wurden alle französischen Kriegspläne zerstört, den übermütigen Siegeshoffnungen folgte rasch eine völlige Entmutigung; im Hauptquartier steckte man die ernüchterten Köpfe zusammen, um zu beraten, welche Wege wohl am sichersten aus dem Bereich der deutschen Geschütze führen könnten. Der Kaiser war ebenso verwirrt wie sein Generalstabschef Le

1. August.

Schlacht bei Wörth.

Boeuf, Befehle und Gegenbefehle folgten sich ohne Ende: Zuerst wollte man alle Truppen nach Châlons zurückziehen, um den Deutschen die Straße nach Paris zu sperren, dann fand man, daß der Rückzug den Geist derjenigen Heeresteile erschüttern würde, die ihr Kriegsglück noch nicht versucht hatten. Die einen riefen, man dürfe Metz und damit Lothringen nicht ohne Schwertstreich preisgeben, die anderen erklärten, der Widerstand sei nutzlos, weil die große Festung sich doch nicht länger als vierzehn Tage halten könne. Zugleich zeigten sich in Paris die Vorboten der Revolution, die Kammer stürzte das Ministerium Ollivier-Gramont und verlangte drohend einen sofortigen Wechsel im Oberbefehl der Armee. Napoleon mußte den ersten Schritt abwärts thun, die Führung der Truppen dem Marschall Bazaine über-

Kronprinz Albert von Sachsen in der Schlacht bei Gravelotte.
Nach dem Gemälde von G. Bleibtreu. (Photographie der Photographischen Gesellschaft, Berlin.)

lassen und den Majorgeneral Le Boeuf seines Amtes entheben. Die Hoffnungen der Pariser sollten sich jedoch nicht mehr erfüllen — bevor Bazaine seinen Plan, in Châlons alle französischen Korps zu sammeln, zur Ausführung bringen konnte, waren Prinz Friedrich Karl und General von Steinmetz mit ihren Armeen nahe genug herangerückt, um alle Bewegungen des Feindes empfindlich stören zu können. Auf die Meldung von der Rückwärtsbewegung der französischen Rheinarmee faßte Moltke sofort den Entschluß, die ganzen deutschen Streitkräfte eine Schwenkung nach rechts vollziehen zu lassen, um den Gegner zugleich in der Front und vom rechten Flügel her anzugreifen. Der Plan gelang vollkommen; durch die Schlachten von Colombey (14. August), Mars la Tour-Vionville (16. August) und Gravelotte-St. Privat (18. August) ward den Franzosen der Rückzug abgeschnitten; dem Kaiser gelang es zwar, sich nach Châlons zu flüchten, Bazaine dagegen ward mit 130 000 Mann in Metz eingeschlossen.

Kronprinz Friedrich Wilhelm a

Nach dem Gemälde

...end der Schlacht bei Wörth.

...rg Bleibtreu.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

Das Abonnement beträgt 1 Thlr. für das Vierteljahr. Insertionspreis für den Raum einer Druckzeile 2½ Sgr.

Königlich Preußischer Staats-Anzeiger.

Alle Post-Anstalten des In- und Auslandes nehmen Bestellung an, für Berlin die Expedition des Königl. Preußischen Staats-Anzeigers. Tiergarten-Platz Nr. 3.

№ 253. Berlin, Mittwoch den 7. September Abends (Zweite Ausgabe) 1870.

Der Königin Augusta in Berlin.

Vendresse, südl. Sedan, 3. September 1870.

Du kennst nun durch meine drei Telegramme den ganzen Umfang des großen geschichtlichen Ereignisses, das sich zugetragen hat! Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen!

Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demuth Gottes Führung und Seine Gnade zu preisen.

Nun folge ein Bild der Schlacht und deren Folgen in gedrängter Kürze.

Die Armee war am Abend des 31sten und am 1sten früh in den vorgeschriebenen Stellungen angelangt, rund um Sedan. Die Bayern hatten den linken Flügel bei Bazeilles an der Maas, daneben die Sachsen gegen Moncelle und Daigny, die Garde gegen Givonne noch im Anmarsch, das 5. und 11. Corps gegen St. Menges und Fleigneux; da hier die Maas einen scharfen Bogen macht, so war von St. Menges bis Donchery kein Corps aufgestellt, in diesem Orte aber Württemberger, die zugleich den Rücken gegen Ausfälle von Mezières deckten. Kavallerie-Division Graf Stolberg in der Ebene von Donchery als rechter Flügel. In der Front gegen Sedan der Rest der Bayern.

Der Kampf begann trotz dichten Nebels bei Bazeilles schon früh am Morgen, und es entspann sich nach und nach ein sehr heftiges Gefecht, wobei Haus für Haus genommen werden mußte, was fast den ganzen Tag dauerte, und in welches die Erfurter Division Schöler (aus der Reserve, 4. Corps) eingreifen mußte. Als ich um 8 Uhr auf der Front vor Sedan eintraf, begann die große Batterie gerade ihr Feuer gegen die Festungswerke. Auf allen Punkten entspann sich nun ein gewaltiger Geschützkampf, der stundenlang währte, und während dessen von unserer Seite nach und nach Terrain gewonnen wurde. Die genannten Dörfer wurden genommen.

Sehr tief eingeschnittene Schluchten mit Wäldern erschwerten das Vordringen der Infanterie und begünstigten die Vertheidigung. Die Dörfer Illy und Floing wurden genommen, und zog sich allmählich der Feuerkreis immer enger um Sedan zusammen. Es war ein grandioser Anblick von unserer Stellung auf einer dominirenden Höhe hinter jener genannten Batterie, rechts vom Dorfe Frénois vorwärts, oberhalb Pt. Torcy. Der heftige Widerstand des Feindes fing allmählich an, nachzulassen, was wir an den aufgelösten Bataillonen erkennen konnten, die eiligst aus den Wäldern und Dörfern zurückliefen. Die Kavallerie suchte einige Bataillone unseres 5. Corps anzugreifen, die vortreffliche Haltung bewahrten; die Kavallerie jagte durch die Bataillons-Intervallen durch, kehrte dann um und auf demselben Wege zurück, was sich dreimal von verschiedenen Regimentern wiederholte, so daß das Feld mit Leichen und Pferden besäet war, was wir Alles von unserem Standpunkte genau mit ansehen konnten. Ich habe die Nummer dieses braven Regimentes noch nicht erfahren können.

Da sich der Rückzug des Feindes auf vielen Stellen in Flucht auflöste und Alles, Infanterie, Kavallerie und Artillerie in die Stadt und nächste Umgebungen sich zusammendrängte, aber noch immer keine Andeutung sich zeigte, daß der Feind sich durch Kapitulation aus dieser verzweifelten Lage zu ziehen beabsichtige, so blieb nichts übrig, als durch die genannte Batterie die Stadt bombardiren zu lassen; da es nach 20 Minuten ungefähr an mehreren Stellen bereits brannte, was mit den vielen brennenden Dörfern in dem ganzen Schlachtkreise einen erschütternden Eindruck machte — so ließ ich das Feuer schweigen und sendete den Oberst-Lieutenant v. Bronsart vom Generalstabe als Parlamentär mit weißer Fahne ab, der Armee und Festung Kapitulation antragend. Ihm begegnete bereits ein bayerischer Offizier, der mir meldete, daß ein französischer Parlamentär mit weißer Fahne am Thore sich gemeldet habe. Der Oberst-Lieutenant von Bronsart wurde eingelassen, und auf seine Frage nach dem General en chef ward er unerwartet vor den Kaiser geführt, der ihm sofort einen Brief an mich übergeben wollte. Da der Kaiser fragte, was für Aufträge er habe, und zur Antwort erhielt: »Armee und Festung zur Uebergabe aufzufordern«, erwiderte er, daß er sich dieserhalb an den General v. Wimpffen zu wenden habe, der für den blessirten Mac Mahon soeben das Kommando übernommen habe und daß er nunmehr seinem General-Adjutanten Reille

Bericht König Wilhelms über die Ereignisse bei Sedan.

mit dem Briefe an mich absenden werde. Es war 7 Uhr, als Reille und Bronsart zu mir kamen; letzterer kam etwas voraus, und durch ihn erfuhren wir erst mit Bestimmtheit, daß der Kaiser anwesend sei. Du kannst Dir den Eindruck denken, den es auf mich vor Allem und auf Alle machte! Reille sprang vom Pferde und übergab mir den Brief seines Kaisers, hinzufügend, daß er sonst keine Aufträge habe. Noch ehe ich den Brief öffnete, sagte ich ihm: »Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege.« Der Brief fängt so an: »N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes je dépose mon épée à Votre Majesté«, Alles Weitere mir anheimstellend.

Meine Antwort war, daß ich die Art unserer Begegnung beklage und um Sendung eines Bevollmächtigten ersuche, mit dem die Kapitulation abzuschließen sei. Nachdem ich dem General Reille den Brief übergeben hatte, sprach ich einige Worte mit ihm als altem Bekannten, und so endigte dieser Akt. — Ich bevollmächtigte Moltke zum Unterhändler und gab Bismarck auf, zurück zu bleiben, falls politische Fragen zur Sprache kämen; ritt dann zu meinem Wagen, und fuhr hierher, auf der Straße überall von stürmischen Hurrahs der heranziehenden Trains begrüßt, die überall die Volkshymne anstimmten. Es war ergreifend! Alles hatte Lichter angezündet, so daß man zeitweise in einer improvisirten Illumination fuhr. Um 11 Uhr war ich hier und trank mit meiner Umgebung auf das Wohl der Armee, die solches Ereigniß erkämpfte.

Da ich am Morgen des 2. noch keine Meldung von Moltke über die Kapitulationsverhandlungen erhalten hatte, die in Donchery stattfinden sollten, so fuhr ich verabredetermaßen nach dem Schlachtfeld um 8 Uhr früh und begegnete Moltke, der mir entgegen kam, um meine Einwilligung zur vorgeschlagenen Kapitulation zu erhalten, und mir zugleich anzeigte, daß der Kaiser früh 5 Uhr Sedan verlassen habe und auch nach Donchery gekommen sei. Da derselbe mich zu sprechen wünschte, und sich in der Nähe ein Schlößchen mit Park befand, so wählte ich dies zur Begegnung. Um 10 Uhr kam ich auf der Höhe vor Sedan an; um 12 Uhr erschienen Moltke und Bismarck mit der vollzogenen Kapitulations-Urkunde; um 1 Uhr setzte ich mich mit Fritz in Bewegung, von der Kavallerie-Stabswache begleitet. Ich stieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiser mir entgegen kam. Der Besuch währte eine Viertelstunde; wir waren Beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. — Was ich Alles empfand, nachdem ich noch vor 3 Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben.

Nach dieser Begegnung beritt ich von $^1/_2$3 bis $^1/_2$8 Uhr die ganze Armee vor Sedan.

Der Empfang der Truppen, das Wiedersehen des dezimirten Garde-Corps, das Alles kann ich Dir heute nicht beschreiben; ich war tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung.

Nun lebe wohl mit bewegtem Herzen am Schlusse eines solchen Briefes

Wilhelm.

Redaction und Rendantur: Schwieger.
Berlin. Druck und Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.
(R. v. Decker).

Begegnung Bismarcks mit Napoleon III. bei Sedan.

Nach dem Gemälde von A. v. Werner. (Photographie der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.)

Der gewaltige Kampf vor den Thoren der starken Moselfestung und die Einschließung eines großen Teiles des feindlichen Heeres hatten eine Änderung des deutschen Feldzugsplanes zur Folge, der für den Ausgang des Krieges von großer Bedeutung wurde: Aus Teilen der ersten und zweiten Armee ward ein großer, dem Prinzen Friedrich Karl unterstellter Truppenkörper gebildet, der die Streitmacht Bazaines dauernd von Paris fernhalten und sie schließlich zur Ergebung zwingen sollte. Die übrigen Korps wurden zu einer neuen „Maas-Armee" vereinigt, deren Führung Kronprinz Albert von Sachsen, der sich am 18. August mit Ruhm bedeckt hatte, übernahm; ihre Aufgabe war es, gemeinsam mit der dritten Armee über Châlons nach Paris vorzudringen, das in größter Eile die zur Verteidigung notwendigen Maßregeln traf. Doch nicht erst in der Hauptstadt, wie die Deutschen es erhofften, schon auf halbem Wege nach der Seine sollte die Niederlage des zweiten Kaisertums besiegelt werden. Napoleon hatte sich mit dem Marschall Mac Mahon darüber geeinigt, daß die dem erprobten Heerführer unterstehende Armee sich rückwärts konzentrieren sollte, um den Schutz der Hauptstadt zu übernehmen. Allein dieser Plan stieß bei der Kaiserin-Regentin und dem neuen Ministerpräsidenten Grafen Palikao auf den entschiedensten Widerspruch; die Pariser Regierung stellte vielmehr in der bestimmtesten Form das Verlangen, daß Mac Mahon alles aufbiete, um Bazaine zu entsetzen — die Weigerung bedeute die Revolution. Der Kaiser hatte schon damals jeden Einfluß auf den Gang der Ereignisse verloren, „Oberhaupt des Staates und dem französischen Volke verantwortlich, war er durch die Macht der Umstände der Rechte, die er vom Volke empfangen hatte, beraubt und zur Ohnmacht verurteilt, während er die Armee unter seinen Augen dem Abgrund zumarschieren sah." Mac Mahon fügte sich den politischen Gründen, aber der Versuch, den er wider Willen wagen mußte, mißlang; am 26. August hatte die deutsche Armee jene berühmte Rechtsschwenkung begonnen, die zur Einschließung und Gefangennahme der zweiten französischen Armee bei Sedan führte.

Sedan. Am Abend des 1. September blieb dem General Wimpffen, der an Stelle des verwundeten Mac Mahon den Oberbefehl übernommen hatte, nichts übrig, als zu kapitulieren, dem Kaiser nichts anderes, als dem König von Preußen seinen Degen anzubieten. So sah denn der 2. September den Mann, der zwei Jahrzehnte lang die ganze Welt in Atem gehalten und die Ruhe Europas gestört hatte, als Gefangenen des Volkes, das so lange und so oft von dem westlichen Nachbar bedroht worden war. Der Tag von Sedan brachte indessen nicht den Frieden, sondern nur den Sturz der Napoleonischen Dynastie, deren Ab-

Dritte Republik setzung am 4. September, gleichzeitig mit dem Beginn der dritten Republik, verkündet wurde. Während Napoleon den Weg nach dem Schlosse Wilhelmshöhe, das einst seinen lebenslustigen Oheim Jerome beherbergt hatte, einschlug, ward auch die Kaiserin Eugenie, die Ursache allen Unheils, zur Flucht nach England gezwungen; der kaiserliche Adler mußte zum zweiten Male der roten Jakobinermütze Platz machen, und an die Stelle der Palikao und Genossen traten Volkstribune vom Schlage eines Gambetta, denen es gelang, die Nation zum heldenmütigen, verzweifelten Widerstande gegen die andringenden Sieger zu entflammen.

Die Deutschen rückten von Sedan aus unmittelbar auf Paris los, schon um die Mitte des September standen ihre Truppen vor der Hauptstadt, die sich nicht ergeben, sondern bis zur Grenze der Möglichkeit verteidigen wollte — „kein Fuß breit von unserem Lande, kein Stein von unseren Festungen!" lautete das Programm der neuen „Regierung der nationalen Verteidigung". Zu seiner Durchführung nahm sie dieselben Mittel in Anspruch, wie einst die Führer der ersten Republik, von der levée en masse, dem allgemeinen Aufgebot aller

Waffenfähigen erwartete man die gleichen Erfolge, wie zu Ende des 18. Jahrhunderts, unter Gambettas, des jungen Advokaten, Leitung verwandelte ganz Frankreich sich in ein von Mobilgarden und Franktireurs belebtes Kriegslager. Die Maßregeln des Generals Trochu vermochten Paris vier Monate lang gegen die Angriffe der Belagerer zu halten, Straßburg dagegen ergab sich bereits am 28. September dem die Beschießung leitenden General v. Werder, das durch den Hunger bezwungene Metz am 27. Oktober dem Prinzen Friedrich Karl, dessen Streitkräfte dadurch für den Feldzug im Westen, Süden und Norden frei wurden, für jene „Kämpfe gegen Feinde, Hunger und Kälte, gegen Natur und Menschen zugleich". Während die Besatzung von Paris die Deutschen durch eine Reihe von Ausfällen dauernd beunruhigte, wurde im stolzen Schlosse zu Versailles, das dem Hauptquartier des greisen Ober-

An das deutsche Volk!

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen,

nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den Kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermuthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneuten Angriff Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Gegeben Hauptquartier Versailles, den 18. Januar 1871.

Wilhelm.

feldherrn zum Heim diente, der gewaltige Bau der deutschen Einheit zu Ende geführt, dem Heldenkönig das Kaiserdiadem aufs Haupt gesetzt. Dort fand — nachdem schon im Dezember 1870 die Verträge über die Annahme der norddeutschen Bundesverfassung durch die süddeutschen Staaten zum Abschluß gekommen waren und eine Reichstagsdeputation unter Führung des Präsidenten von Simson die Wünsche des Volkes übermittelt hatte — am 18. Januar 1871 die Proklamierung des neuen Kaisertums statt, das die deutschen Fürsten durch den Mund des Königs Ludwig II. von Bayern dem König von Preußen angeboten hatten, dort konnte, während Kanonendonner vom nahen Paris herüberdröhnte, der Eidam des erwählten Hohenzollernfürsten, Großherzog Friedrich von Baden, das erste Hoch auf den Vierundsiebenzigjährigen ausbringen, den sein dornenreicher Lebensweg zum zweiten Male inmitten siegreicher deutscher Heere nach Wälschland geführt hatte . . .

Die Proklamierung des neuen deutschen Kaiser
Nach dem Gemälde von A. v. Werner in der Nationalgalerie zu Berlin

Saller Schlosse am 18. Januar 1871.
(Photographie der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.)

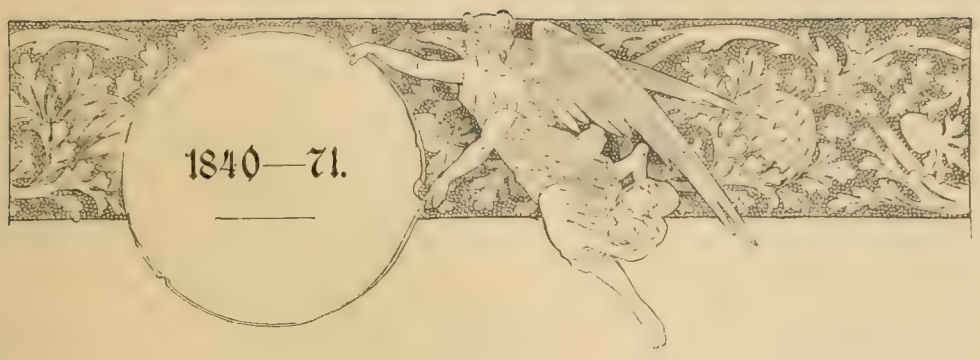
Am Tage nach der in ihrer Schlichtheit doppelt wirksamen Feier in der Spiegelgalerie des alten Königsschlosses wagte die Pariser Besatzung es zum letzten Male, den ehernen Gürtel der Belagerer zu durchbrechen; als der Versuch wiederum, wie alle früheren, mißlungen war, drängte die durch das Bombardement längst schon mürbe gewordene Bevölkerung auf den Abschluß eines Waffenstillstandes hin, der kurz darauf zwischen Bismarck und Jules Favre für die Dauer von drei Wochen vereinbart wurde und nicht nur die Neuverpflegung der ausgehungerten Stadt, sondern auch die Einberufung einer Nationalversammlung zum Zweck der Friedensunterhandlungen ermöglichen sollte. Mit dem Fall von Paris endete auch die Diktatur Gambettas, der seine Mitbürger wohl zum fanatischen Widerstande hatte entflammen, aber sein Vaterland ebensowenig hatte retten können, wie der tapfere Bourbaki, dessen ganze Streitmacht Ende Januar zum waffenlosen Übertritt auf das neutrale Gebiet der Schweiz gezwungen wurde.

Der Friede nahte; von der am 12. Februar in Bordeaux unter Grévys Vorsitz eröffneten Nationalversammlung ward der greise Thiers mit der höchsten Gewalt bekleidet und ihm die Vollmacht erteilt, mit Deutschland einen ehrenvollen Frieden abzuschließen, sei es auch um den Preis der elsässischen Lande. Die deutschen Forderungen gingen freilich noch viel weiter, aber sie wurden vom Kanzler des neuen Reiches so energisch und geschickt vertreten, daß Frankreich nicht allein auf Elsaß und Deutsch-Lothringen verzichten, sondern auch in die Zahlung einer Kriegsentschädigung von fünf Milliarden Franks willigen mußte; nur auf die Vogesenfestung Belfort, die heldenmütigen Widerstand geleistet hatte, und auf den Einzug der deutschen Heere in Paris leisteten die deutschen Staatsmänner Verzicht. Auf dieser Grundlage ward am 26. Februar der Präliminarfriede von Versailles vereinbart, dem am 10. Mai 1871 der Abschluß des Frankfurter Friedensvertrages folgte. Die Wochen, die zwischen beiden Abmachungen lagen, hatten jedoch für die Besiegten noch einmal eine Zeit des Schreckens bedeutet; zu dem Blute, das auf den Schlachtfeldern für das Vaterland vergossen worden war, gesellte sich das Blut zahlloser Opfer des Bürgerkrieges, der zwischen den Anhängern der sozialdemokratischen „Kommune“ und der von der Nationalversammlung eingesetzten Regierung zum Ausbruch gelangte und namentlich der Hauptstadt viel schwerere Wunden schlug, als Belagerung und Beschießung . . .

In Deutschland folgte dem Jahrzehnt der Kriege eine Zeit des glänzendsten Aufschwunges auf allen Gebieten; in dem Menschenalter von der Aufrichtung des Kaisertums bis zum Tode des großen Kanzlers stieg Deutschland nicht nur zur ersten Großmacht der Welt auf, ward es nicht nur der Schutz und Hort des Völkerfriedens, sondern es trat auch auf dem Gebiet des Handels und der Industrie in so erfolgreichen Wettbewerb mit allen Rivalen, daß am Ende des Jahrhunderts nicht nur die deutsche Flagge, sondern auch die deutsche Ware in allen Ländern die vollste Anerkennung sich errungen hat. Deutschland ward groß als Monarchie, während sein Nebenbuhler Frankreich auf der schiefen Ebene der Republik seinem Niedergang entgegenrollte . . .

Deutsche und französische Trachten aus den Jahren 1857—67.

Trachten aus den Jahren 1868—71



Litteratur.

Goethe, Schiller und die Romantiker haben vor allem anderen ein künstlerisches Ideal im Auge gehabt — welche Forderungen der wahre Künstler an sich stellen muß, darauf ist es ihnen angekommen. Goethe hat auf der Höhe seiner Entwickelung sich in die Kunst der Griechen vertieft, weil er glaubte, daß bei ihnen das echte Künstlertum am reinsten zur Ausbildung gekommen sei. Schiller hat in weitausblickenden Abhandlungen („Über das Erhabene", „Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen", „Über naive und sentimentalische Dichtung") sich über die Bedingungen des künstlerischen Schaffens zu orientieren gesucht. Die Romantiker studierten die Litteraturen verschiedener Zeiten und Völker, um sich über das Wesen des Schaffens aufzuklären. Diese Stellung des Menschen zur Kunst ist eine andere bei den Geistern, die Goethe und die Romantiker ablösten. Man bekam die Empfindung, daß ein solches Betonen des Künstlerischen als solchen die Kunst vom Leben entferne, und daß man das wirkliche Leben der Kunst wieder nähern müsse. Diese Empfindung beherrscht alle Bestrebungen derjenigen Dichter und Schriftsteller, die in der Geschichte des deutschen Geisteslebens unter dem Namen des „Jungen Deutschland" zusammengefaßt werden, eine Bezeichnung, die sich zuerst in einem Buche des Kieler Ästhetikers Ludolf Wienbarg „Ästhetische Feldzüge" (1834) fand, das die Widmung trug: „Dem jungen Deutschland, nicht dem alten, weihe ich dieses Buch". Hier wurde einer Kunst, die sich außerhalb des Lebens stellt, der Krieg erklärt. Aus der lebendigen Wirklichkeit heraus, aus einem harmonischen, den Menschen wahrhaft befriedigenden Dasein sollte die Kunst geboren werden. Wienbarg sah in dem hellenischen, ebenso wie in dem neueren, aus dem Christentum stammenden Lebensideal nur Einseitigkeiten. Den Griechen kam es auf Idealisierung des Sinnlichen, auf Ausgestaltung des körperlich Schönen an; das neuere Lebensideal hat das Geistige bevorzugt. Diese beiden Ideale sollten sich nun in einer höheren Einheit zusammenfinden, Sinnlichkeit und Geist sollten in gleicher Weise zu ihrem Rechte kommen. Von diesem allgemeinen Gesichtspunkt aus kam man zu Urteilen, die wesentlich verschieden waren von denen Goethes, Schillers und der klassischen sowohl wie der romantischen Epoche in der Litteratur.

Das junge Deutschland.

Wienbarg.

Schillers Sprache und seinen idealen Schwung, Goethes stilvolle Ausdrucksweise schätzte Wienbarg geringer als die Prosa, die sich möglichst an das unmittelbare Leben anschließt.

Wienbarg hat in seinem Buche nur zu einem deutlichen Ausdruck gebracht, was sich im geistigen Leben Deutschlands nach der Herrschaft der Romantiker vollzog. Charakteristisch
Börne. für diesen Umschwung war das schriftstellerische Wirken Ludwig Börnes, dessen Grundzug nicht eine künstlerische, sondern eine politische Gesinnung war. Das Wort „politisch" muß, wenn man es auf diesen Schriftsteller anwendet, allerdings in dem erweiterten Sinne genommen werden, daß es alles umfaßt, was sich auf die Entwickelung der Menschheit, auf deren Fortschritt im geschichtlichen Leben bezieht. Die Kunst stand Börne um so höher, je mehr sie sich in den Dienst dieses menschlichen Fortschrittes stellt. Im Sinne dieser seiner Überzeugung leitete er die Zeitschriften, die er herausgab (die „Zeitschwingen", von 1814 an, und später die „Wage", von 1818—21); sie herrscht in allen seinen Werken und wird besonders anschaulich in seinen „Dramaturgischen Blättern", in denen er die dramatischen Kunstwerke nach sittlichen und politischen Grundsätzen beurteilte; die Gesinnung der Dichter, den moralischen Gehalt ihrer Leistungen rückte er in den Vordergrund. Der große Ernst seines Wesens und ein sprudelnder Witz machen den Zauber seiner Arbeiten aus. Alles, was er schrieb, stammt aus einer moralisch hochstehenden Natur und aus einem Kopfe, dessen Gedanken ebenso treffend wie geistreich waren; eine unvergleichliche Fundgrube solcher Gedanken sind seine „Briefe aus Paris" (1832—34). Wegen dieser seiner Natur war Börne ein Gegner Goethes, dessen rein künstlerische Gesinnung sein politisches und ethisches Pathos zum Widerspruche reizte. Goethes Kunstauffassung und Weltanschauung erschienen ihm lebensfeindlich. Eine solche Persönlichkeit, meinte Börne, entziehe dem Leben, dem Fortschritte der Menschheit ihre Kräfte. Einen tiefen Eindruck machte auf Ludwig Börne die Julirevolution; in den Tendenzen, die ihr zu Grunde lagen, sah er etwas, was mit seinen Zielen verwandt war; denn er war seiner ganzen Anlage nach ein revolutionärer Geist. Aufrütteln wollte er seine Mitmenschen, damit sie die Schritte beschleunigten, die zur Freiheit hinführen. Wenn er bitter und ungerecht gegen Menschen und Zustände wurde, so entsprang das aus der wärmsten Begeisterung für den sittlichen und politischen Fortschritt.

Eine ganz anders geartete Persönlichkeit war Heinrich Heine (geboren 1799 zu Düssel-
Heine. dorf, gestorben 1856 zu Paris). Er verdankte seine künstlerische Bildung noch ganz der romantischen Strömung; aber er war zugleich der Zerstörer dieser Geistesrichtung. In seinen Gedichten lebt das Träumerische der Romantik neben einem derben, realistischen Hineingreifen in das Leben. Wir haben bei der Schilderung der Romantik gesehen, wie sich die geniale Persönlichkeit über die Wirklichkeit hinwegsetzte und sich nach freier Willkür eine eigene Welt aufbauen wollte. In Heines Witz lebt diese Empfindung von der souveränen Persönlichkeit fort. Er nimmt den Anlauf zu den höchsten Gefühlen und verhöhnt diese wieder mit launenhafter Willkür. Gerade durch diese Eigenheit ist Heine zu einer viel umstrittenen Persönlichkeit geworden. Das Spiel, das er mit Empfindung und Ausdruck treibt, machte diejenigen zu seinen Gegnern, die gegenüber den heiligsten Gefühlen nur Ernst und Würde gelten lassen wollen; die Anmut, Leichtigkeit, die Eleganz und der Reichtum des Geistes machen ihn zum Liebling aller, die vor allem nach ästhetisch-künstlerischen Genüssen streben. In seiner Seele wohnen die Gaben des wahrhaften Dichters, des sinnigen Märchenerzählers und des mephistophelischen Cynikers nebeneinander; und in seinen besten Schöpfungen hat die Frivolität neben den edelsten Vorstellungen Platz. Sein „Buch der Lieder" (1827) läßt

deutlich den Einfluß der Romantiker, z. B. Eichendorffs, erkennen; als ganz selbständiger Geist erscheint er dagegen in seinen „Reisebildern“ (1826—31). Der frische, originelle Charakter, der sich in ihnen ausspricht, machte ihn bald zu einem viel gelesenen Schriftsteller. Die vollendetste Grazie des Stils und ein prickelnder Witz erscheinen in diesem Buche als der Ausfluß eines überlegenen Geistes. Die Persönlichkeit des Dichters tritt allerdings bisweilen stark in den Vordergrund, so daß es oft aussieht, als wenn es ihm auf das Kokettieren mit dieser Persönlichkeit allein ankäme; aber nicht minder oft scheint es, als wenn Heine durch seinen Witz, durch sein Spiel mit Empfindung und Gefühl nur sich selbst über eine schmerzliche Grundstimmung in seiner Seele hinweghelfen wollte. Dadurch fühlte er sich zu dem großen Dichter des Weltschmerzes hingezogen, zu Byron. Töne, die wir aus den Werken dieses Dichters zu hören gewohnt sind, klingen immer wieder bei Heine an. Was aus einer solchen Grundstimmung zu einer höheren Befriedigung führt, eine harmonische Weltauffassung, fehlte ihm allerdings. Er schwankt unsicher hin und her zwischen Romantik und nüchterner Verstandesaufklärung. In der Vorrede zu seinem „Atta Troll“ (1841) hat er ein bezeichnendes Wort über sich ausgesprochen: „Ich schrieb Atta Troll zu meiner eigenen Lust und Freude in der grillenhaften Traumweise jener romantischen Schule, wo ich meine angenehmsten Jugendjahre verlebt und zuletzt den Schulmeister durchgeprügelt habe. In dieser Beziehung ist mein Gedicht vielleicht verwerflich. Aber du lügst, Brutus, du lügst, Cassius, und auch du lügst, Asinius, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine kostbare Errungenschaft der Menschheit sind und für die ich selber so viel gestritten und gelitten habe. Nein, eben weil dem Dichter jene Ideen in herrlichster Klarheit und Größe beständig vorschweben, ergreift ihn desto unwiderstehlicher die Lachlust, wenn er sieht, wie roh, plump und täppisch von der beschränkten Zeitgenossenschaft jene Ideen aufgefaßt werden.“ In Atta Troll und in der 1844 geschriebenen Dichtung „Deutschland. Ein Wintermärchen“ wird mit scharfer Satire und Bitterkeit dem damaligen Deutschland ein Spiegel vorgehalten. In den „Neuen Gedichten“ (1844) treten des Dichters Vorzüge hinter einer von Frivolität nicht freien, cynischen Lebensauffassung zurück.

Heinrich Heine.
Nach einer Zeichnung von E. Kugler.

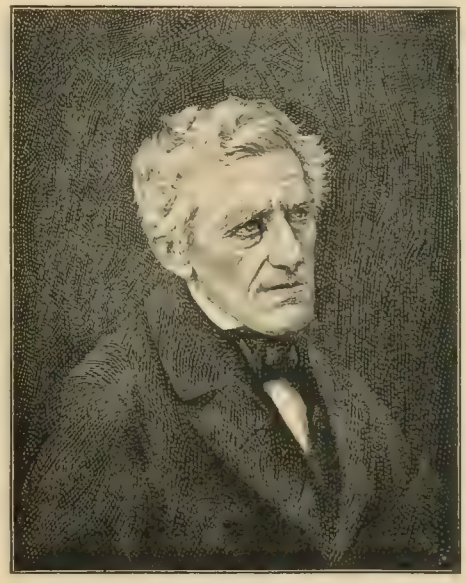
Börne und Heine strebten durch ihre Naturen aus der Romantik heraus. Sie waren anders veranlagte Menschen als die Schlegel, Novalis, Görres u. s. w.: deshalb

nahm ihr Wirken auch einen von der romantischen Strömung verschiedenen Charakter an. In welchem Grade sich aber diese Strömung schon in den zwanziger Jahren des
Immermann. Jahrhunderts überlebt hatte, das zeigt sich am klarsten bei Karl Immermann (1796—1840). Er war keine geniale Persönlichkeit wie Heine und hätte deshalb gewiß, wenn auch nicht Hervorragendes, so doch Gediegenes im Sinne der romantischen Schule geleistet, wenn sein Auftreten in deren Blütezeit gefallen wäre. Ihm war es aber gerade auferlegt, schmerzlich zu empfinden, daß eine bedeutende Kunstepoche sich überlebt hatte, und nicht in sich selbst die Kraft zu haben, neue Ideale hervorzubringen. Als Nachzügler großer Vorfahren fühlte er sich, und ein solcher war er auch. Das kommt in seinem Roman „Die Epigonen“ (1836) deutlich zum Ausdruck. Eine weltschmerzliche Stimmung herrscht in diesem Werke. Der Dichter spricht über seine Zeit ein herbes Urteil und macht ihr zum Vorwurf, daß sie hinter der Vergangenheit so weit zurückstehe. Er selbst konnte nur durch Anlehnung an große Vorfahren, an Shakespeare, Goethe, Calderon etwas erreichen. Seine Dramen „Das Thal von Ronceval“, „Edwin“, „Petrarca“, „Auge der Liebe“, „Cardenio“, „Trauerspiel in Tirol“, „Alexis“ sind durchaus Schöpfungen eines unselbständigen Geistes. Sie beweisen aber, daß Immermann eine gewisse Fähigkeit zum dramatischen Aufbau, zur fesselnden Komposition der Handlungen hatte. Deshalb konnte er der Gründer einer deutschen Musterbühne und einer echt künstlerischen Dramaturgie werden (vergl. den Abschnitt „Theater“ im dritten Bande). Der Mangel seiner Begabung trat am schlimmsten in seinem „Merlin“ zu Tage. Merlin ist das Gegenbild zu Christus, der Sohn einer Jungfrau und des Satans; in ihm kommt das Böse zur Wirklichkeit. Der Dichter hat es nicht vermocht, diesem alten sagenhaften Motiv neues dichterisches Leben zu geben. Wesentlich glücklicher war er in seinem 1838 erschienenen Roman „Münchhausen“, in dem er die Hohlheit und Heuchelei der höheren Gesellschaft dem kernigen, gesunden Wesen des deutschen Bauernstandes gegenüberstellte.

Karl Immermann.
Nach dem Kupferstich von Keller.

Die Entwickelung, welche die deutsche Dichtkunst im zweiten Drittel des Jahrhunderts
Grillparzer. durchgemacht hat, kann man auch durch die Gegenüberstellung Franz Grillparzers und des um 22 Jahre jüngeren Friedrich Hebbel erkennen. Grillparzer (1791—1872) stand mit seinem Kunstempfinden ganz innerhalb der Anschauungen Goethes und Schillers, Hebbel (1813—64) ging über diese in solchem Maße hinaus, daß man ihn durch die Aufgaben, die er sich stellte, geradezu als einen Vorläufer Henrik Ibsens bezeichnen kann... Sieht man von der „Ahnfrau“, dem ersten ganz aus den Schicksalsideen der Romantiker hervorgegangenen Drama Grillparzers ab, so kann man sagen, daß es sich bei ihm stets darum handelte, in der Entwickelung der Charaktere und der Gestaltung der Handlung den Anforderungen klassischer Schönheit zu entsprechen; die künstlerischen Gesetze innerer Harmonie leiteten ihn, wenn er menschliche Leidenschaften schilderte und Vorgänge zur Darstellung brachte. Hebbel dagegen wandte sein Interesse vor allen Dingen den sittlichen Fragen der menschlichen Seele zu; er suchte weniger eine Motivierung nach künstlerischen, sondern vielmehr eine solche nach psychologischen Gesetzen. Daher kommt es, daß Grillparzer der Dichter einer ruhigen,

vollendeten Schönheit wurde, Hebbel aber die reinen Schönheitsgesetze oft außer acht ließ, um einem bestimmten Zug der Seele, einer starken Leidenschaft einen charakteristischen Ausdruck zu geben. Grillparzers Dramen „Sappho", „Das goldene Vließ", „König Ottokars Glück und Ende", „Der Traum ein Leben", „Weh dem, der lügt", „Die Jüdin von Toledo" und seine unvollendet gebliebene „Esther" verwirklichen auf dramatischem Gebiet dasjenige, was Goethe nach seiner italienischen Reise als Kunstideal hingestellt hat. Die Liebe in idealer Gestalt kommt in „Sappho", der natürliche Seelenadel und die Hoheit der Empfindung eines Weibes in der „Medea" — dem dritten Teile der Trilogie „Das goldene Vließ", — die männliche, heldenhafte Energie im „König Ottokar" zum vollendet schönen Ausdruck. Hebbel schreckte hingegen nicht zurück, das Menschliche bis zum Gigantischen zu steigern, wenn es sich darum handelt, weibliche Leidenschaft, wie in seiner „Judith", männliche Eifersucht, wie in „Herodes und Mariamne", oder das Unglück, das aus den gesellschaftlichen Vorurteilen und Verhältnissen hervorgeht, wie in „Maria Magdalena", zu zeichnen. In „Gyges und sein Ring" schildert er die Rache, zu der das Weib durch Verletzung seines Schamgefühles kommen kann, und in den „Nibelungen" stellt er menschliche Stärke und Schwäche in wahrhaft übermenschlicher Größe dar. Hebbel.



Franz Grillparzer.
Nach dem Gemälde von Penther.

Ein anderer bedeutender Dichter, der wie Grillparzer noch ganz unter dem Einflusse klassischer Kunstanschauungen stand, war Otto Ludwig (1813—65). Ohne ursprüngliche starke Veranlagung, suchte er sich durch bewußtes Vertiefen in die Gesetze der Kunst zu einer gewissen Höhe emporzuarbeiten. Die erst nach seinem Tode veröffentlichten „Shakespearestudien" zeigen, wie gewissenhaft er über die Geheimnisse des dichterischen Schaffens grübelte. Obwohl er in seinen Dramen „Der Erbförster" und „Die Makkabäer" starke Leidenschaften schildert, haben diese Werke etwas Erklügeltes. Nur die Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" läßt vergessen, daß nicht die Phantasie, sondern der Verstand den Dichter leitete.

In vollkommen bewußter Weise, mit dem klaren Ziel, eine neue Lebens- und Kunstauffassung heraufzuführen, stellten sich die Geister des „jungen Deutschland", Gutzkow, Laube, Mundt, auf den Boden, den Wienbarg in seinen „Ästhetischen Feldzügen" bezeichnet hatte. Der bedeutendste in diesem Kreise war Karl Gutzkow (1811—78), der am Ende der zwanziger Jahre in Berlin Hegels Vorlesungen gehört und die Vorstellungen eingesogen hatte, mit denen dieser Philosoph den Entwickelungsgang der Menschheit in der Geschichte erklärte. Die Idee Hegels, daß die Geschichte der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit sei, hat großen Eindruck auf den damals neunzehnjährigen Gutzkow gemacht. Und als die Nachrichten von der Pariser Julirevolution nach Deutschland kamen, da bekam der Drang nach persönlicher und sozialer Freiheit in seiner Seele einen mächtigen äußeren Anstoß. Er wollte sich hinfort ganz der Sache des Fortschrittes widmen. Die Schärfe und Klarheit seines Denkens Gutzkow.

befähigten ihn, sich in alle neuen Zeitideen rasch einzuleben, so daß er bald ein hervorragender Darsteller derselben wurde. Leicht ist es allerdings auch ihm nicht geworden, die romantischen Anschauungen völlig abzustreifen, und in seinem Erstlingswerk „Briefe eines Narren an eine Närrin" (1832) treffen wir noch deutlich auf sie. Schon in seinem nächsten Roman „Maha Guru, Geschichte eines Gottes" (1833) kam aber eine neue Auffassung zur Geltung. Die Verherrlichung des unmittelbaren Lebens, der irdischen Ideale auf Kosten der jenseitigen, ist die Grundidee des Buches. Eines freien Daseins sollte sich der Mensch erfreuen, das nicht durch die hergebrachten gesellschaftlichen und religiösen Vorurteile in Fesseln geschlagen ist: das war Gutzkows Meinung. Das Verhältnis der beiden Geschlechter in diesem Sinne zu zeigen, stellte er sich in seinem Roman „Wally, die Zweiflerin" (1835) zur Aufgabe. Es mußte einmal ausgesprochen werden, daß wirkliche Sittsamkeit und Keuschheit nicht in der Unterdrückung, sondern in der Veredelung der Sinnlichkeit besteht. Gut ist nicht derjenige Mensch, der sich die Befriedigung seiner Triebe versagen muß, weil sie sonst ins Unmoralische versinken, sondern der, welcher sich seinem Sinnenleben ruhig überlassen kann, ohne eine solche Abirrung fürchten zu müssen. Diese Ansicht hat Gutzkow auch vertreten in der Vorrede, die er zu Schleiermachers Briefen über Schlegels Lucinde (1835) geschrieben hat. In ihr wurden in den schärfsten Worten diejenigen gebrandmarkt, die ein unbefangenes Hingeben an die Sinnenwelt als unmoralisch erklären und gerade dadurch zeigen, daß ihnen der höchste Begriff der Sittlichkeit fremd ist. Es war kein Wunder, daß Gutzkow mit solchen Anschauungen auf heftigen Widerstand stieß. Wolfgang Menzel war es, der am lautesten seine Stimme dagegen erhob. Dieser als Geschichtsschreiber nicht unbedeutende Mann war auf sittlichem und künstlerischem Gebiete von den einseitigsten Urteilen beherrscht. In grober, derber Ausdrucksweise verwarf er alles, was mit seinen philisterhaften moralischen und politischen Ansichten nicht zusammenstimmte. Auch Goethes Lebensführung und Kunst bezeichnete er von seinem pedantischen Richterstuhle aus als unsittlich. Er war ein gewandter Journalist und übte in den dreißiger Jahren als Herausgeber des Stuttgarter Morgenblattes einen bedeutenden kritischen Einfluß auf die Litteratur aus. Seinem sicheren Blicke konnte nicht entgehen, daß in dem jungen Gutzkow eine bedeutende Kraft steckte. Er zog ihn daher zuerst in seine Nähe und ließ ihn fleißig für seine Zeitung arbeiten. Als aber durch die genannten Schriften Gutzkows Denkungsart in ihrer vollen Gestalt ans Licht trat, da wurde Menzel sein schärfster öffentlicher Ankläger. Zu dieser litterarischen Agitation gegen die neue Weltanschauung gesellte sich auch noch eine politische: im Dezember 1835 verbot ein Bundestagsbeschluß alle Schriften der neuen Richtung, die Heines, Gutzkows, Wienbargs, Mundts und Laubes — auch die künftigen! Nicht einmal der Name dieser Männer durfte eine Zeitlang in deutschen Schriften genannt werden . . . Gutzkows feine Beobachtungsgabe für alles, was im geistigen Leben vorgeht, trat in einer Reihe bemerkenswerter Schriften in der Folgezeit zu Tage. „Zur Philosophie der Geschichte" (1836) bietet eine gedankenvolle Sammlung von Aphorismen über den Werdegang des menschlichen Geistes, „Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte" (1836) dringt tief in den Geist des großen Dichters ein, das „Leben Börnes" (1840) liefert eine verständnisvolle Charakteristik dieses Schriftstellers. Auch die geistigen Physiognomien anderer Zeitgenossen hat Gutzkow in einer Folge von Aufsätzen (später unter dem Titel „Säkularbilder" in den gesammelten Werken) treffend gezeichnet.

Welch harten Kämpfen derjenige ausgesetzt ist, der den überkommenen Ideenkreisen entgegentritt, mußte Karl Gutzkow in vollem Maße erfahren. Seine als unmoralisch an-

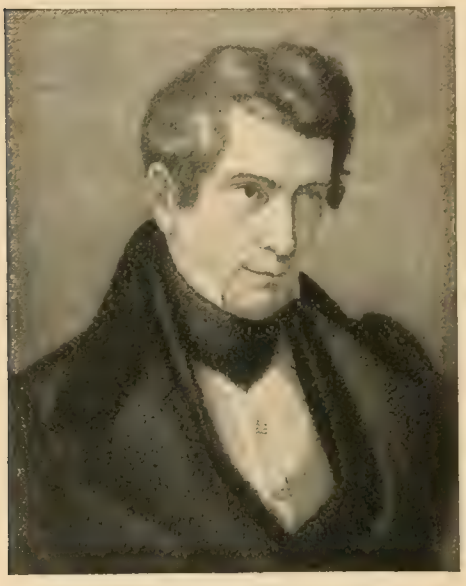
gesehenen Schriften trugen ihm die Verurteilung zu einer dreimonatlichen Gefängnisstrafe ein. Besonders schmerzlich aber war ihm, daß seine Gedanken- und Empfindungswelt auch Personen, mit denen ihn tiefere Neigungen verknüpften, von ihm abfallen ließ. Aus solchen schmerzlichen Gefühlen heraus ist die kleine Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam" entstanden. In ihr wird der Gegensatz eines Menschen mit neuen, eigenen Anschauungen zur Gesellschaft geschildert. In vollkommenerer Weise hat Gutzkow dieselbe Idee dann 1847 in seinem Drama „Uriel Acosta" zur Darstellung gebracht; ein gutes Stück der Leiden, die der Held dieses Dramas zu bestehen hat, erfuhr der Dichter an seiner eigenen Person. Sie haben es auch bewirkt, daß er sich im späteren Alter immer mehr von den Lebenskämpfen zurückzog und auf deren Betrachtung und Darstellung beschränkte, ohne selbst thätig Anteil an ihnen zu nehmen. Schon in seinem psychologischen Roman „Blasedow und seine Söhne" (1838—39) überwiegt diese Beobachtung der Zeitverhältnisse von einem Standpunkt außerhalb ihrer selbst; völlig zum Durchbruche kam sie aber erst in den beiden großen Werken der fünfziger Jahre: „Die Ritter vom Geiste" (1850—51) und „Der Zauberer von Rom" (1859). In dem ersteren Roman werden von hoher Warte herab alle Zeitströmungen und typischen Zeitcharaktere in einem Kulturbild allerersten Ranges geschildert. Was in den Tiefen des Lebens seiner Zeit gärt, wohin die Geister streben, was sie vorwärts bringt und rückwärts drängt: alles wird plastisch in anschaulicher Breite und aus den genauesten Kenntnissen heraus dargestellt. Wie Gutzkow jedes berechtigte Streben zu würdigen wußte, dafür liefert sein Eintreten für einen begabten Dichter, der leider schon in seinem 24. Jahre (1837) starb, für Georg Büchner, den Beweis. Er hat dessen nicht ausgereifte, aber von wahrhafter Dichterkraft zeugende Tragödie „Dantons Tod" im Jahre 1835 herausgegeben und in die Litteratur eingeführt.

Karl Gutzkow.
Nach einer Radierung von T. Raab.

Heinrich Laube (1806—84) bewegte sich zwar mit seinen ersten Werken „Das neue Jahrhundert" (1833), in dem er den polnischen Aufstand verherrlichte, und im „Jungen Europa" (1833—37), in dem er gegen gesellschaftliche und staatliche Schranken auftrat, in derselben Richtung wie Karl Gutzkow. Allein er hatte weder den gleichen Ernst der Gesinnung, noch die Tiefe der Lebensauffassung. Er war im Grunde eine auf die künstlerischen Äußerlichkeiten sehende Natur. Seine Dramen „Essex", „Die Karlsschüler" u. a. sind auf Theaterwirkung berechnete, die Regeln der Dramaturgie klug benutzende Leistungen. Seine Hauptverdienste hat er sich auch nicht als Schriftsteller, sondern als Leiter des Leipziger Stadt-, des Wiener Burg- und Stadttheaters erworben. Seine dramaturgische und Regie-Thätigkeit gilt heute noch in den Kreisen der Theaterfachleute als mustergültig und unübertroffen. Laube.

Die geringste Bedeutung innerhalb des jungen Deutschland gewann Theodor Mundt.
Mundt. Er bekannte sich zwar zu den Grundsätzen der neuen Gedankenwelt, hatte aber nicht die künstlerische Kraft, sie in seinen Romanen zum Ausdruck zu bringen, die emanzipierte Frauen und aus ihrer Zeit hinausstrebende Naturen in doktrinärer, wenig fesselnder Weise behandeln.

Gleichzeitig mit diesen Vertretern des „Jungen Deutschland" kämpften philosophisch
Hegel. angelegte Geister für eine neue Weltanschauung. Die Hegelsche Philosophie hatte, während ihr Begründer in Berlin lehrte (1818—30), rasch sich aller tiefer strebenden Köpfe bemächtigt. Ihr Einfluß auf das wissenschaftliche, künstlerische, politische und soziale Leben war in Hegels letzten Lebensjahren ein solcher, wie ihn nie ein philosophisches System gehabt hat. Die Art, wie dieser Denker in einem weitausschauenden Gedankengebäude alles Wissen umfaßte, bewirkte, daß sich ihm auch diejenigen anschlossen, die zu mehr oder weniger abweichenden Meinungen gekommen wären, wenn sie auf die Sprache ihres eigenen Geistes gehört hätten. Nach dem Tode Hegels kamen diese Abweichungen dafür um so heftiger zum Vorschein. Die jüngeren Philosophen legten des Lehrers Worte nicht mehr unbefangen aus, sondern deuteten sie in ihrem eigenen Sinne um oder suchten sie ihren Ansichten gemäß fortzuentwickeln. In diese aus dem Hegeltum heraus sich entwickelnde philosophische Strömung wurden die religiösen Fragen aufgenommen und einer lebhaften Diskussion unterworfen. Hegel war der Ansicht, daß alle Wahrheit ihren höchsten, richtigsten Ausdruck in der philosophischen Gedankenwelt findet. Aber er war auch der Meinung, daß die Philosophie nicht die einzige Form für die Wahrheit ist — auch in der Religion ist sie vorhanden, nur noch nicht in der klaren, begrifflichen Weise, sondern als anschauliche Vorstellung in Sinnbildern. Diese Idee griff David Friedrich



David Friedrich Strauß.
Nach dem Stahlstich von Martin Eßlinger.

D. F. Strauß. Strauß auf und bildete sie weiter. In seinem Buche „Das Leben Jesu" (1835—36) unterwarf er die evangelische Geschichte einer scharfsinnigen Kritik und kam zu dem Schlusse, daß dieselbe nur eine mythische Darstellung philosophischer Wahrheiten ist. Die ganze Menschengeschichte und jedes einzelne Menschenleben sind eine Verkörperung der göttlichen Wesenheit. Alles, was in der Welt zu jeder Zeit geschieht, ist eine Erscheinung dieses Göttlichen. In der evangelischen Geschichte hat die mythenbildende Neigung des menschlichen Geistes nur in einem einzelnen Fall bildlich hingestellt, was sich immer und überall vollzieht: die Menschwerdung Gottes. In noch viel radikalerer Weise griff bald Bruno Bauer in den Streit der Geister ein. Er prüfte die christlichen Wahrheiten von dem Standpunkte des menschlichen Selbstbewußtseins aus und ließ nur den Glauben an dasjenige gelten, was der Mensch aus dem eigenen geistigen Vermögen heraus als wahr anerkennen kann. Damit war einer besonderen kirchlichen Lehre neben der aus dem Geiste des Menschen heraus gewonnenen der Krieg erklärt. Ähnliche kritische Maßstäbe wurden nun auch an die anderen

Verhältnisse des Lebens, an die Moral, den Staat, die Gesellschaft gelegt. Arnold Ruge und Echtermeyer begründeten im Jahre 1838 zur Vertretung solcher Fragen eine Zeitschrift, die Halleschen Jahrbücher, die bald (1841) als so staatsgefährlich angesehen wurden, daß Preußen ihr Erscheinen verbot und sie nach Sachsen übersiedeln mußten.

Einen weiteren Schritt auf diesem Wege bedeutete Ludwig Feuerbachs (1804—72) Buch: „Das Wesen des Christentums" (1841). Feuerbach ging von der Voraussetzung aus, daß der Mensch sein Wissen nur aus sich selbst gewinnen könne. Wenn dies aber der Fall ist, so kann der Mensch auch über kein höheres Wesen als über sich selbst irgend welche Kenntnisse haben. Er soll daher vor allen Dingen Menschenkunde, Anthropologie, treiben. Nur weil der Mensch im Laufe seiner geschichtlichen Entwickelung nicht mit einer solchen zufrieden war, nahm er seine Zuflucht zu religiösen Vorstellungen. Er fand in sich den Gedanken des Menschen, stattete diesen mit allen Vollkommenheiten aus, zu denen sich menschliche Eigenschaften steigern lassen, idealisierte das Bild des Menschen und versetzte es als Gott in die Außenwelt. Es ist Feuerbachs Ansicht, daß der Mensch sich den Gott nach seinem eigenen Bilde geschaffen habe. Deshalb soll, nachdem dies erkannt ist, an die Stelle der Theologie die Anthropologie treten. Das Wissen über das Natürliche, das sich für die Sinne wahrnehmbar in Raum und Zeit ausbreitet, sollte nunmehr an die Stelle des Glaubens an das Übernatürliche treten. Auch in sittlicher Beziehung war damit eine wichtige Konsequenz verknüpft. Wenn der Mensch als das höchste Wesen angesehen wird, so kann auch das Handeln kein anderes Ziel haben, als das Ideal der Menschheit in vollkommenstem Sinne zu verwirklichen. Im Sinne dieser Moral wird ein Mensch um so tugendhafter sein, je mehr er sich diesem Ideale nähert. An die Stelle der religiösen Sittenlehre soll eine humane gesetzt werden. — Wo Feuerbach diesen Gedanken fallen gelassen hat, nahm ihn Max Stirner (1806—56) wieder auf. Er sagte sich, wenn man nur das Wirkliche, das im Raum und in der Zeit Vorhandene gelten läßt, so muß auch das Ideal des „vollkommenen Menschen" fallen. Denn wirklich vorhanden ist nur der einzelne Mensch, nicht eine allgemeine Menschheit. Fühlte sich Feuerbach noch gedrängt, das Leben so einzurichten, daß es dem Ideale des Menschen nahe kommt, fühlte er sich so gewissermaßen der ganzen menschlichen Gattung gegenüber verantwortlich, so empfindet Stirner eine solche Verantwortlichkeit nicht. Wer ein allgemeines Menschheitsideal anerkennt, muß auch zugeben, daß sich dieses nicht im Einzelnen, sondern nur in der ganzen Gattung ausleben kann. Der Einzelne geht zu Grunde, die Gattung lebt weiter und entwickelt auch das Ideal weiter. Wird aber dieses Ideal als Spuk, als Hirngespinst hingestellt, wie Stirner das thut, dann hat der Mensch ihm gegenüber auch keine Verpflichtung. Er braucht sich nach nichts als nach seinen eigenen Neigungen zu richten, er ist nur sich allein verantwortlich. Diesen Standpunkt hat Stirner in seinem Werk „Der Einzige und sein Eigentum" (1844) vertreten.

Feuerbach.

Stirner.

Man sieht hieraus, daß innerhalb des deutschen Denkens nach einer auf die erfahrungsmäßige Wirklichkeit gerichteten Weltanschauung gestrebt wurde. Es ist daher begreiflich, daß gerade in Deutschland Darwins Entdeckung von der natürlichen Entstehung der organischen Arten mit Begeisterung aufgenommen und von Denkern, die etwas vom Geiste Feuerbachs und seiner Zeit in sich aufgenommen hatten, zu einer Art natürlicher Religion ausgestattet worden ist. In ausgesprochenem Gegensatz zu diesen aus den Anschauungen Hegels sich entwickelnden Ideen stand der altgewordene Schelling, der eine nur durch vernünftige Gedankenentwickelung gewonnene Weltanschauung für unfähig hielt, die höchsten geistigen Bedürfnisse

Schelling.

des Menschen zu befriedigen, und deshalb nach einer Ergänzung durch eine höhere, aus der göttlichen Wesenheit selbst stammenden Wahrheit strebte. Friedrich Wilhelm IV. berief diesen Philosophen, der bis dahin seine „Philosophie der Offenbarung“ in München gelehrt hatte, 1841 nach Berlin, um ein Gegengewicht zu haben gegen die Lehren der jüngeren Denker, die dem romantischen Sinne und den religiösen Überzeugungen des Königs wenig entsprachen. Der Einfluß der neuen Geistesrichtungen war aber damals so groß, daß Schellings Auftreten in Preußens Hauptstadt völlig wirkungslos blieb.

Das Ziel des „jungen Deutschland“, ein lebendiges Verhältnis zwischen Dichtung und Leben herzustellen, fand eine radikale Fortsetzung in der Bewegungslitteratur der vierziger Jahre. Ihr Hauptmerkmal liegt darin, daß sich die politische Stimmung der Zeit in den poetischen Schöpfungen unmittelbar aussprach. Die Unbehaglichkeit über die öffentlichen Zustände suchte einen dichterischen Ausdruck. Der größte Teil der aus dieser Stimmung hervorgegangenen Dichtungen hat keine bleibende Bedeutung. Sie vermochten nur in der Zeit einen tieferen Eindruck zu machen, in der weite Kreise von denselben Empfindungen ergriffen waren, wie diese politischen Sänger. Die Ärmlichkeit des Gedankengehaltes und der kleine Umkreis der Stoffe konnten späteren Epochen nicht von Interesse sein. Die „unpolitischen Lieder“, die August Heinrich Hoffmann, genannt „von Fallersleben“, in den Jahren 1840 und 41 herausgab, machen in dieser Richtung den Anfang. In einem derben studentischen Ton und oft mit schlagenden Witzworten wurden hier Aristokratie, Muckertum und Polizei angegriffen. Die eigentliche Begabung Hoffmanns von Fallersleben zeigte sich aber nicht auf diesem Gebiete, sondern in der Schilderung des kindlichen Lebens, das er in Weisen besang, die an echte Volkslieder erinnern. Seine Tüchtigkeit als Erforscher von Sprachdenkmälern und der Volkspoesie befähigten ihn ganz besonders dazu. — Hinreißend wirkte in dieser Zeit Georg Herwegh; dessen „Gedichte eines Lebendigen mit einer Widmung an den Verstorbenen“ 1841 in Zürich und Winterthur erschienen. Die schwungvolle Beredsamkeit und die Unerschrockenheit, mit denen hier von Freiheit und Menschenwürde gesungen wird, regte die Gemüter auf. Herwegh war eine Zeitlang der Lieblingsdichter Vieler, bis man erkannte, wie wenig innere Wahrheit in seinem Pathos steckte, und daß die Begeisterung, die aus seinen Liedern sprach, doch nur eine erkünstelte war. Die frische, energische Gesinnung, die damals in Deutschland herrschte, bewirkte, daß auch mancher weniger bedeutenden Persönlichkeit Wertvolles gelang. Im „Rheinischen Jahrbuch“ für 1841 erschien z. B. das kräftige Lied „Der deutsche Rhein“ von Nicolaus Becker. „Sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein“ war ein Wort, das im wahrsten Sinne des Wortes aus der Zeitseele heraus gesprochen war. Es war eine Erwiderung auf die Worte, die Alfred de Musset und andere französische Dichter über den Rhein hatten vernehmen lassen. Mit einem Rheinliede machte auch der politische Dichter Robert Prutz 1840 sich in weiteren Kreisen bekannt. „Der Rhein“ ist die Dichtung einer gedankenreichen und tieffühlenden Persönlichkeit. Aber der Umstand, daß seine Schöpfungen mehr im Verstande als in der künstlerischen Phantasie ihren Ursprung haben, bewirkte, daß der Beifall, den Robert Prutz mit diesem Liede gefunden hat, bald einer viel kälteren Beurteilung wich. Seine „Politische Wochenstube“, die 1845 erschien, ist eine dramatische Satire auf die damaligen politischen Verhältnisse. Sie hatte ebensowenig Wirkung wie seine „Gedichte“, die in einzelnen Sammlungen 1843 und 49 erschienen sind. Weit herzlichere Töne fand Prutz später, als die Zeit der politischen Kämpfe vorüber war. Seine Gedichte „Aus der Heimat“ (1858) und die „Herbstrosen“ (1865) galten der

Hoffmann v. Fallersleben.

Herwegh.

Prutz.

Liebe und einer oft spielenden, oft aber auch wahrhaft berauschenden Sinnlichkeit. Das Umfassende seines Geistes brachte er in litterarhistorischen Werken zur Geltung, wie in der Schrift über den „Göttinger Dichterbund" (1841), einer „Geschichte des deutschen Journalismus" (1845) und den „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters" (1847).

Eine hervorragende Stellung innerhalb des Kreises politischer Dichter nahm Ferdinand Freiligrath (1810—76) ein. Er erregte 1838 allgemeine Aufmerksamkeit mit Freiligrath. „Gedichten", in denen er zumeist orientalische Landschaften und Tiere, sowie das Leben der Menschen des Morgenlandes in glühenden Farben und in einer klangvollen Sprache schilderte, und trat dann 1841 mit zarten, gemütvollen Dichtungen auf. Dem politischen Leben fühlte er sich damals so fernstehend, daß er in einem Gedichte im Morgenblatt („Aus Spanien") ausrief: „Der Dichter steht auf einer höheren Warte, als auf den Zinnen der Partei!" Aber schon 1844 überraschte er durch seine Zeitgedichte „Ein Glaubensbekenntnis", die aus einem stürmischen Freiheitsdrang und einem tiefen nationalen Gefühl hervorgingen. Er, der vorher begeistert vom Löwenritt in der Wüste, vom Mohrenfürsten, dem Gnu und Karroo, von der Macht der Liebe gesungen hatte, stürzte sich nun in die politische Dichtung. Ihr gehören auch die Sammlung „Ça ira" (1845) und seine „Neuen politischen und sozialen Gedichte" (1849) an. Freiligrath wurde einer der radikalsten Revolutionspoeten, der die Herzen seiner Zeitgenossen mächtig ergriff durch eine anschauliche, lebensvolle Darstellung und durch seine treue, ehrliche Natur, die trotz der wuchtigsten Freiheits- und Fortschrittsrufe sich ihre Naivität bewahrte. Gedichte wie „Aus dem schlesischen Gebirge", voll tiefen Mitgefühls mit den Unterdrückten, lassen seine freisinnigen Töne in edlerem Lichte erscheinen als diejenigen Herweghs oder Hoffmanns von Fallersleben. Wie echt des Dichters nationale Begeisterung war, zeigen die herrlichen Worte, mit denen er die Siege des Jahres 1870 feierte.

Wie eine allgemeine Zeitstimmung auch Geister in eine Bewegung hineinreißen kann, die gar nicht ihrer Natur entspricht, zeigt sich an Franz Dingelstedt, dessen „Lieder eines Dingelstedt. kosmopolitischen Nachtwächters" 1840 erschienen sind. Der Verfasser ließ, was er gegen die damaligen deutschen Verhältnisse vorzubringen hatte, einen Nachtwächter sagen, der auf seinen nächtlichen Umgängen schildert, was in den Häusern vorgeht, an denen ihn sein Weg vorüberführt. Die Dichtungen sind voll Witz und Geist, ließen sich aber nicht so leicht singen wie diejenigen Hoffmanns von Fallersleben oder Herweghs und fanden deshalb weniger Anklang. Dingelstedt fühlte sich auch bald unbehaglich in der Rolle des Freiheitsdichters; es drängte ihn nach einflußreichen Stellungen, in denen er eine dankbarere, seinen Ehrgeiz mehr befriedigende Wirksamkeit entwickeln konnte. Solche fand er als Leiter der Hoftheater in Stuttgart, München, Weimar und schließlich des Wiener Burgtheaters. Seine Novellen und Dramen fanden auch in der Folgezeit nicht die Anerkennung, wie seine Thätigkeit als Dramaturg, sowie als Übersetzer und Bearbeiter Shakespearescher Werke.

Auch in Österreich machte sich der Freiheitsdrang der Zeit in politischen Dichtungen Österreich. Luft. Der Ungar Karl Beck verdankte den Beifall, den er fand, einem aus nationalem Temperament stammenden farbenprächtigen und oft auch überschwenglichen Stile. Seine Beck. „Nächte. Gepanzerte Lieder" (1838) schilderten die traurige Lage seines Volkes in wahrhaft ergreifender Weise. Auch aus seinen späteren Schöpfungen „Der fahrende Poet" (1838), „Janko, der ungarische Roßhirt" (1841), „Gesänge aus der Heimat" (1852) und aus einem Roman (1863) „Mater Dolorosa" spricht eine hohe Begabung. Moritz Hartmann und Alfred Meißner knüpfen mit ihren ersten Dichtungen an die Erinnerungen ihres engeren Vater-

landes, Böhmen, an, jener mit seiner Sammlung „Kelch und Schwert“ (1845), dieser mit seinem „Ziska“ (1846). Beide ließen dann noch lyrische und erzählende Dichtungen folgen, die ihnen die Sympathien ihrer österreichischen Volksgenossen in reichem Maße brachten.

Lenau. Ein Freiheitssänger in ganz anderem Sinne als die genannten war der in Ungarn geborene, aber von deutschen Eltern stammende Nikolaus Lenau (geb. 1802). Seine Werke sind nicht aus der politischen Begeisterung, sondern aus der Sehnsucht nach seelischer, innerer Befreiung hervorgegangen; seine schmerzlichen Klagen galten nicht den Verhältnissen der Zeit, sondern der Unvollkommenheit alles Irdischen überhaupt. Eine Weltanschauung, die dem menschlichen Herzen keinerlei Trost bietet, verband sich bei ihm mit einer hohen dichterischen Kraft, die es ihm möglich machte, die schmerzvollen Grundempfindungen seines Wesens in einer erhebenden Weise zum Ausdruck zu bringen. Es ist bezeichnend für Lenau, daß er fand, Goethe habe den Fauststoff „nicht bis in den Grund erschöpft“ und diesen deshalb in seiner Weise aufs neue behandelte. Die über den Widersprüchen der Welt schwebende höhere Auffassung, von der Goethe beherrscht war, befriedigte Lenau nicht. In seinen „Gedichten“, die 1832 und 1838 erschienen, giebt sich seine Fähigkeit zur Darstellung von Naturstimmungen und die Zerrissenheit seines Gemütes in gleicher Weise kund. In „Savonarola“ (1837) und in den „Albigensern“ (1842) schilderte er religiöse Kämpfe in düstern Bildern; im „Don Juan“, den Anastasius Grün nach seinem Tode herausgab, führte er das Schicksal dieser im Sinnengenuß schwelgenden Persönlichkeit in lyrisch schönen Einzelheiten vor Augen, brachte es aber nicht zu einer planvollen, einheitlichen Lösung der gestellten Aufgabe. Der Dichter verfiel 1844 in unheilbaren Wahnsinn und starb 1850. — In scharfem Gegensatz zu Lenaus

Nikolaus Lenau.

Anastasius Grün. Lebensansicht stand diejenige seines Freundes Anastasius Grün (Anton Graf von Auersperg, geb. 1806), des poetischen Anwaltes einer zugleich freisinnigen und österreichisch-patriotischen Gesinnung. Die günstige Aufnahme, die er schon in seinem vierundzwanzigsten Jahre mit seinen „Blättern der Liebe“, dem „Letzten Ritter“ und dann 1831 mit den anonym erschienenen „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ fand, ist zum nicht geringen Teile dadurch zu erklären, daß ein Mitglied einer alten, hohen Adelsfamilie in kampflustiger und siegesfreudiger Weise sich in den Dienst der Freiheit und des Fortschrittes stellte. Seine rückhaltlose Art, von den Menschen und Dingen zu sprechen, sein Mut und sein hoffnungsvoller Blick in die zukünftige Entwickelung der politischen Verhältnisse wirkten überzeugend; er konnte manches scharfe Wort sagen, weil die Lauterkeit seiner Gesinnung und die Echtheit seines Patriotismus nie in Frage gestellt wurden. 1838 veröffentlichte er den episch-lyrischen Cyklus „Schutt“, in dem er von einem überlegenen Gesichtspunkt aus für eine freie Gestaltung Österreichs eintrat. „Der Pfaff von Kahlenberg (1850), Grüns reifstes Werk, ist weniger bedeutend in seiner Grundidee, enthält aber eine herrliche Darstellung des Lebens in der Umgebung Wiens zur Zeit Ottos des Fröhlichen. Durch seine Nachbildungen hat Anastasius Grün einen Schatz slovenischer Volksdichtungen in die Litteratur eingeführt.

Die Ziele und Anschauungen des „jungen Deutschland" und der politischen Dichter gaben der litterarischen Bewegung des deutschen Volkes in der Zeit von Goethes Tod bis zur Revolution im Jahre 1848 ihre hervorstechendsten Charakterzüge. Es gehören aber auch einzelne dichterische Persönlichkeiten dieser Epoche an, in deren Wesen nichts oder doch nur wenig von dieser allgemeinen Zeitphysiognomie zu bemerken ist. Für die wenig tiefgehenden geistigen Bedürfnisse sorgte Ernst Raupach mit seinen Dramen, die von 1818—50 erschienen. Hohen künstlerischen Aufgaben strebte der Dramatiker Chr Dietrich Grabbe (1801—36) nach, dessen Dichtungen trotz der Kraft des Ausdruckes und einer genialen Darstellungsgabe einem gebildeten Geschmacke wenig bieten können. Karl von Holtei (1797—1880) ist der Schöpfer schlesischer Gedichte, eines anziehenden Romans „Christian Lammfell" und trefflicher Lustspiele, „Wiener in Paris", „Pariser in Wien". Johann Ludwig Franz Deinhardstein (1784—1859) schenkte der Bühne geschmackvolle Stücke: „Hans Sachs" (1829) und „Garrick in Bristol" (1829), die einen großen Erfolg hatten. Eduard Bauernfeld (1802—90) verband in seinen zahlreichen Lustspielen Geist und Charakteristik mit großem theatralischen Geschick. 1834 fand er mit seinen „Bekenntnissen" zum ersten Male Anerkennung als Lustspieldichter, und von da ab erfreute er sich bis in die siebziger Jahre als solcher der Beliebtheit weitester Kreise. Neben dem fruchtbaren Roderich Benedix (1811—73), dessen Situationskomik nie in die Tiefe geht, aber oft von gesundem Sinn zeugt, und der in Theaterwirkungen bewanderten, immer auf Rührung hinarbeitenden Charlotte Birch-Pfeiffer (vergl. S. 362), nahm Bauernfeld einen hervorragenden Platz im Spielplan der deutschen Bühnen in dieser Zeit ein. Auf dem Gebiete des ernsteren Dramas wirkte Friedrich Halm (Freiherr von Münch-Bellinghausen 1806—71), dessen Trauerspiel „Griseldis" 1835 im Wiener Burgtheater großen Beifall fand, der 1854 durch den seines „Fechters von Ravenna" noch überboten wurde. Sein Drama „Wildfeuer" (1863) ist bis zur Gegenwart ein gern gesehenes Bühnenstück geblieben.

Grabbe. Holtei. Bauernfeld. Benedix. Halm.

Emanuel Geibel.
Nach einer Photographie.

Aus dem sinnigen und humorvollen Wienertum heraus hat sich der Märchendramatiker Ferdinand Raimund (1790—1836) entwickelt, dessen Dichtungen „Der Barometermacher auf der Zauberinsel", „Alpenkönig und Menschenfeind", „Der Verschwender" anfangs nur im Heimatlande des Schöpfers sich Geltung erringen konnten, dem aber eine spätere Zeit volle Würdigung zu teil werden ließ und einen Ehrenplatz neben seinem Landsmann Grillparzer einräumte. Er hat auf dem Gebiete der Wiener Posse keinen ebenbürtigen Nachfolger gefunden.

Einen eigenen Weg, abseits von den großen Zeitbewegungen, ging auch der schwäbische Dichter Eduard Mörike (1804—75). Ihm stand Goethes Vorbild stets vor Augen; sein Roman „Maler Nolten" (1832) ist in deutlicher Weise von „Wilhelm Meister", seine gemütvollen Gedichte sind von der Goetheschen Lyrik beeinflußt.

Mörike.

Eine bedeutende Wirkung als Lyriker erzielte Emanuel Geibel, dessen Gedichte in den Jahren 1840—64 56 Auflagen erlebten. Natürliche Anmut, ein vollständiges Maßhalten der

Geibel.

Empfindungen und die Leichtigkeit, mit der sich seine Lieder singen lassen, machten Geibel zum Liebling breiter Massen der Gebildeten. Von reizvollen Melodien getragen, haben es Gedichte, wie „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus", „Ein lustiger Musikante marschierte am Nil", „Mag auch heiß das Scheiden brennen", zu einem seltenen Grade von Popularität gebracht. Den stürmischen Leidenschaften ging Geibel aus dem Wege; er war der Dichter der zarten Gefühle. Auch dort, wo seine Phantasie sich in die Natur vertiefte, suchte sie nicht das Gewaltige, sondern das Liebliche, wie die Frühlings-, Herbst- und Trinkgesänge seiner „Juniuslieder" (1847) beweisen. Die wilden Freiheitsrufe der politischen Dichter waren ihm zuwider. Dagegen widmete er lange vor der Errichtung des deutschen Reiches dem nationalen Einheitsstreben und dem deutschen Kaisertum, dessen Kommen er voraus sah, manches schöne Wort; das Beste davon wurde 1871 in der Sammlung „Heroldrufe" vereinigt. In Geibels Dichtung sind alle Charakterzüge zu bemerken, die das litterarische Leben der fünfziger und sechziger Jahre beherrschten. An die Stelle der Forderung nach fernliegenden Idealen und Zielen trat das Interesse für die unmittelbare Gegenwart, für das im Augenblick Erreichbare auf der einen Seite, eine gewisse Mutlosigkeit, ein Mangel an Lebensfreude auf der anderen Seite. Der ersteren Strömung entsprangen nicht nur die Dichtungen eines Oskar von Redwitz (1823—91), Chr. Fr. Scherenberg (1798—1881), Otto Roquette (1824—97), Friedrich Martin Bodenstedt (1819—92), die eine Gegenbewegung gegen die politische Litteratur brachten, sondern auch diejenigen Gustav Freytags (1816—95), Gottfried Kellers (1819—90), Willibald Alexis' (1798—1871), Adalbert Stifters (1806—68), der Gräfin Ida Hahn-Hahn und der Fanny Lewald (vergl. S. 366), ferner die Schöpfungen Berthold Auerbachs (1812—82).

Schopenhauer. Die andere Strömung fand ihren Ausdruck in dem tiefgehenden Einfluß, den die lebensfeindliche Lehre Schopenhauers (Bd. I., S. 445) übte. Dieser Philosoph war bis zu dieser Zeit so gut wie unbekannt geblieben. Jetzt erlangte er für alle diejenigen einen Wert, die wegen der gescheiterten Hoffnungen der vierziger Jahre zu einer gewissen Resignation gegenüber der Wirklichkeit getrieben wurden und sich deshalb gerne asketische Ideale und die Willensverneinung von einem Denker rechtfertigen ließen. Dazu kam allerdings, daß Schopenhauer sich durch seine im Jahre 1851 erschienenen „Parerga und Paralipomena" wieder in Erinnerung brachte, und daß er in diesem Werke seine Weltanschauung in faßlicherer Weise und mit mehr Witz aussprach, als dies in seinen früheren Büchern der Fall war.

Gottfried Keller.

Von Oskar von Redwitz erschien 1849 die erzählende Dichtung „Amaranth", die einen bedeutenden Redwitz Eindruck machte, was wohl weniger auf ihren Wert als Erzählung, als auf die zarten lyrischen Bestandteile zurückzuführen ist, in denen eine wunderbare Naturstimmung zum Ausdruck kommt. Scherenbergs Bedeutung lag in seiner Fähigkeit zum Erzähler welthistorischer Ereignisse. Die Schlachtenbilder, die er in „Waterloo" (1849), „Ligny" (1850), „Leuthen" Scherenberg. (1852) entwirft, haben einen Zug von Größe. Otto Roquettes „Prinz Waldmeisters Brautfahrt" (1851) ist ein mit allen den lyrischen Mitteln, die auch Redwitz zur Verfügung standen, durchgeführter anmutiger Schwank. Auch seine Gedichte sind durch einen gleichen Grund-

charakter beliebt geworden. Großes Aufsehen machte Fr. M. Bodenstedts gehaltvolles Werk „Tausend und ein Tag im Orient“ (1850) besonders durch die fesselnden Schilderungen und die eingefügten Lieder, die 1851 vermehrt als „Lieder des Mirza Schaffy“ neu herauskamen. Der Dichter suchte, wie Goethe im westöstlichen Divan, in der Weise des morgenländischen Geistes seine Empfindungen auszusprechen, und trat deshalb in fremder Maske auf. Bodenstedt.

Ganz im Banne der Anschauungen, die sich mit dem Scheitern der Märzbewegung abgefunden hatten, vorläufig mit dem Errungenen rechneten und das Leben ihrer Zeit dichterisch zu gestalten suchten, standen Gustav Freytags Leistungen. Auf ihn und einige andere hier genannte Schriftsteller müssen wir im dritten Bande noch zurückkommen, da ihre Wirkungen zum Teil in eine spätere Zeit fallen. Erobert hat sich aber Freytag die deutsche Leserwelt bereits 1855 durch seinen Roman „Soll und Haben“, in dem die sozialen Verhältnisse der damaligen Zeit eine künstlerische Behandlung erfahren haben. Die Richtung des Romans ist in dem Motto angegeben, das von Julian Schmidt herrührt, dem geistreichen Litterarhistoriker, der mit Gustav Freytag zusammen eine Zeitlang die „Grenzboten“ herausgegeben hat. Es heißt: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit.“ Die kaufmännische Welt wird in ihrer zukunftversprechenden Thätigkeit anderen gesellschaftlichen Kreisen, besonders dem Adel gegenübergestellt, ganz im Sinne einer bürgerlich freisinnigen Lebensauffassung. Eine treffliche Zeichnung der politischen Verhältnisse, der Wahlumtriebe der Parteien, des Einflusses der Presse im konstitutionellen Staatswesen, hatte Freytag schon 1852 in seinem Lustspiel „Die Journalisten“ geliefert, von dem heute noch vielfach die Meinung gilt, daß ihm nicht leicht ein zweites in der deutschen Litteratur an die Seite zu setzen ist. Gustav Freytag.

Gustav Freytag.
Nach einer Photographie

Ein Meister in der Wiedergabe des wirklichen Lebens, ein feiner Beobachter der kleinsten Züge in den Vorgängen und Charakteren, insofern diesen eine wesentliche Bedeutung zukommt, war Gottfried Keller. Sein Roman „Der grüne Heinrich“ zog gleich bei seinem Erscheinen (1854) die Aufmerksamkeit der ersten Kritiker in größtem Maße auf sich. Mit einer seltenen Naturtreue, mit hoher psychologischer Kunst schildert der Dichter die Entwickelung eines Künstlers mit all den Schwierigkeiten und Verirrungen, denen ein schwärmerischer, unpraktischer Idealist ausgesetzt ist. In den Erzählungen „Die Leute von Seldwyla“ (1856) erreichte er in der Darstellung der schweizerischen Natur und ihres Volkes eine klassische Vollendung. Die Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, welche dieser Sammlung angehört, zählt dank der Wahrheit in der Zeichnung der Charaktere, Kraft in der Darstellung der Handlung und dem überlegenen Humor mit Recht zu den Perlen deutscher Dichtkunst. Keller.

Bei Keller sehen wir das Bestreben, ein Feld der Dichtung zu suchen, das keinen Anlaß zum Aussprechen unbestimmter Zukunftsideale giebt, bei dem der Dichter vielmehr die

Möglichkeit hat, mit künstlerischem Sinne sich ganz in das zu versenken, was das Leben bietet. Der gleiche Drang liegt der Entstehung der „Dorfgeschichte" zu Grunde, deren hervorragendster Pfleger Berthold Auerbach war. In den anspruchslosen Verhältnissen des Auerbach. Volkes, in dessen Gesundheit und Ursprünglichkeit glaubte Auerbach einen Stoff zu finden, dem jene Harmonie in der künstlerischen Darstellung, die Goethe forderte, im höheren Maße entspricht, wie dem Leben der gebildeten Stände. Auerbachs „Schwarzwälder Dorfgeschichten" bringen uns die Bewohner des Schwarzwaldes mit künstlerischer Anschaulichkeit vor die Seele. Nach dem Idyllischen, nach dem bildungsfernen Lande zog es diesen Dichter; aus ihm heraus hat er seine Erzählungen „Barfüßele" (1850), „Neues Leben" (1852), „Josef im Schnee" (1860) „Edelweiß" (1861) geschaffen. In dem großen Roman „Auf der Höhe" (1865) hat er dann diese ihm bestvertraute Welt jener der höheren Kreise gegenübergestellt. Auerbach wußte überall in gleicher Weise durch Wärme der Darstellung wie durch scharfe Charakteristik zu fesseln.

Berthold Auerbach.
Nach einer Photographie.

Mit der Phantasie eines Malers schilderte Adalbert Stifter die Naturdinge und Vorgänge. Seine „Studien" (1844—50) und die „Bunten Steine" (1853) sind Landschaftsbilder in Worten, Stifter. durchdrungen von einer stillen Andacht gegenüber den herrlichen Schöpfungen der Natur und mit einer rührenden Hingabe an die geringsten Einzelheiten gezeichnet.

Abseits von dem fortschreitenden Gange der Litteratur findet sich noch mancher deutsche Dichter, der vorübergehend sich einen Leserkreis erworben hat, wenn auch eine Geschichte des geistigen Lebens keine Veranlassung hat, ihn unter die führenden Geister zu zählen. So hat der Alexis. von Walter Scott beeinflußte Willibald Alexis (Wilhelm Heinrich Häring) mit seinen Erzählungen „Der Roland von Berlin" (1840), „Der falsche Waldemar" (1842), „Die Hosen des Herrn von Bredow" (1846—48), „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" (1852), „Isegrim" (1854), „Dorothee" (1856) in weitesten Kreisen Preußens Anerkennung und Interesse gefunden. Er ist als Schilderer preußischer Zustände und Gegenden von großer Kraft und Fruchtbarkeit. Mosenthal. Mit einem ergreifenden Volksschauspiele „Deborah" erwarb sich 1850 Salomon Hermann Mosenthal (1821—77) vielen Beifall. Dieselbe Kraft in der Darstellung zeigte er auch in späteren Dramen „Sonnwendhof" (1857), „Das gefangene Bild" (1858) und in anderen. Eine durch traurige Lebensverhältnisse an harmonischer Entwickelung gehinderte Persönlichkeit Brachvogel. war Albert Emil Brachvogel, dessen Trauerspiel „Narciß" (1850) deutlich seinen Ursprung aus einem krankhaften Gemüt zeigt. Eine erfreulichere Dichtergestalt war dagegen Franz Nissel (1831—93), der 1858 in dem Trauerspiel „Heinrich der Löwe" den Gegensatz zwischen dem Kaiser und dem mächtigen Vasallen mit großer dramatischer Kunst behandelt hat.

Von entscheidendem Einfluß auf die Dichtung nach der Mitte des Jahrhunderts wurde der neue Geist, der sich in den Wissenschaften geltend machte. Die Zeit der großen philosophischen Ideengebäude war zunächst vorüber. Die Sinnenwelt und ihre Erscheinungen und die Naturgesetze, die sich aus dieser Welt ergeben, traten in den Vordergrund des Interesses. Man

stand am Vorabend des Ereignisses, das auf die Denkweise der zweiten Hälfte des Jahrhunderts einen mächtigen Einfluß ausüben sollte, des Auftretens der Lehre Darwins (S. 257). Die Durchdringung von wissenschaftlicher Erkenntnis und Dichtung tritt uns schon früher in Deutschland bei Friedrich von Sallet (1812—43) entgegen. Er begann als reiner Gefühlsdichter, vertiefte sich aber dann in die Wissenschaft, und hat in seinem „Laienevangelium" (1840) den Versuch gemacht, die Erzählungen der Evangelien mit dem modernen Bewußtsein zu vereinigen, um allen denen eine Art religiöses Erbauungsbuch zu liefern, denen der Radikalismus eines Strauß und Feuerbach zu weit ging und die doch nach einer Darstellung der biblischen Geschichte, die der neuen Zeit entsprach, Bedürfnis hatten. Sallet.

Eine Persönlichkeit wie Sallet zeigt, wie stark der deutsche Geist dazu neigt, Dichten und Denken durcheinander zu befruchten. Noch auffallender tritt uns diese Erscheinung entgegen bei Wilhelm Jordan (geb. 1819), der geradezu als dichterischer Prophet der Darwinistischen Auffassung bezeichnet werden kann. Er hat in seiner groß angelegten Dichtung „Demiurgos, ein Mysterium" (1852—54) Ideen über die Entwickelung des Menschengeschlechtes ausgesprochen, die durch den Darwinismus ihre wissenschaftliche Beleuchtung gefunden haben. Der „Demiurgos" ist eine Gedankendichtung, in der sich ein Geist, der die wissenschaftliche Bildung seiner Zeit in umfassendster Weise beherrscht, über die treibenden Kräfte in der Welt und im Leben mit der entschiedenen Absicht ausspricht, alle Erscheinungen, auch die scheinbaren Übel und das Böse in der Welt, in ihrer Berechtigung für das Ganze des Alls darzustellen. Wie er dies in seinen späteren Werken zum Ausdruck gebracht hat, soll im dritten Bande dargestellt werden. Jordan.

Der Gedankenschwere Jordans gegenüber steht der flotte, fröhliche Ton, den Joseph Viktor Scheffel (1826—86) fast gleichzeitig in seinem „Trompeter von Säkkingen" (1854) anschlug. Die harmlos lustige Stimmung, von der diese Schilderung der Schicksale des treuherzigen deutschen Trompeters, der durch die päpstliche Gunst sein Edelfräulein erhält, beherrscht wird, erwarb dem Dichter rasch einen großen Leserkreis, der sich schon ein Jahr später durch den Roman „Ekkehard, eine Geschichte des zehnten Jahrhunderts", der auf dem Grunde einer großen Gelehrsamkeit in ansprechender Weise ein Kulturbild dieser Zeit entwirft, noch erweiterte. Auch in dem Liederbuche „Gaudeamus" (1867) und in den ‚Bergpsalmen" (1870) macht sich ein heiter-burschikoser Humor geltend, neben dem eine erstaunliche Gewalt über die Sprache und eine gemütvolle und geistreiche Schilderungskunst einhergeht.

Viktor v. Scheffel.
Nach einer Photographie.

Paul Heyses Novellen (deren erste Sammlung 1855 erschien) und Spielhagens „Problematische Naturen" (1861) waren die ersten Erscheinungen einer neuen litterarischen Bewegung, der es vor allen Dingen auf die Lösung künstlerischer Aufgaben ankam. Das Ringen nach der vollkommensten dichterischen Darstellungsweise zeichnet diese Richtung aus. Ihr hat die wissenschaftliche Behandlung der Ästhetik vorgearbeitet, an der Hotho (Vorstudien Heyse.

Ästhetik. für Leben und Kunst 1835), Weiße (System der Ästhetik), Friedrich Theodor Vischer mit seiner „Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen" (1846—55), Moritz Carrière („Ästhetik" 1859 und „Die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwickelung und die Ideale der Menschheit" 1863—73) teilgenommen haben. Die Frage nach der vollkommensten Form des Romans und der Novelle beschäftigte nunmehr die Geister, und unter ihrem Einflusse standen auch die Dichter. Die litterarischen Kämpfe und Bestrebungen, die sich in dieser Zeit abzuspielen begannen, dauern bis in die Gegenwart fort.

* * *

Frankreich. Um dieselbe Zeit, in der Männer wie Wienbarg, Mundt, Gutzkow dem litterarischen Leben Deutschlands neue Forderungen stellten, vollzog sich auch in Frankreich ein gewaltiger Umschwung in der Dichtkunst. Die Entwickelung der französischen Verhältnisse am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts gab ihm aber einen wesentlich anderen Charakter. Vor der Revolution wandten sich die bedeutendsten Köpfe der aufklärerischen Philosophie zu, die das Geistesleben beherrschte, und neben der die Dichtkunst nur eine untergeordnete Rolle spielte. In der Folgezeit verbrauchte das politische und staatliche Treiben die geistigen Kräfte, und zwar in so hohem Grade, daß Frankreich in den ersten beiden Jahrzehnten keine Ahnung von den Schöpfungen des Vorläufers einer neuen Kunstrichtung, André Chéniers, hatte, der 1794 auf dem Blutgerüste sein Leben endete. Von seinen Gedichten war bis 1819 fast nichts veröffentlicht; erst dann wurden seine Dichtungen aus seinem Nachlaß herausgegeben — die erste Erscheinung in Frankreich, die aus dem künstlerischen Geiste herausstammt, durch den wenige Jahre später ein junges Dichtergeschlecht neue Bahnen suchte. Schwer hatten auf der Poesie der Franzosen die ästhetischen Formeln gelastet, die sie solange für unumstößlich, für die wahren, ewigen Gesetze des Schönen gehalten und die schon die Kunst der alten Griechen beherrscht haben. Was für die Deutschen bereits im vorigen Jahrhundert Lessing mit solcher Meisterschaft erkannt und dargelegt hat, daß man die antike Kunst mißversteht, wenn man sie durch solche Regeln gefesselt glaubt, das hat man in Frankreich erst gegen das Jahr 1830 zu verstehen angefangen. Vorher lebten hier in den Anschauungen über die Dichtung in allem wesentlichen die Ideen, welche Boileau im Jahre 1674 in seiner l'art poétique vertreten hatte und die ihren Ausdruck in den klassischen Dramen Corneilles und Racines gefunden haben. Man hatte eine bestimmte Vorstellung davon, wie ein Kunstwerk beschaffen sein müsse, und in diese zwängte man jeden Stoff hinein, den man bearbeitete. Noch in den zwanziger Jahren wurden Versuche, Shakespeare auf die Bühne zu bringen, zurückgewiesen. Das änderte sich allerdings in wenigen Jahren. Schon 1826 fanden in Paris englische Vorstellungen des Lear, Hamlet, Othello Beifall; die französischen Übersetzungen der „Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur" von A. W. Schlegel, die in das Verständnis des großen Briten einführten, hatten ihre Wirkung gethan. Man erkannte nun auch in Frankreich, daß es nicht Kunstgesetze giebt, die für alles gelten, sondern daß für jeden Stoff die ihm entsprechende Behandlung gefunden werden müsse. Zu dieser Einsicht trug fremder Einfluß viel bei: Bei Walter Scott hatte man gelernt, daß jede Gegend, jede Bevölkerungsschicht sorgfältig studiert und nach ihrer individuellen Wesenheit dargestellt werden müsse; an Byron hatte man sich herangebildet und die durch keinen ästhetischen Regelzwang beeinflußte freie Äußerung der Empfindungen und Leidenschaften erfaßt. Goethes Dichtung suchte man zu verstehen, und die deutschen Romantiker, besonders E. Th. A. Hoffmann, brachten das ungebundene Walten der Phantasie in Fluß. So kam es denn, daß sich, vom Jahre 1825 angefangen,

ein ähnliches Streben zeigte, wie dasjenige war, das in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland zur Verjüngung aller künstlerischen Ideale führte. Ihren Ausdruck fand diese neue Richtung in der 1824 begründeten Zeitschrift „Le Globe“, ihren Stimmführer in Victor Hugo (1802—85). Bereits 1824 hatte er in seinen „Odes et Ballades“ einen von allen herkömmlichen Vorurteilen freien Ton angeschlagen; die dichterische Form war nicht mehr aus einer alten Kunstlehre entnommen, sondern aus der Natur der ausgesprochenen Empfindungen geboren. Und Hugos Drama „Hernani“ (1830) bedeutete für Frankreich einen Bruch mit aller Überlieferung, wie einst in Deutschland Schillers „Räuber“, mit denen es im Stoffe einige Ähnlichkeit hat. Das Drama rief zunächst einen Entrüstungssturm hervor. Aber das jüngere Geschlecht scharte sich um Hugo und brachte seine Anschauungen zum Siege. Wenn man näher zusieht, so zeigt sich, daß in dieser neuen Litteraturbewegung, die man Romantik nannte, noch vieles von den charakteristischen Zügen der alten französischen Kunstauffassung zurückgeblieben ist. Zu einer solch unbefangenen, der Natur abgelauschten Dichtung, wie wir sie bei Shakespeare oder bei den deutschen Klassikern finden, kam man nicht. Das liegt im Charakter des französischen Volkes. Es drängt sich immer das Bestreben vor, das Natürliche zu verkünsteln. Die Lyrik strebt von der einfachen Wiedergabe der Empfindung zum Pathos; im Drama wird eine Person nicht so charakterisiert, wie es nach den Voraussetzungen ihrer Individualität sein müßte, sondern so, daß sie zu anderen Personen des Werkes in einem bestimmten Verhältnis steht; das Herausarbeiten von Gegensätzen steht über der einfachen Wahrheit. Das kann an allen Schöpfungen Victor Hugos beobachtet werden. Innerhalb der hiermit gezogenen Grenzen ist ihm aber sowohl in seinen Dramen „Marion Delorme“ (1829), „Le roi s'amuse“ (1832), „Lucrèce Borgia“ (1833) u. a., sowie in seinen Romanen „Han d'Islande“ (1826), „Notre Dame de Paris“ (1831), „Le dernier jour d'un condamné“ (1829), „Les travailleurs de la mer“ (1866) ein Überwinden des steifen französischen Klassizismus gelungen. Er suchte die Menschen aus den Verhältnissen ihrer Umgebung und ihrer Zeit heraus zu verstehen und besaß eine ebenso reiche Phantasie, wie eine plastische, alle Kunstmittel beherrschende Darstellungsgabe. Am hinreißendsten sind seine Gedichte, die trotz aller Rhetorik, die in ihnen herrscht, der Ausdruck einer alle Seiten der menschlichen Natur erfassenden Persönlichkeit sind.

Victor Hugo.

Victor Hugo.
Nach einer Photographie.

In Alfred de Musset (1810—57) hat die französische Romantik ihren Dichter des Weltschmerzes gefunden. Bei ihm kommt eine hoffnungslose Stimmung, eine Ver-

Musset

bitterung dem Leben gegenüber überall zum Durchbruch. Er hat sich in seinen „Confessions d'un enfant du siècle" selbst geschildert. Eine schwache Persönlichkeit, die aus sich nichts zu machen weiß, die von keinem Ereignisse etwas erwartet, tritt uns da entgegen. Seine Stoffe entnahm er mit Vorliebe den Schattenseiten des Lebens; unerquickliche, abstoßende Vorgänge, moralisch anfechtbare Charaktere liebte er. Dazu kommt, daß in seiner Darstellung etwas Künstliches liegt, daß sich die Dinge bei ihm nicht nach natürlichen, sondern nach ausgedachten Gesetzen abspielen; er sprang mit Handlungen und Menschen in der absonderlichsten Weise um. Zuweilen allerdings gelangen ihm Meisterstücke der Charakteristik, wie in dem kleinen Drama „Bettine". Auf seine Entwickelung hat einen tiefgehenden Einfluß George Sand (vergl. S. 363) ausgeübt, mit der er eine Zeitlang befreundet war und auch eine gemeinsame Reise nach Italien unternahm. Doch hat auch diese in Zukunftsgedanken lebende, starke Persönlichkeit an dem Grundzug seines Wesens nichts Wesentliches geändert. Wie ein Einsiedler erscheint neben seinen Zeitgenossen, die in den weitesten Kreisen das stärkste Interesse hervorriefen, Marie Henri Beyle (1783—1842), der unter dem Namen Stendhal geschrieben hat. Er war vor allem ein intimer Kenner der menschlichen Seele und ein geistvoller Kopf. Allem, was er schuf, fehlt plastische Fülle; um so mehr aber war ihm Klarheit und Durchsichtigkeit der Ideen eigen. Für große, prachtvolle Persönlichkeiten hatte Beyle eine starke Neigung. Napoleon war ihm ein Muster des Menschlichen. Er betrachtete Menschen und Dinge gleichsam aus der Vogelperspektive. In seinem Roman „Le rouge et le noir" und einer Anzahl Tragödien prägt sich weniger eine sinnbildliche Phantasie, als vielmehr eine gewisse abstrakte Vorstellungsart aus. Deshalb mußte er auf augenblickliche Anerkennung verzichten. Er hat aber mit der Gabe des Sehers vorausgesagt, was eingetroffen ist, daß das Jahrhundert nicht zu Ende gehen werde, ohne auf ihn zurückzukommen. In den letzten Jahrzehnten hat er nicht nur in Frankreich, sondern im ganzen gebildeten Europa seinen Leserkreis gefunden.

Beyle.

Unter denen, die mit ihm lebten, hatte er nur einen Verehrer, sein Gegenbild in jeder Beziehung: Honoré de Balzac (1799—1850) — ein Schriftsteller von der denkbar größten Fruchtbarkeit, ein Darsteller der Wirklichkeit in ihren kleinsten Einzelheiten. Er kannte alle Strömungen und Kräfte des gesellschaftlichen Lebens und setzte sich zum Ziele, sie allseitig, genau und mit der Ruhe des Naturforschers zu schildern. Er wollte, daß sich seine Werke zu einer großen „menschlichen Komödie" zusammenschließen, die das menschliche Treiben und Denken seiner Zeit widerspiegelt. An der vollendeten künstlerischen Form lag ihm wenig; er griff jeden charakteristischen Zug auf und stellte ihn dar. Das unterscheidet ihn von seinen Zeitgenossen. Sein auf das Wirkliche gerichteter Sinn brachte Werke, wie „Scènes de la vie parisienne", „Scènes de la vie de province" hervor. Er gab sich nirgends Illusionen über die Beweggründe hin, aus denen die Menschen handeln. Er spürte dem Eigennutz nach, um ihn in den verborgensten Schlupfwinkeln zu finden. Lange Zeit hat Balzac mit den traurigsten Lebensverhältnissen zu kämpfen gehabt. Er hat dabei alle möglichen Widerwärtigkeiten kennen gelernt und seine Begabung ganz in den Dienst des litterarischen Erwerbes stellen müssen. Seit 1822 schrieb er große Romane, die er selbst für Machwerke hielt. 1831 trat er mit dem Werke „La peau de chagrin" hervor, in dem er sich als Künstler zeigte, der die verschiedensten Zustände und Personen der Gesellschaft in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu zeichnen weiß. Über die Gesellschaftsschichten, in denen er selbst lebte, reichte allerdings sein Verständnis nicht hinaus. Deshalb erscheinen die ländlichen Charaktere, die er in „Les paysans" schildert, durchaus unwahr.

Balzac.

In Bezug auf die kühle, naturwissenschaftliche Erfassung der Dinge verwandt mit Balzac ist Prosper Mérimée (1803—70). Ihn interessierten die Dinge nur insofern, als sich ihnen künstlerisch etwas abgewinnen läßt. Er strebte nach einer Einfachheit und Ruhe der Darstellung, die oft den Eindruck des Gesuchten macht. Seine Novellen „Mosaique" (1833), „Contes et nouvelles" (1846), „Nouvelles" (1852) zeigen einen vornehmen Künstler, weniger aber einen warm empfindenden Menschen. Das Leben hat für Mérimée etwas, das sich gleich den Naturvorgängen mit einer gewissen Notwendigkeit abspielt; so schilderte er in der Novelle „Carmen" — der Quelle zu Bizets berühmter Oper — einen Menschen, der mit einer Gewalt zum Mörder wird, mit der eine Kugel fortrollt, die auf einer schiefen Ebene sich befindet. Die deutschen Romantiker wollten durch die Kunst sich ein eigenes höheres Leben begründen, das nichts mit der Alltäglichkeit zu thun hat. Derselbe Zug ist bei Mérimée vorhanden. Das geht bei ihm so weit, daß er, der auch wissenschaftlich, als Geschichtschreiber thätig war, auf diesem Gebiete einen ganz anderen Geist zeigt. Da wird er trocken, pedantisch, ganz Beschreiber des Thatsächlichen So wenig soll das gewöhnliche Leben mit der Kunst zu thun haben, daß er beide in seinem eigenen Schaffen ganz voneinander scheidet. Noch entschiedener auf diesem Standpunkt stand Théophile Gautier (1811—72), Hugos begeistertster Anhänger, der es mit seinem romantischen Sinn so weit trieb, daß er in den abenteuerlichsten Trachten herumging. Bei ihm ward der Satz „Die Kunst um der Kunst willen" zum Glaubensbekenntnis. Sein Buch „Mademoiselle de Maupin" (1836) ist der Ausfluß dieser Auffassung, die nur eine Göttin, die Schönheit, kennt. Er war ein künstlerischer Genußmensch; das Nützliche, die Zwecke des Tageslebens haßte er förmlich; seine Phantasie schwelgte in sinnlichen Bildern und Farben. Der Roman „Capitaine Fracasse" wirkt plastisch wie ein Saal, in dem Werke der Bildhauerkunst aufgestellt sind.

Mérimée.

Honoré de Balzac.
Nach einer Zeichnung von Chr. Vogel v. Vogelstein.

Von Hugoschen Anschauungen gingen auch Casimir Delavigne und Alexandre Dumas aus, beide aber verflachten bald und lebten nicht künstlerischen Idealen nach, sondern kamen einem ungebildeten Geschmack entgegen. Delavigne war Meister in der Behandlung des Verses und geistreicher Tragendichter („Les vêpres siciliennes", „Marino Falieri" u. a.), Dumas schrieb zahlreiche Romane, die dem Lesebedürfnis der Menge willkommenen Stoff boten. Auf einer noch tieferen Stufe steht Eugène Sue (1804—57), welcher der Sensationslust diente und auf diesem Wege („Mystères du Peuple") einer der meistgelesenen Schriftsteller wurde.

Delavigne. Dumas. Sue.

Wie in Deutschland die Romantik den kritischen Sinn zu einer hohen Vollendung brachte, so auch in Frankreich, das in Sainte-Beuve (1804—69) einen Geist allerersten Ranges auf diesem Gebiete hervorbrachte. Er wirkte reformatorisch, indem er die Werke aus den Bedingungen ihres Entstehens, aus der Individualität ihres Schöpfers heraus begreiflich

Sainte-Beuve

machte. Sein 1827—28 erschienenes „Tableau de la poésie française au XVI siècle“ war bahnbrechend für die moderne kritische Betrachtungsweise. In dieser Richtung bildete er die „zehnte Muse“, wie er die Kritik nannte, immer mehr aus. Auf die französische Philosophie in dieser Zeit hatte die gleichzeitige deutsche einen wesentlichen Einfluß. Viktor Cousin
Cousin. (1792—1867) machte in den Jahren 1817 und 1818 eine Reise durch Deutschland und trat zu Hegel in ein freundschaftliches Verhältnis. Er verpflanzte dessen Ansichten nach Frankreich.

Auch nach England wirkte der deutsche Geist hinüber. Thomas Carlyle (1795—1881),
England. der sich mit tiefem Verständnis in die Werke Goethes und Schillers einlebte, wurde hier der Vermittler. Er ist eine idealistisch veranlagte Persönlichkeit, mit einem Hang, überall in der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit die Gipfelpunkte herauszuheben. Das führte ihn zu einer Art Vergötterung heroischer Persönlichkeiten. Die großen Individuen sind ihm die Träger des Kulturfortschrittes. Was in den Massen gärt, kommt für ihn weniger in Betracht. Die bevorzugten Geister will er verstehen und ihren Einfluß in der Geschichte kennzeichnen. Für das Verständnis der deutschen Gedankenwelt und Kunst hat er in England in der fruchtbringendsten Weise gewirkt. Er hat das Leben Schillers beschrieben und Goethes Wilhelm Meister übersetzt. Der Idealismus Carlyles ist der eine Grundzug, der durch Englands geistige Entwickelung in dieser Zeit geht. Der andere ist eine nüchterne, unpoetische Anschauung des Lebens, ein Nützlichkeitsstandpunkt. Zwischen beiden unsicher hin und her schwankte Edward George Lytton Bulwer (1805—73), der sich in seinen zahlreichen Romanen

Thomas Carlyle.
Nach einer Photographie.

Carlyle. als Erzähler von großer Fähigkeit in der Charakteristik und in der Komposition der Handlungen erweist. Das Fesselnde seiner Darstellungsweise hat allerdings mehr in einem
Bulwer. klug berechnenden Verstande als in einer fruchtbaren, gestaltenschaffenden Phantasie seinen Ursprung. Dennoch fanden seine Werke einen großen Leserkreis. Alle charakteristischen Eigentümlichkeiten des englischen Geistes in dieser Zeit vereinigt aber der wirksamste Erzähler
Dickens. dieser Epoche, Charles Dickens (1812—70), der wie wenige es verstanden hat, aus der Volksseele heraus zu schaffen. Das wurde in weitesten Kreisen gleich bei seinem Auftreten verstanden. Seine „Sketches of London“ (1836) und noch mehr die „Pickwick papers“ (1837) machten ihn zum volkstümlichen Schriftsteller. Die traulichen Vorgänge im Familienkreise, die alltäglichsten Vorgänge, die einfachsten Empfindungen und Leidenschaften wußte er in der anmutigsten Weise zu zeichnen. Die Sitten des Volkes, sein Denken und Fühlen belauschte er mit den feinsten Sinnen und stellte sie mit der größten Anschaulichkeit, mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit, mit sinnigem Humor dar. Er ging an nichts vorüber, was das Kind des Volkes bewegt. Der Aberglaube, die natürliche Klugheit, der derbe Sinn, alles findet den berechtigten Platz in seinen Werken. „David Copperfield“, „Little Doritt“, seine Weihnachtsbücher, besonders das spannende „A christmas carol“ gehören zu den gelesensten Schriften der Weltlitteratur.

Die moralisierende Tendenz, die bei Dickens stark ausgeprägt ist, findet sich auch bei William Makepeace Thackeray (1811—63). Ihm fehlte allerdings die Gemütsinnigkeit des Thackeray. ersteren. Dieser sprach zum Herzen und wirkte dadurch auf den sittlichen Sinn ein, ohne daß er unmittelbar Moral predigen wollte; Thackerays Bedeutung liegt in der Satire, mit der er Sitten und Verhältnisse geißelt. Schneidende Schärfe und Humor bestimmen die Physiognomie seiner in viele europäische Sprachen übersetzten Werke. Hinsichtlich des künstlerischen Verstandes verwandt mit ihm ist der Politiker Benjamin Disraeli (1804—81), dem allerdings der anziehende Humor Disraeli. fehlt. Auch die Unzufriedenheit mit den Zuständen der Zeit hat in England ihre Dichter gefunden, und zwar in Thomas Hood (1738—1845) ihren Lyriker, in Charles Kingsley (1819—75) den Romanschriftsteller. Dagegen ist Alfred Tennyson (1810—91) ein Künstler der lyrischen Tennyson. Form, einer leichten, wohllautenden Sprache, die seine Dichtungen in die weitesten Kreise trugen. Sein „Enoch Arden" ist weltberühmt geworden. Mit einem Drama „Paracelsus" führte sich 1836 ein gedankenreicher Dichter, Robert Browning (1812—61), in die Litteratur ein. Angeregt durch Browning. Shelley, beschäftigen ihn die tiefsten Fragen des strebenden Menschen. Ein faustischer Zug geht durch alle seine Ideendichtungen, die Dramen „Stafford", „Sordello" und auch durch die Gedichtsammlungen. Für ein untergeordnetes Lesebedürfnis sorgte Frédérick Marryat (1792—1848) Marryat. durch seine Romane, deren Stoff vornehmlich dem See- und Reiseleben entnommen ist.

In Abhängigkeit von der englischen entwickelte sich seit den zwanziger Jahren des Amerika. Jahrhunderts in Nordamerika eine Litteratur. James Fenimore Cooper (1789—1851) bewegte sich in den künstlerischen Bahnen Walter Scotts. Er zeichnet das amerikanische Leben Cooper. wie dieser das englische auf dem Grunde der natürlichen Verhältnisse. Die Gestalten seiner Romane „Der Spion", „Lionel Lincoln", „Lederstrumpf-Erzählungen", „Der Pilot" zeigt er uns in ihrem Herauswachsen aus den geographischen und kulturellen Verhältnissen, in denen sie leben. Washington Irving (1783—1859) ist ein Erzähler mit einem ins Gemüt dringenden Humor und einer ansprechenden Begabung für die Erzählung. Auf dem Felde der Lyrik ragt William Cullen Bryant (1794—1878) durch malerische Darstellung von Naturbildern und eine meisterhafte Behandlung der Sprache hervor. Der Romanschriftsteller Nathaniel Hawthorne (1804—64) ist ein Romantiker wie in Frankreich Nodier oder in Deutschland E. Th. A. Hoffmann. Die gewaltigste Persönlichkeit auf litterarischem Gebiete in dieser Zeit ist Edgar Allan Poe (1809—49), der für die Darstellung der abnormen Verhältnisse des Lebens, für die unerklärlichen Zustände der Seele, für das Grausige in der Erscheinungswelt eine besondere Neigung hatte. Seine Einbildungskraft lebt in wilden und Allan Poe. wüsten Bildern, die aus pathologischen Thatsachen ihren Ursprung herleiten. Er hat nicht viel geschrieben, aber mit wenigem einen großen Eindruck gemacht. Seine Dichtungen „Der Rabe", „Tales of the Grotesque and the Arabesque", „The fall of the house Usher" sind namentlich in den zahlreichen Kreisen, die sich in den letzten Jahrzehnten mit Spiritismus und Mystik, mit den Nachtseiten des Lebens beschäftigen, zu weiter Verbreitung gelangt.

Charles Dickens.
Nach einer Photographie.

In Europa gelangte der Däne Adam Gottlob Oehlenschläger (1777—1850) zu einem größeren Einfluß. Seine Trauerspiele „Arel und Walborg", „Hakon Jarl" u. a., sowie seine Epen „Hrolf Krake", „Helge" und das Märchen „Aladdin" tragen einen durchaus romantischen Charakter; sie wurden in seinem Heimatlande wirklich volkstümlich, zugleich aber auch Eigentum vieler Gebildeten in allen Ländern Europas. Ein liebenswürdiger und naiver Künstler Dänemarks ist Hans Christian Andersen (1805—75), der als Märchendichter sich die ganze Welt erobert, aber auch als Romanschriftsteller Anerkennung gefunden hat.

Oehlenschläger. Andersen.

Der Osten Europas hat in dem Ungar Alexander Petöfi (1823—49) einen der hervorragendsten Lyriker, dessen Schöpfungen, voll glühenden Patriotismus und erwachsen aus den stärksten menschlichen Leidenschaften, in seinem Lande bis in die untersten Schichten des Volkes gedrungen sind. Der Panslavismus in Böhmen hat in Johann Kollar (1793—1852) einen feurigen Sänger gefunden. In Litauen schenkte der Pole Adam Mickiewicz (1798—1855) seinem Volke erzählende Dichtungen: „Konrad Wallenrod" (1828), „Pan Tadeuß" (1834) und Gedichte, die aus einem reichen Gemütsleben entsprossen sind und die auch außerhalb Polens in Übersetzungen viel gelesen werden. Die sozialen Bewegungen spiegeln sich innerhalb der polnischen Litteratur in den Dichtungen Zigismund Krasinskis (1812—59) und Ignaz Kraszewskis (1812—87). Der erstere schildert die untergehende Kultur und träumt in unbestimmter Weise von dem Aufgang einer neuen; der letztere zeichnet in echt volkstümlicher Weise Bilder des sittlichen und gesellschaftlichen Lebens. In Rußland begegnen uns in W. A. Shukowskij (1783—1852), Alex Gribojedow (1794—1829), Alexander Puschkin (1799—1873) und M. J. Lermontow (1814—41) Dichter, welche die Kultur ihres Volkes mit westeuropäischem Geiste durchtränken. Puschkin ist durch und durch Romantiker, ein Poet von großer lyrischer Kraft und hohem Idealismus der Weltauffassung; Lermontow ist eine energische Individualität mit einem bedeutenden Darstellungsvermögen. Er hat in Bodenstedt einen vorzüglichen Übersetzer gefunden. Ein Pfleger des russischen Volksliedes, bei dem aber der Kultureinfluß des Westens überall durchblickt, ist Alexei Wasiljewitsch Kolzow (1809—42). Eine rein aus dem Boden des Russentums selbst erwachsene Dichtung ist in diesem Zeitraum noch nicht vorhanden.

Petöfi.

Adam Mickiewicz.

Puschkin. Kolzow.

Pariser Abendgesellschaft um das Jahr 1840. (Nach Paquet.)

Die Frauen.

Litteratur.

Während in Berlin, der „Metropole der Vernunft", Rahel Varnhagen und Henriettte Herz immer mehr an geistiger Bedeutung und Einfluß gewannen, die Seelenfreundschaften zwischen Mann und Weib sich zu höchster Blüte entfalteten — Humboldt und Charlotte Diede, Schleiermacher und Henriette Herz — bildete sich am Musenhof zu Weimar das dichterische Talent einer Amalie von Imhoff heran, die ihre ersten romantisch-epischen Gesänge unter Goethes Kritik und Schillers Redaktion herausgeben durfte. Genau im Jahre 1800 erschien die erste umfangreiche Dichtung der Imhoff: „Die Schwestern von Lesbos", ein Epos in sechs Gesängen, in Schillers Musenalmanach. Als bemerkenswerteste Arbeit der Imhoff muß ihre Übersetzung der Fritjofssage gelten, die 1826 in erster Auflage bei Cotta erschien. Viel bedeutsamer that sich Wielands Jugendfreundin, die außerordentlich fruchtbare Sophie La Roche hervor, die mit ihren ersten überschwänglichen Romanen und Familienerzählungen in Briefform („Geschichte des Fräulein von Sternheim", „Rosaliens Briefe" u. s. w.), kurz bevor Goethe seinen Götz entwarf, in die Öffentlichkeit trat. Auch Johanna Schopenhauer, die Mutter der Entsagungsromane, gehört in diese Gruppe der überschwänglichen Dichterinnen. Weit bezeichnender indes für die gesamte damalige Kulturepoche, als die eben Genannten, sind die Briefe und memoirenartigen Aufzeichnungen von Frauenhand, die einen sicheren Schluß auf die Interessen und Gespräche der gebildeten Frauenwelt zulassen.

Amalie Imhoff.

Sophie La Roche.

Johanna Schopenhauer.

Als die hervorragendste und markanteste Erscheinung steht im Mittelpunkt der romantischen Bewegung jener Zeit die Enkelin Sophie La Roches, Bettina von Arnim, „das Kind", berühmt durch ihren fanatischen Goethekultus, den Briefwechsel mit Goethes Mutter, mit Goethe selbst, und ihre Tagebücher. Ihre universelle Empfänglichkeit und ihr intimer Rapport mit der Natur hätten sie vielleicht zu einer großen Dichterin gemacht, wenn ihr nicht das Geheimnis der Form so völlig verschlossen gewesen wäre. In den letzten Jahrzehnten ihres Lebens wandte sich Bettina mit der ihr eigenen nervösen Leidenschaftlichkeit sozialen, religiösen und staatlichen Fragen zu, angeregt durch die sozial-politischen Erscheinungen

Bettina v. Arnim.

der vierziger Jahre. So entstanden „Dies Buch gehört dem Könige“ (1843) und „Flius Pamphilius und die Ambrosia“ (1848), eine Schrift, die den Briefwechsel der Dichterin mit Philipp Nathusius enthält. Romantik und Revolution, Pantheismus und Christentum wirrten die Weltanschauung dieser hochbegabten und überaus originellen Frau oft seltsam durcheinander.

Zu den Frauen, deren Briefe nicht nur ein Zeitbild geben, sondern auch durch die intimen Reize der Sprache und die ihnen innewohnende Poesie den Anspruch erheben dürfen, für echte Kunstwerke zu gelten, zählt vor allen ihren Zeitgenossinnen die Gattin des Philosophen Schelling, Karoline, in erster Ehe mit Dr. Böhmer, dann mit August Wilhelm von Schlegel vermählt. Alles, was Karoline Schelling aus ihrem vielbewegten Leben niederschrieb, zeichnete sich nicht nur durch Anmut und Phantasie, sondern auch durch Geist, feine Bosheit und liebenswürdige Neckerei aus. Viel und nicht immer mit Unrecht ward diese Frau um ihres Sturm- und Dranglebens willen, besonders von ihrem eigenen Geschlecht, angefeindet. Die Nachwelt ließ ihr mehr Gerechtigkeit widerfahren und beurteilte sie milder.

Karoline Schelling.

Inmitten aller revolutionären Regungen der Zeit stand, dem nationalen und konservativen Gedanken huldigend, in ruhiger Abgeschlossenheit unsere größte deutsche lyrische Dichterin, Annette von Droste-Hülshoff. Von zarter körperlicher Konstitution, abgeschieden von der Welt auf dem westfälischen Familiengut Hülshoff lebend, widmete sie sich ganz ihren Studien und eignete sich eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung an. Ihre Gedichte sind nicht nur von feinster Formvollendung, sondern zeigen auch eine hervorragende dichterische Kraft. Die tiefsten Erschütterungen der menschlichen, vornehmlich der weiblichen Seele wußte sie mit den unmittelbarsten, packendsten Wahrheitsaccenten wiederzugeben. Wenn die Form ihrer poetischen Erzählungen nicht überall den Stoff bewältigte, so entschädigte dafür der eigentümliche Reiz ihrer Schilderung und eine große Lebendigkeit der Sprache. Annette von Drostes „Gesammelte Schriften“ wurden von ihrem Freunde Levin Schücking herausgegeben.

Droste-Hülshoff.

Zu den empfindsamen Epikerinnen und der starkgeistigen Lyrikerin gesellen sich die ersten dramatischen Schriftstellerinnen, Helmine von Chezy (Textbuch zu Webers „Euryanthe“) und die berühmte Charlotte Birch-Pfeiffer, die auf Jahrzehnte und darüber hinaus mit ihren Bühnendichtungen eine in gewissem Sinne recht gefährliche Schule gemacht hat. Fast ein ganzes Leben lang als Schauspielerin und Direktorin der Bühne praktisch zugehörig, hatte sie sich eine phänomenale Fühlung für alles das angeeignet, was auf der Bühne Effekt macht. Blendend für damalige Begriffe war ihre Technik, noch heute bewundernswert ist ihr selten irrendes Geschick, den Geschmack des Publikums zu treffen. Selbst mit wenig Erfindung begabt, hat sie sich, unbekümmert um fremdes geistiges Eigentum, an die Stoffe anderer Dichter und Dichterinnen gehalten und gerade mit diesen Bühnenwerken ihre größten Erfolge erzielt. So mit der „Grille“ (George Sand), „Dorf und Stadt“ (Auerbach), „Glöckner von Notre-Dame“ (Victor Hugo), „Jane Eyre, die Waise von Lowood“ (Currer Bell) u. s. w.

Birch-Pfeiffer.

Frankreich konnte zu Beginn des Jahrhunderts mit Stolz auf eine Dichterin und in jeder Beziehung hochbedeutende Frau blicken, mit der sich unsere gleichzeitig schaffenden heimischen Dichterinnen nicht zu messen vermochten, auf Anna Louise Germaine von Staël-Holstein, Neckers geistvolle, wahrheitsmutige Tochter. Eine begeisterte Anhängerin Rousseaus, ganz in seinen Ideen aufgehend, entwickelte Frau von Staël sich in ihrer kräftigen Eigenart männlicher als ihr Vorbild. Das Denkvermögen überwog in dieser geistig außerordentlich veranlagten Frau, ohne indes das unweibliche Element heiß und plötzlich aufflammender Begeisterung und Leidenschaft in ihr zu ersticken. Eine erbitterte Gegnerin Napoleons — der

Frau v. Staël

diese Gefühle erwiderte, wenn nicht noch übertrumpfte —, eine glühende Anhängerin des Konstitutionalismus, haßte sie die Regierung, verachtete sie den nüchternen, materialistischen Zug, der das gesamte kulturelle Leben Frankreichs beherrschte, und sah einzig Heil und Rettung in dem deutschen Idealismus. Aus dieser Überzeugung heraus schrieb Frau von Staël nach einem fast einjährigen Aufenthalt in Berlin und Weimar eines ihrer bedeutendsten Werke: „De l'Allemagne", das trotz seiner, durch die Romantik hier und da getrübten Urteile ein geschichtliches Dokument bleiben wird, das für die Würdigung der geistigen Entwickelung in Deutschland bei den Franzosen geradezu grundlegend gewirkt hat. Dichterisch stehen die beiden Romane „Delphine" und „Corinna oder Italien" am höchsten. Die glänzenden Schilderungen Italiens haben den Ruhm der Staël als Prosaistin dem eines Châteaubriand gleichgestellt. In diesen Romanen schlug die Staël auch zuerst das Thema der Emanzipation des Weibes an. Politische und litterarische Schriften hat Frau von Staël in Fülle hinterlassen; alle zeichneten sich durch thatkräftige Bekämpfung des materialistischen Geistes aus.

Frau von Staël.
Nach dem Gemälde von Godefroy.

Trotz allen Wirrungen entwickelte sich in Frankreich die Litteratur am einheitlichsten; das Erscheinen eines hervorragenden litterarischen Werkes konnte in Paris zu einem Ereignis werden, zu einem sensationellen wurde die Veröffentlichung des Romanes „Indiana" (1832) von einem unbekannten Autor „George Sand". Über Nacht wurde der Verfasser zu einer Berühmtheit ersten Ranges. Anfangs ahnte es niemand, bald aber wußte es jeder Pariser Gassenjunge, daß die Aufsehen erregende „Indiana" das Werk einer Dame, Amantine Baronin v. Dudevant, war. Mit damals unerhörter Kühnheit trat diese Frau gegen die Institution der Ehe auf, mit glühender Begeisterung eiferte sie gegen einen Zwang, der die heiligsten Gefühle des Weibes entwürdigte. Verbesserung der Ehe, Abschaffung der Gesetze, die den Mann bevorzugen, Auflehnung gegen die Benachteiligung der unehelich geborenen Kinder, schrieb sie auf ihr Panier. Von „Lélia" bis „Spiridon" griff die Sand das gesamte Gesellschaftsleben Frankreichs immer kühner, immer zersetzender an, und faßte eine vollständige Gesellschaftsreform, nach der sittlichen sowohl als nach der politischen Richtung ins Auge. An durchdringendem Geist, an unermüdlicher Thatkraft übertraf George Sand bei weitem die meisten ihrer männlichen Mitstreiter. Mit Recht zählt sie nicht nur zu den großen Romandichtern, sondern auch zu den klassischen Schriftstellern Frankreichs; am vollendetsten vielleicht sind ihre tendenzlosen Dorfgeschichten und Bauernromane, die in ihren reifsten Jahren entstanden. In der Zeit leidenschaftlicher Gärung stand die Sand ganz unter dem Einfluß der Sozialisten Saint-Simon und Lamenais. Fast zwei Generationen hindurch hat Frank-

George Sand.

reichs Leserwelt sich ausschließlich mit der George Sand beschäftigt; bis zum Aufblühen der naturalistischen Richtung sind ihre Romane maßgebend für ganze Dichtergruppen aller Länder geblieben. Welch eine Frau aber auch und in welcher Zeit hat sie gelebt! Kaiserreich, Königtum, Revolution, Staatsstreich und wiederum Aufbau des Kaisertums; dazu ihre vulkanische Natur mit Kämpfen ohne Ende und immer wieder neuem Durchringen. Was George Sand geworden, ward sie durch unermüdliche Arbeit an sich selbst . . .

England. In England war schon im ersten Viertel des Jahrhunderts die Zahl der weiblichen Schriftstellerinnen zu einer schier beängstigenden herangewachsen. In erster Stelle wurde auch hier der Roman und die Erzählung gepflegt. Vielfach, so bei Hannah More, machte sich eine methodistische Frömmelei unliebsam breit, aber es sind auch liebenswürdige und echte Talente zu verzeichnen, wie Felicia Hemans („Forest sanctuary") und Carolina Sarah Norton, eine Enkelin Sheridans, die als fünfzehnjähriges Mädchen bereits eine Satire gegen die Gecken der Londoner Salons herausgab. Um 1840 begann die Herrschaft des Sensationsromans, der sich wie eine verheerende Krankheit ausbreitete. Leider muß es gesagt werden, daß weibliche Federn die Hauptschuld an diesem litterarischen Verfall trugen. Glücklicherweise standen kritischere Naturen auch unter den Frauen dagegen auf und bekämpften den flachen Salonroman und die Heuchelei der modernen Gesellschaft mit scharfen Waffen. Von diesen Streiterinnen sei vornehmlich Gräfin Mary Blessington erwähnt, die in ihrem „The victims of Society" der vornehmen Welt sehr herbe Dinge ins Gesicht gesagt hat. Noch schärfer trat Lady Rosina Bulwer, die geschiedene Gattin Bulwers auf. Rücksichtslos und mit schneidender Bitterkeit hat sie die innere Hohlheit und Leere der vornehmen Gesellschaft, die sich hinter einer heuchlerischen Frömmigkeit versteckte, angegriffen. Von den Hauptvertreterinnen des Sensationsromans seien an erster Stelle Mary Braddon und Currer Bell, die Verfasserin von „Jane Eyre" und „Shirly", genannt. Den unbestritten ersten Rang unter Englands Romanschriftstellerinnen nimmt George Elliot (Mary Anne Evans) ein. Meisterhaft sind ihre Zeichnungen aus dem Leben der englischen Landgeistlichkeit, besonders der Dissenters. Großes und berechtigtes Aufsehen erregten ihre beiden berühmten Romane „Adam Bede" und „The Mill on the Floß", die sich durch epische Kraft und Fülle auszeichneten. Später folgten als ihre hervorragendsten Werke „Silas Marner", „Romola", „Middlemarch" und „Daniel Deronda".

Sensationsromane.

Elliot.

Amerika. In Amerika sind gleichzeitig zwei Schriftstellerinnen zu nennen, deren beider Werke stark frömmelnde Züge tragen: Elisabeth Wetherell und die berühmtere Harriet Beecher Stowe, deren Erzählung „Onkel Toms Hütte", ein litterarisch vollständig wertloses Werk, für die Geschichte der Sklavenemanzipation von hoher Bedeutung geworden ist. Das Werk erregte beispiellos Aufsehen. In den Vereinigten Staaten wurden in vier Jahren allein 313 000, im ganzen nahezu 600 000 Exemplare abgesetzt. Außerdem wurde es in 19 Sprachen übertragen.

Beecher-Stowe.

Die Produktivität der Frau auf litterarischem Gebiet lag, bis auf Deutschland, Frankreich und England, in der ganzen ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in den meisten Kulturländern fast vollständig brach. In Italien sind nur Laura Beatrice Olivia und Rosa Taddei erwähnenswert, die ihre Talente ganz in den Dienst der vaterländischen Dichtung stellten. In Schweden dagegen war der Boden schon früh für Unterhaltungslektüre bereitet, deren Hauptvertreterinnen Friederike Bremer und Emilie Flygare-Carlén sind. Den Mittelpunkt aller Bremerschen Romane — so auch des in Deutschland am meisten gelesenen Werkes „Die Nachbarn" — bildet das Familienleben, das die fleißige Schriftstellerin, wenn auch stark in die Breite gehend, so doch anziehend zu schildern wußte. Mit „Hertha" hat

Italien.

Schweden.

sie sich das Verdienst erworben, als Bahnbrecherin für die Frauenbewegung in Schweden eingetreten zu sein. Ihre Landsmännin Flygare-Carlén hat sich im Auslande mit ihrem Roman „Der Einsiedler auf der Johannisklippe" am meisten bekannt gemacht. Auch ihr ist ein feiner beobachtender Sinn für die Vorkommnisse des Alltagslebens nachzurühmen.

Spanien.

Zu europäischem Ruf gelangte nur die Spanierin Cecilia Böhl von Faber unter dem Pseudonym Fernan Caballero, die einzige bedeutende Erscheinung der südromanischen Völker. Die Tochter eines Deutschen, Nikolas Böhl von Faber, hatte sie einen Teil ihrer Erziehung in Deutschland genossen, später jedoch die deutsche Sprache wieder völlig vergessen. Ihr gebührt das große Verdienst, den modernen Roman in Spanien eingeführt zu haben. Mit dem Roman „La Gaviota" (Die Möwe) trat sie im Jahre 1849 zum ersten Male in die Öffentlichkeit. Bald folgten diesem ersten andere Romane und eine große Reihe kleinerer Erzählungen. Außerordentlich reizvoll sind die Schilderungen der südspanischen Natur und aus dem Leben des andalusischen Volkes mit seiner Halb- oder Unbildung und seiner anmutigen, naiven Sinnlichkeit. Die spanische Nationallitteratur verdankt Cecilia Böhl die erste Märchensammlung, die sie zugleich mit einer Anzahl von Volksliedern herausgab. Eine glühende Verteidigerin des Königsgedankens, fanatisch in ihrem katholischen Glauben, trotz eines stark entwickelten Realismus eine Feindin des modernen Geistes, starb sie, trotz ihrer großen Verdienste vereinsamt (1877) zu Sevilla. Ihre reaktionären und ultramontanen Tendenzen hatten sie dem Denken der liberalen Schichten der Nation entfremdet.

George Sand.
Nach dem Leben gezeichnet von L. Calamatta (1840).

Fernan Caballero.

Im deutschen Dichterwalde hatte sich's inzwischen weiblich geregt. Seit den Tagen der Birch-Pfeiffer waren ungezählte weibliche Talente und Nichttalente an die Öffentlichkeit ge-

Deutschland.

treten. Zunächst sei einer Frauengruppe gedacht, die sich ausschließlich der geistlichen Dichtung zuwandte, so Agnes Franz, die Verfasserin von Parabeln, Luise Hensel („Müde bin ich, geh' zur Ruh"), Cäcilie Zeller („Aus den Papieren einer Verborgenen"), Gräfin Auguste Egloffstein und Fürstin Eleonore Reuß; unter den Vertreterinnen der weltlichen Lyrik, die Österreicherin Betty Paoli, deren Liebeslieder berühmt geworden sind. In den vierziger und fünfziger Jahren begann der Frauenroman sich zu einer nach und nach unheimlich anwachsenden Überfülle zu entwickeln. Die Begründerin des durch lange Jahrzehnte in Mode gewesenen Salon- und Reiseromans war Gräfin Hahn-Hahn, eine markante Erscheinung, deren Werke von großem und zweifellos überwiegend schädlichem Einfluß gewesen sind. Seit den dreißiger Jahren waren Reisen ins Ausland, vornehmlich nach Frankreich, Italien, Spanien und dem Orient, besonders bei den Frauen der vornehmen Gesellschaftskreise in Mode gekommen. Was Wunder, daß diese Reisen bei den schreibenden Frauen sich zu Reisebüchern und Reisebriefen ausgestalteten. Gräfin Hahn-Hahn hat ihre Feder ausschließlich der aristokratischen Gesellschaftsschicht gewidmet, der einzigen, die für sie existierte. Sich selbst als unverstandene Frau fühlend, klammerte sie sich in all ihren Werken mit einer krankhaften Sucht an das Motiv des Unverstandenseins, das all ihre Heldinnen als Signum an der aristokratischen Stirn tragen. Für das gesunde Bürgertum fehlte ihr jedes Verständnis. Mit einer rastlos hin und herpendelnden Unruhe trieb es sie zwischen dem aristokratischen Salon und der Kirche hin und her, bald mystischen Schauern sich hingebend, bald kommunistische und sozialistische Systeme studierend. Die zahlreichen Romane der Hahn-Hahn sind von ihren Zeitgenossinnen und lange nach dem Tode der Dichterin noch mit förmlicher Gier verschlungen worden. Ihre süßlich sinnliche Darstellung hatte etwas halb verschleierndes, halb enthüllendes, das gefährlicher auf die weibliche Jugend wirkte, als die nackte Wahrheit.

Gräfin Ida Hahn-Hahn.

Als eine der charaktervollsten Gegnerinnen der überspannten Aristokratin stand Fanny Lewald auf. In ihrem pseudonym erschienenen Roman „Diogena" gab die damals noch unbekannte Schriftstellerin eine köstliche Parodie auf die excentrische Aristokratin. In jeder Beziehung steht die prächtige Erscheinung Fanny Lewalds als ein Protest gegen eine Persönlichkeit wie die der Hahn-Hahn da, eine ernste Frau von großen, etwas nüchternen Verstandesgaben, dazu eine entschiedene Freidenkerin. Was ihr an Phantasie, vielleicht sogar an echter Herzenswärme zur Dichterin fehlte, ersetzte sie durch charaktervolles Zielbewußtsein und ehernen Fleiß. Wollte sie von einer Hebung der sozialen Stellung der Frau auch nichts wissen, so trat sie doch — freilich nur auf bürgerlich nüchterner Grundlage — mit rastloser Arbeitskraft für die Erweiterung der Bildungskreise, für ein zunehmendes Berufsleben der Frau ein. „Es gibt doch auch viele dumme und träge Knaben und Männer und doch werden diesen alle Vorteile der Ausbildung zu teil, den fleißigen und begabten Mädchen werden sie vorenthalten — das ist gegen die Gerechtigkeit." — So schrieb Fanny Lewald schon um 1870! Ihr hervorragendster Beitrag zur Frauenfrage waren ihre Osterbriefe „Für und wider die Frauen". In all ihren Schriften gemahnt sie die Frauen mit dem ihr eigenen sittlichen Ernst, ihrer Menschenwürde und ihrer Aufgaben in Haus und Familie eingedenk zu sein. Als Romandichterin zeichnete Fanny Lewald sich besonders durch ihren klassischen Stil, eine starke überzeugende Darstellungsgabe, Gedankenreichtum und eine bis ins tiefste eindringende Klarheit aus: Innigkeit und graziöse Anmut waren ihr versagt. Von ihren Schriften seien „Jenny", „Wandlungen", „Prinz Louis Ferdinand", „Von Geschlecht zu Geschlecht" und schließlich die letzte, reifste und gelungenste Arbeit „Die Familie Darner" genannt.

Fanny Lewald.

Neben den Gesellschafts- und Sittenromanen begann der historische Roman sich einen ziemlich breiten Platz zu erobern. Hier nahmen die Wienerin Karoline Pichler („Agathokles") mit einer Hinterlassenschaft von sechzig Bänden und die Berlinerin Luise Mühlbach, die es im Jahr auf zwölf Leihbibliotheksbände gebracht hat, die erste Stelle ein. An Fruchtbarkeit läßt sich etwa noch Amalie Schoppe mit der Mühlbach messen. Vollwertiger in ihrer Art als die vorgenannten ist Henriette von Paalzow („Godwie Castle"), am höchsten von den Frauen aber, die den historischen Roman pflegten, oder doch ihren Erzählungen einen geschichtlichen Hintergrund gaben, stand Luise von François mit ihrem Roman „Die letzte Reckenburgerin", mit dem sie in der That ein dauerndes kulturhistorisches Gemälde geschaffen hat. Luise Mühlbach.

Den christlichen Roman besserer Art vertrat Marie Nathusius („Tagebuch eines armen Fräuleins"), die religiöse Novellistik die Westfälin Ferdinande von Brackel und die brave Schwäbin Ottilie Wildermuth, die in ihren „Schwäbischen Pfarrhäusern" lebenstreue Kulturbilder ihrer Zeit gab. Außerdem war sie eine vortreffliche, gesunde Erzieherin für die Jugend. Auf diesem sehr vernachlässigten Gebiet hat die Wildermuth bahnbrechend im guten Sinne gewirkt; eine ebenbürtige Nachfolgerin erstand ihr in der Schweizerin Johanna Spyri. Ottilie Wildermuth.

* * *

Nächst dem Kapitel „Die Frau in der Litteratur" bildet die Frau auf der Bühne einen der umfangreichsten Beiträge zur Geschichte der Frau im neunzehnten Jahrhundert. Nicht immer herrschte die Ansicht, daß gerade der Frau ihrer Veranlagung gemäß ein erster Platz auf der Schaubühne gebühre. Die Griechen und Römer wollten von weiblichen Darstellern nichts wissen, und wenn sich auch zur Zeit der ersten Kaiser asiatische und später spanische Tänzerinnen, Harfenspielerinnen und Sängerinnen in Rom einfanden, so war diese erste Periode, in der die Frau sich öffentlich darstellerisch zeigte, nur von kurzer Dauer. Nach Einführung des Christentums verschwand das weibliche Geschlecht auf lange Zeit von den weltbedeutenden Brettern. Die allmählich entstehenden geistlichen Dramen bedurften nur männlicher Darsteller, und als dann im sechzehnten Jahrhundert das Sing- und Schauspiel wieder in seine Rechte trat, wurden die Frauenrollen von Männern in weiblicher Tracht dargestellt. Die große Entwickelung der Bühnenkunst von der geschraubten Unnatur, der eingeengten Konvention, der gesuchten Grazie, dem widernatürlichen Pathos und der großen Geste, bis zum befreiten Naturalismus war unserem Jahrhundert vorbehalten. Bühne.

In Frankreich, England und Deutschland wirkten im ersten Viertel des Jahrhunderts gleichzeitig drei starke, für den Fortschritt der Schauspielkunst wertvolle und wichtige Talente: Mademoiselle Mars, Sarah Siddons und Sophie Schröder. Die Mars, vor allem groß in dem Fach unserer Salondamen — in Paris damals das Fach der „grandes coquettes" genannt — galt als eine Meisterin der Konversation auf der Bühne, der sie all jene Feinheiten des Ausdrucks zu geben wußte, zu denen Molière in der französischen Komödie den Grund gelegt hatte. Ein durchaus anderes Gebiet beherrschte die englische Tragödin Sarah Siddons, Mitglied des Coventgarden-Theaters, an dem sie, bis zum Jahre 1812 etwa, Alleinherrscherin im tragischen Fache blieb. Nicht ganz imstande, sich von der die Kunst beherrschenden Übertreibung zu befreien, trachtete die Siddons doch in all ihren Schöpfungen nach natürlicher Einfachheit. Ihre vollendetste Leistung war die Darstellung der Lady Macbeth. Sophie Schröder, deren Wirken auf der Bühne um einige Jahre später fällt, gehörte, gleichfalls als Tragödin, seit 1815 dem Wiener Burgtheater an, welches damals unter Leitung Schreyvogels stand. Das Wirken der Schröder am Burgtheater ist grundlegend für den Mars. Siddons. Sophie Schröder.

Ruhm dieser Kunststätte geworden. Sophie Schröder huldigte, als Kind ihrer Zeit, einer uns heute unerträglich erscheinenden idealistischen Spielweise, der längst überlebten großen plastischen Geste. Stärker aber als dieser Kunststil war ihre angeborene hinreißende Leidenschaft, ihr reichquellendes natürliches Empfinden, Eigenschaften, die sie zweifellos auch am Ende des Jahrhunderts zu einer hochbedeutenden Künstlerin gemacht hätten.

Die Fortentwickelung der Bühnenkunst ist nun zunächst in Frankreich zu suchen, wo der Sieg der Neuromantiker einem Talent zur Blüte verhalf, das, obwohl es seine zündende Kraft nicht in den Werken der jungen Schule, sondern in den Klassikern Racine, Corneille, Voltaire zum Ausdruck brachte, doch einen entscheidenden Einfluß auf den Ursprung der tragischen Spielweise ausgeübt hat. Es ist die große Elisa Rachel-Felix, die noch im Jahre 1830 mit ihrer Schwester als Straßensängerin durch Paris zog und acht Jahre später bereits am Théâtre français ihren ersten Triumph in einer klassischen Rolle feierte. Die Franzosen sahen und sehen noch heute in der berühmten Rachel die Meisterdarstellerin der antiken Heldin. Für unsere Begriffe fehlten der Rachel die schlichte Größe, die ruhige Vornehmheit zur Verkörperung des antiken Geistes. Aber gerade, daß sie nicht die antike Heldin im Sinne unserer Iphigenie und Antigone war, darin lag der eigentliche große Gewinn für die Kunst. Mit bisher kultivierten Formeln brechend, legte sie in die Gestalten eines Racine, Corneille und Voltaire eine alle Fesseln sprengende, dämonische Leidenschaft. Ihr Temperament riß sie zu der schroffsten Ausdrucksweise hin. Jene ausgleichende Übergänge schaffende Kunst, an der die deutschen Trägerinnen des klassischen Repertoirs reich waren, fehlte ihr vollkommen. Aber gerade dieser Bruch mit der Tradition, der sich weniger aus bewußter Überzeugung, denn als Folge angeborener Fehler und Vorzüge vollzog, machte die Rachel zur Fortbildnerin in ihrer Kunst. Einen durchaus anderen Stil kultivierte Virginie Déjazet, die Königin des Vaudevilles. Die Pariser Grisetten und Hosenrollen waren ihr eigenstes Element, das „Palais Royal" die Stätte ihrer Triumphe. Lange blieb die ewig Jugendliche als Naive und Salondame ein verzogener Liebling des Pariser Publikums.

Elisa Rachel als Roxane in Racines „Bajazet".
Nach einer Lithographie von Devéria.

Rachel.

Déjazet.

Während die englische Bühne vorerst von ihrer, zu Beginn des Jahrhunderts erreichten Höhe immer mehr herabstieg, begannen in Deutschland und Österreich das Berliner Nationaltheater, die Weimarer und Hamburger Theaterschulen und die Wiener Hofburg um die Palme zu ringen. Berlin blickte mit berechtigtem Stolz auf seine Auguste Crelinger, als die einzige Tragödin, die sich einer Sophie Schröder würdig an die Seite stellen durfte und deren Iphigenie, Sappho und Antigone vollendet schöne Gestalten waren. Trotzdem stand Berlin an Bedeutung weit hinter Wien zurück, das mehr und mehr zum Mittelpunkt des künstlerischen Interesses wurde. Vor allem waren es zwei Schauspielerinnen, die den Ruhm des Burgtheaters in die Welt hinaus trugen und immer mehr befestigten: Julie Rettig und Amalie Haizinger. Julie Rettig, eine Schülerin Tiecks, trat 1836 in das Burgtheater ein. Vom Scheitel bis zur Sohle ein Kind der idealistischen Schule, eine Meisterin der Sprechkunst, Auguste Crelinger. Julie Rettig.

Pas-de-quatre, getanzt von M. Taglioni, C. Grisi, L. Grahn und F. Cerrito (London 1844).
Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Leipziger Illustrierten Zeitung".

war sie für das klassische Drama wie geschaffen; der ideale Schwung der Schillerschen Dichtungen war ihr vor allem kongenial, doch wußte sie auch auf dem ihrer Eigenart ferner liegenden Gebiet des modernen Schauspiels mit ihrem scharfen durchdringenden Verstand eine Reihe von Erfolgen zu erzielen. Die Wiener Triumphe Amalie Haizingers begannen mit dem Jahre 1846; sie entzückte vor allem als Lustspielschauspielerin im Fach der Mütter und komischen Alten durch frischen Humor und prickelnden Geist. Amalie Haizinger.

Übersättigt von klassischen Genüssen, enttäuscht durch die handwerksmäßige Routine, die sich mit wenigen Ausnahmen immer mehr auf der Bühne breit zu machen begann, abgeschreckt durch die gemeine Effekthascherei der sogenannten „modernen Komödie", begann das Interesse für das Schauspiel und die Oper mehr und mehr in den Hintergrund zu treten. Der allgemeine Geschmack begann sich der Tanzkunst zuzuwenden, der ein immer breiterer Raum auf der Schaubühne der vierziger und fünfziger Jahre geschaffen wurde. Die Italienerinnen Carlotta Grisi und Fanny Cerrito, die Schottin Lola Montez, das Wiener Schwesternpaar Tanz

Fanny und Therese Elßler, Marie Taglioni, denen sich später Adele Grantzow anreihte, schufen eine Blütezeit der Tanzkunst. Alle Erfolge dieser Tanzkünstlerinnen erblichen indessen gegen den maßlosen Kultus, der in ganz Europa mit der spanischen Tänzerin Pepita de Oliva getrieben wurde, deren sinnliche Schönheit und Leidenschaft weit höher stand als ihre Kunst.

Die eigentliche Auferstehung der veredelten Schauspielkunst, die nach und nach zu dem modernen Realismus führen sollte, der am Ende des Jahrhunderts die Bühne beherrschte, begann erst mit der zweiten Hälfte des Säkulums. Einen Übergang als letzte Romantikerin — man darf sie wohl so nennen, ohne ihrer Kunst zu nahe zu treten — bildete Marie Seebach. Ihre Marie Beaumarchais, ihr Gretchen und Klärchen werden allen unvergeßlich bleiben, die Marie Seebach noch in der Blütezeit ihrer Kunst gesehen. Ihr feiner Geist, ihre zarte poetische Gestalt, ihre subtile Empfindungsfähigkeit verliehen den eben erwähnten klassischen Mädchengestalten dichterisch verklärten Ausdruck. Marie Seebach, die am Ende ihres vielbewegten und keineswegs glückumsonnten Lebens an der Berliner Hofbühne wirkte, hat sich nicht nur durch ihre Kunst, sondern auch durch die Begründung eines Schauspielerheims in Weimar ein bleibendes Andenken weit über das Grab hinaus gesichert.

Marie Seebach.

Als die erste moderne Realistin muß Minona Frieb-Blumauer gelten, eine unvergleichliche Darstellerin für das Fach gutmütig beschränkter bürgerlicher Frauengestalten, eine köstliche Humoristin, eine Karrikaturistin, die sich wohl auch gelegentlich darin gefiel, durch Übertreibung den Dichter zu übertrumpfen In Berlin, der Stätte ihrer Thätigkeit und ihrer Erfolge, hat ihre urwüchsige Darstellungsweise außerordentlich bildnerisch gewirkt.

Frieb-Blumauer.

In Wien herrschte seit Beginn der sechziger Jahre die Tragödin Charlotte Wolter. Von der Natur mit einer reichen Gabenfülle für die Bühnenlaufbahn ausgestattet, von edler Gesichtsbildung, geschmeidiger Gestalt und einem Organ, das jeden Ausdrucks fähig war, dabei eine unermüdliche Arbeiterin in ihrer Kunst, von großer mimischer Beredtsamkeit und mächtig fortreißender Kraft der Leidenschaft, bildete Charlotte Wolter durch lange Jahre den Mittelpunkt nicht nur des österreichischen, sondern des gesamten deutschen Bühnenlebens. Ihre Gastspiele wurden zu Ereignissen, ihre Medea, Orsina, Messalina, Sappho, Lady Macbeth u. a. m. zu glänzenden Vorbildern, an denen sich eine neue Generation heranbildete; ihr markerschütternder Aufschrei der Leidenschaft, der sogenannte Wolterschrei, bildet noch heute einen Maßstab für leidenschaftliches Ausdrucksvermögen oder Unvermögen

Adelaide Ristori.

Zum Teil gleichzeitig mit Charlotte Wolter wirkte die große Italienerin Adelaide Ristori. Will man chronologisch genau vorgehen, so ist die Ristori ihrer Zeit nach zwischen die Rachel und die Wolter zu setzen. Will man dagegen der Entwickelung der Kunst vom alten heroischen Stil bis zum Realismus unserer Tage durch das Jahrhundert folgen, so gebührt der Ristori als moderner Realistin der Platz nach [illegible] Wolter. Dieser Hang zum Realismus, der die Ristori ganz beherrschte, kennzeichnet gleich-

zeitig die gesamte italienische Bühnenkunst einer Epoche, die am Ende zum beinahe schon wieder überwundenen Verismus geführt hat und ein Genie wie die Duse zeitigte. Die italienische Schauspielkunst krankte und krankt noch heute an dem Mangel guter ständiger Bühnen. Die Folge davon war und ist ein unstetes Wanderleben, das dem Virtuosentum Vorschub leistet und manches Talent gerade in seinen Entwickelungsjahren knickt. — Als letzte Trägerin des alten heroischen Stils in Deutschland wäre noch Clara Ziegler zu nennen, die trotz ihrer Sucht nach äußerlichen Effekten lange Zeit ein großes Publikum und wohlwollende Kritiker fand; als letzte hervorragende Vertreterin des gänzlich überlebten Genres der Naiven, das die Afterkunst einer Birch-Pfeiffer groß gezogen hatte, Friederike Goßmann, die durch ihre natürliche, ungesuchte und unbewußte Naivität ihr Rollenfach noch einmal zu hohen Ehren gebracht hat. In Birch-Pfeifferschen Unwahrscheinlichkeiten, wie „Die Grille", „Lorle" und „Hermance", feierte Friederike Goßmann naturgemäß ihre größten Triumphe . . .

Charlotte Wolter als „Sappho".
Nach dem Gemälde von Fr. Matsch.

* * *

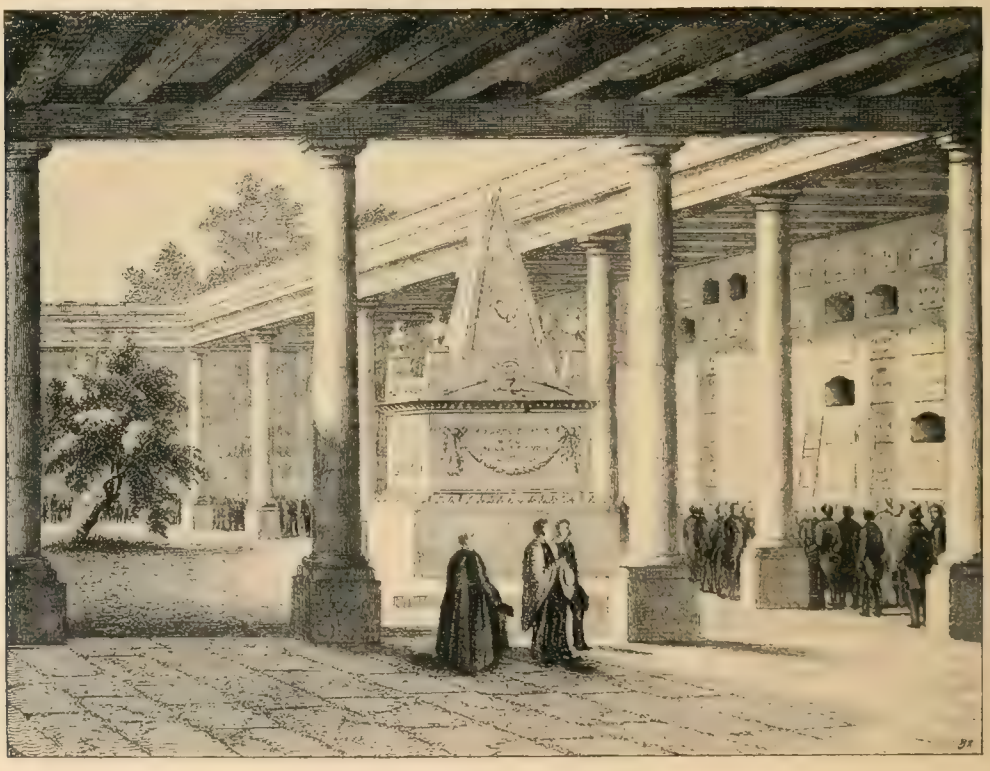
Die Thatsache, daß die Frauen auf dem Gebiet der Musik selbstschöpferisch so gut wie gar nichts geleistet haben, sich vielmehr darauf beschränkten, reproduzierend als Sängerinnen, Klavierkünstlerinnen und Instrumentalvirtuosinnen zu wirken, sucht Stuart Mill in seinem bekannten Buch: „Die Hörigkeit der Frau" durch einen Erziehungsfehler zu erklären, und zwar durch die frühen dilettantischen Musikübungen der Frau, die von vornherein eine ernste, sachgemäße, musikalische Bildung ausschließen. „Frauen der gebildeten Klassen werden beinahe ohne Ausnahme in einer oder der anderen der schönen Künste unterrichtet, aber nicht, um damit ihr Brot zu erwerben. Man unterrichtet sie in der Musik, aber nicht, damit sie komponieren, sondern nur, damit sie ausüben können; darum müssen in der Musik die Männer den Frauen als Komponisten überlegen sein." Was die Frauen uns an schöpferischen Gaben bisher schuldig geblieben sind, haben sie mit einer Überfülle nachschaffender Kunst zu ersetzen gesucht, und wenn auch eine Menge der Leistungen nur minderwertige waren, so thut sich doch bei einer Umschau in das verflossene Jahrhundert ein schöner und lohnender Rückblick auf die Pflege besonders der dramatischen Gesangskunst durch die Frauen auf. Musik.

Als eine der ersten deutschen dramatischen Sängerinnen des Jahrhunderts ward die Tochter der großen Sophie Schröder, Wilhelmine Schröder-Devrient berühmt. Sie hatte sich Schröder-Devrient.

zunächst, gleich ihrer Mutter, dem Schauspiel zugewandt, ging aber bald zur Oper über und erwarb schon nach kurzer Laufbahn von Paris aus europäischen Ruf. Ihre wundervollen Stimmmittel vereinten sich mit hinreißender Darstellungskunst und seltener körperlicher Schönheit. Umschwärmt von ihren Zeitgenossen, ist der Ruhm der Schröder-Devrient lange lebendig geblieben. Ihre meisterhaftesten Leistungen bot sie als Leonore, Donna Anna und Euryanthe.

Henriette Sontag.

Gleichzeitig mit der Schröder-Devrient entzückte die im gleichen Jahre (1805) geborene Henriette Sontag, die spätere Gräfin Rossi. Im künstlerischen Gegensatz zur Schröder-Devrient, die ihrer ganzen Wesenheit nach dramatische Sängerin war, errang Henriette Sontag in der



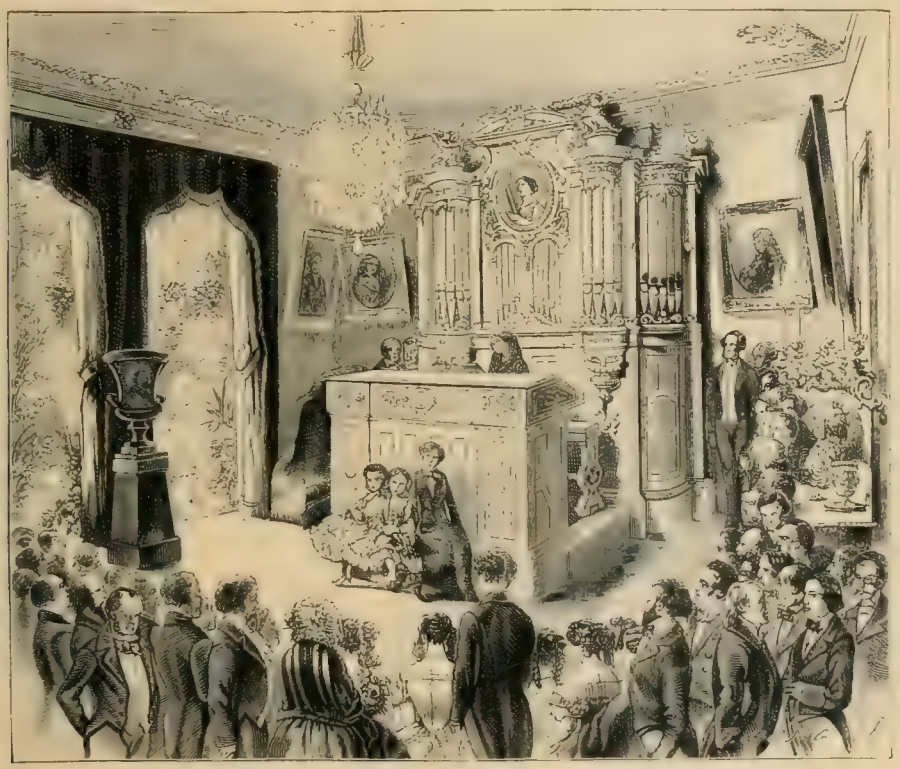
Henriette Sontags Beisetzung in Mexiko.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung.

Heimat sowohl als im Auslande ihre größten Erfolge mit dem lyrischen Gesang, der, von vollendeter Technik, alle Vorzüge der deutschen und italienischen Schule in sich vereinte. Ihre bezaubernd liebenswürdige Persönlichkeit im Verein mit ihrer Kunst bereiteten Henriette Sontag überall eine wahrhaft enthusiastische Aufnahme. In Berlin war sie 1826 Mitglied des Königsstädtischen Theaters. In demselben Jahre sang sie zum ersten Male in Paris, wo die liebliche, bescheidene „petite Allemande“ alle Nebenbuhlerinnen überstrahlte. Im Jahre 1830 zog Henriette Sontag sich von der Bühne zurück, trat aber vom Jahre 1849 ab wieder — hauptsächlich in fremden Ländern — auf, bis sie 1854 in Mexiko der Cholera erlag.

Malibran.

Die schöne und hochberühmte Malibran nimmt England für sich in Anspruch, weil sie zuerst in London aufgetreten und in Manchester gestorben ist, obwohl die Künstlerin ihrer Ab-

stammung nach eine Spanierin – ihr Vater war der spanische Tenorist Garcia, ihre jüngere Schwester Pauline Viardot-Garcia — und zu Paris geboren war. Ihre größten Triumphe errang die Malibran erst nach ihrer Verheiratung als Mitglied der Pariser Italienischen Oper, und zwar als Semiramis. Hier lernte Rossini die schöne Frau kennen und übte fortan einen bedeutenden Einfluß auf ihre gesamte künstlerische Entwickelung aus. Gleichzeitig mit der Malibran gehörte Giuditta Pasta der Italienischen Oper zu Paris an. An dieser herrlichen Künstlerin, für die Bellini später seine Somnambula und Norma schrieb, hatte die Malibran ein Vorbild, das sie, so groß auch sonst ihre Vorzüge als Sängerin waren, Pasta.



Musikalische Soiree bei Pauline Viardot-Garcia (1858).
Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Illustration".

in rein dramatischer Beziehung niemals zu erreichen vermochte. An Stärke der Leidenschaft und Wahrhaftigkeit des Ausdrucks ist Giuditta Pasta der Malibran immer überlegen geblieben.

Sophie Löwes Glanzzeit in Berlin fällt mit der Ära Meyerbeer zusammen, um den sich die gefeiertsten dramatischen Sänger und Sängerinnen als um ihren Mittelpunkt zu gruppieren begannen. In Wien unter Cicimarra zu einer hervorragenden Sängerin ausgebildet, kam die außerordentlich vielseitige Künstlerin infolge eines glänzenden Gastspiels als Isabella in Meyerbeers „Robert der Teufel" als Primadonna an die Königliche Oper nach Berlin (1837), wo sie in demselben Jahre mit großem Erfolge die Sopranpartie bei der denkwürdigen Erstaufführung von Mendelssohns „Paulus" sang. Sophie Löwe.

Auch an Jenny Linds erstem Ruhme hatte Meyerbeer thätigen Anteil. Der Meister

Jenny Lind. hatte für die schwedische Nachtigall eigens die Vielka im „Feldlager in Schlesien" komponiert, eine Partie, mit der sie in Berlin (1844) Stürme des Entzückens entfesselte, nachdem sie schon mit der Alice in „Robert der Teufel" einen vollen Sieg in ihrer Heimat Stockholm errungen hatte. Auf der Höhe ihres Ruhmes angelangt, sang Jenny Lind auf fast allen großen Bühnen Deutschlands, in Wien, London und Nord-Amerika. Einzig in seiner Art und noch heute mustergültig für diese Kunstform war Jenny Linds Vortrag von Kinderliedern, in erster Stelle Taubertscher, und schwedischer Volkslieder. Frederek Lindblads, ihres ersten Lehrers, volkstümliche Sänge hat die „schwedische Nachtigall" durch ganz Europa bekannt gemacht.

Meyerbeers Einfluß auf die dramatischen Sängerinnen seiner Zeit erreichte in Paris zwischen den Jahren 1831 und 1849 seinen Höhepunkt. Eine Elite außerordentlicher Bühnenkünstlerinnen hatte sich in der französischen Metropole um ihn versammelt, und ein enger künstlerischer Austausch fand zwischen dem Meister und seinen Interpretinnen statt, der beiden Teilen außerordentlichen Gewinn brachte Von den Künstlerinnen, die während dieser Jahre ziemlich gleichzeitig in Paris wirkten, nennen wir die herrliche Malibran und ihre jüngere Schwester Pauline Viardot-Garcia. Von Pauline Garcia sei hier gleich gesagt, daß sie sich, nachdem sie die Bühne verlassen, in Baden-Baden als vielgesuchte Stimmbildnerin niedergelassen hat. Sie gehört zu den wenigen Ausnahmen unter den Frauen, die auch selbstschöpferisch thätig gewesen sind; bekannt sind von ihren Liedern und Operetten indes nur wenige geworden.

Jenny Lind.

Außer den Schwestern Garcia gehörten das italienische Schwesternpaar

Grisi. Grisi, die ausgezeichnete Altistin Marietta Alboni und Fanny Persiani um die damalige Zeit der Pariser Bühne an. Von den Schwestern Grisi gebührt der jüngeren, Giulia, die Palme. Eine Schülerin Giacomellis in Bologna, zeichnete sie sich durch eine wahrhaft meisterlich künstlerische Behandlung ihrer prachtvollen Stimmmittel und klassische Schönheit des Körpers und des Antlitzes aus. Auch die ältere Grisi, Giuditta, war eine treffliche Sängerin. Beide Schwestern gehörten zu jener Gruppe von dramatischen Künstlerinnen, die Bellini zu seinem Weltruhm verholfen haben. Der Anteil Giuditta Grisis an diesem verdienstlichen Werk war die vollendete Darstellung des für ihren Mezzosopran geschriebenen Romeo; für den hohen Sopran Giulias hatte Bellini die Julia in seinen „Montecchi und Capuletti" geschaffen.

Marietta Alboni, die machtvolle Altistin, konnte für kurze Zeit (1847) im Covent-

garden-Theater in London als Rivalin Jenny Linds gelten, die damals im Queens Theater sang. In Paris gehörte Marietta Alboni der großen Oper an. Als Donizetti seine „Lucrezia Borgia" komponierte, schrieb er für sie die Partie des Orsino. Ihre Altstimme war von seltener Kraft und Schönheit, dabei von einer, bei tiefen, machtvollen Stimmen ungewöhnlichen Geschmeidigkeit. Auch Fanny Persiani, in London und in Paris an der Italienischen Oper glänzend, gehörte zu den Elitekünstlerinnen jener Tage. Alboni.

Die Epoche Cherubini, Spontini und Rossini, die der italienischen Musik einen erneuten Aufschwung gab, brachte die Kunst der weltberühmten Angelica Catalani zur Blüte, die am Ende einer ruhmreichen Laufbahn an derselben schrecklichen Seuche zu Grunde gehen sollte, wie Henriette Sontag. Die Stimme der Catalani war von Natur eine der vollkommensten, die im Kunstgesang je gehört worden sind, während die technische Durchbildung nicht ohne Mängel war. „Man staunte", berichtet Naumanns Musikgeschichte, „sie schon in dem römischen Kloster Santa Lucia, das aus dieser jungen Schülerin großen Gewinn zog, als Wunderkind an. Nachdem sie sich anfänglich mit ihrer, einen unerhörten Umfang besitzenden und durch Wohllaut bezaubernden Sopranstimme, deren Klangfülle so imponierend war, daß alle anderen Frauenstimmen schwindsüchtig daneben erschienen, im getragenen Gesang versuchte, der jedoch nicht der ihrer Natur gemäßeste war, stieg sie als Koloraturs ängerin im großen Stil zu einer, vielleicht von keiner anderen Diva jemals erreichten Höhe empor. Bald hallte ganz Italien von ihrem Ruhme wider, bald ganz Europa, und die Triumphe, die sie in Rom, Neapel, Florenz, Venedig, Triest, Lissabon, Madrid, Paris und London feierte, waren beispiellose. In Englands Hauptstadt erhielt sie von 1807—14 die feste und kolossale Gage von 96 000 Franken für jede Saison. Ihr letztes öffentliches Auftreten fand, nachdem sie auch den ganzen Norden von Europa in Entzücken versetzt hatte, 1827 zu Berlin statt." Catalani.

In Deutschland hatte sich seit Beginn der zwanziger Jahre in Kassel unter Spohrs Leitung eine Blütezeit der Oper herangebildet. Dort wirkte unter anderen auch die berühmte Sabina Heinefetter, die auf späteren Kunstreisen durch Deutschland hauptsächlich als Desdemona und Rosine glänzte. Ihre beiden Schwestern Kathinka und Clara Stöckel-Heinefetter haben sich gleichfalls einen ehrenvollen Namen gemacht. An der Berliner Königlichen Hofoper finden wir gegen Ende der dreißiger Jahre zwei bedeutende Sängerinnen: Pauline Anna Milder-Hauptmann und Karoline Seidler, die, trotz gleichzeitigen Wirkens einer Henriette Sontag am Königsstädtischen Theater, eine hervorragende Rolle spielten. Für die Milder-Hauptmann schrieb Beethoven seine unsterbliche Leonore. Als eine der bedeutendsten Gluckſängerinnen entzückte sie als Alceste und Armida, ebenso wie in den beiden Gluckschen Iphigenien, die ihr eine Zueignung von Goethe mit einem Prachtexemplar seiner Dichtung eintrugen. Karoline Seidler gehörte der Berliner Hofbühne durch einundzwanzig Jahre an. Hervorragend besonders in der Romantik Weberscher Frauengestalten, schuf sie in Berlin bei der Erstaufführung des „Freischütz" in Deutschland (1821) die Partie der Agathe. Etwas später als diese beiden (1847) ward Louise Köster Mitglied der Berliner Oper. Gleichzeitig errang in Dresden Jenny Bürde-Ney, eine Österreicherin von Geburt, die mit Fülle und Wohllaut der Stimme eine hohe technische Ausbildung verband, große Triumphe. Heinefetter. Milder-Hauptmann. Seidler.

Felix Mendelssohns Oratorien, Robert Schumanns Lieder begannen nach und nach, besonders in Berlin, wo Mendelssohn in der Singakademie seine Oratorien zur Aufführung brachte, und in Leipzig, wo Schumanns Genie das Gewandhaus erfüllte, einen großen Einfluß auf den Konzertgesang auszuüben, den man erst jetzt in hervorragender Weise zu pflegen

begann. Neben Jenny Lind darf Livia Frege, die ein herzliches Freundschaftsverhältnis, gegründet auf ein gegenseitiges, tiefes musikalisches Verständnis, mit Felix Mendelssohn verband, als eine der trefflichsten Mendelssohnschen Oratorien- und Liedersängerinnen gelten. An dieser Stelle sei gleichzeitig Fanny Hensels, Mendelssohns geliebter und musikalisch hochbegabter Schwester gedacht, deren plötzlicher Tod einen niederschmetternden Eindruck auf den Meister machte. Fanny Hensel gehört zu den wenigen selbstschöpferischen Frauen in der Musik. Einige ihrer Lieder sind von ihrem Bruder unter seinem Namen veröffentlicht worden.

Fanny Hensel.

* * *

Die Geschichte der Malerei erzählt uns schon früh von Frauen, die Pinsel, Stift und Griffel führten, und bereits unter den Gemälden, welche die Ausgrabungen von Pompeji zu Tage förderten, findet sich eine malende Frau. Wir wissen von einer Malerin Timarete aus der Zeit vor Alexander dem Großen und einer Reihe von Malerinnen der klassischen Zeit. Auch in Rom fand sich um das Ende der Republik eine gefeierte Porträtmalerin Lala, deren Arbeiten denen der besten Meister gleichgestellt wurden. In späteren langen Zeitepochen beschränkten sich die Frauen auf das Ausschmücken von Büchern durch Miniaturmalereien, hauptsächlich in den Klöstern, bis dann mit dem 16. Jahrhundert wieder zahlreiche Malerinnen, hauptsächlich mit Wandgemälden und Porträts, unter den Italienerinnen auftauchen, während die Frauen der germanischen Stämme besonders in den Niederlanden sich dauernder der Miniaturmalerei widmeten. Bei allen diesen Malerinnen fällt die Beschränkung der Stoffe auf. Auf dem Gebiete des Porträts, der Blumen-, Frucht- und Miniaturmalerei sind Künstlerinnen ersten Ranges zu finden, während sich auf das Gebiet der Landschaft, des Genre und der Historie nur verhältnismäßig wenige Frauen gewagt haben, und wenn sie es gethan, nur selten mit Glück sich bethätigten. Wir werden im Verfolg dieser Darstellung sehen, daß mit Ausnahme der sogenannten Genremalerei etwa, diese stofflich eng gezogene Grenze — einige hochbedeutende Frauen ausgenommen — dieselbe geblieben ist, also wohl mit der speziellen Geschlechtsveranlagung im engen Zusammenhang stehen muß, hie und da auch seine Begründung in dem Umstande finden mag, daß den Frauen z. B. für das historische Genre die Gelegenheit zu ernsten Vorstudien bedeutend schwerer gemacht wird, als dem Manne.

Malerei.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts sind es vornehmlich zwei Malerinnen, die mit ihrer Hauptthätigkeit zwar noch im 18. Säkulum stehen, aber doch so weit in das 19. Jahrhundert hineinreichen und für dasselbe so bedeutungsvoll geworden sind, daß sie unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Es sind die Französin Louise Elisabeth Vigée und die Schweizerin Angelika Kauffmann. Um die geniale Vigée gruppierte sich ein Stück Pariser Kultur- und Gesellschaftsleben, das wohl eines kurzen Einblicks wert ist. Louise, eine Schülerin Joseph Vernets, war schon in sehr jungen Jahren, noch als Kind, von dem harten Los betroffen worden, für ihre Familie arbeiten zu müssen, ein Muß, das sich nach ihrer bereits im fünfzehnten Jahre geschlossenen Ehe mit dem Maler Lebrun, einem leichtsinnigen Lebemann, in eiserne Notwendigkeit verwandelte. Louise Vigées Schaffensfähigkeit wurde indes dadurch nicht im geringsten verringert. Da sie nicht nur eine hochbegabte, sondern auch eine schöne und liebenswürdige Frau war, versammelte sich, trotz ihrer überaus bescheidenen Verhältnisse — ihr Gatte verthat Louisens Einkünfte im Spiel und mit anderen Frauen in mehr als flotter Weise — in ihrem Atelier halb Paris und bewarb sich um die Gunst, von ihr porträtiert zu werden. Die Königin Marie Antoinette saß ihr öfter und sang dann mit ihr. Die ersten Berühmtheiten der französischen Hauptstadt, die Spitzen der Litteratur

Vigée-Lebrun.

Luise Elisabeth Vigée-Lebrun, Selbstbildnis.
Nach dem Original in den Uffizien zu Florenz.

und Kunst, fanden sich bei ihr ein. Als die ausbrechende Revolution diesem Leben ein Ende bereitete, ging Louise Vigée-Lebrun nach Italien, wo sie mit Ehren überschüttet wurde. In Neapel von der Königin, der Schwester Marie Antoinettes, überaus huldvoll aufgenommen, malte sie die bedeutendsten Personen des Hofes. Zu ihrem weltbekannten Bilde, der am See ruhenden Bacchantin, saß ihr die berühmte Lady Hamilton. Für die Maler-

porträtsammlung der Galerie von Florenz malte sie ihr eigenes Bild (S. 377), das Goethe mit hohem Lob bedachte. Auch Wien, Berlin und Petersburg nahmen die geniale Frau glänzend und mit hohen Ehren auf; erst unter der Herrschaft der Bourbonen kehrte sie nach Paris zurück. Noch im 80. Jahre diente sie eifrig ihrer Kunst. In ihren Lebenserinnerungen (erschienen 1835 in drei Bänden) berechnete sie die Zahl ihrer Arbeiten auf 662 Porträts, 15 größere Kompositionen und an 200 nach der Natur aufgenommene Landschaften.

Angelika Kauffmann. Angelika Kauffmann, eine Tochter des Malers Joh. Jos. Kauffmann, widmete sich ebenfalls schon in sehr jungen Jahren ganz ihrem Beruf. Zu Ende des 18. Jahrhunderts ging sie nach Rom. Dort entfaltete sich ihr Talent zur höchsten Blüte. Von den 600 Stichen, die nach ihren Bildern gearbeitet wurden, entstanden schon damals einige durch die Kunst Raphael Morghens, der u. a. das Porträt der Lady Hamilton in Kupfer stach. Im Jahre 1795 verlor sie ihren Gatten, den Maler Antonio Zucchi, durch den Tod. Obwohl sie selbst an einem schleichenden Übel litt, arbeitete sie ungebeugt und rastlos fort bis zu ihrem im Jahre 1807 erfolgten Ende. Ein Jahr später wurde ihre Büste im Pantheon aufgestellt. Angelika Kauffmann war zweifellos die gefeiertste Malerin ihrer Zeit und galt noch weit in unser Jahrhundert hinein als ungewöhnlich hervorragend. Auch vor dem heutigen objektiveren, gereifteren und anspruchsvolleren Urteil der Nachwelt bleibt, was sie an warmem, schönem Kolorit, an Grazie der Formen geleistet — wir erinnern nur an das reizende Selbstporträt, das sich in verschiedenen Galerien findet — als bewundernswert bestehen. Weniger muten uns heute ihre, nach Antiken gemalten historischen Gemälde an, deren Komposition vielfach matt ist und durch Wiederholung der Motive ermüdet. In England wurde der Stil der Kauffmann lange Zeit hindurch als einzig mustergiltig anerkannt. Auch in Radierungen hat sie sich versucht und eine Anzahl von Blättern religiösen Inhalts hinterlassen.

Angelika Kauffmann.
Nach dem Gemälde von Joshua Reynolds.

Quantitativ sowie qualitativ steht England in Bezug auf seine bildenden Künstlerinnen am weitesten hinter den anderen Kulturländern zurück. Mit Ausnahme einer Anzahl von Nachahmerinnen Angelika Kauffmanns, wäre etwa noch Mary Headfield zu nennen, die Tochter eines englischen Gastwirts in Livorno, Gattin des berühmten Miniaturmalers Corway. Höher als ihre historischen Malereien (religiöse Motive) stehen ihre Kupferätzungen, die sie in Paris 1802—1806 mit J. Griffiths nach der Galerie du Louvre herausgab. Außer der Headfield ist Miß Spilsbury um ihrer Kinderporträts willen erwähnenswert.

Auf eine der bedeutendsten Malerinnen des Jahrhunderts hat Frankreich das Anrecht, auf Rosa Bonheur, die geistreiche und energische Tier- und Landschaftsmalerin. Im Pariser Salon von 1841 trat Rosa Bonheur zunächst mit zwei kleinen Tierstücken auf, die die Beachtung aller verständigen Kunstfreunde und Kritiker erregten. Von diesem Zeitpunkt an leuchtete Rosa Bonheur alljährlich die Pariser Kunstausstellung mit einer Reihe von Werken, in denen die Künstlerin zu immer größerer Vollkommenheit sich entwickelte. Be-

rechtigtes Aufsehen in der ganzen europäischen Kunstwelt erregten „Die Rinderherde in Cantal“ (1848), „Die Nivernaisschen Pflugochsen“ (1849), „Der Pariser Pferdemarkt“ (1853) — bekannt in dem Stich von Landseer — der von einem englischen Kunsthändler für den Preis von 40000 Franken angekauft wurde, und die „Heuernte in der Auvergne“ (1855), ein Bild, das gleich den „Pflugochsen“ von der französischen Regierung für die Luxembourg-Galerie angekauft wurde. Die Schöpfungen Rosa Bonheurs zeichnen sich durch große Einfachheit und

Angelika Kauffmann, Vestalin.
Original in der Kgl. Gemälde Galerie zu Dresden.

Klarheit der Komposition aus. Nirgends etwas Verworrenes, Unbestimmtes, auch in der Landschaft nicht, in die ihre geistreich behandelten Tiere und Figuren gestellt sind. Ihre Farben sind kräftig, ihre Zeichnung energisch, und dabei entbehrt die Komposition dennoch niemals der Poesie, ja man kann von Rosa Bonheurs Gemälden mit Recht behaupten, daß ein jedes trotz der kräftigen Behandlung sich durch die schlichte und natürliche Auffassung zu einer Idylle gestaltet. Rosa Bonheurs Bilder sind mannigfach vervielfältigt worden, hauptsächlich durch die Lithographie; von Soulange-Teissier und Achille Sirouy stammen die besten Vervielfältigungen.

Amalie Lindegren.

Als eine der ersten Porträtmalerinnen des skandinavischen Nordens hat sich Amalie Lindegren (geb. 1814) bekannt gemacht. In ihrer Heimat Stockholm hatte sie unter Leitung Professor Overnströms ihre künstlerische Ausbildung begonnen. Von 1850—54 studierte sie in Paris in verschiedenen Ateliers u. a. auch in dem Teissiers. Von Frankreich aus wandte sich Amalie Lindegren nach München und Bern. In Stockholm kam ihr erstes größeres Gemälde, ein Genrestück „Das Gelag" unter allgemein großer Anerkennung zur Ausstellung. Unzählige lithographische Reproduktionen sind von diesem Bilde verbreitet. Ihre späteren Arbeiten wurden teils vom Schwedischen Nationalmuseum, teils vom Museum zu Malmö angekauft. Ihren größten Ruf errang Amalie Lindegren indes als Porträtmalerin vornehmlich durch den Ausdruck und die seelische Vertiefung in ihren Porträts. Ausgezeichnete Bildnisse König Karls XV., der Königin Luise, der Prinzessin Sophie, des Prinzen Oskar (des jetzigen Königs), sowie des Erzbischofs Reuterdahl hat Amalie Lindegren hinterlassen.

Rosa Bonheur.
Nach einer Lithographie von Geoffroy.

Europäischen Ruf hat auch Elisabeth Jerichau-Baumann (1819—1881) sich erworben. Polin von Geburt, in Düsseldorf ausgebildet, Gattin des dänischen Bildhauers Jens Adolf Jerichau, hatte die Künstlerin Gelegenheit, eine Fülle verschiedenartiger nationaler Strömungen auf sich einwirken zu lassen, die sich in den Stoffen, denen sie sich zuwandte, unverkennbar ausprägten. Zunächst ganz unter dem Einfluß ihres Gatten und dessen skandinavischer Heimat stehend, in der sie selbst schon von früher Jugend gelebt, malte sie als erstes großes Gemälde: „Der dänische Dichter H. C. Andersen liest Kindern ein Märchen vor", und etwas später „Ein verwundeter dänischer Krieger". Dieses letztere Gemälde, ein Bild von ergreifender Wirkung, wurde von der Königlichen Gemäldegalerie des Christiansborger Schlosses angekauft. Später wandte sich Elisabeth Jerichau-Baumann eine Zeitlang ausschließlich Stoffen aus

Jerichau-Baumann.

dem polnischen Volksleben zu, unter denen namentlich das Gemälde „Der letzte Pole" sich große Auszeichnung erwarb. Reisen im Orient regten die Künstlerin zu einer Anzahl interessanter Porträts an, besonders nachdem sich die Pforten der Harems türkischer Großen ihr geöffnet hatten. Wie Ägypten, Persien und Griechenland, hat auch ein Aufenthalt in Rom sie zur Behandlung nationaler Stoffe angeregt. In den zahlreichen Gemälden, die Elisabeth Jerichau-Baumann hinterlassen hat — das berühmteste „Strandungsscene an der Küste von Jütland" — sind die Einflüsse der Düsseldorfer und Pariser Schulen unverkennbar. Ihre Darstellungs- und Auffassungsweise neigte dem Herben und Düstern zu, doch hat sie auch Bilder, besonders Kinder- und Frauengestalten, voll idealer Anmut geschaffen.

Rosa Bonheur, Rinderherde in der Normandie.

Nach einer Lithographie von Soulange-Teissier.

Beilage zu: Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert".

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

Auf der Suche nach Sir John Franklin (Grinnell-Expedition).

Forschungsreisen.

Wie das politische Leben eines großen Teiles der Kulturnationen der alten Welt gegen die Mitte des Jahrhunderts einem von wilden Stürmen gepeitschten Meere glich, so machten sich auch in den auf die Erweiterung der Kenntnis von der Erdoberfläche gerichteten Bestrebungen Strömungen geltend, die an Lebhaftigkeit den Forschungsdrang der vergangenen Jahrzehnte bei weitem übertrafen. Niemals, selbst nicht im Zeitalter der großen Entdeckungen, haben die Kulturvölker ihren Blick auf alle der Erschließung harrenden Gebiete gleichzeitig und gleichmäßig zu richten vermocht, und auch jetzt liegt ein solches Beginnen weder in ihrer Macht, noch ist es in den Zeitverhältnissen und Zeitströmungen begründet. Dennoch folgte im fünften Jahrzehnt die erneute Inangriffnahme einer großen Reihe von geographischen Arbeitsgebieten derart rasch und unvermittelt aufeinander, daß man füglich von einem neu anbrechenden Zeitalter der gesamten Erdforschung zu sprechen berechtigt ist. Für einzelne Teile der Erdoberfläche dauert dieser Zeitabschnitt ohne tief einschneidende Unterbrechungen bis in die Gegenwart hinein fort; für andere hat er ein nur kurzes Aufleuchten wissenschaftlichen Interesses gebracht; für noch andere haben sich im Laufe eines langen halben Jahrhunderts die ursprünglichen Ziele wesentlich verschoben. Von welchem Standpunkt man aber auch auf jene Epoche zurückblicken mag: fesselnd ist sie in allen ihren Teilen und auf allen in Frage kommenden Gebieten. Sie zwingt zu unverhohlener Bewunderung durch die Kraft und den Umfang der alle Kulturvölker der alten und neuen Welt durchglühenden Begeisterung; sie fordert Anerkennung für die Zähigkeit, mit der sie ein einmal ins Auge gefaßtes Ziel zu erreichen strebt, und sie erschüttert durch die Teilnahme, mit der ein nunmehr dahingeschiedenes Geschlecht jede Phase des Riesenkampfes verfolgte, zu dem eine unerbittliche Natur die besten seiner Brüder zwang, einerlei ob in den eisumstarrten Regionen des Arktis, den glutdurchzitterten Wüsten des dunklen Weltteils oder dem undurchdringlichen Busch Australiens. Auch wir, die Söhne einer an Hilfsmitteln überreichen Zeit, können mit

Recht stolz sein auf unsere Erfolge auf geographischem Gebiet; aber nichts würde uns berechtigen, auch nur mit einem Anflug von Geringschätzung auf die Leistungen eines Zeitalters herabzublicken, dessen Größe gerade darin besteht, daß es trotz der Unzulänglichkeit seiner Mittel so viel erreicht hat. Ohne diese aufopferungsvolle Vorarbeit wären die Erfolge, mit denen beladen das neunzehnte Jahrhundert ruhmvoll zur Neige geht, undenkbar . . .

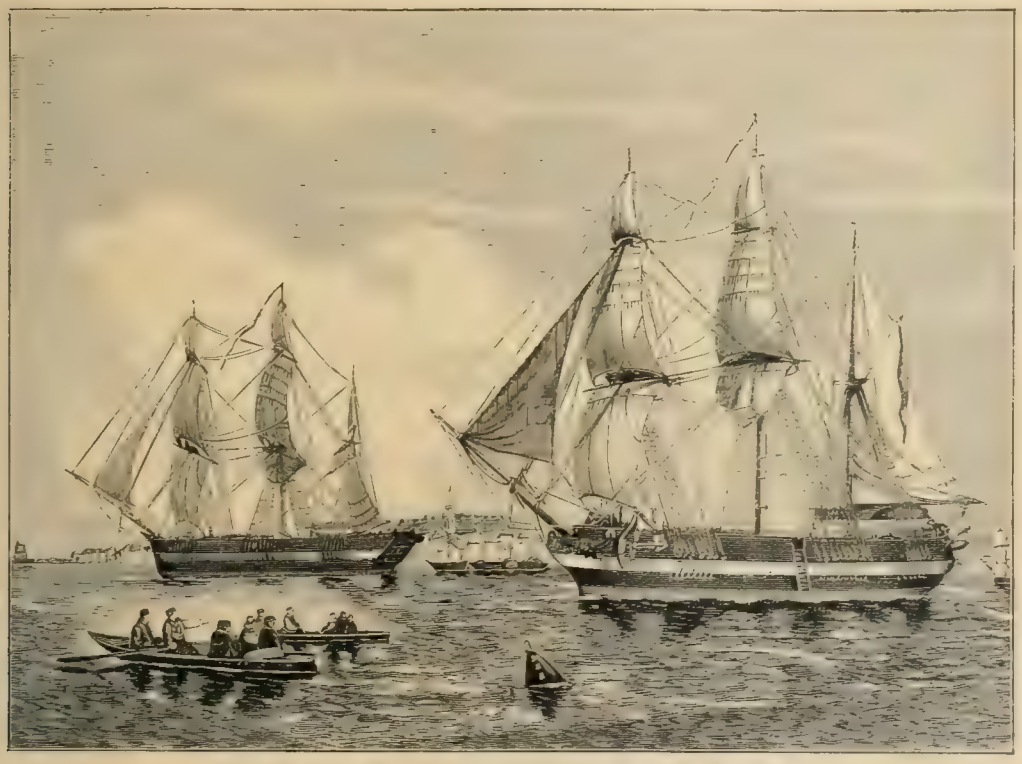
Nach fünfundzwanzigjähriger Dauer war 1843 die einzige große Periode der Südpolarforschung zu Ende gegangen. Mit den drei Fahrten des Briten James Clark Roß hatte sie einen Abschluß gefunden, wie er würdiger und glanzvoller nicht gedacht werden kann. Wie ein hellleuchtender Stern stand das Unternehmen des ruhmgekrönten Seefahrers am Forschungshimmel, alles überstrahlend, was seit Menschengedenken in den eisigen Regionen des Nordens wie des Südens geleistet worden war. Aber auch in anderer Beziehung glich es einem Stern: es leuchtete wohl, aber es strahlte keine Wärme aus. So merkwürdig es klingt — das Gebiet, das Roß so sieghaft menschlichem Unternehmungs- und Forschergeist erschlossen hatte, blieb seither, einige unbedeutende Vorstöße in den siebenziger Jahren abgerechnet, unbetreten und unberührt, bis das anbrechende neue Jahrhundert sich endlich rüstet, seinen Spuren zu folgen und damit eine alte Schuld abzutragen.

Im übrigen blieb auch damals, unter der unmittelbaren Einwirkung des überaus glänzenden, die ganze gesittete Welt in Aufregung versetzenden Erfolges, die Ruhmesthat James Roß' nicht ohne sichtbare Folgen; nur darf man sie nicht auf der südlichen Halbkugel suchen. Derselbe John Barrow, der im Jahre 1818 das englische Volk veranlaßt hatte, die Lösung des alten, aber in den letzten zwei Jahrhunderten nur einmal wiederaufgenommenen Problems der Nordwestlichen Durchfahrt von neuem anzustreben, fand auch jetzt, als achtzigjähriger Greis, den rechten Weg, das Inselvolk noch einmal für seine Lieblingsidee zu begeistern. Unter Hinweis darauf, daß nach den Errungenschaften der früheren beiden großen Perioden britischer Nordpolarforschung für den Nachweis der Nordwestlichen Durchfahrt fast nichts mehr zu thun übrig sei, beschwor er seine Landsleute in zündenden Worten, die Früchte so vieler Mühen und so unsäglicher Gefahren nicht anderen Völkern zu überlassen, sondern sie selbst zu ernten, solange es noch Zeit sei.

Wie immer, wenn der um die Förderung der Erdkunde in so mannigfacher Weise hochverdiente Mann sprach, fanden seine Worte auch jetzt einen mächtigen Widerhall bei Regierung und Volk, und schon das Frühjahr 1845 sah eine Expedition segelfertig vor Anker liegen, wie sie besser und sorgsamer ausgerüstet das arktische Meer bis dahin noch nicht getragen hatte. Zu ihrem
Franklin. Führer war Sir John Franklin ernannt worden, ein Mann, der wie kein anderer befähigt, tüchtig und würdig erschien, der britischen Nation den Siegespreis der solange ersehnten Entdeckung heimzubringen. Als Fahrzeuge waren „Erebus" und „Terror" in Aussicht genommen, dieselben Schiffe, die unmittelbar vorher auf der berühmten Südpolarfahrt James Clark Roß' die glänzendsten Proben von Brauchbarkeit und Tüchtigkeit abgelegt hatten. Für ihre neue große Bestimmung aufs sorgsamste ausgerüstet, wurden sie von Fitzjames und Crozier befehligt, zwei ausgezeichneten Seeleuten, von denen der letztere eine fast ebenso lange arktische Erfahrung besaß, wie Franklin selbst. Unter solchen Führern schien das Unternehmen von vornherein die Gewißheit des Erfolges in sich zu tragen.

Am 19. Mai 1845 segelten die beiden Schiffe aus dem Hafen von Greenhithe an der Themse ab. Franklins offizielle Instruktion wies ihn an, in die Baffinsbai und von da in den Lancastersund einzulaufen, von hier aus, den Spuren von Parrys erster Reise folgend,

längs der Südküste der Parry-Inseln die Barrowstraße zu durchfahren und ohne Aufenthalt bis zum Kap Walker oder etwa dem 98° westl. Länge v. Gr. zu segeln. Von hier aus sollte er in südlicher und westlicher Richtung so direkt wie möglich nach der Beringsstraße steuern. Neben diesen rein geographischen Aufgaben war die Vercicherung der jungen Wissenschaft vom Erdmagnetismus dem Führer der Expedition besonders warm ans Herz gelegt. Zu Anfang ließ sich alles gut an; in den ersten Tagen des Juli war die Walfischinsel in der Davisstraße erreicht; man nahm die von einem Transportschiff mitgeführten Vorräte an Bord und schickte jenes unter Beifügung vieler, ausnahmslos hoffnungsvoll klingender Briefe zurück. Noch am 26. Juli gegen Abend sah der Walfischfänger Dannett Franklins Schiffe westlich von



„Erebus" und „Terror", die Schiffe der Franklin-Expedition.
Nach einem Holzschnitt aus dem Jahre 1844.

der Melville-Bai an einem Eisberge nebeneinander ankern; aber seitdem hat man weder eines der Schiffe, noch einen lebenden Mann ihrer Besatzung jemals wieder gesehen.

Wie bei so vielen Polarexpeditionen, lag auch bei dieser in den nächsten zwei Jahren kein Grund vor, sich in der Heimat über das Ausbleiben jeglicher Nachricht zu beunruhigen. Ein Jahrzehnt vorher hatte man länger als drei Jahre auf die Rückkehr von John Roß warten müssen, — warum sollte es jetzt, zumal bei der ungleich besseren Ausrüstung der Franklinschen Expedition, anders kommen? Erst als auch der Sommer 1847 verging, ohne die geringste Kunde von Franklin und seinen Begleitern zu bringen, begann man sich zu beunruhigen; und waren ehedem die Zuversicht wie die Erwartungen außergewöhnlich groß gewesen, so wurde jetzt die allgemeine Stimmung um so gedrückter. Und nicht nur in England griff

peinliche Besorgnis Platz, sondern es war die Teilnahme der ganzen gesitteten Welt, die sich der allmählich als vermißt geltenden Expedition zuwandte. Sie in allen ihren Äußerungen hier zu verfolgen, erscheint ebenso unmöglich, wie eine auch nur einfache Aufzählung der zahlreichen Unternehmungen zur Aufsuchung Franklins. Wir alle sind Zeugen des Eifers gewesen, mit dem die deutsche und die englische Nation sich in unseren Tagen des auf verlorenem Posten vereinsamten Emin Pascha angenommen haben; wir wissen auch von den Älteren, mit welcher Beharrlichkeit und Ausdauer man sich einst bemüht hat, über den Verbleib und das Schicksal eines Ludwig Leichhardt und eines Heinrich Barth ins Klare zu kommen. Was aber will die Bewegung, die sich beim Ausbleiben dieser Männer der Kulturwelt bemächtigte, jener unsagbaren Erregung gegenüber besagen, die England und das geistesverwandte Nordamerika durchzitterte, als Jahr um Jahr verging, ohne die geringste Kunde über Franklin und seine Genossen zu bringen! Was die politischen Ereignisse jener Zeit für den Kontinent, das war die Franklin-Expedition mit allen ihren Folgeunternehmen für die beiden Grenzvölker des Atlantischen Ozeans: der Gegenstand einer allgemeinen, ungeheuren Besorgnis, aber andererseits auch eine Quelle stolzer, nationaler Erinnerung.

Sir John Franklin.
Nach einem gleichzeitigen Holzschnitt.

Die ersten Hilfsexpeditionen fallen in das Jahr 1848. In der richtigen Erwägung, daß ein vereinzeltes Unternehmen keinerlei Erfolg versprechen konnte, entschied sich die britische Admiralität sofort für ein ganzes System von Rettungsexpeditionen. War Franklin, wie anzunehmen war, seiner Instruktion gefolgt, so konnte man ihn mit einiger Sicherheit entweder in den noch wenig bekannten, verschlungenen Meeresstraßen des Parry-Archipels, oder in dem noch völlig unerschlossenen Gebiet westlich des Melville-Sundes vermuten, oder aber er hatte sich, falls seine Schiffe verunglückt oder rettungslos eingefroren waren, nach dem nördlichsten Amerika zurückziehen müssen. Diesen drei Möglichkeiten entsprechend, gab es drei Wege zur Rettung der Vermißten: man konnte ihnen auf dem Wege, den sie selbst eingeschlagen hatten, nachfolgen, konnte ihnen von der Beringsstraße her, ihrem nächsten Ziel, entgegengehen, und schließlich den Nordrand des amerikanischen Festlandes zugleich nach ihrem Verbleib durchforschen und durch Niederlegung von Lebensmitteln an verschiedenen Stellen die Aufnahme und Versorgung der in schwere Not Geratenen trefflich vorbereiten.

England hat damals alle drei Wege beschritten — alle drei ohne Erfolg. Für die Überlanderpedition war der Führer in John Richardson, dem zweimaligen Begleiter Franklins in jenen eisigen Gefilden, gegeben. Seine Mannschaft segelte schon im Juni 1847 von England ab, während er selbst mit dem eben erst von einer erfolgreichen arktischen Entdeckungsreise zurückgekehrten John Rae im März 1848 nachfolgte. Wie unerschrocken auch die Er-

pedition ihre Aufgabe erfüllt hat, so wenig sind ihre von unsäglichen Strapazen begleiteten Bemühungen von Erfolg gekrönt worden; nirgends fanden die Reisenden eine Spur der Verschollenen, und entmutigt kehrte erst Richardson, dann Rae nach England zurück.

Von dessen Küsten waren in der Zwischenzeit die beiden anderen Nachsuchungsexpeditionen, von denen die eine dem mutmaßlich von Franklin eingeschlagenen Weg in der Barrowstraße folgen, die andere ihm von der Beringsstraße eine Booterpedition entgegensenden sollte, längst abgesegelt. Wegen der Schwierigkeit der Aufgabe und der Unsicherheit der Grundlage, auf die der Plan gestützt war, konzentrierte sich das Interesse der Kulturwelt vorwiegend auf das von James Clark Roß befehligte Unternehmen. Für das gleiche unwirtliche und gefährliche J. C. Roß.
Gebiet bestimmt, das der gesuchten Expedition vielleicht schon längst den Untergang gebracht hatte, war die Barrowstraßen-Expedition vielleicht noch besser ausgerüstet als diejenige Franklins, und unter ihren 136 Mitgliedern zählte sie eine ganze Reihe von Männern, die, wie Mc Clure und Mc Clintock, sehr bald als leuchtende Sterne am polaren Forschungshimmel aufgingen.

James Clark Roß.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

Am 12. Juni 1848 hatte J. C. Roß die Küste Englands verlassen. Nach langem Warten in der Baffinsbai war es ihm schließlich gelungen, den Packeisgürtel zu durchbrechen und ungefährdet bis zum Eingang der Barrowstraße zu fahren. Hier aber setzten riesige Eisfelder seinem weiteren Vordringen eine unüberschreitbare Grenze entgegen, und Roß mußte, ohne das Geringste erreicht zu haben, sich entschließen, im Leopoldshafen an der Nordostecke von Nord-Somerset zu überwintern; als im August des nächsten Jahres der um die Schiffe gelegte starre Eispanzer sich lockerte, gelang es nicht, weiter gen Westen zu fahren; im Gegenteil, aller menschlichen Kraft und Einsicht spottend, trieb ein tückischer, plötzlich einsetzender Westwind beide Fahrzeuge unwiderstehlich nach Osten in die Baffinsbay zurück. Obgleich sie für drei Jahre ausgerüstet waren, blieb bei der vorgerückten Jahreszeit nichts übrig, als nach England heimzukehren, wo die Ankunft fast gleichzeitig mit jener Richardsons anfangs November 1849 erfolgte.

Das gänzliche Mißlingen der Roßschen Expedition wirkte um so niederschlagender, als man gerade auf sie die größten Hoffnungen gesetzt hatte. Daher konnte die allgemeine Mißstimmung kaum vermehrt werden, als schließlich auch noch von der dritten, der Beringsstraßen-Expedition, unerfreuliche Nachrichten einliefen. Für dieses Unternehmen war das ganze Jahr 1848 nutzlos dahingegangen, denn das unter dem Befehl des Commodore Moore stehende Expeditionsschiff Plover hatte nicht einmal die Beringsstraße zu erreichen vermocht. Erst im folgenden Jahre konnte Moore in das Eismeer vordringen und die geplante Booterpedition entsenden, die wohl den Mackenzie erreichte, von Franklin und seinen Gefährten aber ebenfalls keine Spur zu finden vermochte. Wohl war die Trauer groß und die Besorgnis stieg

ins Ungemessene, aber entmutigt war jenseit des Kanals niemand und keiner dachte auch nur einen Augenblick daran, das edle Rettungswerk aufzugeben. Ganz im Gegentheil setzte eine Parlamentsakte dieselbe Summe, die in früheren Zeiten ausschließlich britischen Seefahrern für die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt zugesichert war (20000 Pfund Sterling), jetzt nicht bloß britischen Unterthanen, sondern auch den Angehörigen jedes Landes und Volkes aus, denen es gelingen würde, die Mitglieder der Franklinschen Expedition zu retten. Gleichzeitig erhöhte die um die Rettung des Gatten in wahrhaft rührender Weise besorgte Lady Franklin den von ihr ausgesetzten Preis auf 3000 Pfund Sterling, und schließlich beschloß die Admiralität, das Rettungswerk nunmehr in einem Maßstab fortzuführen, der an Großartigkeit und Weitsichtigkeit den früheren bei weitem übertraf.

Die bisherigen Unternehmungen hatten, so wenig positiv auch ihre bescheidenen Resultate waren, doch ergeben, daß Franklin und seine Getreuen sich weder am Südrand der Barrowstraße bis zum Kap Walker hin befinden konnten, noch daß sie nach Gegenden verschlagen worden waren, von denen die Festlandküste Amerikas erreichbar war. Demnach konnte für fernere Rettungsexpeditionen nur das Gebiet nördlich des Melville-Sundes, der vielgegliederte Parry-Archipel, in Frage kommen, und diesen beschloß die Admiralität unverzüglich zum Ziel- und Vereinigungspunkt des neuen Unternehmens zu machen. Im Gegensatz zu den Expeditionen von 1848 wurde jetzt das Hauptgewicht auf die Beringsstraße gelegt.

Mc Clure. Auf „Enterprise" und „Investigator" schifften Collinson und Mc Clure am 20. Januar 1850 sich in Plymouth ein, erreichten nach einer an Zwischenfällen reichen Fahrt im Juli und August ihr vorläufiges Ziel und drangen, unabhängig voneinander, alsbald nach Nordosten in das Eismeer vor. In Bezug auf Franklin hat beider Männer Fahrt ebensowenig Positives erbracht wie die so vieler anderer Sucher; dennoch aber ist sie vor allen anderen bemerkenswert, weil durch sie das alte Problem der Nordwestlichen Durchfahrt endgültig gelöst wurde.

Ohne auf bedeutende Hindernisse zu stoßen, war Robert Mc Clure an der Nordküste Amerikas entlang, über das Mackenziedelta hinaus, bis zum Kap Parry gefahren, hatte sich von dort nach Norden gewandt und hatte schließlich, inmitten grünender Berge, eine Meeresstraße erreicht, die er Prinz Wales-Straße nannte und in die er unverzüglich hineinsegelte. Wenige Tage früher, und er hätte sie ungehindert durchfahren können. So aber überraschte ihn am 12. September der Winter, und der „Investigator" fror ein. Mc Clure aber gelangte, der Straße zu Schlitten gen Norden folgend, am 26. Oktober 1850 zum Melville-Sund. Damit war nach dreiundeinhalbhundertjährigem Suchen das Ziel endlich

Nordwestl. Durchfahrt. erreicht, die Nordwestliche Durchfahrt war gefunden, und wenn sie auch einen brauchbaren Weg aus dem Atlantischen zum Stillen Ozean keineswegs darstellt, den allezeit aufs Praktische gerichteten Bestrebungen der Engländer also mit nichten entsprach, so war die endgültige Lösung des Problems doch ein Triumph menschlicher Thatkraft und Beharrlichkeit.

Außer diesem Wege durch die Prinz Wales-Straße sind in der Folge noch zwei, oder wenn man will, drei andere Durchfahrten von Osten nach Westen gefunden, freilich ebensowenig wie die erste zu Schiff zurückgelegt worden. Auch diese Entdeckungen sind ausschließlich ein Verdienst der Franklinsucher, denen überhaupt die Erschließung der amerikanischen polaren Inselwelt in allererster Linie zu verdanken ist. Die Schicksale und Leistungen der einzelnen Expeditionen können wir hier nicht weiter verfolgen. Den Eifer, mit dem das englische Volk anfangs der fünfziger Jahre die Suche betrieb, trotzdem jetzt, nach bald einem Jahrzehnt, kaum noch einer der Expeditionsteilnehmer am Leben sein konnte, kennzeichnet die

Nie zurück! (Österreichisch

Nach dem Gemälde von Julius Ritter von

dpol-Expedition 1872—74.)

n Kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W

Thatsache, daß zur Zeit, da Mc Clure und Collinson von Westen her in die arktische Inselwelt vordrangen und John Rae von Süden her Wollaston- und Victorialand durchsuchte, in den Gewässern um die Barrowstraße gleichzeitig nicht weniger als zwölf Schiffe nach dem Verbleib Franklins forschten; einige gehörten allerdings nicht England an, sondern waren von dem reichen amerikanischen Kaufmann Henry Grinnell ausgerüstet worden. Dieses ungeheure Aufgebot von Kräften wurde endlich von einem bescheidenen Erfolg gekrönt: am Kap Riley fanden am 23. August 1850 Ommaney und Penny die ersten Spuren der Vermißten, und bald darauf wurde auf der im südlichen Eingang zum Wellington-Kanal gelegenen Beechey-Insel das erste Winterlager Franklins entdeckt. Damit hatte man nun endlich einen festen Anhalt gefunden, aber dabei blieb es zunächst. Die Regierung erklärte mit dem 31. März 1854 die Vermißten für tot, und die Admiralität hielt ihre Aufgabe für beendet. Nicht so das englische Volk und insbesondere Lady Franklin. Für sie beide war jene erste Spur der

Anlaß zu einer erneuten Suche, die, soweit sie sich im höchsten Norden bewegte, in Bezug auf Franklin zwar nichts neues erbrachte, aber bedeutsam wurde durch ihre geographischen Resultate.

Franklins und seiner Gefährten Schicksal endgültig aufgehellt zu haben, ist das Verdienst zunächst John Rae's, der im April 1854 durch Eskimos im Westen von Boothia Felix von dem vor Jahren erfolgten Untergange der Expedition unterrichtet wurde, und des ferneren von Mc Clintock. Von der unermüdlichen Lady Franklin 1857 ausgesandt, fand dieser Forscher im Frühjahr 1859 an der Nordwestküste von King Williamsland die Stätte, wo das große Drama, das solange die Gemüter der ganzen Kulturwelt in teilnahmsvolle Bewegung gesetzt hatte, zum grausen Abschluß gekommen war. Aus einem von Crozier und Fitzjames herrührenden, vom 25. April 1848 datirten Schriftstück ergab sich, daß der Winter von 1845 zu 1846 auf Beechey Island zugebracht worden war. Dann waren „Erebus" und „Terror" im Wellington-Kanal bis zum 77.° nördl. Breite vorgedrungen, hatten den Rückweg längs der Westküste von Cornwallis genommen und waren dann, den Peel-Sund und die Franklinstraße durchsegelnd, an der Nordwestküste von King Williamsland am

Rae. Mc Clintock.

12. September 1846 vom Eise eingeschlossen worden. Dort war schon am 11. Juni 1847 Sir John Franklin gestorben. Am 22. April 1848 endlich hatten die Überlebenden, 105 an der Zahl, unter Croziers Kommando die Schiffe verlassen, um womöglich Backs Fischfluß zu erreichen, waren aber unterwegs dem Klima und den Strapazen erlegen.

Mit dem Abschluß der Franklinsuche endet ein für die Polarforschung hochbedeutsamer Zeitabschnitt. Vor jener denkwürdigen Periode war das rein materielle Interesse an einem kürzeren Wege nach dem Stillen Ocean allein herrschend gewesen; nun trat die rein wissenschaftliche Forschung in ihr Recht — jetzt galt es die wissenschaftliche Durchforschung des gesamten arktischen Gebiets, daneben aber als Hauptziel die Erreichung des Nordpols.

Nördl. Eismeer.

In der breiten Meeresstraße zwischen Norwegen und Grönland hatten diese Bestrebungen, wie wir früher (Band I., Seite 378) bereits sahen, schon in den ersten Dezennien des Jahrhunderts ihren lebhaften Ausdruck gefunden. Im engen Anschluß an die Franklinsuche trat das europäische Eismeer zunächst zu gunsten des durch die Davisstraße zum Pol führenden Weges zeitweise zurück. Schon 1853 war die zweite der von dem Amerikaner Grinnell

Kane.

ausgesandten Expeditionen, die von Elisha Kent Kane geführt wurde und zu deren Zierden neben J. J. Hayes auch der deutsche Astronom August Sonntag gehörte, im Smith-Sund bis weit zur Rensselaer-Bai nach Norden gelangt. Dort war das Expeditionsschiff dreiviertel Jahr lang vom Eise festgehalten worden; doch hatte man ausgedehnte Schlittenreisen unternehmen können, bei denen 82° 30′ erreicht wurden. Dabei hatte man sich von dem Vorhandensein eines offenen Polarmeeres überzeugen zu können geglaubt, und dieser Umstand führte dann Hayes, der dabei wiederum von Sonntag begleitet wurde, 1860 von neuem nach Norden. Dem Pol ist auch diese Expedition, auf der Sonntag im Dezember 1860 dem Klima erlag, nicht näher gekommen als das Kanesche Unternehmen; doch ist sie bemerkens-

Grönland.

wert durch den Vorstoß in das vergletscherte Innere von Grönland, der im Oktober jenes Jahres mit großer Kühnheit mehr als 130 Kilometer weit durchgeführt wurde.

Das zwischen der Ostküste Grönlands und Nowaja Semlja sich dehnende Eismeer hatte seit dem Ende der zwanziger Jahre ziemlich verwaist dagelegen. Erst dreißig Jahre später begannen die Schweden, allen voran Otto Torell und Adolf Erik Nordenskjöld, ihre Aufmerksamkeit diesem Forschungsfelde zuzuwenden und neben der stets im Auge behaltenen

Spitzbergen.

Erstrebung des Nordpols in erster Linie Spitzbergen zu durchforschen. Um die Mitte der sechziger Jahre betrat dann endlich, angeregt durch die unermüdliche Thätigkeit des ausgezeichneten Gothaer Geographen August Petermann, auch Deutschland das Gebiet der Polarwelt, dem es wie so vielen anderen Feldern der geographischen Forschung seiner politischen Zerrissenheit und Ohnmacht wegen solange hatte fernbleiben müssen. Seit den Tagen Scoresbys, Sabines und Claverings, also seit den Jahren 1822 und 1823, hatte die Ostküste Grönlands und die ihr vorgelagerte arktische Zentralregion brach gelegen. Die Arbeit jener Männer fortzusetzen und zu vervollständigen, das heißt diese Region den modernen Ansprüchen entsprechend zu durchforschen, war die der deutschen Wissenschaft gestellte Aufgabe. Die Anfänge waren nicht sehr glückverheißend. Die 1865 entsandte Vorexpedition des Kapitäns E. Werner erlitt schon bei der Ausfahrt Havarie. Am 24. Mai 1868 lief dann, unter

E. Werner.

dem Kommando Karl Koldeweys, das Segelschiff „Germania" von Bergen aus, das der ungeheuren Eismassen wegen seinen Hauptzweck nicht zu erreichen vermochte. Nachdem die „Germania" zweimal von Grönland nach Spitzbergen gesegelt war, dessen Nordküste umfahren hatte und bis über den 81.° vorgedrungen war, kehrte sie in die Heimat zurück.

Schlittenreise der zweiten deutschen Nordpolar-Expedition (1869—70).

(Nach: „Die zweite deutsche Nordpolfahrt". Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

welt umsäumten Franz Josef-Fjords, den sie viele Meilen weit ins Innere befuhr, ohne das Ende erreichen zu können. Im Besitz eines reichen wissenschaftlichen Materials kehrte die „Germania" anfangs September 1870 in die Heimat zurück . . .

*

Südamerika. Viel weiter zurück als im Norden des Erdteils war um den Beginn unseres Zeitraumes die geographische Forschung in Südamerika. Hier galt es weder die Durchführung eines Meere verbindenden großen Schienenweges, wie in der Nordhälfte des Kontinents, noch fand sich eine kräftige Regierung, die mit festem, zielbewußtem Blick der Wissenschaft die Wege ebnete; hier ruhte vielmehr während der ganzen Zeit noch die gesamte Last der wissenschaftlichen Arbeit auf den Schultern Einzelner, und dementsprechend entbehrte sie natürlich des großen Zuges. Trotz alledem ist auch in Südamerika Ausgezeichnetes geleistet worden. Den Tschudi. Reigen eröffnete in den mittleren Breiten des Erdteils der Schweizer Johann Jakob v. Tschudi, der von 1838—42 Peru, von 1857—59 Brasilien, die La Plata-Staaten und Bolivien bereiste und mehrere Male unter furchtbaren Beschwerden die Anden überstieg. Ergänzt wurden seine wertvollen Resultate durch die Forschungen des Hannoveraners Seemann, des Freiherrn v. Vibra und von Rudolf A. Philippi, der seit 1853 die Arbeit eines sehr langen Lebens seiner neuen Heimat geweiht hat. Auch in den übrigen Teilen des Landes stand die Thätigkeit deutscher Forscher Castelnau an erster Stelle. Zwar hatten die Franzosen ihre große Expedition unter dem Grafen Castelnau, der in Begleitung mehrerer anderer Gelehrter von 1843—47 Südamerika auf zwei verschiedenen Wegen durchquerte, es hatten die Vereinigten Staaten das großartig angelegte Unternehmen Agassiz. unter den berühmten Naturforschern Agassiz und Hartt — aber so verdient diese und andere Männer sich auch um die Kenntnis Südamerikas gemacht haben, Größeres als die zumeist mit sehr beschränkten Hilfsmitteln reisenden Deutschen haben sie nicht zu leisten vermocht. Ihnen allen auf ihren Pfaden zu folgen, ist uns hier nicht vergönnt; hier mag es genügen, nur die Namen eines Prinzen Adalbert von Preußen, der beiden Schomburgk, eines Appun, Burmeister, Avé-Lallemant und Keller-Leuzinger zu nennen, die zum Teil viele Jahre auf dem einmal gewählten Forschungsfelde gearbeitet haben.

Australien. In Australien ging mit dem Jahre 1843 die Periode der Erforschung der Randlandschaften zu Ende. In mehr als dreißigjähriger Arbeit war besonders die Gebirgswelt des Ostens und der Süden entschleiert worden. Dabei hatte man sich mit der Natur des Übergangsgebietes von der Küste nach dem Innern vertraut gemacht, und dermaßen gerüstet, konnte man jetzt endlich an die nächsthöheren Aufgaben herangehen: die Erschließung des gänzlich unbekannten Innern und die Durchquerung des Erdteiles in der einen oder anderen Leichhardt. Richtung. Auch hier ist ein Deutscher bahnbrechend vorangegangen: Dr. Ludwig Leichhardt, der berühmteste, seines tragischen Geschickes wegen aber auch der beklagenswerteste aller australischen Forschungsreisenden. Leichhardt, ein Sohn der Mark, hatte sich nach umfassenden philologischen und naturwissenschaftlichen Studien 1841 nach Australien begeben und von Sidney aus in den nächsten Jahren mehrere kleinere Reisen nach dem östlichen Innern gemacht. Hierdurch vorbereitet, trat er dann im August 1844 seine erste große Reise an. Von der Moretonbai an der südlichen Ostküste Queenslands aus durchzog er in langem, beschwerlichem Zuge die bis dahin noch gänzlich unbekannten Vergländer des nordöstlichen Australien, bis er den Carpentaria-Golf und Ende Dezember 1845 bei Port Essington die Nordküste erreichte. Ermutigt durch den Erfolg und gestützt auf seine reichen Erfahrungen, beschloß Leichhardt nunmehr nichts Geringeres, als den Erdteil von Osten nach Westen zu

Das Wrack der „Hansa“.

Nach: Die zweite deutsche Nordpolfahrt 1869/70 (Verlag von F. A. Brockhaus).

durchwandern; drei Jahre sollte die Expedition dauern. Am Anfang des Jahres 1847 brach er auf, aber wiederholt, als hätte ihn eine innere Stimme gewarnt, kehrte er in die Küstenlandschaften zurück. Im Dezember 1847 ging er dann endgültig ins Innere. Am 3. April 1848 schrieb er noch den Freunden in Sidney; seit jenem Tage aber ist er wie auch seine Begleiter Classen, Hentig und andere verschollen. Leichhardt ist der Franklin Australiens geworden: auch sein Verschwinden hat zu einer ganzen Reihe von Unternehmungen zu seiner Auffindung geführt, sogar eine Leichhardt-Association ist 1857 gegründet worden. Zu einem Resultat aber hat keine der Expeditionen geführt; weder ist nachgewiesen worden, wie weit der Forscher in das Innere vorgedrungen ist, noch hat man über sein und seiner Gefährten Los jemals zuverlässige Kunde erhalten.

Was Leichhardt begonnen, haben andere fortgesetzt, wenn auch zunächst in anderer Richtung. Die ungeahnt rasche Entwickelung der australischen Kolonien bedingte die Erschließung des Landesinnern, und so sehen wir das ganze sechste Jahrzehnt beschäftigt, den unbekannten Raum zwischen Spencer Golf und Carpentaria mehr und mehr einzuengen und zu verkleinern. Jenes Jahrzehnt hat das Endziel, die Durchquerung des Erdteiles, nicht mehr gesehen; wohl aber fand diese schwierigste aller forschungstechnischen Aufgaben, nachdem der unglückliche Burke infolge einer verhängnisvollen Verkettung der Umstände im Angesicht des Zieles verschmachtet war, eingangs der sechziger Jahre zu wiederholten Malen seine Lösung durch Männer wie Mac Donall Stuart, Mac Kinlay, Mac Intyre, Landsborough und andere. In der kurzen Frist von zwei Jahren wurde damals der Kontinent viermal in seiner ganzen Breite durchwandert und damit, soweit Bodenbeschaffenheit und Klima es überhaupt zulassen, der wirtschaftlichen Ausbeutung zugänglich gemacht.

Wie das Jahr 1844 für die Erschließung Australiens, so stellte für die Erforschungs-
Asien. geschichte seines ungleich größeren Nachbars Asien das Jahr 1856 einen bedeutsamen Wendepunkt dar. In seinen Umrissen während einer nach Tausenden von Jahren zählenden Entdeckungsgeschichte längst festgelegt — nur die Befahrung der Nordküste, die Nordöstliche Durchfahrt, ruhte noch in der Zeiten Schoße — bot der Riesenerdteil um die Mitte des Jahrhunderts in seinen ausgedehnten Randgebieten, China, Korea und Japan ausgenommen, kaum noch Gelegenheit zu Entdeckungen großen Stils dar. Hier handelte es sich vielmehr in erster Linie um eine Vertiefung der teilweise allerdings recht lückenhaften Kenntnisse. Auf manchem Gebiet, namentlich den verschiedenen Abteilungen Vorderasiens — Kleinasien, Syrien und Palästina, Euphrat-Tigris-Gebiet, Kaukasus und Iran — war die Zahl der Forscher, denen neben Studien topographischer Natur vor allem die Förderung der Archäologie am Herzen lag, Legion.

Auch im russischen Asien herrschte, in höherem Maße vielleicht noch als in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, ein überaus reges wissenschaftliches Leben. Ähnlich wie in den Vereinigten Staaten pulsierte es zu einem Teil auf Kosten des Staates, der unermüdlich Expedition auf Expedition hinaussandte in die ungeheuren Flächen seines asiatischen Besitzes wie der angrenzenden Landesteile; zum anderen beruhte es auf der Wirksamkeit der Sibirischen Section der Russischen Geographischen Gesellschaft in Petersburg und der zahlreichen, in Sibirien selbst ins Leben gerufenen wissenschaftlichen Vereine. Ausgezeichnet durch ihre Re-
s. sultate waren vor allem die großen Reisen Alexander Theodor von Middendorfs, der von 1842 an die seit Laptew und Tscheljuskin (1743) nicht mehr berührte Taymir-Halbinsel, dann das ganze östliche Sibirien und das Amurland durchzog und 1845 mit einer wahrhaft unendlichen Fülle von Beobachtungen geographischer und geologischer, magnetischer und meteoro-

logischer Natur zurückkehrte; ferner die Wanderungen Leopold von Schrenks und der in russischen Diensten stehenden Deutschen Radloff und Radde, die beide seit mehr als vierzig Jahren die Durchforschung der centralen Steppenlandschaften und des Kaukasus in einer Weise gefördert haben, die dem deutschen Namen für immer zur Ehre gereichen wird.

Über ihre Endziele stets im klaren, hat die russische Politik auch die geographische Forschung in ausgezeichneter Weise für ihre Zwecke zu brauchen verstanden, wie sie andererseits stets und überall der politischen Besitzergreifung eines Gebietes die sorgfältigste Aufnahme und Durchforschung hat folgen lassen. An beiden Modifikationen waren gerade die fünfziger Jahre reich: Der Besetzung Transbaikaliens und der um die Amurmündung gelegenen pacifischen Küstenlandschaften während des Krimkrieges (1854) folgt rasch eine nach jeder Richtung hin rühmenswerte und genaue Untersuchung von Land und Leuten, während andererseits zur selben Zeit die Reisen russischer Forscher, besonders Butakoffs und Iwaschinzows, am Oxus und Jaxartes jene von großen Gesichtspunkten geleitete, in das Herz des asiatischen Kontinentes gerichtete Eroberungspolitik des Zarenreiches einleiteten, der selbst ein verbissener Gegner Rußlands seine Bewunderung nicht versagen kann. Auch die ungeheuren politischen Erfolge im eigentlichen Centralasien, dem von gewaltigen Randgebirgen eingeschlossenen Hochland, gehen im wesentlichen auf Vorarbeiten der Forschungsreisenden zurück, wobei indessen zu bemerken ist, daß bei der Entschleierung dieses riesigen Massivs politische Momente selbst in hohem Grade mitwirkten. Der Angriff auf das bis dahin von nur wenigen Europäern flüchtig durcheilte Innere war eben jenes vorhin erwähnte Ereignis, das für die Forschungsgeschichte Asiens den Beginn einer neuen Epoche bedeutete.

Ludwig Leichhardt.

Wie die bereits geschilderte australische große Erforschungsperiode wird auch die asiatische von Deutschen eröffnet: von den drei Gebrüdern Schlagintweit aus München. Durch Vermittelung Alexanders von Humboldt vom König von Preußen und der Britisch-ostindischen Kompagnie ausgesandt, hatten diese das ganze Jahr 1855 hindurch Indien bereist und bereits einen Vorstoß bis ins chinesische Tibet gemacht. Im Juli 1856 gingen Hermann und Robert von Simla aus in Verkleidung über den Karakorumpaß und überstiegen den Kwenlun, während Adolf nach dem oberen Indus ging, um das westliche Tibet zu besuchen. Während dann Hermann und Robert glücklich in die Heimat zurückgelangten, wurde Adolf Schlagintweit im August 1857 in dem zum ersten Male von Süden her erreichten Kaschgar ermordet. Schlagintweit.

Die Untersuchungen der Gebrüder Schlagintweit erstrecken sich auf alle Zweige der physikalischen Geographie, auf die Geologie und die Ethnographie der von ihnen durchzogenen

ungeheuren Gebiete. So ungemein wertvoll die Reisen aber auch durch sie für die Wissenschaft geworden sind, ihr Schwergewicht lag doch mehr in den Folgeerscheinungen, die sie, auf geographischem und ganz besonders auf politischem Gebiet, für den in Frage kommenden gewaltigen Landesteil gezeitigt haben. Sie gaben das Signal, auf das die beteiligten Mächte England und Rußland nur gewartet zu haben schienen, um von Süden, Westen und Norden in das centrale Hochland einzudringen, zunächst, um es zu erforschen, dann aber, um es zu besitzen oder aber doch wenigstens den maßgebenden politischen Einfluß in ihm zu gewinnen.

Centralasien. Der Wettkampf um die Vorherrschaft in Centralasien bietet eines der denkwürdigsten und interessantesten Schauspiele innerhalb der Geschichte des gesamten neunzehnten Jahrhunderts dar, nicht zuletzt als Förderer wissenschaftlicher und speziell geographischer Bestrebungen. Für seinen Gang bezeichnend ist die Lebhaftigkeit, mit der ein Erfolg der einen Partei von der anderen zu überholen gesucht ward. Noch hatten die Gebrüder Schlagintweit den Boden Indiens nicht verlassen, und schon finden wir den Russen Ssemenow, nachdem er das Gebiet des Balchasch-Sees, den Issyk-kul und den Alatau bereist hatte, in den Nordketten des Thian-schan und im Thal des Naryn, des Quellflusses des Syr-darja. Wenig später drang der in russischen Diensten stehende Kirgise Walichanow vom Issyk-kul aus bis Kaschgar vor, das, nachdem am Ausgang des Mittelalters (1273) der große Venetianer Marco Polo von Westen, 1857 aber der unglückliche Adolf Schlagintweit von Süden aus dorthin gelangt waren, nunmehr auch zum ersten Male von Norden her erreicht wurde. In den sechziger Jahren haben dann die russischen Forscher, von denen hier nur Ssewerzoff, v. d. Osten-Sacken,

Fedtschenko. der General Kaulbars, vor allem aber Fedtschenko Erwähnung finden mögen, die Aufnahme des Thian-schan vollendet. Ihrer friedlichen Arbeit im Norden ging seit 1864 jene Eroberungspolitik des Zarenreiches parallel, die, mit dem Kampf gegen die unabhängigen Staaten West-Turkestans einsetzend, seither ein ungeheures Gebiet russischer Macht und russischem Einfluß unterworfen hat. Der Süden aber sah gleichzeitig eine ganze Reihe von Unternehmungen Englands, die in erster Linie handelspolitischen Zwecken dienten, aber nebenher nicht nur einen großen Teil Ost-Turkestans erschlossen, sondern auch, und zwar gleichzeitig mit Fedtschenko, an die Stelle des alten, von Alexander von Humboldt angenommenen, nordsüdlich streichenden Volor den neuen Begriff des Pamir, des „Daches der Welt", setzten.

Indischer Archipel. Wie im Centrum des Erdteils, so begann es kurz nach der Mitte des Jahrhunderts auch in seinem Osten zu tagen. In Hinterindien und im Indischen Archipel traten, wie überall, deutsche Forscher in den Vordergrund; neben dem einzigen, allerdings ausgezeichneten Engländer R. A. Wallace, der von 1854 an Borneo, Celebes und viele andere Inseln durchforschte, finden wir Franz Wilhelm Junghuhn, der die Arbeit seines ganzen thatenreichen Lebens den Inseln Java und Sumatra gewidmet hat; ferner Rosenberg und Bernstein, Semper, von Richthofen und Bastian, alles Reisende, die in vielfachen Kreuz- und Querzügen und zum Teil durch jahrelangen Aufenthalt sich um die Kenntnis jenes vielverzweigten, wichtigen Gebietes die größten Verdienste erworben haben.

Auch die seit Jahrhunderten in starrer, undurchdringlicher Abgeschlossenheit daliegenden großen Reiche des fernen Ostrandes Asiens öffneten sich jetzt der Kultur und dem Handel des Abendlandes und begannen damit, als letztes Glied in der langen Kette der asiatischen Forschungsfelder, der wissenschaftlichen Arbeit zugänglich zu werden. Sowohl in Japan wie in China bedurfte es politischer Maßnahmen, bei letzterem sogar kriegerischer Aktionen, um diese Erschließung zu erzwingen und dadurch der geographischen Forschung die Wege zu

ebnen, für Japan der 1852 von den Vereinigten Staaten entsandten großen Expedition unter Perry, für China zunächst des sogenannten Opiumkrieges (S. 32) und in wirksamerem Maße des englisch-französischen Feldzuges von 1858—60. Erst durch diesen wurden die Küsten des Landes den fremden Nationen in Wirklichkeit geöffnet, jetzt erst durfte der fremde Forscher daran denken, im Innern dieser Staaten größere Reisen zu unternehmen. China.

Erklärlicherweise hat die Privatforschung nicht gezögert, von der nunmehr sich darbietenden günstigen Gelegenheit Gebrauch zu machen: schon 1844 sehen wir die Missionare Huc und Gabet von Peking aus die Mongolei und Tibet bis zum Dalai Lama in Lhassa durchwandern; wir sehen dann in den sechziger Jahren in China die ausgedehnten Reisen des Franzosen Armand David und des Amerikaners Pumpelly; in Japan aber finden wir, dreißig volle Jahre nach seiner ersten Anwesenheit, den Deutschen Siebold, der am Abend seines Lebens noch einmal drei Jahre (1859—62) im Reich des Mikado verlebte. Imposanter aber als alle diese Unternehmungen waren die großen Expeditionen, die nunmehr, nachdem mit der Erschließung seiner nordwestlichen Gestadeländer der Stille Ocean in Wirklichkeit jene Rolle zu spielen begann, die ihm vermöge seiner Lage und Größe im Rahmen der Menschheitsgeschichte von jeher zukommt, dorthin selbst von solchen Staaten ausgesandt wurden, deren Flagge man sonst nur selten oder nie auf fernen Meeren zu sehen Gelegenheit gehabt hatte. 1857 und 1869 wehte in den ostasiatischen Gewässern diejenige Österreichs, 1859 gar die preußische. Von jenen beiden Unternehmen steht das erste, die durch ihre hervorragenden Ergebnisse berühmte Weltfahrt der „Novara", dem Herzen jedes Geographen nahe; die preußische Expedition hingegen war thatsächlich der erste Schritt zu der Stellung, die Deutschland heute im fernen Osten sich errungen hat . . .

Die Fregatte „Novara"
auf der Reise um die Welt (1857—59).

So rege um die Mitte des Jahrhunderts die Teilnahme der Kulturnationen an den Vorgängen im arktischen Amerika und im tropischen Australien auch war, so reichte sie doch kaum an das Interesse heran, das in stets gleich bleibender Lebhaftigkeit der Erdteil auf sich zog, der schon seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts als der klassische Boden für die geographische Forschung gegolten hatte: Afrika. Hier war auf die nach vierzigjährigem Bemühen endlich erfolgte Lösung des Nigerproblems (Bd. I., S. 364) eine fast zwei Jahrzehnte dauernde, verhältnismäßig ruhige Zeit gefolgt. Erst mit dem Jahre 1849 trat an die Stelle der bisherigen, räumlich engumschriebenen und wenig energischen Thätigkeit eine Regsamkeit, die selbst von dem Forschungseifer unserer Tage kaum übertroffen werden dürfte. Afrika.

Sudan. Seit dem Zuge des unglücklichen Laing (1826) war das Gebiet des Sudan und der großen Wüste völliger Vergessenheit anheimgefallen; erst jetzt, nachdem die Erfolge der Franzosen in Algerien (S. 42 ff.) die Augen der Welt auf Nordafrika gelenkt hatten, begann es derselben entrissen zu werden. Auf Richardsons Vorschlag entsandte Großbritannien eine Expedition, die von der Nordküste aus durch die Wüste bis ins Herz des Sudan vordringen sollte. Ihr Zweck war die Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit den mächtigen Staaten des Innern, zugleich die Unterdrückung des Sklavenhandels. Dieser Zweck ist nach keiner Richtung hin erreicht worden, und dennoch steht diese englische Expedition unter den Hunderten von gleichartigen Unternehmungen als eine der glänzendsten und erfolgreichsten der gesamten Entdeckungsgeschichte da, glänzend nicht durch äußere politische Ergebnisse, sondern durch ihre unermeßliche Fülle an wissenschaftlichen Resultaten.

Daß die Expedition Richardsons diesen hohen Rang hat erklimmen können, war einzig und allein das Verdienst ihrer deutschen Mitglieder, in allererster Linie das Heinrich Barths. Eine auch noch so kurze Schilderung seines Lebens und Wirkens ist uns hier versagt, nur soviel sei erwähnt, daß er gleich seinem zu früh dahingeschiedenen Reisegefährten Overweg ein Hamburger Kind war und daß er an seine große Aufgabe in einer Weise vorbereitet herantrat, wie sie wissenschaftlichen Reisenden in diesem Maße nur sehr selten zu Gebote steht. Barth hat, von jenem 23. März 1850 an, da er mit Richardson und Overweg von Tripolis aus den Weg ins Innere nahm, bis zu jenem 21. August 1855, wo er die Thore jener Stadt — diesmal allein — von neuem betrat, etwa fünf und ein halbes Jahr im Sudan verweilt, ein Zeitraum, der, obwohl lang im Verhältnis zu der Durchschnittsdauer afrikanischer Reisen, doch kurz ist gegenüber der Wanderzeit

Heinrich Barth.

Barth. eines Livingstone. Und doch stellt sich die Reise Heinrich Barths gleichwertig neben diejenigen des schottischen Missionars, ja, was diesen bis zu einem gewissen Grade abging, war ihr in vollstem Maße eigen: sie bildete in Wirklichkeit den Beginn einer neuen Ära in der Entdeckungsgeschichte Afrikas. Barth hat zuerst die höchst interessante Oase Air oder Asben gründlich durchforscht; er hat zuerst den als Wasserstraße zum Innern ungemein wichtigen Benuë in seinem Oberlaufe entdeckt, hat zuerst das große und reiche Adamaua auf der Karte niedergelegt, die erste genauere Beschreibung der Königreiche Baghirmi und Wadaï geliefert und die großen Reiche Gandu und Hamd-Allahi entdeckt. Des ferneren hat er den vor ihm noch von keinem Europäer betretenen großen Nigerbogen durchquert, hat dann sieben Monate in dem alten Emporium Timbuktu geweilt und schließlich die ersten zuverlässigen Daten über die Geographie und Geschichte des westlichen Sudan gegeben. Auf diesen Wanderungen hat Barth nicht weniger als 20000 Kilometer, soviel wie der halbe Erdumfang beträgt, zurückgelegt; aber nicht in der Zahl der Meilen liegt der Wert seiner Reise, sondern in der unübertrefflichen Genauigkeit und Zuverlässigkeit seiner Angaben und

Die Victoria-Fälle des Sambesi.

Nach: Missionary travels and researches in South-Africa by David Livingstone (1857).

der Schärfe seiner Beobachtungen, die für das gesamte, zwischen Wadaï und dem oberen Niger, dem Benuë und Tripolis gelegene riesige Gebiet ein Bild lieferten, wie es in dieser Vollständigkeit andere, häufig begangene Teile des Kontinents nicht aufzuweisen vermögen: die Topographie der Sahara und des westlichen Sudan wurde durch Heinrich Barth begründet.

Diesen hervorragenden Ergebnissen entsprechend, war der Eindruck der Barthschen Reisen ungeheuer und ihre Einwirkung auf die fernere Gestaltung der Afrikaforschung nicht zu verkennen. Wie diese sich im Sudan zunächst in der Entsendung zahlreicher anderer Forscher äußerte, die, wie der unglückliche Eduard Vogel aus Leipzig, entweder zum Ersatz verstorbener Expeditionsmitglieder hinausgingen, oder aber, wie der ebenfalls von Mörderhand gefallene Moritz von Beurmann und die von so vielem Mißgeschick verfolgte Expedition der sechs Deutschen Th. v. Heuglin, Steudner, Kinzelbach, Munzinger, Schubert und Hansalt das Schicksal des verschollenen Vogel aufklären sollten, so ging auch die seit 1854 wieder aufgenommene Befahrung der westafrikanischen Ströme unmittelbar auf die Entdeckung des oberen Benuë durch Barth zurück. Auch die seit dem Ende der fünfziger Jahre zu hoher Blüte gelangende Entschleierung der die Wüste im Norden umrandenden Gebiete stand mit Barths Reisen zweifellos in ursächlichem Zusammenhang. Zumeist lastete sie natürlich auf den Schultern französischer Forscher, unter denen Henri Duveyrier als der erfolgreichste allen voranschritt; am hervorragendsten waren jedoch auch hier wieder die Leistungen eines Deutschen,

Rohlfs. nämlich Gerhard Rohlfs', der, schon seit 1855 in französischen Diensten auf Afrikas Boden weilend, seit 1862 in vielfachen Zügen das des Fanatismus seiner Bewohner wegen schwer zugängliche Marokko erschloß, der ferner eine große Zahl von Europäern nie betretener Oasen bekannt machte, und der in sieghaftem, prächtigem Zuge schließlich sein Werk krönte, indem er, was nie ein anderer vor ihm gethan, 1866—67 den Kontinent von Tripolis aus bis zum Meerbusen von Guinea durchschnitt, auch hier zum Teil Regionen betretend, die noch kein Weißer erschaut hatte. Was Heinrich Barth für den westlichen Sudan, das bedeutet Gerhard Rohlfs für die Sahara und die Atlasländer . . .

Gleichzeitig mit dem Aufschwung der Wüsten- und Sudanforschung im Norden und Nordwesten begann auch fern im Süden des Erdteiles ein Problem seiner Lösung zugeführt zu werden, das, wenn es auch an historischer und geographischer Wichtigkeit etwa mit der Nilquellenfrage sich nicht zu messen vermochte, innerhalb des Rahmens der Entdeckungsgeschichte doch schon allein durch den Umstand eine hohe Bedeutung erlangt hat, daß es die Vorschule für den ausdauerndsten und erfolgreichsten aller Afrikaforscher überhaupt, für David Livingstone, gewesen ist. In der That ist die Lösung des Sambesiproblems mit dem Namen jenes ausgezeichneten Mannes durch unauflösliche Bande verknüpft. 1813 in

Livingstone. Blantyre bei Glasgow geboren, war Livingstone seit 1840 zu Kuruman im Betschuanenlande als Missionar thätig gewesen, ohne je den Beruf zu großen Forschungsreisen in sich zu fühlen. Erst mit der Verlegung der Station weiter nach dem unbekannten Innern zu war diese Neigung in ihm rege geworden, und er hatte nicht gezögert, sich ihr mit rückhaltloser Begeisterung in die Arme zu werfen. Die erste Frucht seiner Mühen war die Entdeckung des Ngamisees (1849) gewesen; als zweite war dann zwei Jahre später die Er-

Zambesi. reichung des Liambes, des oberen Sambesi, gefolgt. Damit hatte der junge Reisende ein Forschungsobjekt gefunden, das seiner vollauf würdig war und das er nicht früher verließ, als bis er es in allen seinen Einzelheiten klargestellt hatte. Nach kurzem Aufenthalt in der Kapstadt finden wir Livingstone 1852 wieder am Liambey, den er flußaufwärts bis zur

Grenze seiner Schiffbarkeit verfolgte. Beim Dilolosee wandte er sich dann nordwestlich, durchschritt das Quellgebiet des Kassai und erreichte am 31. Mai 1854 bei San Paul de Loanda die Westküste. Hier faßte er den Plan, auf demselben Wege, den er gekommen, zurückzukehren und zu versuchen, die Ostküste zu erreichen. In der That gelang es ihm, von Linyanti aus dem Sambesi flußabwärts zu folgen; im November 1855 entdeckte er die großartigen Victoriafälle, marschierte über das Hochland bis Tete und erblickte in den letzten Tagen des Mai 1856 die Ostküste bei Quelimane — das Ziel war erreicht, die erste, von einem Nichtportugiesen und geographisch Gebildeten unternommene Durchquerung des dunklen Weltteils war gelungen!

Für Südafrika bedingten die bisherigen Erfolge des thatkräftigen Schotten einen ähnlichen Aufschwung der geographischen Forschung wie die Reisen Barths und der anderen Deutschen im Norden: selbst das bisher gänzlich vernachlässigte Gebiet zwischen der Westküste und dem Sambesi und Limpopo kam jetzt in Aufnahme und wurde von Männern wie Galton und Anderssson, Welwitsch und Silva Porto, Magyar und Chapman, Hahn u. a. gründlich durchforscht. Livingstone selbst aber sah das Sambesiproblem noch nicht als gelöst an, denn noch fehlte ja die Bestätigung, daß der bei den Victoriafällen verlassene Strom wirklich der bei Tete erreichte Sambesi sei. Diesen Nachweis zu führen, sehen wir den unermüdlichen Reisenden im März 1858 von neuem an der Ostküste Afrikas. Zunächst erforschte er den Schire bis zu den Murchisonfällen, entdeckte dann den Schirwa- und kurz darauf, am 16. September 1859, den Nyassasee — wenige Monate vor jenem Tage, an dem der unglückliche Albrecht Roscher aus Ottensen bei Hamburg, am Ostufer desselben Nyassa unter dem Pfeil des Mörders sein junges, vielversprechendes Leben aushauchte. Vom Nyassa zurückgekehrt, hat Livingstone den unteren und mittleren Sambesi bis zur Einmündung des Kafue untersucht, ist dann von den Victoriafällen westwärts bis Linyanti gezogen und hat schließlich den ganzen Riesenstrom bis zur Mündung hinunter befahren. Damit war das Sambesiproblem endgültig gelöst — der Meister konnte sich einer anderen Aufgabe zuwenden . . .

David Livingstone.
Nach einer Zeichnung von Whymper.

Diese neue Aufgabe lag nicht fern. Schon auf seiner zweiten Reise an den Sambesi, von der er 1864 auf einige Zeit nach England zurückgekehrt war, hatte Livingstone von einem nördlich jenes Stromes fließenden, nach Norden gerichteten Fluß namens Luapula gehört. Der damals herrschenden allgemeinen Ansicht entsprechend, besonders aber in Anlehnung an die Meinung Burtons, der im Tanganyika einen Quellsee des Nil sah, hielt Livingstone diesen Luapula für den westlichen Quellarm des heiligen Stromes. Bei dieser Meinung verharrte er fast bis zum Schluß des Jahrzehnts und die ganze erste Hälfte seiner dritten, letzten und größten Entdeckerperiode hindurch, die im wesentlichen der Klarstellung dieser Verhältnisse gewidmet war. Im Januar 1866 brach er von Sansibar aus von neuem auf, zog den Rovuma aufwärts zum Nyassa und erreichte, den Tschambese überschreitend, im Luapula.

April 1867 das Südende des Tanganyika. Von hier gen Westen in das gänzlich unbekannte Land des Cazembe vordringend, stieß er thatsächlich auf den gesuchten Luapula, fand darauf den Moerosee und entdeckte schließlich im Juli 1868 weiter gegen den Sambesi hin den Bangweolo. Schon jetzt stieg in ihm die Vermutung auf, der Luapula gehöre infolge seiner Wassermasse nicht zum System des Nil, sondern zu dem des Kongo; zur Gewißheit aber wurde ihm diese Thatsache erst, nachdem er 1869 auf seinem berühmten Vorstoß nach Manyema staunend die Majestät des bei Nyangwe vorbeirauschenden Stromes bewundert hatte. Mit diesem Augenblick trat die Thätigkeit Livingstones in eine neue Phase; sie gehörte von jetzt der Kongofrage und damit einem Zeitraum an, der, wie kein anderes afrikanisches Problem, so voll und ganz die geographische Gegenwart repräsentiert . . .

Nilquellen. Dahingegen fällt die Lösung der letzten der drei großen Aufgaben, das Nilquellenproblem, noch ganz und gar in den Rahmen unseres Zeitraums. Den Ruhm seiner Regierung auch nach der wissenschaftlichen Seite zu mehren, hatte Mehemed Ali von Ägypten um 1840 nicht weniger als vier Expeditionen nilaufwärts gesandt. Ihnen waren Ansiedelungen und Missionsstationen gefolgt; als Gesamtresultat aller dieser und der sich daran anschließenden Einzelforschungen hatte sich indessen nur die Thatsache ergeben, daß das seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem 6.° nördl. Br. angenommene Mondgebirge der Alten nicht dort lag, sondern sich viel weiter im Süden befinden mußte, wenn anders man nicht der jetzt auftauchenden Meinung Raum geben wollte, die Quellen seien in den südlich von Schoa und Kaffa gelegenen Gebirgen zu suchen. Noch mehr auf falsche Fährte führte in den fünfziger Jahren die Entdeckung des Bahr el Ghasal, in dem man sofort den Hauptarm des Nil zu sehen sich bequemte und dessen Gebiet man noch durchforschte, als das inzwischen von Süden her in Angriff genommene Problem bereits seiner Lösung nahe war.

Seit den Zeiten des Ptolemaeus hatte man von den großen Seen im Innern, denen der Weiße Nil entströmen sollte, keine sichere Kunde, und die wenigen Versuche, sie von der Ostküste aus zu erreichen, waren erfolglos geblieben. Da verkündeten zu Anfang der fünfziger Jahre die deutschen Missionare Krapf, Erhardt und Rebmann, daß weit im Innern, unter dem Äquator, hohe Schneeberge und ein großer See zu finden wären. 1856 veröffentlichte dann Erhardt seine auf Erkundigungen beruhende Karte dieser Seenregion, und damit war der Anstoß zu jener großartigen Periode ost- und centralafrikanischer Forschung gegeben, die bis auf den heutigen Tag fortdauert und die Ergebnisse gezeitigt hat, wie man sie in dieser Fülle und Mannigfaltigkeit zu jener Zeit nicht einmal zu ahnen gewagt hatte. Schon am Speke. 26. Juni 1857 brachen Speke und Burton von Sansibar aus ins Innere auf; im Februar 1858 standen sie als die ersten Europäer an den Ufern des Tanganyika. Auf dem Rückmarsch wurde Burton in Unyanyembe krank; Speke drang, die unfreiwillige Muße benutzend, nach Norden vor und stieß Ende Juli auf den großen See Ukerewe, den er Victoria Nyanza nannte und in dem er mit richtigem Blick sofort die Hauptquelle des Nil erkannte. Zwei Grant. Jahre später finden wir den diesmal mit Grant vereinten Speke von neuem am Ukerewe. Er umzog den See im Westen bis zu seinem großen nördlichen Ausfluß, folgte diesem stromabwärts und langte 1853 in Gondokoro am Weißen Nil an. Damit war die Verbindung zwischen dem nördlichen und dem südlichen Forschungsgebiet hergestellt und das große Problem in seinen Hauptzügen endlich gelöst; mit Recht konnte der glückliche Entdecker sein stolzes, berühmtes Wort: „The Nile is settled!“ ausrufen . . .

Mit der Schilderung der Thätigkeit auf den drei großen Forschungsgebieten, wie sie

die vorstehenden Zeilen enthalten, ist die Afrikaforschung jener Jahrzehnte zwar bei weitem nicht erschöpft, doch nehmen sie das Hauptinteresse für sich in Anspruch. Der rege Eifer auf den übrigen Arbeitsfeldern diente mehr dem Zweck, die zwischen jenen Regionen bestehenden Lücken auszufüllen, oder ganz neue Gebiete zu erschließen, oder aber schon bekannte Landschaften genauer aufzunehmen. Am Nil ergänzte in der Folgezeit zunächst Samuel Baker die Entdeckungen Spekes und Grants; fern an der Westküste, in Gabun und am Ogowé, voll-

führte in den fünfziger Jahren der Amerikaner du Chaillu seine Aufsehen erregenden Reisen; im Nordosten erschloß in kühnem Zuge derselbe Burton, den wir am Tanganyika kennen lernten, das bis dahin völlig ungangbare Land der Somal. Am Bahr el Ghasal endlich erleben wir anfangs der sechziger Jahre das eigenartige Schauspiel eines weiblichen Forschungsreisenden, des später (1869) in heißer Wüste so schmählich hingemordeten Fräulein Tinné. Mehr aber als diese und viele Hunderte von anderen Unternehmungen ziehen zwei Männer unser Augenmerk auf sich, deren Thaten in ganz verschiedenartiger und doch wieder einander ähnlicher Weise für die Wissenschaft bedeutungsvoll geworden sind: Karl Klaus v. d. Decken. v. d. Decken und Adolf Bastian. Jener hat seine Forschungen ausschließlich auf Ostafrika beschränkt; er hat, wenn auch vergeblich, zu vollbringen versucht, was Albrecht Roscher zu vollbringen versagt geblieben war, er hat zweimal den Kilima Ndscharo, die Perle des heutigen Deutsch-Ostafrika, erstiegen, und er hätte sicher noch Großes vollbracht, wäre er nicht vor- Bastian. zeitig am Jub den Speeren der räuberischen Somal erlegen. Bastian dagegen schaute schon damals auf ein ungeheuer ausgedehntes Arbeitsfeld herab. Auf langjährigen Wanderungen und Fahrten hatte er schon in jungen Jahren die gesamte Erde umkreist; am Ende seiner ersten Reise war er dann von der Westküste Afrikas nach der seit zwei Jahrhunderten von keinem gebildeten Europäer besuchten alten Königsstadt San Salvador vorgedrungen. Für sich hat er auf diesen vielverschlungenen Wegen die Grundlage gefunden, auf der er das neue Gebäude der Ethnologie errichten konnte; für sein Vaterland aber bedeutete jener Besuch in San Salvador den bescheidenen Anfang einer Bahn, die über die vielfachen späteren Versuche, nördlich und südlich des Kongo im Innern festen Fuß zu fassen, schließlich zu jenen Erwerbungen im Westen und Osten führt, durch welche das inzwischen erstandene Reich mit einem Male in die Reihe der Kolonial- und Weltmächte getreten ist. An und für sich bildete das Jahr 1871 ja kaum irgendwo auf dem Erdenrund den natürlichen Abschluß einer Forschungsperiode. Dennoch zwingt, wie das historische, so auch das geographische Gefühl dazu, ihm den Charakter eines solchen zu verleihen. Und mit Recht; denn lange vor jenem Tage schon, wo die schwarz-weiß-rote Flagge über den Steppen und Urwäldern des dunklen Weltteils und den Kokoshainen des Stillen Ozeans emporstieg, hatte das Erscheinen des neuen, kraftvollen Faktors Deutschland im Haushalt der Menschheit Veränderungen hervorgerufen, die nicht nur politisch merkbar sind, sondern die gerade das Antlitz der geographischen Forschung in höchst einschneidender Weise verändert haben — ihre heute, am Ende des Jahrhunderts, am schärfsten ausgeprägte Eigentümlichkeit, der nationale Zug, ist nicht erst eine Errungenschaft der letzten fünfzehn Jahre, sondern reicht sicherlich um fast das Doppelte zurück.

Wandgemälde in der Casa dei Vettii zu Pompeji.

Ausgrabungen.

Das 19. Jahrhundert bedeutete auch für die Geschichte der Altertumswissenschaften einen großartigen Fortschritt. Während man in früheren Zeiten vorwiegend auf die durch das Mittelalter überlieferten schriftlichen Zeugnisse angewiesen war, suchte man in unserem Jahrhundert in dem antiken Boden selbst ältere und reinere Quellen zu erschließen und damit nicht nur einen mehr unmittelbaren Eindruck von antikem Geiste und Leben, sondern auch eine festere und sichere Grundlage für die Forschung zu gewinnen. So wurde das 19. Jahrhundert auch das Jahrhundert der Ausgrabungen. Es soll hier nicht erörtert werden, wie auf diesem neuen „experimentellen" Wege jeder Zweig der Altertumswissenschaften gefördert worden ist und noch gefördert wird — lassen wir die Arbeiten des Spatens, die unmittelbaren Resultate der Ausgrabungen selbst an unserem Geiste vorüberziehen . . .

Pompeji.

Von allen Plätzen, an denen im Laufe des Jahrhunderts Ausgrabungen veranstaltet worden sind, nimmt Pompeji wohl das meiste Interesse in Anspruch, nicht zum wenigsten des tragischen Geschicks wegen, dem es, zusammen mit den Nachbarstädten Herkulanum und Stabiä, bei einem der elementarsten Naturereignisse, das je die Welt erlebt hat, dem Ausbruche des Vesuv am 24. August des Jahres 79 n. Chr. Geburt, zum Opfer gefallen war.

Obgleich von einem antiken Augenzeugen, dem jüngeren Plinius, ein lebensvoller Bericht über die furchtbare Katastrophe erhalten ist, war doch jahrhundertelang der Name der verschütteten Städte verschollen geblieben. Zwar tauchte schon im Anfange des 16. Jahrhunderts Pompejis Name in der Litteratur wieder auf, zwar kam es im 17. Jahrhundert sogar zu gelegentlichen Funden, die über die Lage und Bedeutung des antiken Stadtgebietes keinen Zweifel ließen, aber dennoch blieb die eigentliche Wiederentdeckung Pompejis dem 18. Jahrhundert vorbehalten. Die ersten Ausgrabungen wurden im Jahre 1748 unter der Herrschaft Karls von Bourbon vorgenommen. Was jedoch im vorigen Jahrhundert dort geschah, ist der Wissenschaft wegen der mangelhaften Methode und der Lässigkeit, mit der die

Arbeiten betrieben wurden, verloren gegangen. Es waren eigentlich nur Raubversuche ohne höheren Zweck, die schließlich im Anfange unseres Jahrhunderts ganz ins Stocken gerieten. Planmäßig begann man erst unter der Herrschaft der französischen Könige Joseph Bonaparte (1806) und Joachim Murat (1808—15) zu graben. Damals wurde die Stadtmauer ihrem ganzen Umfange nach mit dem daran anlehnenden Amphitheater freigelegt und das Forum mit den umliegenden Tempeln und öffentlichen Gebäuden aufgedeckt. Der französische Architekt Mazois sorgte zugleich für eine den damaligen Anforderungen entsprechende Publikation der Resultate, ein Werk, auf dem lange Zeit die wissenschaftlichen Studien beruhen mußten.

Immerhin war die richtige Methode des Grabens noch lange nicht gefunden. In vertikalen Schichten suchte man den Fußboden der Gebäude oder das Niveau der Straßen zu erreichen und bewirkte so durch das Nachstürzen der Schuttmassen, daß alles, was nicht einen festen Zusammenhang mit dem Boden hatte, zerstört wurde. So kam es, daß nach der Wiederherstellung der Bourbonen in Italien 1815—60 nichts Wesentliches zur Kenntnis der pompejanischen Altertümer beigetragen wurde. Eine neue Epoche begann erst 1861, als Joseph Fiorelli an die Spitze der Ausgrabungen trat, und durch Schaffung eines Ausgrabungsfonds ein gleichmäßiges Fortschreiten der Arbeiten gesichert wurde. Die Methode des Grabens war schon 1852 geändert worden: man grub seitdem in horizontalen Schichten, konnte so alles in der Lage erhalten, wie es gefunden wurde, indem man Gebälk, Dächer und Fußböden gehörig stützte und vor allen Dingen zerstörte Holzteile durch neue ersetzte. Erst jetzt war es möglich, Gebäude mit mehreren Stockwerken beim Graben zu erhalten.

Bevor wir zur Beschreibung der Ruinen von Pompeji und der darin gefundenen Altertümer übergehen, sei noch in kurzen Worten die Geschichte der Stadt berührt.

Pompeji, am Golf von Neapel unterhalb des Vesuv gelegen, war eine Gründung der Osker, eines der bedeutendsten Völkerstämme Italiens, mindestens aus dem 6. vorchristlichen Jahrhundert. Nachdem sich gegen Ende des folgenden Jahrhunderts die Samniten, ein stammverwandtes Gebirgsvolk, der Stadt bemächtigt hatten, entwickelte sie sich unter dem Einfluß der in Unter-Italien ansässigen Griechen zu einem beträchtlichen Gemeinwesen, das sogar den Römern eine Zeitlang Trotz bieten konnte, doch kam es schließlich unter dem Diktator Sulla im Jahre 80 v. Chr. in römische Gewalt. Jetzt erlebte Pompeji einen neuen Aufschwung und brachte es zu dem Ansehen einer kleinen, aber wohlhabenden und verkehrsreichen Provinzialstadt, in die sich vornehme Römer, wie der Redner Cicero und der Kaiser Claudius, gern zurückzogen. Die Zahl der Einwohner mochte in der Blütezeit etwa 20000 betragen. Wie die politischen Ereignisse zu einer gesunden und glücklichen Entwickelung Pompejis beitrugen, so sollte ein furchtbares Naturereignis allem Leben darin ein jähes Ende bereiten. Schon im Jahre 63 n. Chr. wurde die Stadt durch ein Erdbeben heimgesucht, aber man beeilte sich, den dadurch angerichteten Schaden durch schnellen Wiederaufbau gut zu machen. Mitten in dieser Thätigkeit wurden die Bewohner durch den Ausbruch des Vesuv überrascht. Zwar konnten sich die meisten durch die Flucht retten, aber sie verloren ihre Heimstätte, die durch den Aschenregen unbewohnbar gemacht worden war.

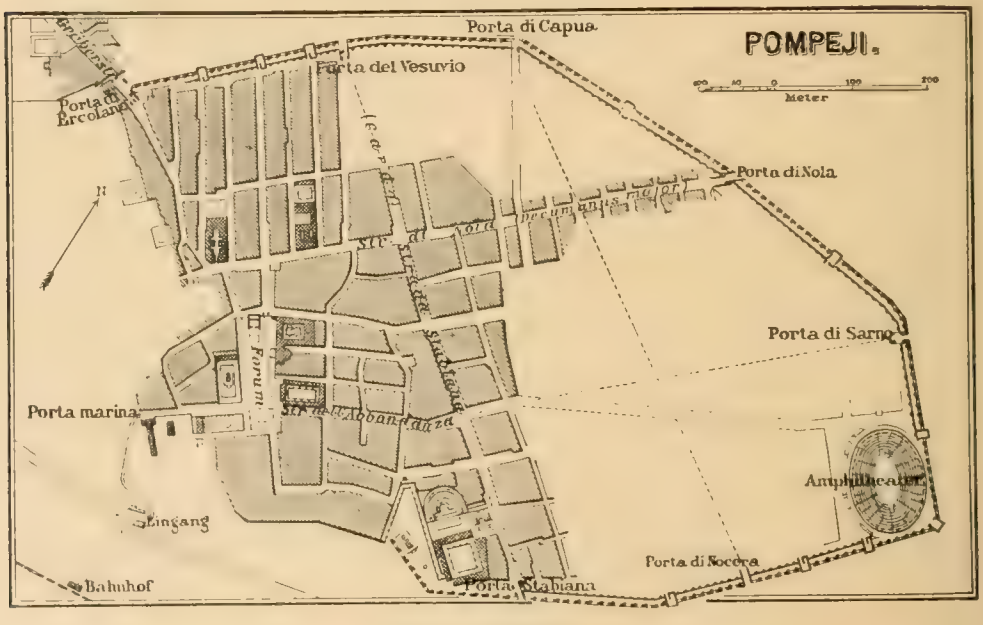
Und welcher Anblick bietet sich heute dem Besucher der Ruinen? Die meisten werden vielleicht in ihren Erwartungen getäuscht; sie hofften mehr zu finden. Es bedarf immerhin einer gewissen Phantasie zur Belebung des Bildes. Die Wohnstätte der Pompejaner ist nicht so unberührt gefunden worden, wie sie verlassen wurde. Bald nach der Verschüttung haben die Alten selbst Ausgrabungen vorgenommen, um die zurückgelassenen Kostbarkeiten

Freigelegte Ruinen zweier Straßen in Pompeji.

Nach einer photographischen Aufnahme.

und Schätze, so weit wie möglich, wieder zu erlangen — Geld ist verhältnismäßig wenig gefunden worden. Dann wurde, wie fast alle antiken Ruinenstätten, auch Pompeji lange Zeiten hindurch als Steinbruch benutzt, wobei natürlich die Monumentalbauten die schwersten Schäden erleiden mußten. Leider sind alle wichtigeren und wertvolleren Funde in das Nationalmuseum nach Neapel geschafft worden; erst neuerdings bemühte man sich in einzelnen Fällen, die Funde an Ort und Stelle zu lassen und das Zerstörte zu ergänzen, um ein möglichst vollständiges Bild von der Einrichtung eines Gebäudes zu gewähren.

Betrachten wir nun in kurzem Überblick einige wichtige Punkte der Stadt, die für die Kenntnis antiken Lebens und Schaffens von besonderer Bedeutung sind: In der Regel betritt man heute die Stadt durch die Porta marina, das Seethor. Wie die meisten antiken Städte, war Pompeji schon in vorrömischer Zeit von einer für Verteidigungszwecke eingerichteten



Plan von Pompeji.
Nach A. Mau „Führer durch Pompeji"

Mauer umgeben worden; die angefügten Türme mit drei Stockwerken sind etwas jüngeren Ursprungs. An acht Stellen war die Mauer durch Thore unterbrochen. Nach der Seeseite zu fehlt heut die Mauer; man hat sie in römischer Zeit niedergelegt, um für terrassenförmig aufgeführte, mehrstöckige Häuser Platz zu gewinnen.

Forum

Bald hinter dem Seethor erreicht man den Hauptplatz der Stadt, das Forum civile, auf dem sich das öffentliche Leben nach seinen drei Hauptrichtungen äußerte; wir finden hier um den Platz verteilt: erstens Gebäude, die dem Kultus dienten, zweitens Verwaltungs- und Gerichtsgebäude, drittens Markthallen und Handelshäuser. Privathäuser waren vom Forum ausgeschlossen. Es ist klar, daß ein derartiger Platz im Laufe der Zeiten einer mehrfachen Umgestaltung unterworfen war; das letzte Stadium derselben nach dem Erdbeben von 63 n. Chr. ist unvollendet geblieben. Als Hauptgebäude und monumentaler Prachtbau dürfte der Jupitertempel sich präsentieren, der, an der Nordseite des Forums gelegen, mitten

in den Platz hineingebaut war. Wie die meisten übrigen Tempel der Stadt, stellte er die römische Form eines Gotteshauses dar, d. h. auf einer hohen, rechteckigen Plattform mit einer Freitreppe an der schmalen Seite erhob sich die Cella mit vorgesetzter, weiter Säulenhalle. Den griechischen Typus mit stufenartigem Unterbau und umlaufender Säulenhalle vertreten in Pompeji die Reste eines zur Zeit der Verschüttung schon zerstörten Tempels auf dem sog. Forum triangulare. Abweichend von der gewöhnlichen Art, als ein Mittelding zwischen der griechischen und römischen Form, war der Apollotempel an der Westseite des Forums angelegt; er stand in einem großen, von zweigeschossigen Säulenhallen umgebenen Hofe, der von der Seite des Platzes nicht direkt zugänglich war. Außer diesen beiden Tempeln wären am Forum noch diejenigen Kultgebäude zu nennen, die dem Kaiserkulte, bezw. den Schutzgöttern der Kaiser Tempel.

Ausgrabungs-Arbeiten in Pompeji.
Nach: J. Overbeck, „Pompeji".

dienten, der Tempel des Vespasian an der Ostseite und eine ältere für die augusteische Familie bestimmte Kapelle in einem dem Marktverkehr dienenden Gebäude, beide für die Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit von besonderer Wichtigkeit.

Der städtischen Verwaltung dienten die sogenannten Drei Kurien, auf der Südseite des Forums nebeneinander liegende, oblonge Säle mit rückseitigen Nischen und Apsen, offenbar die Sitzungssäle der städtischen Behörden, in erster Linie der Dekurionen, des Stadtrats, für den das mittlere Gebäude in der Regel in Anspruch genommen wurde, zu beiden Seiten die Amtslokale der Duumviri, einer rechtsprechenden Behörde, und der Marktpolizei.

Andere Gebäude, die man ebenfalls für die Zwecke der Stadtverwaltung beanspruchen wollte, sind zu unsicher in ihrer Bedeutung, als daß sie hier erwähnt werden sollten. Zweifellos dagegen sind die Markthallen und Handelshäuser in ihrer Bestimmung. Der

Markthallen. Hauptverkehr fand in der „Viktualienmarkthalle", dem sogenannten Macellum, in der Nordostecke des Forums statt. Es war ursprünglich ein von Säulenhallen umgebener Hof, dessen Mitte wahrscheinlich ein auf zwölf Säulen ruhender Kuppelbau einnahm — nur die zwölf sockelartigen Basen sind erhalten — jedenfalls ein Raum, in dem Fische geschuppt worden sind, wie man aus den im Abzugskanal gefundenen großen Mengen von Schuppen schließen darf. Auf der Rückseite befinden sich drei Räume; in der Mitte merkwürdigerweise die obengenannte Kapelle der kaiserlichen Familie, rechts ein Fleisch- oder Fischverkaufsstand, in dem ein langer, aufgemauerter Tisch mit Wasserabfluß vorhanden ist; der linke Raum ist in seiner Bedeutung nicht sicher. Die übrigen Verkaufsstände sind sowohl im Innern des Hofes, wie außen an der Seite des Forums und an der von diesem abgehenden Straße angebracht; nach den Wandbildern zu schließen, bot man in ihnen die mannigfachsten Lebensmittel feil.

Von mehr persönlichem Reiz ist einer der größten und bedeutendsten Bauten, das sog. Gebäude der Eumachia auf der Ostseite des Forums neben dem Vespasianstempel, das von der Priesterin Eumachia auf eigene Kosten gebaut und der Concordia Augusta und der Pietas geweiht worden war. Es diente wahrscheinlich als Tuchbörse, da dort die Tuchwalker (Fullones), eine bedeutende Zunft in Pompeji, die Statue der Eumachia errichtet haben. Der Bau war eine vierseitige, oblonge, nach innen geöffnete Säulenhalle mit rückseitiger Apsis, in der die im Gebäude gefundene Statue der Concordia mit dem Füllhorn stand.

Basilika. Schließlich ist wegen ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung noch die Basilika in der Südwestecke des Forums zu nennen, vielleicht einst der großartigste Bau, den Pompeji besaß. Wie der Name andeutet, handelt es sich um eine auf griechischem Boden in der Zeit nach Alexander dem Großen entstandene und später in Rom eingeführte Gebäudeform. Die pompejanische Basilika ist ihrem Plane nach ein oblonges Rechteck, das durch eine doppelte Reihe von Säulen in ein breites Mittelschiff und zwei schmälere Seitenschiffe geteilt ist. Die Längswände sind durch Halbsäulen, die nach Art einer zweigeschossigen Halle in zwei Reihen übereinander angeordnet sind, architektonisch gegliedert und im oberen Wandteile mit Öffnungen zwischen den Säulen versehen. An die Rückwand lehnt sich ein zwei Meter hohes Tribunal, das ebenfalls zweigeschossig zu denken ist. Das Schema der mehrschiffigen Hallenbauten ist das Vorbild für die ältesten christlichen Kirchen gewesen und hat so überhaupt die Grundlage für die Mehrzahl der abendländischen Kirchenbauten abgegeben.

Von anderen öffentlichen Gebäuden Pompejis mögen solche hervorgehoben werden, die für die Kulturgeschichte von Bedeutung sind. Zunächst unter den Tempeln jener der ägyptischen Göttin Isis, ein monumentales Zeugnis für den kosmopolitischen Geist der Römer und der die Gegensätze ausgleichenden Religionsvermischung in ihrem Weltreiche. Die Räume des Tempels waren mit Wandgemälden geschmückt, die sich auf den Mythus der Isis und dessen Heimat Ägypten beziehen. Ein besonderes Interesse beanspruchen auch für den Modernen

Bäder. die öffentlichen Badeanstalten, die Thermen. Es ist bekannt, daß im Altertum das Baden eine größere und allgemeinere Bedeutung hatte, als bei uns. In Rom baute man in der Kaiserzeit Luxusbäder, die für alle geistigen und körperlichen Bedürfnisse des Bürgers eingerichtet waren. Die dortigen Ruinen sind schon vor den pompejanischen Ausgrabungen bekannt gewesen, besonders die Thermen des Caracalla und die des Diokletian, deren Schwimmbassin zur Kirche Santa Maria degli Angeli umgebaut wurde. Doch erst den pompejanischen Ausgrabungen verdanken wir die Kenntnis der Einrichtung antiker Badeanstalten. In Pompeji sind bis zum Jahre 1860 zwei Bäder aufgedeckt worden: die kleineren, in der

Ruinen eines pompejanischen Hauses.

(Ausgrabungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.)

Nach: Niccolini „Le case ed i monumenti di Pompeji".

Nähe des Forums gelegenen und die größeren sogen. Stabianer-Thermen. Beide enthalten ein Männer- und ein Frauenbad, mit wesentlich gleichen Einrichtungen, beide eine „Palästra", einen Platz für körperliche Übungen. Dem Bade dienten vier Räume: der Auskleideraum, mit steinernen Sitzbänken und Nischen zum Ablegen der Kleider, das Frigidarium mit einem Bassin für kalte Bäder, das Tepidarium, der lauwarme Raum, der durch ein offenes Kohlenbecken erwärmt wurde, und das Caldarium, das Warmbad. Der letzte Raum hatte hohlen Boden und hohle Wände, durch welche die heiße Luft streichen konnte, und diente sowohl als trockener Schwitzraum, wie zum Baden in einer Wanne. Neben dem Warmbade befand

Freigelegte Ruinen des Amphitheaters zu Pompeji.
Nach einer photographischen Aufnahme.

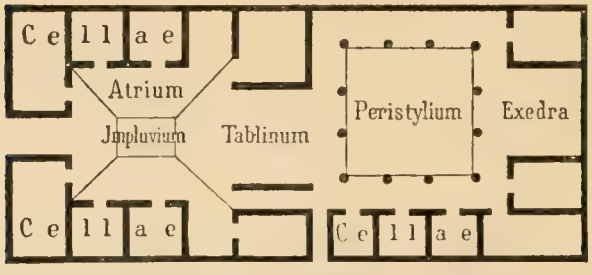
sich der Heizapparat, aus drei großen cylindrischen Kesseln bestehend, die von einer gemeinsamen Feuerstelle aus erwärmt wurden. Bei den größeren Thermen findet man ein offenes Schwimmbassin von beträchtlicher Größe (12,7 × 8 m und 1,50 m tief) und einen Komplex von Räumen mit einzelnen Badezellen. Daß der Arme dieselben Wohlthaten genießen konnte, wie der Reiche, geht aus dem für die kleineren Thermen festgesetzten niedrigen Eintrittspreis von etwa $1\frac{1}{2}$ Pfg hervor.

Für die geistige Höhe der Pompejaner zeugen zwei Theater, ein größeres, 5000 Zu- Theater.
schauer fassendes, offenes, wohl für scenische Aufführungen bestimmt, und ein kleineres, gedecktes, wahrscheinlich für Musikaufführungen eingerichtet. Neben den Theatern ist ein anderer Schauplatz zu erwähnen, der uns auch die düsteren Seiten des römischen Lebens und die Verirrungen des antiken Geistes vergegenwärtigt: das schon oben genannte Amphitheater. Es diente zur Aufführung von Gladiatorenkämpfen und Tierhetzen. Beide haben die Römer von den

Etruskern, einem hochkultivierten Nachbarstamme, übernommen, bei denen sie als Leichenspiele zur Ehre des Toten üblich waren. Die ovale Form des Amphitheaters unterscheidet es vom halbrunden Spielhause und dem länglichen Zirkus. In Pompeji war die Arena vertieft und hatte zwei Zugänge für die Gladiatoren und die wilden Tiere. Der Zuschauerraum für 20000 Personen war in drei Ränge von 5, 12 und 18 Sitzstufen eingeteilt, von denen der oberste durch eine äußere Treppe, die unteren durch einen umlaufenden breiten Gewölbegang zugänglich waren. Für die von Unternehmern zunftmäßig organisierten Gladiatorenbanden war auch eine Unterkunft nötig. Schon am Ende des 18. Jahrhunderts wurde neben dem großen Theater ein Gebäude ausgegraben, das nach seiner Anlage, den Funden von zahlreichen Waffenstücken und den Wandmalereien als Gladiatorenkaserne richtig erkannt worden ist — ein großer Säulenhof, an den sich die Zellen der Gladiatoren in zwei Stockwerken anlehnten.

Wohnhäuser.

Noch umfassender als die der öffentlichen Gebäude ist unsere Kenntnis des römischen Wohnhauses durch die Ausgrabungen von Pompeji bereichert worden. Das antike Haus war im Gegensatz zum modernen ein Innenbau; Fenster an der Straßenfront fehlten entweder ganz oder es waren nur Lichtöffnungen vorhanden; in keinem Falle hatten sie aber für die Haupträume des Hauses eine wesentliche Bedeutung. Das pompejanische Haus dehnte sich in der Breite aus und hatte höchstens einen Oberstock, der ebenfalls von unwesentlicher Bedeutung war. Das römische Normalhaus, wie es uns in Pompeji in so vielen Fällen begegnet, hatte zwei Hauptteile, das Atrium, das dem altitalischen Hause entspricht, und das Peristyl, eine auf griechischen Einflüssen beruhende Erweiterung. Das Atrium, ein viereckiger, gedeckter Raum, trug ein nach innen geneigtes Dach mit viereckigem Ausschnitt (Compluvium) zum Abfließen des Regenwassers. Das Impluvium, eine im Boden befindliche Vertiefung, ließ das Wasser in eine daneben angebrachte Cisterne abfließen. Das Dach wurde entweder durch mehrere auf den Seitenmauern aufliegende Balken oder durch vier an den Ecken des Compluviums befindliche Säulen, oder, wenn das Compluvium größer war, durch mehr als vier Säulen gestützt. Um das Atrium lagen kleinere Zimmer (Cellae) herum, die bei der Erweiterung des Hauses durch das Peristyl ihre Bedeutung verloren. Die beiden letzten Räume im Atrium waren in der Regel offen, ebenso wie das rückseitige Tablinum, das sich ursprünglich meist auf einen Garten öffnete, dann aber die Verbindung zwischen den beiden Hauptteilen des Hauses herstellte. Für die Dienerschaft war ein enger Durchgang daneben bestimmt. Das Peristyl, ein offener Hof mit gedeckten Säulenumgängen, bildete den eigentlichen privaten Teil des Hauses; an ihn lehnen sich die Familienzimmer an: die Schlafzimmer, häufig mit besonders für das Bett abgeteiltem Raume, die Speisezimmer, triclinia, so genannt nach den auf drei Seiten befindlichen Speisesofas, auf denen man sich um einen in der Mitte befindlichen Tisch lagerte, dann ein weiter Festsaal, Oecus, der bei größeren Gesellschaften auch als Speisezimmer benutzt wurde, meist mit Säulenstellungen, und die ihm verwandte, meist offene Exedra.



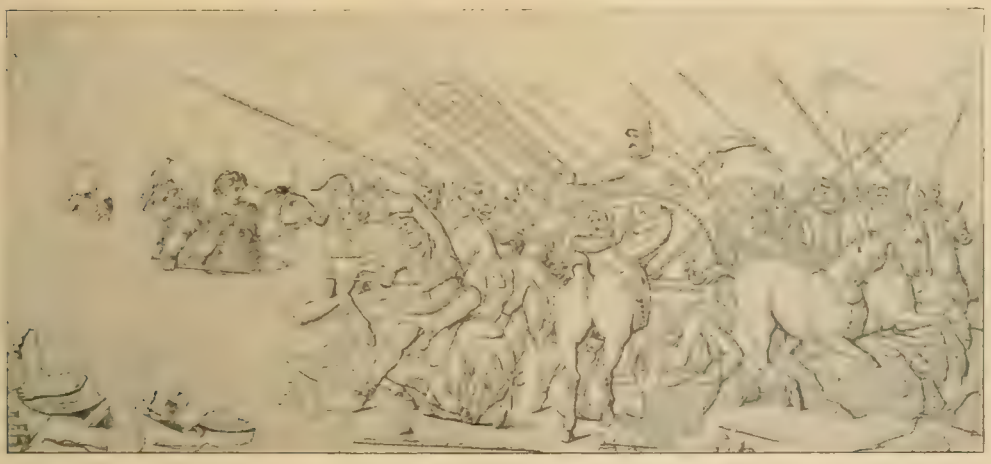
Grundriß eines pompejanischen Wohnhauses.

Die Wirtschaftsräume, Küche, Vorratskammern, in vornehmen Häusern das Badezimmer, auch der Backraum und die Stallung, gliederten sich an das Peristyl an und

bildeten in großen Häusern eine besondere Abteilung des Hauses. Hinter dem Peristyl folgten oft noch Gärten, in denen mitunter die Anlage der Beete noch deutlich zu erkennen sind. Der Oberstock enthielt meist Räume für Sklaven, oder er war im Vorderhause auch an die Inhaber der Läden vermietet, die sich in vielen Häusern zu beiden Seiten des Einganges mit ihrer ganzen Breite auf die Straße öffneten.

Die Innenräume des Wohnhauses waren durchgängig, soweit sie zum Wohnen bestimmt waren, al fresco bemalt mit einer Architekturmalerei, die auf dem Bestreben beruhte, in den verhältnismäßig kleinen Zimmern die Vorstellung der Raumerweiterung zu erwecken. Die Hauptwand wurde in der Mitte gewöhnlich mit einem Gemälde mythologischen Inhalts — ebenfalls al fresco — geschmückt. Ehe dies allgemein üblich wurde, pflegte man, wenigstens in besseren Häusern, den bildlichen Schmuck am Fußboden in der Form von Mosaiken anzubringen. Das berühmteste Mosaikbild ist die „Alexanderschlacht": Darius, der König der Perser, wendet sich bei seinem Zusammentreffen mit Alexander dem Großen am

Innendekoration.



Die Alexanderschlacht. Pompejanisches Mosaikbild.

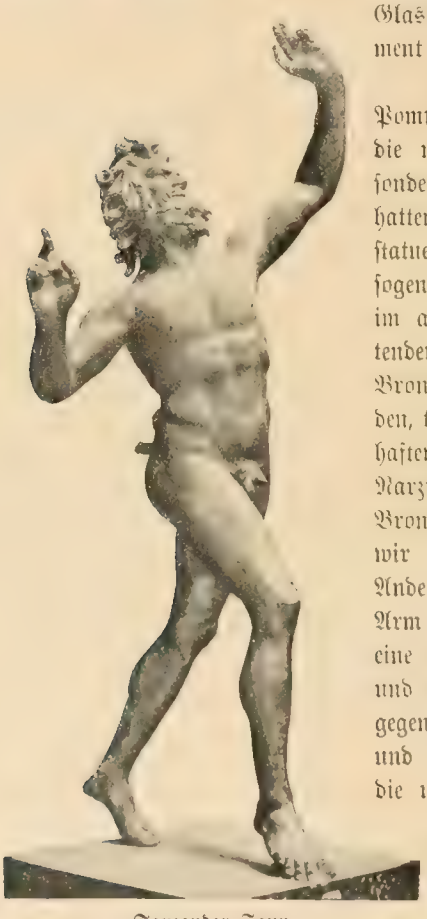
Issus auf seinem Schlachtwagen zur Flucht — ein auf älterer Überlieferung beruhendes, leider zum Teil zerstörtes Gemälde von figurenreicher Komposition und lebendiger Auffassung.

Was zur inneren Ausstattung der Wohnräume gehörte, sei es an notwendigem Mobiliar und Gerätschaften, sei es an Luxus- und Prunkgegenständen, ist bei den Ausgrabungsarbeiten in Pompeji in großen Mengen gefunden worden. Nirgends sonst tritt uns das Kunstgewerbe und Handwerk der alten Römer so anschaulich entgegen.

Das Mobiliar eines antiken Hauses ist im allgemeinen nicht so reichhaltig gewesen, wie wir es von einem modernen Hause gewöhnt sind. Das Holz ist überall der Zerstörung anheim gefallen. Was von anderem Material, besonders Marmor, Bronze, auch Elfenbein erhalten ist, beschränkt sich auf Sessel, unter denen die Doppelsessel — Bisellien — eine besondere Rolle spielen, Sofas, auf denen man bei Tische zu liegen pflegte, marmorne Prunktische, bronzene Dreifüße und bronzene Truhen, gewöhnlich Geldkasten genannt. Sehr zahlreich und verschieden an Formen waren die bronzenen Kandelaber, Stützen und Ständer für die primitiven thönernen oder bronzenen Öllampen. Auch fehlte es nicht an Heizapparaten, Kohlenbecken, tragbaren Öfen und Herden. Zu dem gewöhnlichen Küchengeschirr kamen

Möbel.

Kunstgewerbe. Prunk- und Prachtgefäße, mit denen die Alten zu allen Zeiten ihre Räume auszustatten pflegten. Unter den letzteren erregen besonders Gefäße aus Edelmetall mit getriebenem Reliefschmuck, hervorragende Arbeiten der Goldschmiedekunst, gerechte Bewunderung. Neben dem Metall verstanden die Alten auch das Glas künstlerisch zu verarbeiten. Das Vollendetste waren farbige Gläser, auf denen Figuren und Ornamente in undurchsichtigem, meist weißem Glasfluß aufgeschmolzen und mit einem scharfen Instrument nach Art der Steinschneidetechnik bearbeitet wurden.



Tanzender Faun.
Pompejanische Bronze.

Zu solchen Werken der Kleinkunst gesellten sich in Pompeji die vornehmeren Vertreter der statuarischen Plastik, die nicht nur in Tempeln und auf öffentlichen Plätzen, sondern auch im Hause des Wohlhabenden Platz gefunden hatten — teils Götterbilder, wie eine polychrome Marmorstatuette der Venus, die den linken Arm auf die Figur einer sogenannten Spes, der Göttin der Hoffnung, lehnt, eine im altertümlichen Stil gebildete Marmorstatue der schreitenden Artemis, eine kunstgeschichtlich wertvolle, lebensgroße Bronzestatue des Apollo in der Haltung des Lyraspielenden, teils Dekorationsfiguren von mythologischem oder genrehaftem Inhalt, wie der tanzende Faun und der sogenannte Narziß, beide zu den schönsten und anmutigsten antiken Bronzen gehörend. Besonders als Brunnenfiguren finden wir derartige Statuetten in sinnreicher Weise verwendet. Anderen Zwecken diente ein bronzener Silen, der mit einem Arm eine Schlange als Unterlage für eine Lampe oder eine Vase emporstreckt. Zu diesen Erzeugnissen der Kunst und des Kunstgewerbes kommen dann kleinere Gebrauchsgegenstände, wie Toiletteartikel, chirurgische Instrumente und allerei feineres und gröberes Handwerkszeug, Dinge, die uns Pompeji in großen Mengen geliefert hat.

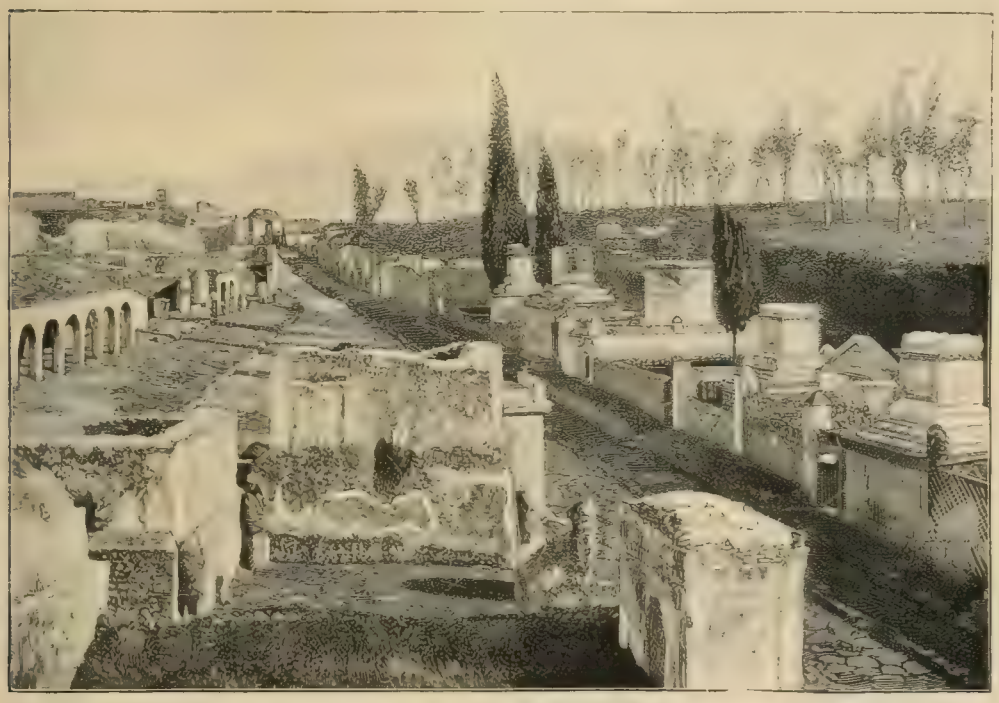
Die oben erwähnten Läden gestatten einen Einblick in das geschäftliche und gewerbliche Leben in Pompeji. Teils an ihrer Einrichtung, teils an den dort gefundenen Gegenständen, teils an Aushängeschildern läßt sich ihre Bedeutung feststellen. Ziemlich häufig

Läden. finden sich Bäckereien. Außer dem Backofen trifft man in der Regel in einer Bäckerei mehrere kleine, einfach aber sinnreich angelegte Mühlen an, die von Maultieren oder Eseln getrieben wurden. Auch ein Kuchenbäcker mit zierlichen Kuchen- und Tortenformen fehlte nicht. Zu den größeren Betrieben gehörten ferner die Tuchwalkereien. Die Deutung ist durch Wandgemälde gesichert, die sich auf die Tuchfabrikation beziehen. Von anderen Geschäften seien als sicher erwähnt: Weinhändler, Grobschmiede, Töpfer, Riemer, Schuster, Gerber, Färber und Farbenhandlungen, Apotheken, Bildhauer, Goldschmiede, Ölhändler, Handelsgärtner. Von dem lebhaften Verkehr in der Stadt zeugen Wirtshäuser und Garküchen.

In neuerer Zeit sind die pompejanischen Studien in erfolgreicher Weise gefördert worden; zwei Deutsche, H. Nissen und A. Mau, haben sich darum in erster Linie verdient

gemacht. Während man sich früher begnügte, das umfangreiche Material nach wissenschaftlicher Methode aufzunehmen und zugänglich zu machen, suchte man jetzt durch tiefgehende Einzelforschung die Entwickelung der aufgedeckten Stadt aufzubauen. Durch Untersuchung des Baumateriales und der Bautechnik erkannte man die aufeinander folgenden Bauperioden, die Pompeji innerhalb eines Zeitraumes von mehr als 300 Jahren durchgemacht hat. Diese Baugeschichte bildete die Grundlage für die richtige Würdigung und Beurteilung der pompejanischen Wanddekorationen, die wir vor allem Mau zu verdanken haben.

In solche Forschungen griffen ergänzend Funde von anderen Ausgrabungsstätten ein, so das in der Villa Farnesina in Rom gelegentlich der Tiberregulierung im Jahre



Die Gräberstraße vor dem Herkulaner Thor zu Pompeji.
Nach einer photographischen Aufnahme.

1879 gefundene Haus aus der Zeit des Augustus mit seinen prächtig dekorierten, jetzt im Thermenmuseum zu Rom aufbewahrten Wänden, dann aber auch bestätigend und erweiternd Funde aus Pompeji selbst. Unter diesen ragt das im Jahre 1895 aufgedeckte Haus der Vettier hervor — so genannt nach dort gefundenen Petschaften des A. Vettius Restitutus und A. Vettius Conviva — das sich durch eine Menge von gut erhaltenen Wandmalereien mit figurenreichen Gemälden und durch fast intakt gebliebene Marmorskulpturen auszeichnet. Von den Wohnräumen ist der interessanteste das Peristyl, in dem man die Statuetten, Hermen und Marmortische an Ort und Stelle gelassen, das Übrige aber, besonders die Gartenanlagen, wiederhergestellt hat, so daß man heute genau den Eindruck seines ursprünglichen Zustandes und Aussehens gewinnt. Von den Wandmalereien sind besonders reizvoll die bunten Friese auf schwarzem Grunde, teils mit mythologischen Scenen — so Orest und

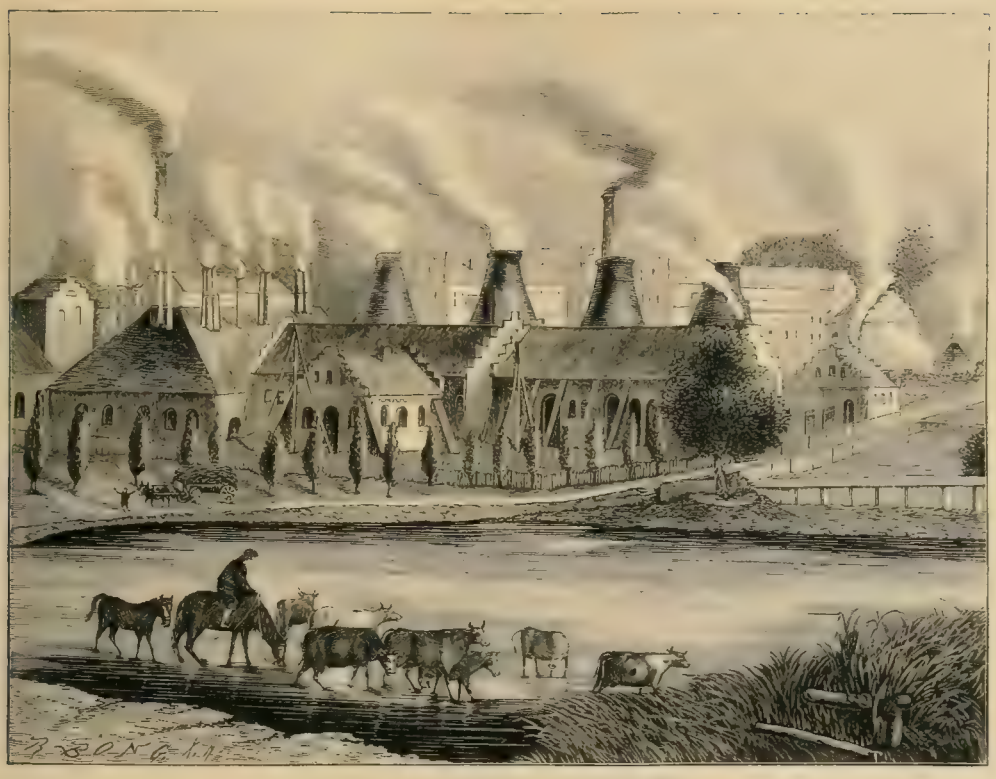
Pylades mit Iphigenie vor König Thoas, oder Apollo nach der Tötung des Drachen Python, oder Agamemnon im Begriff, statt seiner Tochter Iphigenie die Hirschkuh der Diana zu opfern (s. Kopfleiste auf S. 403) — teils mit Darstellungen von Amoren und Psychen in mannigfachen Beschäftigungen des Lebens, als Tuchwalker, Öl- und Weinhändler, Goldschmiede oder Münzpräger, im bacchischen Taumel oder beim Blumenpflücken.

Grabstätten.

Pompeji kann niemand verlassen, ohne der Gräberstätte einen Besuch abgestattet zu haben. Wie vor den Thoren Roms an der Via Appia, so finden sich auch hier außerhalb des Herkulaner Thores unmittelbar vor der Stadt zu beiden Seiten der Straße kleine monumentale, vielfach mit ornamentalem Schmuck, mit Nischen und Sitzplätzen versehene Bauten, in denen die Pompejaner die Asche ihrer Toten beisetzten — die stimmungsvollsten Plätze, welche die Ruinen von Pompeji aufzuweisen haben.

Im engsten Zusammenhange mit den pompejanischen Ausgrabungen steht ein Fund, den man im Jahre 1897 in nächster Nähe im Gebiete von Boscoreale gemacht hat. Es ist eine villa rustica, ein Wirtschaftsgebäude, mit einer vorzüglich erhaltenen Weinkelter und Ölpresse. Besonders interessant ist dort eine vollständige Badeeinrichtung mit dem Kessel für warmes und dem Reservoir für kaltes Wasser und dem ganzen klar zu erkennenden Röhrensystem. Das Wertvollste ist jedoch ein ganzer Silberschatz, bestehend aus Reliefgefäßen mit höchst interessanten Figurendarstellungen, der durch die Freigebigkeit des Barons v. Rothschild in das Louvremuseum zu Paris gekommen ist. Er übertrifft an Wert ganz bedeutend die in Pompeji gefundenen Silbergefäße und reiht sich als würdiges Seitenstück an den im Berliner Antiquarium befindlichen Hildesheimer Silberfund an . . .

Schale aus dem Silberschatz von Boscoreale.



Die Laurahütte in Schlesien um das Jahr 1840.

Industrie und Verkehrswesen.

Die Einführung der Lokomotive und des Dampfschiffes als neue Verkehrsmittel charakterisieren den Stand der Industrie und des Verkehrswesens am Ausgange des ersten Drittel unseres Jahrhunderts. Die Dampfmaschine in dieser Anwendungsform ward der Hebel für die allgemeine Weiterentwickelung im zweiten, und noch viel mehr im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts — der Periode des Ausreifens, nachdem der Mensch gelernt hatte, jeden Widerstand der Materie zu überwinden.

Die Möglichkeit der Konstruktion und der Einführung lokomotorischer Dampfmaschinen war erst durch die vollkommene Beherrschung der Metallbearbeitung gegeben. Wie wir früher (Bd. I., S. 396) gesehen hatten, stak die Metallgewinnung und die Metallbearbeitung im ersten Drittel des neuen Jahrhunderts noch in den Kinderschuhen. Allmählich erst waren die Mittel erworben worden, sich durch die Maschinenarbeit von den handwerksmäßigen Verfahren unabhängig zu machen und damit die Möglichkeit zu gewinnen, eine wirkliche Präzisionsarbeit zu leisten, wie sie für den Maschinenbau unbedingte Voraussetzung ist. Die Zeit von 1830—60 war ganz von dem Bestreben erfüllt, die Maschine selbst wieder durch die Maschine zu erzeugen. Am Anfange dieser Periode erst noch Ausnahme, wurde dieses Produktionsverfahren am Ende des genannten Zeitabschnittes zur Regel — die drei

Jahrzehnte standen unter dem Zeichen der Einführung von Werkzeugmaschinen, Umformmaschinen aller Art in die verschiedensten Industriezweige. Es mag genügen, hier nur die wichtigeren der in dieser Periode erfundenen Werkzeugmaschinen aufzuzählen, um einen Überblick über die außerordentliche Fruchtbarkeit jener Zeit zu gewinnen: Fraismaschine (1830/35), Stoßmaschine (1830), Vertikalhobelmaschine (1830), Maschine zur Herstellung von Scharnieren (1836), Nietmaschine (1838), Nasmiths Dampfhammer (1838), hydraulische Schmiedepresse (1841), Bohrmaschine (1845), Holzschleifmaschine zur Papierfabrikation (1846), Bandsäge (1854), Schraubenschneidmaschine (1854), Stecknadelmaschine (1859) u. s. w. Während sich an dieser Stelle der Kulturarbeit bereits die Ansätze zur vollkommenen Lösung der Aufgaben zeigten, die das 18. Jahrhundert als Erbe hinterlassen hatte, erstand als notwendige Folge dieser Erfahrung in der rationellen Metallgewinnung ein neues Problem:

Wenn es auch einzelnen genialen Empirikern, so vor allem Friedrich Krupp, gelungen war, auch ohne eindringendes Verständnis für die in Betracht kommenden Naturgesetze, die Bereitung von Stahl und Eisen in fast vollkommener Weise zu beherrschen, so bildete diese Erfahrung doch so sehr eine Ausnahme, daß Krupp noch im Jahre 1862 bei der Ausstellung im Londoner Kristallpalast das höchste Erstaunen der Industriellen erregte, als er einen Stahlblock von 20 000 Kilogramm, der, ohne ausgeschmiedet oder sonst mit Werkzeugen bearbeitet worden zu sein, doch vollkommen homogen war, zur Ausstellung brachte. Erst die Ausbildung der Chemie in dieser Zeit enthüllte die Rolle, die der Kohlenstoff, das Silicium, das Mangan bei der Stahlbereitung spielen, von denen die Huntsman oder Friedrich Krupp, die Erfinder des Gußstahles, denen niemand sagte, wieviel Kohlenstoff, Silicium, Phosphor u. s. w. ihr Stahl enthielt, keine Ahnung hatten. Heute hat es jedes, auch das kleinste Stahlwerk in der Hand, jede beliebige Stahlsorte in jeder gewünschten Qualität herzustellen, da die Analyse der führende Kompaß geworden ist. In ganz gleicher Weise wirkten die neu gewonnenen physikalischen Methoden — man denke nur an die Verwendung der Spektralanalyse (S. 286) bei der Verfolgung des Bessemer-Prozesses. Allein es kommt an dieser Stelle nicht darauf an, die Rolle zu enthüllen, die Physik und Chemie für die Technik gespielt haben, sondern lediglich darauf, zu zeigen, daß es vornehmlich die Bedürfnisse der Technik gewesen sind, die an die exakten Wissenschaften praktische Forderungen stellten, die selbst wieder für diese Wissenschaften von unschätzbarem Werte gewesen sind. Es ist durchaus kein Zufall, daß gerade in die Jahre der Vertiefung der technischen Disziplinen auch die bedeutsamsten Fortschritte fallen, welche die Wissenschaft, speziell die Naturwissenschaft, zu verzeichnen hat.

Stahl-Erzeugung.

Ihrer Bedeutung entsprechend müssen wir zunächst auf die Fortschritte in der Stahl- und Eisenbereitung und Bearbeitung eingehen: Das älteste der großindustriellen Verfahren zur Bereitung des Stahls und des Schmiedeeisens ist das „Puddeln", bei dem unter Zuhilfenahme von Eisenschlacken und Eisenhammerschlag Roheisen im Flammenofen eingeschmolzen wird. Zunächst scheiden dabei das im Roheisen enthaltene Silicium und das Mangan aus und beide gehen, zugleich mit viel Eisenoxydul, in die Schlacke. Die mit den niederen Oxydationsstufen der beiden Metalle geschwängerte Schlacke hat nun die bemerkenswerte Eigenschaft gewonnen, Sauerstoff aus den Feuergasen des Ofens aufzunehmen und denselben an den Kohlenstoffgehalt des Roheisens abzugeben, wenn man das geschmolzene Roheisen durch intensives Zusammenrühren mit der Schlacke in innige Berührung bringt. Je länger man die ganze Masse so behandelt, desto mehr Kohlenstoff verbrennt aus dem Roheisen und man erhält als Endprodukt ein außerordentlich kohlenstoffarmes Eisen, das Schmiedeeisen.

Entkohlung des Roheisens in der Bessemer-Birne.

Nach einem Aquarell von Fritz Gehrke.

Beilage zu. Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert".

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W

Henry Bessemer.

Da der Puddelprozeß jedoch wegen seiner relativen Unergiebigkeit und wegen des benötigten großen Menschenmateriales wenig wirtschaftlich ist, und die Güte der Erzeugnisse ganz wesentlich von der Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit der Puddler abhängt, so machte sich bereits um die Mitte dieses Jahrhunderts das Bestreben geltend, das Puddelverfahren durch ein rascheres und ökonomischeres Verfahren zu ersetzen. Dieses Verfahren erstand im Bessemerprozeß (S. 278), bei dem sich ebenso Stahl wie Schmiedeeisen erzeugen ließ. Bessemer-Prozeß.

Während heute der Bessemerprozeß die ganze Welt erobert hat, stellten sich noch am Ende der fünfziger Jahre der Durchführung so erhebliche Schwierigkeiten in den Weg, daß die Mehrzahl der Hüttenleute von der Neuerung nichts wissen wollte. Alfred Krupp gebührt

das außerordentliche Verdienst, die Bedeutung dieses Verfahrens von Anfang an erkannt und zu einer Zeit, da die übrige Welt den Bessemerprozeß noch mit mißtrauischen Augen betrachtete, bereits ein Jahresquantum von 130000 Tonnen Bessemerstahl erzeugt zu haben. Es giebt nichts anderes, was so eindrucksvoll, wie ein Gang durch ein Bessemerwerk die Herrschaft zu veranschaulichen vermöchte, die der Mensch in der kurzen Zeit von noch nicht zwei Menschenaltern über die Elemente errungen hat. Mit einer feuerflüssigen Masse von 5—10000 Kilogramm operieren einige wenige Arbeiter so leicht und sicher, als ob es sich um die Bewegung einer kurzen, glühenden Eisenstange handelte. Das Drehen und Wenden der riesigen Bessemerbirnen, das Heben und Entgegenbringen der Gießpfannen u. s. w., ist nur mit einem gewaltigen Aufwande von maschinellen Mitteln und hydraulischen Vorrichtungen zu erreichen, die in peinlich genauer Weise zusammenwirken müssen, um den Erfolg nicht zu vereiteln. Wenn im vergangenen Jahrhundert eine Nähmaschine nicht herstellbar gewesen wäre, selbst wenn Plan und Zeichnung dazu vorgelegen hätten, weil damals die Mittel zur präzisen Metallbearbeitung noch vollständig fehlten, so gilt das noch weit mehr von den Apparaten und Maschinen einer Stahlfabrik, deren gigantische Vorrichtungen zu ihrer Herstellung selbst wieder cyklopischer, dabei aber doch mit äußerster Präzision arbeitender Werkzeuge und Maschinen bedurften. Auch die neueren hüttenmännischen Prozesse, wie sie im zweiten Drittel dieses Jahrhunderts zur Einführung kamen, hatten eine gereifte Erfahrung im Bau und in der Konstruktion von Maschinen zur Voraussetzung, die der vorausgegangenen Periode noch unbekannt war. Bevor man an den Bau einer Bessemerbirne herangehen konnte, mußte die Möglichkeit der Eisenverhüttung und Eisenbearbeitung selbst wieder einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben. Hervorgerufen durch die Bedürfnisse des Baues von Dampf- und Werkzeugmaschinen, hat die Eisenverhüttung und Eisenbearbeitung aus den neuen Maschinen selbst wieder unschätzbare Vorteile gezogen.

Krupp

Wir können nicht weiterschreiten, ohne der allgemeinen Verdienste Krupps um die Eisen- und Stahlindustrie im speziellen und damit um die Technik im allgemeinen zu gedenken; nimmt doch bis zu einem gewissen Grade die ganze Entwickelung ihren Ausgang von der Kruppschen Tiegelstahlbereitung. Die Herstellung des Tiegelstahles war in der That der erste erfolgreiche Schritt, der auf den Puddelprozeß folgte, und die ganze Metallurgie des Eisens auf eine höhere Stufe brachte. So einfach das Prinzip dieses Verfahrens auch sein mag, so sicher führt es doch zu dem gewünschten Ziele: der Herstellung eines vollkommen gleichmäßigen Stahlgusses. Das Verfahren besteht darin, daß in feuerfesten Tiegeln von beschränktem

Tiegelstahl

Fassungsraum Rohstahl unter Luftabschluß eingeschmolzen wird, worauf der Inhalt der einzelnen Tiegel in ein hoch erhitztes Sammelgefäß entleert wird, in dem durch Umrühren eine vollkommene Homogenität des Stahles erzielt wird. Aus diesem Sammelgefäß heraus wird dann der flüssige Stahl in die eigentliche Form entleert. Heute, wo man es gelernt hat, bereits einen sehr homogenen Rohstahl zu erzeugen, erübrigt sich das Sammeln des Inhaltes der einzelnen Tiegel in einem Sammelgefäß und es wird aus den einzelnen Tiegeln, wobei Hunderte von Arbeitern in peinlichster Präzision zusammenwirken müssen, sofort in die Form gegossen.

Die Erfindung des Tiegelstahles durch Huntsman in Sheffield (bereits um 1770), die im Jahre 1815 von Friedrich Krupp völlig selbständig von neuem gemacht worden war, leitete eine vollständige Umgestaltung nicht bloß in der Eisenverhüttung, sondern [illegible] auch in zahlreichen anderen technischen Disziplinen ein, denen nun auf einmal [illegible] für Werkzeuge, für Maschinen u. s. f. unentbehrliches Material zu einem ungeahnt

billigen Preis zur Verfügung gestellt wurde. Aber trotz der Erfolge, die Friedrich Krupp von Anfang an mit seinem Gußstahl erzielte, befand sich 1826, beim Tode des Besitzers, die Gußstahlfabrik nahe am Bankerott und fast fünfzehn Jahre hindurch erwarb der Sohn des Erfinders, Alfred, der bei dem Tode des Vaters erst vierzehn Jahre zählte, nur gerade so viel, um seine Arbeiter entlohnen zu können. Erst Anfang der vierziger Jahre setzte eine glückliche Erfindung den Besitzer in die Lage, die damals noch recht bescheidene Fabrik zu erweitern. Im Jahre 1847 konstruierte Alfred Krupp das erste Geschützrohr aus Gußstahl. Im Jahre 1851 konnte er bereits den ersten, ganz aus Gußstahl gebauten Sechspfünder neben einem Stahlblock von 2000 Kilogramm auf der Londoner Weltausstellung zeigen. „Hiermit", sagt Prof. Müller in seiner Monographie der Kruppschen Gußstahlfabrik, „rückte die Essener Fabrik mit einem Schlage auf den ersten Platz unter allen Gußstahlwerken der Welt. Bald lieferte sie neben Werkzeugen auch schwere Achsen und Gestänge aus bestem Gußstahl. Von weittragender Bedeutung für die Entwickelung des Werkes war 1853 Krupps epochemachende Erfindung der Gußstahlreifen ohne Schweißung. Den Gewinn, den dieselbe abwarf, verwandte Krupp einerseits zur Vergrößerung und Ausstattung der Fabrik, andererseits zur Durchführung seiner Lieblingsidee, der Hinterladerkanonen aus Gußstahl. Wie sein Erfindergenius, seine Ausdauer und eiserne Arbeitskraft schließlich triumphierte, weiß die ganze Welt."

Alfred Krupp.
Nach einer Photographie.

Die außerordentliche Bedeutung des Stahles für die gesamte Technik wird es rechtfertigen, wenn wir auf eine wichtige Erfindung auf dem Gebiete der Stahlbereitung, nämlich auf das Martin-Siemensverfahren, noch mit einem Worte eingehen. In einem Siemensschen

Martin-Siemens-verfahren.

Ofen (S. 278) wird, nach der von dem Franzosen Martin im Jahre 1863 gemachten Erfindung, Roheisen unter Bedeckung mit einer dünnflüssigen Schlacke eingeschmolzen und so lange Spateisenstein hinzugefügt, bis das Ganze seinem Kohlenstoffgehalte nach Schmiedeeisen darstellt, sodann setzt man eine solche Menge Roheisen hinzu, daß die dem Stahle entsprechende Kohlung erreicht ist. Durch die Einwirkung der Sauerstoff übertragenden Schlacke hat man es in der Hand, jeden Grad der Kohlung zu erzielen. Das Martinverfahren erreicht den Tiegelprozeß ziemlich an Sicherheit, übertrifft ihn aber weit an Schnelligkeit und Billigkeit. Bei dem heute viel verwandten Thomas-Gilchrist-Verfahren (vgl. S. 282) wird stark phosphorhaltigem Roheisen durch Verwendung basischen Kalkes der Phosphorgehalt vollständig entzogen.

Die Erwähnung der Gußstahlgeschütze in den vorausgegangenen Abschnitten leitet zu einem besonderen Kapitel der technischen Entwickelung über, dessen größte prinzipielle Fortschritte gleichfalls im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts gemacht worden sind, nämlich zur Entwickelung

Feuerwaffen.

der Feuerwaffen. Dieselben Gründe, die bei fast allen Gebrauchsgegenständen bis in die ersten Jahrzehnte unseres Säkulums hinein eine wesentliche Verbesserung verhinderten, hatten naturgemäß auch bei den Feuerwaffen die Entwickelung zur technischen Vollendung behindert: Die Schwierigkeit, ein gleichzeitig homogenes und zähes Material zu erhalten, und die Schwierigkeit der Metallbearbeitung. So kam es denn, daß selbst die Feuerwaffen aus den Freiheitskriegen, wie sie in Zeughäusern noch zu sehen sind, außerordentlich primitiv und unzuverlässig waren. War es doch zu jener Zeit fast unmöglich, eine lange Bohrung in Metall exakt herzustellen, und die Herstellung zuverlässiger Schlösser scheiterte an dem Mangel von Präzisionswerkzeugmaschinen. Überdies aber war die Chemie noch nicht genügend fortgeschritten, um mit den heute zu Gebote stehenden Mitteln eine sichere Zündung der Ladung

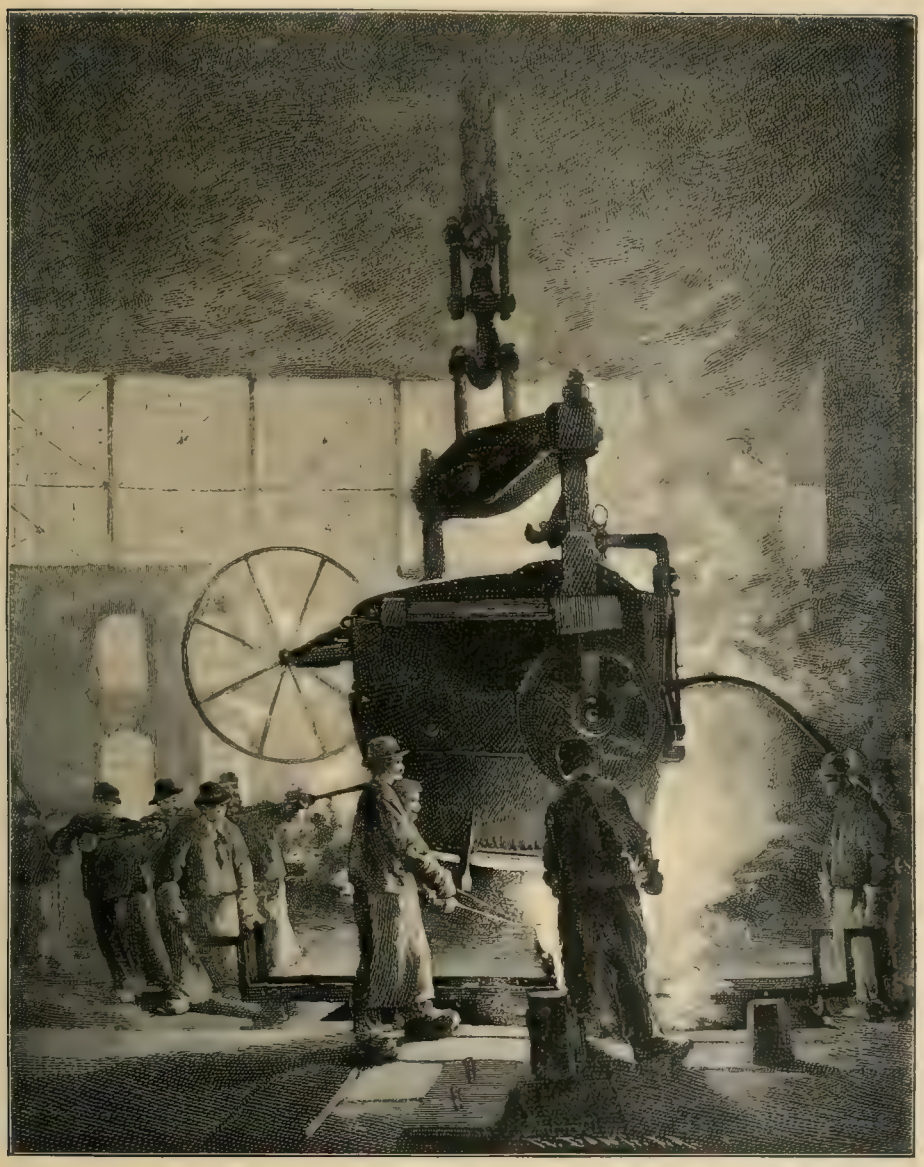
Kanonen.

zu erzielen. Die Kanonen und anderen schweren Geschütze waren fast ausschließlich aus Bronze hergestellt, dem einzigen Metall der damaligen Zeit, das man in vollkommener Gleichmäßigkeit erhalten konnte, und das auch zäh genug war, um der Explosion der Ladung genügenden Widerstand entgegenzusetzen. Die Ladung selbst wurde durchweg von vorn eingeführt, und die Zündung erfolgte durch eine brennende Lunte, die man an das Zündloch legte.

Ihre Eigenschaft als Vorderlader verhinderte auch bei den Geschützen die Anwendung eines Talls, durch den sich das Geschoß erst hindurchzwängen muß, wobei es nicht bloß eine für die Überwindung des Luftwiderstandes geeignetere schraubenartige Bewegung erhält, sondern auch die Expansionswirkung der Pulvergase sich besser ausnutzen läßt. Die ersten ernst-

Gezogene Geschütze.

lichen Versuche, gezogene Geschütze in Anwendung zu bringen, stellte La Hitte an, der in alte bronzene Vorderlader einen flachkantigen Drall einschneiden und die Granaten mit vorstehenden Zapfen aus Zink versehen ließ, die zur Führung der Granate in dem Rohre dienten. Ihre Feuerprobe bestanden diese Geschütze in dem italienischen Kriege von 1859 so gut, daß sofort alle Staaten mit der Einführung gezogener Geschütze begannen. Wirkliche Erfolge konnten aber erst erzielt werden, als man zur Konstruktion von Hinterladern und zur Anwendung von Gußstahl für den Bau der Geschütze überging. Dieser gewaltige Fortschritt, der in der Folge die ganze Kriegsführung umwälzte (allerdings gleichzeitig mit der Einführung der Hinterladung bei den Handfeuerwaffen), ist im wesentlichen den Bemühungen Krupps zu danken. Allerdings mußte auch hier die Chemie wieder zu Hilfe kommen, die einen auf Schlag reagierenden Zünder zu konstruieren lehrte. Erst durch die Einführung des Gußstahles wurde es ermöglicht, Geschütze zu konstruieren, die Geschosse von 500—1000 Kilogramm auf Entfernungen von mehreren deutschen Meilen schleudern.



Im Martin-Stahlwerk der Kruppschen Fabrik zu Essen.
Nach einem Gemälde von A. Montan.

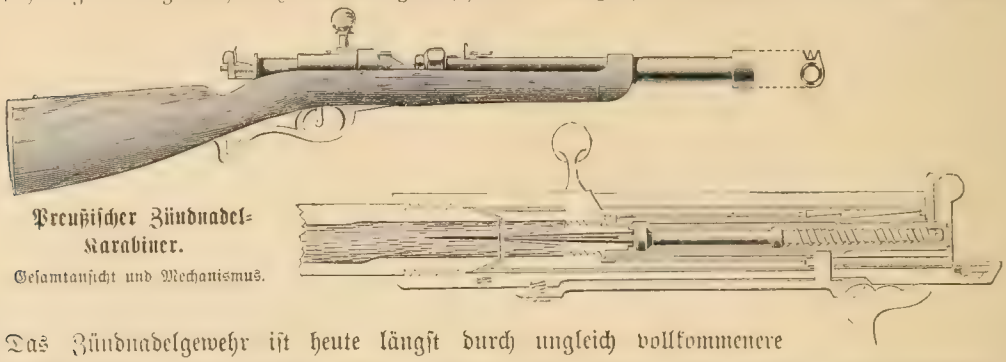
Handfeuerwaffen.

Nicht minder bedeutungsvoll war dieselbe Periode für die Umgestaltung der Handfeuerwaffen. Bereits am Anfang dieses Jahrhunderts waren die Knallquecksilberpräparate entdeckt worden, die es ermöglichten, die Feuersteinzündung durch die Zündhütchen zu ersetzen. Aber erst im Jahre 1840 wurden die Perkussionsgewehre allgemein eingeführt. Es mußte eben auch hier der allgemeine technische Fortschritt die leichte maschinenmäßige Herstellung der Zündhütchen und ebenso auch der Perkussionsschlösser ermöglichen. Noch weit bedeutungsvoller als die Einführung des Perkussionsgewehres war indessen die Einführung der Hinter-

Perkussionsgewehre.

Zündnadelgewehr.

lader. Die erste Kriegswaffe dieser Art war das Zündnadelgewehr von Dreyse, das auf der genialen Idee beruht, die Zündung unmittelbar mit der Patrone zu verbinden, und so den Schützen von dem Mitführen und besonderen Aufsetzen der Perkussionshütchen zu befreien. Es ist bekannt, wie das Zündnadelgewehr, bei dem auch die fortgeschrittene Technik die Einführung eines gasdichten Hinterladungsverschlusses ermöglichte, den Krieg von 1866 entschied.



Preußischer Zündnadel-Karabiner.
Gesamtansicht und Mechanismus.

Das Zündnadelgewehr ist heute längst durch ungleich vollkommenere Konstruktionen ersetzt worden, aber gleichwohl stellt es auf dem Gebiete der Feuerwaffen eine ebenso geniale Erfindung dar, wie die Konstruktion der Kanonen aus Gußstahl.

Lefaucheux-Gewehr.

Den Vorläufer des Zündnadelgewehres bildete, neben anderen zu geringer Bedeutung gelangten Hinterladern, das aus dem Perkussionsgewehr hervorgegangene Lefaucheux-Gewehr (1832), bei dem der Lauf um eine horizontale Achse bewegt und von hinten mit

Lefaucheux-Gewehr und Revolver.

einer Patrone geladen werden kann. Für den Nahkampf ist seit der Mitte dieses Jahrhunderts der Revolver zu hoher Bedeutung gelangt, bei dem mehrere Rohre um eine Achse drehbar angeordnet sind, so daß die einzelnen Läufe nach einander zur Funktion

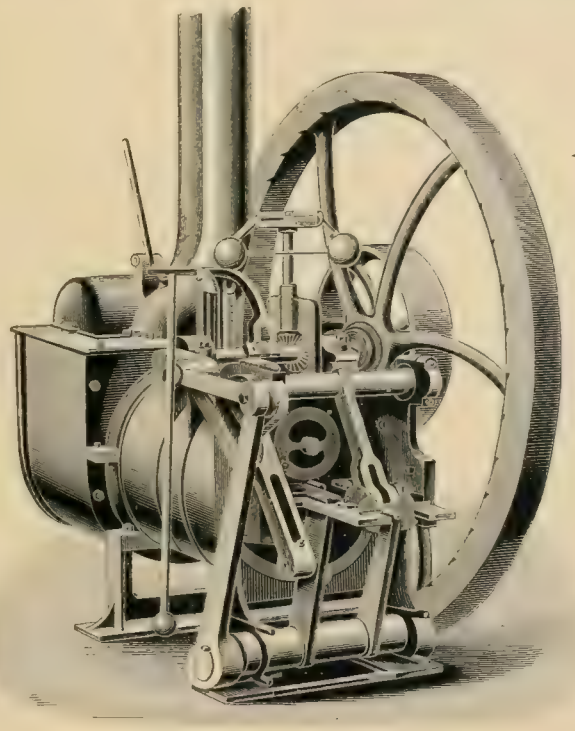
Revolver.

kommen. Diese von dem Obersten Colt erfundene Drehpistole wurde bald in der Weise verbessert, daß man nicht die Gesamtheit der Läufe, sondern lediglich die in eine Stahlwalze gebohrten Patronenkammern vor einem einzigen Lauf drehbar anordnete und zugleich die Einrichtung traf, daß die Patronenkammer ohne weiteres von dem Abzuge in Bewegung gesetzt werden konnte. Es versteht sich von selbst, daß auch die Handfeuerwaffen seit Mitte dieses Jahrhunderts ausschließlich aus Gußstahl hergestellt werden.

Die Vervollkommnung der Geschützteknik hatte nicht nur die früher erwähnten technischen Errungenschaften zur Voraussetzung, sondern in gleichem Maße auch die genaue Kenntnis der Vorgänge bei der Explosion der Pulverarten. Die hierauf bezüglichen Untersuchungen gewannen nicht nur für die Feuerwaffen grundlegende Bedeutung, sondern in vielleicht weit bedeutungsvollerer Weise auch für die gesamte Maschinentechnik, indem sie allmählich zu der Konstruktion von brauchbaren Explosionsmotoren hinüberleiteten.

Explosions-motore.

Bereits in den dreißiger Jahren hatte man erkannt, daß die Dampfmaschine erhebliche prinzipielle Fehler aufweist, die eine Ausnützung der in dem Brennmaterial aufgespeicherten Wärme nur bis etwa 15—20% gestatteten. Schon damals machte man sich klar, daß die vorhandenen irdischen Kohlenschätze nicht für die Ewigkeit ausreichen könnten, man deshalb mit ihnen haushälterischer umgehen müßte, als es bei der ausgedehnten Verwendung von Dampfmaschinen möglich sei. Durch Anwendung von Compound-Dampfmaschinen, wobei der Auspuffdampf in einem Niederdruckcylinder noch weitere Arbeit zu leisten hat, versuchte man allerdings, den Nutzeffekt der Dampfmaschine soweit als möglich zu steigern, aber man vermochte damit doch nicht den prinzipiellen Fehler zu beseitigen, der in der Verwendung des Wasserdampfes seine Ursache hat. Aus diesem Grunde richtete sich die Aufmerksamkeit der Techniker auf einen brauchbaren Ersatz des Wasserdampfes als Triebmittel für Motore.



Ericsons Heißluftmotor.

Bereits 1827 hatte Ericson seine verbesserte Heißluftmaschine konstruiert, bei der nicht mehr die Expansion des Wasserdampfes, sondern die Ausdehnung erwärmter Luft als treibendes Mittel angewandt wurde. In theoretischer Hinsicht ist die Heißluftmaschine zweifellos der Dampfmaschine überlegen; in technischer Hinsicht dagegen bot ihre Konstruktion so erhebliche Schwierigkeiten, daß man bis in die Gegenwart hinein über den Bau kleiner Typen nie hinausgekommen ist. Mehr Erfolg schien die Verwendung explosiver Gasgemische zu versprechen, nachdem man einige Zeit — freilich vergeblich — versucht hatte, das Schießpulver, bezw. dessen Verbrennungsgase, als treibendes Medium zu benutzen. (Die ersten Versuche, einen Pulvermotor zu konstruieren, stellte übrigens bereits Papin an.) Die Vorzüge der Explosionsmotore gegenüber der Dampfmaschine, aber auch der älteren Heißluftmaschine, ergeben sich aus folgender Überlegung: Bei den Dampf- und Heißluftmaschinen ist die Wärmemenge, welche die motorische Substanz, sei es nun Wasserdampf oder Luft, dem Brennmateriale entnimmt, nur ein kleiner Bruchteil der in dem Brennmateriale überhaupt aufgespeicherten Wärmemenge; bei den Explosionsmaschinen dagegen findet die Verbrennung direkt im Cylinder der Maschine statt, die bei der Explosion frei werdende Wärme geht dabei in einem recht beträchtlichen Prozentsatze an das treibende Medium, das in diesem Falle die bei der Explosion entstehenden Gase sind, über. Es ist klar, daß hierbei die wirkliche Wärmeausnützung beträchtlich größer sein muß, als bei der Dampfmaschine.

Gasmotore.

Die älteren Explosionsmaschinen von Lenoir (1858) und Hugon in Paris waren nach Art der Dampfmaschinen gebaute, doppelt wirkende Maschinen, bei denen das durch einen Induktionsfunken oder dergleichen zur Entzündung gebrachte explosible Gasgemisch (im wesentlichen ein Gemisch von Leuchtgas und atmosphärischer Luft im Verhältnisse von 1 : 8), das sich nach der Explosion auszudehnen strebt, genau die Stelle des einströmenden und expandierenden Dampfes vertrat. So große Hoffnungen aber auch an die Lenoirsche Maschine gesetzt worden sind, so wenig hat sie zu erfüllen vermocht. Ihr Hauptnachteil besteht darin, daß man es bei der Ausdehnung der zur Explosion gebrachten Gase nicht mit einer stetig wirkenden Kraft zu thun hat, sondern daß die nach der Explosion der Gase eintretende plötzliche Ausdehnung einen heftigen Stoß bewirkt, der auch bei der Benutzung schwerer Schwungräder nicht in eine gleichförmige Bewegung verwandelt werden kann.

Ein wesentlich anderes Prinzip verfolgten Otto und Langen bei ihrem ersten im Jahre 1864 konstruierten Explosionsmotor, indem sie nicht die bei der Explosion auftretende Spannung als treibendes Mittel benutzten, sondern die Explosion auf einen zunächst mit den übrigen Maschinenteilen nicht verbundenen Kolben einwirken ließen. Die Expansion wurde dabei so weit getrieben, daß bei der darauf folgenden Abkühlung im Cylinder ein luftverdünnter Raum entstand, in den der nunmehr mit den beweglichen Maschinenteilen verbundene Kolben durch den Atmosphärendruck hineingetrieben wurde. Die außerordentlich günstige Aufnahme, die dieser Motor, insbesondere in kleineren Betrieben fand, geht am besten daraus hervor, daß in den zehn Jahren von 1866—76 nicht weniger als 4500 Stück abgesetzt, und daß in derselben Zeit von anderen Konstrukteuren für Verbesserungen an Gaskraftmaschinen mehr als 65 Patente genommen wurden. Der Erfolg veranlaßte Otto, auf dem betretenen Wege fortzufahren und sein ganzes Augenmerk auf die Verbesserung der Gaskraftmaschine zu lenken. In der That gelang es ihm auch, mit dem im Jahre 1876 erfundenen neuen geräuschlosen Otto-Motor, eine Kraftmaschine zu konstruieren, die theoretisch der Dampfmaschine weit überlegen ist, und die bis zu Größen von ca. 200 PS. auch wirtschaftlich erfolgreich mit der Dampfmaschine zu konkurrieren vermag.

* * *

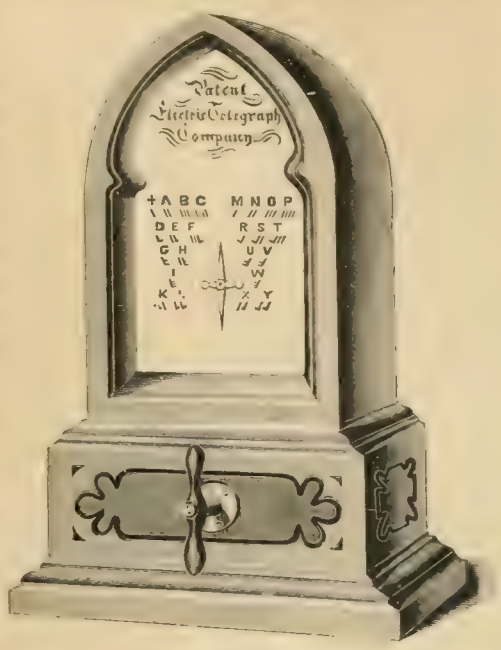
Elektrotechnik.

Die Elektrotechnik entwickelte sich in der betrachteten Periode nach zwei Richtungen hin: Zunächst wurde an dem Ausbau des Telegraphen gearbeitet, dann an der Erzeugung starker elektrischer Ströme durch Maschinen, ein Problem, das durch die Entdeckung des dynamoelektrischen Prinzipes durch Siemens seine prinzipielle Lösung fand. Den breitesten Raum nahm jedoch zunächst der Ausbau der Schwachstromtechnik ein, die im wesentlichen mit der Entwickelung der Telegraphie zusammenfällt, von der an anderer Stelle noch die Rede sein wird. Hier sei nur angedeutet, daß sie bereits in ihren Kinderjahren eine ebenso einschneidende Wirkung ausgeübt hat, wie es im vorigen Jahrhundert die Einführung der Textilmaschinen und der Dampfmaschine gethan hatte. Der Telegraph hat in Wirklichkeit erst die industrielle Revolution zu Ende gebracht, die von den großen Erfindungen des 18. Jahrhunderts inauguriert worden war.

Telegraphie.

Die grundlegenden Erfindungen, auf denen die praktische Durchbildung des Telegraphen beruht, wurden bereits (Bd. I., S. 387) geschildert. Im wesentlichen waren es immer die elektromagnetischen Eigenschaften des elektrischen Stromes, die dazu benutzt wurden, Zeichen in die Ferne zu übertragen. Am einfachsten erschien es zunächst, die Ablenkung eines Magnetes durch den Strom zu benutzen; auf diesem Prinzipe beruhte der erste Telegraph von Gauß und Weber. Dasselbe Prinzip kehrte in dem elektrischen Telegraphen von Wheatstone

und Cooke wieder, dessen Erfindung im Jahre 1840 eine neue Entwickelungsperiode des elektrischen Telegraphen einleitete. Zu Anfang war nämlich die große Schwierigkeit zu überwinden, auf weite Entfernungen hin einem Elektromagneten, ohne Zuhilfenahme eines Relais, die erforderliche magnetische Kraft zu erteilen, damit mit ihm Signale vermittelt werden konnten. Bei dem Wheatstone-Cookeschen Nadeltelegraphen, bei dem zwischen zwei Multiplikatorspulen eine leichte Magnetnadel um eine horizontale Achse beweglich angeordnet war, genügten bereits sehr schwache Ströme, um eine Ablenkung der Nadel nach der einen oder der anderen Richtung zu bewirken. Mit den geringen Hilfsmitteln, welche die Elektrotechnik in den vierziger Jahren bot, war hier in der That ein ziemlich vollkommener Apparat konstruiert worden, der für die meisten Zwecke durchaus genügte. Da zugleich die Betriebskosten relativ gering waren, so kann es nicht wunder nehmen, daß der Wheatstonesche Nadeltelegraph noch bis in die achtziger Jahre hinein vielfach, besonders bei englischen Eisenbahnen, im Gebrauch blieb.



Nadel-Telegraph.

Ungleich vollkommener waren allerdings die elektromagnetischen Zeigertelegraphen, wie sie von verschiedenen Elektrotechnikern, in besonderer Vollkommenheit aber von Siemens und Halske konstruiert worden waren. Bei diesen Zeigertelegraphen wurde die elektromagnetische Anziehung mit einem Gewicht oder einer Federkraft in Verbindung gebracht, um ein Rad in eine springende Bewegung zu versetzen. Dem elektrischen Strom fiel dabei nur die Aufgabe zu, einen Elektromagneten zu bethätigen, der die rotierende Bewegung eines Rades unterbrach. Gab man dann mit einem geeigneten Manipulator ein Zeichen, indem man eine Kurbel auf einer mit Buchstaben besetzten Scheibe drehte, so wurden dadurch soviel Stromimpulse ausgelöst, als man mit der Kurbel Buchstaben übersprang; auf der zweiten Station wurde mit jedem Stromimpuls ein Elektromagnet bethätigt, der die Rotation eines Rades, das einen über einer Buchstabenscheibe beweglichen Zeiger trug, bei jedem Zahne unterbrach. Stand also beispielsweise auf der Scheibe des Manipulators der Buchstabe E an fünfter Stelle, so gab man fünf Stromimpulse, wenn man die Kurbel des Manipulators auf E

Zeigertelegraph.

Zeigertelegraph von Siemens und Halske.

drehte. Das rotierende Rad an der entfernten Station erlitt damit an fünf Zähnen Unterbrechungen und blieb an der Stelle stehen, wo der auf dem Rade befestigte Zeiger auf E zeigte. Der Zeigertelegraph lieferte deutlich erkennbare Zeichen und war dadurch dem Nadeltelegraphen, der nur Kombinationszeichen lieferte, weit überlegen. Die bedeutsamste Vervollkommnung erfuhr der Zeigertelegraph durch die von Siemens vorgenommene Kombination mit dem Magnetinduktor (S. 180). Diese Kombination wurde für die gesamte Elektrotechnik von folgenschwerster Bedeutung, weil die Beschäftigung mit dem Magnetinduktor für Siemens die unmittelbare Anregung zur Entdeckung des dynamoelektrischen Prinzips gab. Für die Telegraphentechnik blieb die Einführung des Magnetinduktors an Stelle von galvanischen Batterien von geringerer Bedeutung, weil die Zeigertelegraphen und auch die anderen telegraphischen Apparate sehr bald nach ihrer Einführung durch den Morseapparat verdrängt wurden.

Samuel F. B. Morse.

Neben den Namen Gauß, Steinheil, Wheatstone steht der Name Morse in den ersten Reihen der Begründer der elektrischen Telegraphie. Schon fünf Jahre bevor Wheatstone sein erstes Patent auf einen Nadeltelegraphen nahm, kam Morse (1832) auf die Idee, die Eigenschaften des Elektromagneten zur telegraphischen Zeichengebung zu benutzen. Trotz größter Anstrengungen war es ihm jedoch erst im Jahre 1843 gelungen, eine Unterstützung im Betrage von 30000 Dollars zu erhalten, um eine Versuchslinie zwischen Washington und Baltimore zu errichten; im Jahre 1844 wurde die erste Depesche mit dem Morseapparat auf dieser Linie befördert. Wie sehr der erste Telegraph Morses von der späteren Einrichtung, die er seinen Apparaten gab, verschieden war, ersieht man daraus, daß der Elektromagnet an demselben 158 Pfund wog und zwei Menschen erforderlich waren, um ihn mit seinem Gerüst von der Stelle zu bewegen. Das Prinzip des Morseapparates, des auch heut noch am meisten verwandten Telegraphenapparates, ist ungemein einfach: Wird ein elektrischer Strom durch die Elektromagnetspulen hindurchgeleitet, der Elektromagnet also erregt, so zieht dieser ein weiches Stück Eisen an, das an der einen Seite eines zweiarmigen Hebels befestigt ist. Der andere Arm des Hebels, an dem sich ein Stift oder ein Farbrädchen befindet, wird dabei an einen Papierstreifen angedrückt, der durch ein Uhrwerk von einer Rolle abgewickelt wird. Zieht nun der Elektromagnet den Hebel längere Zeit an, so markiert der Stift oder das Farbrädchen auf dem Papierstreifen einen Strich, der sich zu einem Punkte verkürzt, wenn der Elektromagnet den Hebel nur momentan anzieht. Man ist also in der Lage, von einer entfernten Stelle aus allein durch Variation in der Schließungsdauer des elektrischen Stromes dem Papierstreifen eine Kombination von Strichen und Punkten einzuverleiben, deren Anordnung den Buchstaben des Alphabetes entspricht. Diese prinzipielle Einfachheit und die besonders hervor-

stechende Eigenschaft, daß man dauernd bleibende Zeichen von dokumentarischem Werte dem Papierstreifen einverleiben kann, haben dem Morseapparat, an dessen Prinzip auch heute noch nichts geändert ist, einen außerordentlichen Vorrang vor allen anderen telegraphischen Apparaten gesichert. Obwohl inzwischen viel vollkommenere Telegraphenapparate erfunden wurden, sind immer noch mehr als $^3/_4$ aller Telegraphenapparate nach dem Morsesystem gebaut.

Der fabrikmäßige Maschinenbetrieb war ursprünglich ganz unorganisch auf die handwerksmäßige Produktion aufgepfropft worden, und solange die Verkehrsmittel in ihrem ursprünglichen primitiven Zustand blieben, verharrte auch die Produktionsweise in ihrem primitiven, auf Messen und Märkte zugeschnittenem Zustande. Auch der Fabrikant mußte zunächst noch auf Vorrat produzieren, mußte große Läger halten und eine große Auswahl verschiedener Waren fabrizieren. Die Langsamkeit des Verkehrs gestattete ihm nicht, Konjunkturen auszunutzen und aus der Leistungsfähigkeit seiner Maschinen den vollen Nutzen zu ziehen. Mit einem Schlage änderte sich dies, als die Welt mit einem Gürtel eiserner Schienen umspannt war und als der Telegraph es gestattete, mit Windeseile den Gedanken um den Erdball zu tragen. Jetzt erst war der Produzent in der Lage, auf ein plötzlich auftauchendes Bedürfnis hin seine Aufträge zu erteilen und Aufträge mit der Schnelligkeit auszuführen, die der Maschinenbetrieb ihm im Gegensatz zu dem handwerksmäßigen Betriebe gewährleistete. Er brauchte nicht mehr Stapelwaren zu erzeugen, die große Kapitalanlagen in Rohstoffen und erhebliche Zinsen für das nicht rasch genug umgeschlagene Kapital verschlangen; er konnte in kürzeren Fristen produzieren und er brauchte es nur dann, wenn bestimmte Aufträge an ihn herantraten. Er sparte Spesen und Zeit, und damit konnten die Waren selbst so viel billiger werden, daß sie auch der breiteren Masse zugänglich wurden. Als Endergebnis der erweiterten Aufnahmefähigkeit der Massen stellte sich natürlich eine erhöhte Produktion, ein erhöhter Warenumsatz, ein allgemeiner Aufschwung des Wohlstandes ein.

Eisenbahnen.

Diese Thatsache allein rechtfertigt es bereits, daß wir hier auf die Entwickelung des Verkehrswesens etwas näher eingehen. Schon rein äußerlich betrachtet tritt in dieser Periode in allen Staaten der Bau von Eisenbahnen in den Vordergrund. Während sich in der Periode von 1828—48 das neue Verkehrsmittel nur langsam verbreitet hatte, weil man der technischen Schwierigkeiten noch nicht vollständig Herr zu werden vermochte, die sich dem Bau von Lokomotiven und Eisenbahnen entgegenstellten, hatte sich in der Zeit von 1848 das technische Können so sehr vergrößert, daß man an die Lösung von Aufgaben herantreten konnte, die noch ein Dezennium vorher als unausführbar erschienen waren. Zur Illustrierung des gewaltigen Aufschwunges des Verkehrswesens, der sich zu keiner Zeit mehr in der gleichen Intensität wiederholt hatte, seien nur einige Zahlen herausgegriffen, die deutlicher als lange Auseinandersetzungen den rapiden Entwickelungsgang dokumentieren:

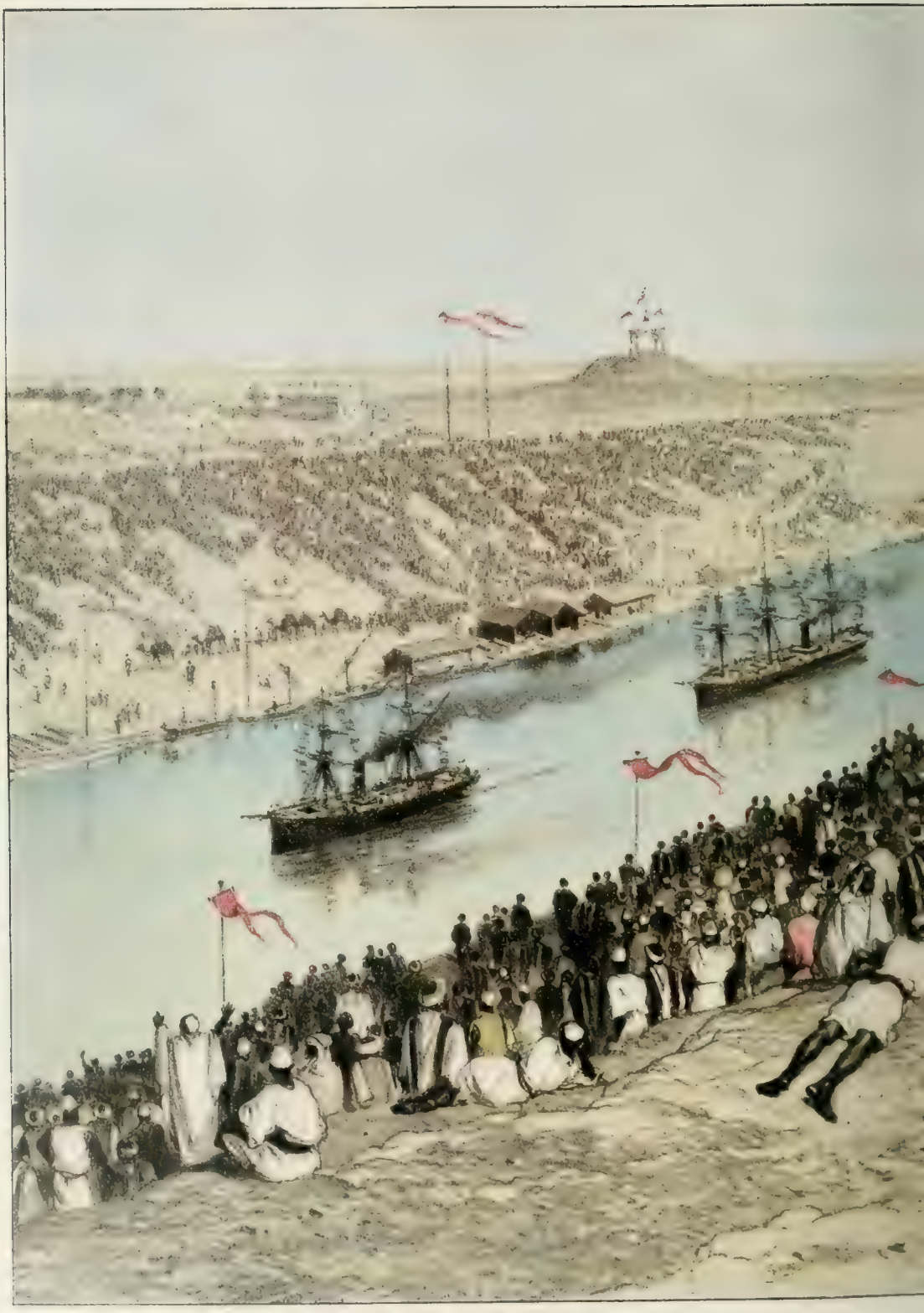
Es betrug die Eisenbahnlänge in Kilometern am Ende der Jahre:

	1830	1840	1850	1860	1870	1889
Deutschland	—	469	5 856	11 088	18 450	41 793
Österreich-Ungarn	121	475	2 240	5 160	9 761	26 501
Rußland	—	26	601	1 589	11 243	30 140
Großbritannien	92	1 349	10 660	16 797	24 383	32 088
Frankreich	32	427	2 996	9 439	17 462	36 348
Europa überhaupt	245	3 103	24 083	51 919	103 013	220 261
Vereinigte Staaten	87	5 344	13 826	49 255	85 288	259 687
Zusammen auf der Erde	332	8 641	38 443	107 935	207 923	595 767

Trotz ihrer nackten Dürftigkeit geben diese Zahlen doch zugleich ein anschauliches Bild von der kulturellen Entwickelung der Nationen im allgemeinen; in ihrem relativen Werte, auf die Größe des Landes bezogen, bilden sie geradezu eine Kulturskala von untrüglichem Werte. Man darf nur die für Deutschland und Österreich-Ungarn geltenden Zahlen nebeneinander betrachten, um aus ihnen das gleiche Bild zu erhalten, das dem Kenner der kulturellen Verhältnisse der beiden Länder auch schon aus anderen Thatsachen geworden sein dürfte. In der That fällt die Geschichte der Eisenbahnen vollständig mit der politischen und wirtschaftlichen Geschichte der Staaten zusammen. Bis zu einem gewissen Grade sind die Eisenbahnen, als der wichtigste Hebel zur Förderung des Verkehrswesen, geradezu das auslösende Moment für die politischen Geschehnisse. Solange das Verkehrswesen nicht über das Frachtfuhrwerk auf schlechten Landstraßen und die Postkutsche hinausgekommen war, konnten Bannmeile und Zollgrenze innerhalb der einzelnen Nationen kaum als wesentliches Hindernis für die Entfaltung der Produktion und die Entwickelung der Industrie in Betracht kommen, die Sachlage aber änderte sich sofort, als die Schienenwege nicht bloß die benachbarten Städte, sondern über die Landesgrenzen hinweg die einzelnen Staaten miteinander verband, die Nationen zusammenführte, sie einander näherte und sie ihre gemeinsamen Interessen kennen lehrte. Gegenüber der Beschleunigung des Verkehres durch die Eisenbahnen, des erleichterten Warenaustausches wurde die Aufrechterhaltung eng umgrenzter Wirtschaftsgemeinschaften, die sich gegeneinander durch Zollgrenzen abzuschließen suchten, zu einem Widerspruch in sich selbst; betrachtet man nur Deutschland, so erkennt man leicht, wie die Gründung des Deutschen Zollvereines (S. 15) eine wirtschaftliche Notwendigkeit wurde, die durch die industrielle Entwickelung, als deren vornehmster Hebel die Eisenbahnen zu betrachten sind, geschaffen wurde.

Ferdinand de Lesseps.

Die wirtschaftlichen Einwirkungen der Eisenbahnen können nicht hoch genug eingeschätzt werden. Wer sich einmal die Mühe nimmt, die Gestaltung der Warenpreise in demselben Lande zur Zeit vor der Einführung der Eisenbahnen zu untersuchen, wird geradezu überrascht sein durch das buntscheckige Bild, das sich einem dort darbietet. Wenige Tagereisen voneinander entfernt, konnte hier infolge von Teuerung der Lebensmittel eine veritable Hungersnot herrschen, während dort die Lebensmittel relativ billig erhältlich waren. Gewisse Waren, wie Steinkohlen z. B., fanden vor Einführung der Eisenbahnen ihren Absatz fast nur in unmittelbarer Nachbarschaft der Bergwerke. Mit einem Schlage änderte sich jedoch das Bild, als die eisernen Schienenwege das Land durchzogen. Die Marktpreise fanden untereinander einen fast vollständigen Ausgleich, und vorhandene Differenzen sind nur noch durch die Frachtunterschiede zu erklären. In einem Lande mit ausgedehntem Schienennetz erscheint eine lokale Hungersnot, wie wir sie leider auch heute noch fast alljährlich in Rußland in Er-



Die Fürstenschiffe auf der ersten Fahrt du

Nach einem gleichze

on Suez-Kanal am 17. November 1869.

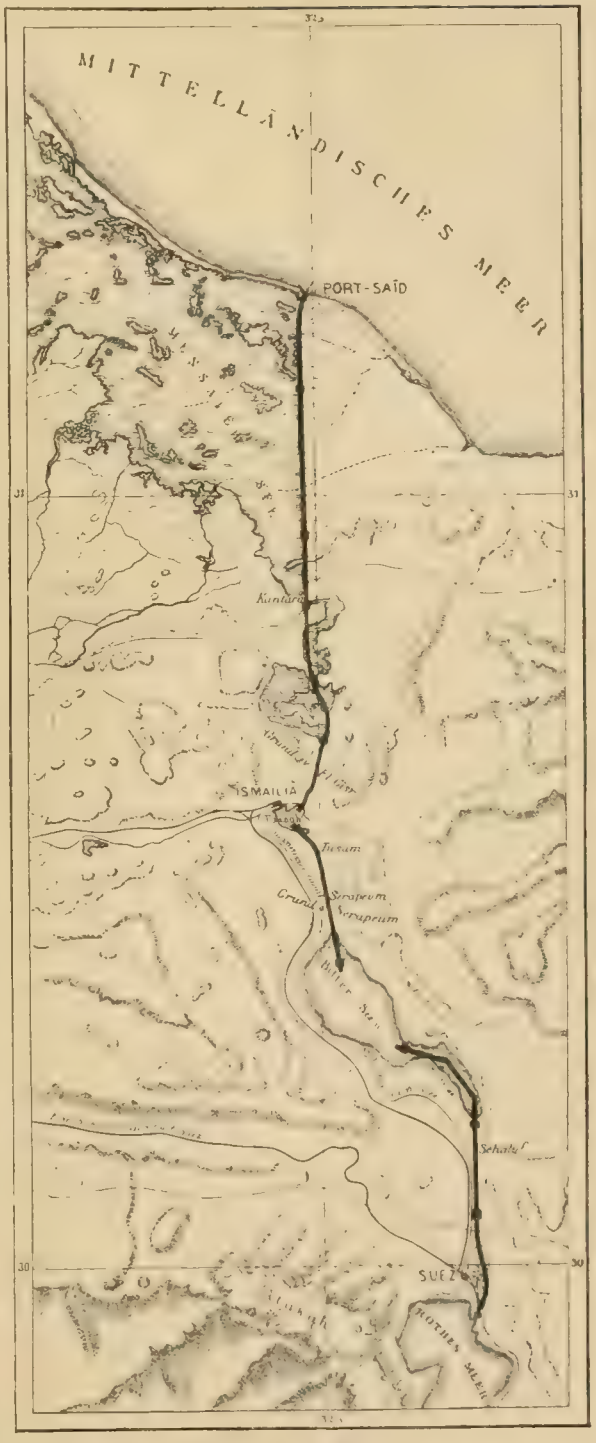
rell von Riou.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

scheinung treten sehen, fast völlig ausgeschlossen; das Schwanken der Getreidepreise ist auf ein Minimum zurückgeführt, und das nicht bloß innerhalb eines Landes, sondern auf der ganzen Welt! Alle diese Dinge erscheinen heute von solcher Selbstverständlichkeit, daß man sich in die Situation gar nicht mehr hineinzuversetzen vermöchte, die entstehen würde, wenn man die Eisenbahnen plötzlich wieder abschaffen wollte.

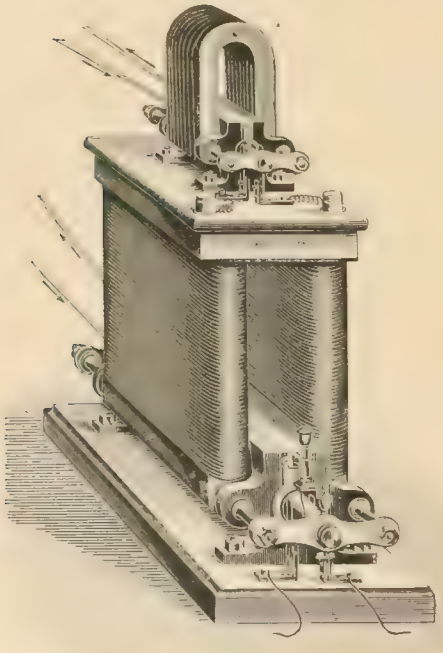
Wie gewaltig aber auch der Einfluß der Eisenbahnen auf die Hebung der Industrie des Weltverkehrs gewesen ist, seine Krönung erfuhr dieser doch erst durch die großartige Ausbildung der Dampfschiffahrt, die freilich erst in dem letzten Drittel unseres Jahrhunderts einsetzte. Die Zeit bis dahin war gewissermaßen nur die Vorbereitungsperiode für die Ausgestaltung des Weltverkehrs, wie wir ihn heute vor uns sehen.

Die Cäsur zwischen beiden Perioden bildet die Eröffnung des Suezkanales im Jahre 1869. Bereits zur Zeit der Pharaonen hatte allerdings ein Kanal durch die Landenge von Suez bestanden, aber im Mittelalter war er bereits völlig versandet. Erst am Anfange dieses Jahrhunderts dachten die Franzosen wieder an den Bau eines Kanales durch die Landenge von Suez, der der Großschiffahrt dienen sollte. Es ist interessant, daß an der Spitze der im Jahre 1846 von Franzosen, Engländern und Österreichern gegründeten ersten Gesellschaft der berühmte Stephenson stand, der jedoch gegen die Ausführung des Projektes Bedenken erhob. Zu frischem Leben gedieh das Projekt erst, als Ferdinand de Lesseps sich mit Feuereifer der Sache annahm (1854). Der große Franzose,



Karte des Suez-Kanals.

der bei dem Projekt des Panamakanales, das durch beispiellose Betrügereien zu Grunde gerichtet wurde, ein so tragisches Ende nahm, erkannte mit scharfem Blick die große wirtschaftliche Bedeutung des Suezkanales für den Welthandel und warf sich mit gewaltiger Energie auf die Ausführung, die durch Said Pascha außerordentlich gefördert wurde. Zehn volle Jahre wurde an dem Riesenwerk gearbeitet, das am 16. November 1869 mit großartigem Pomp eröffnet wurde. Die auf den Kanal gesetzten Hoffnungen haben sich glänzend erfüllt. Im Jahre 1870 passierten 486 Schiffe mit 436 609 Tonnen den Kanal, im Jahre 1893 war die Zahl auf 7637 Schiffe mit 7 680 461 Nettotonnen angewachsen. (In den Projekten war der durchschnittliche Verkehr auf 3 Millionen Tonnen geschätzt worden.) Seit Anfang der achtziger Jahre wird, da der Tiefgang der Schiffe fast durchweg erheblich zugenommen hat, daran gearbeitet, die Schiffahrt durch den Kanal durch Tieferlegung seiner Sohle zu erleichtern. Der Suezkanal wird dann noch mehr wie bisher den Seeverkehr zwischen Europa einerseits und Asien, Ost-Afrika und Australien vermitteln.



Elektromagnetische Maschine von Wilde.

Durch die Ausbildung des Verkehrswesens, wie sie sich im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts vollzog, und die ihre Krönung durch den Unterseetelegraphen und den Suezkanal erfuhr, wurde der Cirkel geschlossen, innerhalb welches eine Produktionssphäre die andere, ein Industriezweig den anderen von Grund aus umgestalteten. Eine prinzipielle Verbesserung der Kommunikationsmittel über die Eisenbahn, das Dampfschiff und den Telegraphen hinaus erscheint nach dem heutigen Stande der Technik kaum mehr möglich. Durch den Ausbau des Reißschen Gedankens des Telephons (1861), durch die pneumatische Paket- und Briefbeförderung (1863) wurden zwar noch erhebliche Verbesserungen in den Kommunikationsmitteln herbeigeführt, aber es wurden doch nicht mehr so umwälzende Einwirkungen auf Produktion und Industrie ausgeübt, wie sie durch die erstgenannten Faktoren bewirkt worden waren. Nur eine qualitative Steigerung in den Verkehrsverhältnissen, von der Art, wie sie insbesondere durch den Telegraphen ausgelöst worden war, vermöchte Industrie und Technik noch einmal von Grund aus umzuwälzen.

Elektrotechnik.

Wie gewaltig deshalb auch die Leistungen der von Siemens zum Leben geweckten Starkstrom-Technik in der Gegenwart sind, wie sehr auch die Elektrotechnik heute die Produktion beeinflußt, so erscheint es uns doch undenkbar, daß die Elektrotechnik jemals den gleichen phänomenalen Einfluß auszuüben vermöchte, den seinerzeit die Dampfmaschine ausgeübt hatte. Nichtsdestoweniger wird das 20. Jahrhundert noch mehr unter dem Zeichen der Elektricität stehen, als die Gegenwart — ein unbestrittenes Verdienst von Werner Siemens, das er sich durch die Entdeckung des dynamoelektrischen Prinzips (1866) errungen hat.

Nachdem Faraday (S. 179) die Kenntnis der elektrischen Wirkung der Bewegung und

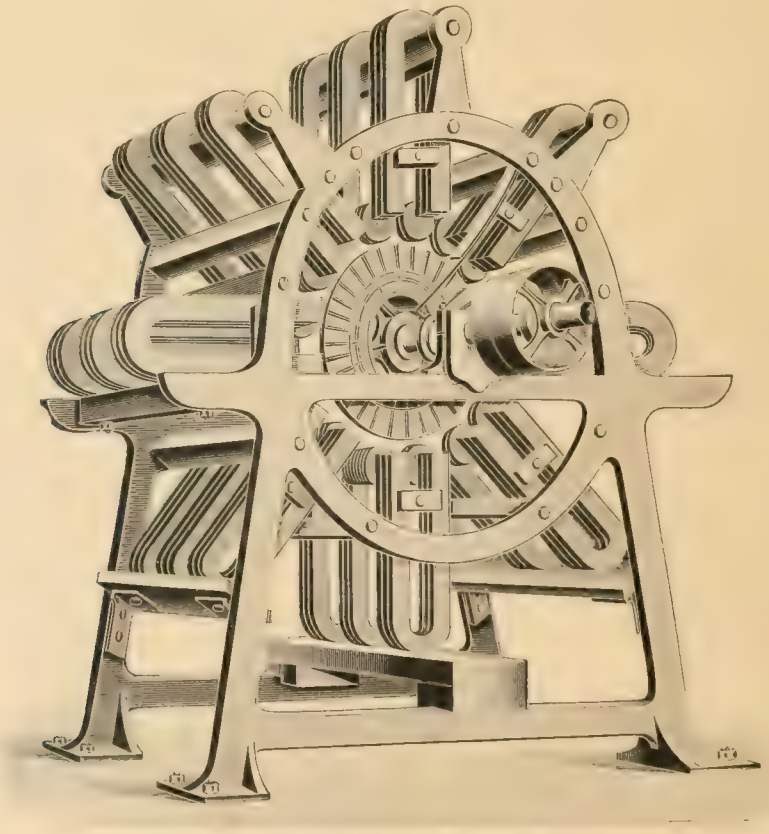
des Magnetismus vermittelt hatte, tauchten eine ganze Reihe von Erfindungen auf, die den Zweck hatten, unter Anwendung von Magneten Bewegungsenergie in elektrische Energie zu verwandeln. Bereits 1832 hatte Pixii eine magnetelektrische Maschine konstruiert, bei der durch Bewegung von Drahtspulen an Magnetpolen vorbei Elektricität erzeugt wurde. Clark und Stöhrer (S. 181) folgten ihm nach. Zunächst waren es allerdings nur die Physiker, die Interesse an den neuen magnetelektrischen Maschinen hatten. Die erste, die diese Maschinen in die Praxis einführte, war die weltbekannte Firma Cristofle, die im Jahre 1854 zum ersten Male magnetelektrische Maschinen im praktischen Betriebe verwandte. Um dieselbe Zeit bildete sich auch in Paris eine Gesellschaft, die „Compagnie Alliance", die größere magnetelektrische Maschinen zur Erzeugung elektrischen Lichtes für Leuchttürme baute. Diese Maschinen waren allerdings noch wahre Ungetüme, denn bei gleicher Leistung heutiger Dynamomaschinen waren sie etwa dreimal so groß und dreimal so schwer. Der Hauptnachteil dieser Maschinen waren aber die Stahlmagnete, die nicht bloß kostspielig, sondern auch unzuverlässig waren. Man war deshalb darauf bedacht, die Stahlmagnete durch Elektromagnete zu ersetzen, die man ihrerseits durch Batteriestrom erregte. Aber die Anwendung der Batterien war selbst nur wieder ein Notbehelf; Wilde in Manchester ersetzte deshalb die Batterieströme durch die Ströme einer kleinen magnetelektrischen Hilfsmaschine. An dieser Stelle setzte im selben Jahre (1866) Siemens ein, indem er die von der Hauptmaschine erzeugten Ströme selbst dazu benutzte, ihre eigenen Elektromagnete zu erregen. Natürlich mußten dazu schon beim ersten Anlaufen der Maschine Ströme erzeugt werden. Strom kann aber nur entstehen, wenn die Elektromagnete Magnetismus enthalten. Es war nun der geniale Gedanke Siemens', den geringen Magnetismus auszunutzen, der stets auch im weichen Eisen zurückbleibt, wenn dieses vorher durch eine beliebige Stromquelle elektromagnetisch erregt worden war. Bewegt man nun an einem Elektromagneten, der von vorausgegangener Erregung her noch eine Spur

Werner Siemens.
Nach einer Photographie.

Siemens.

von Magnetismus besitzt, eine in sich geschlossene Drahtspule vorüber, so muß in dieser ein, wenn auch sehr schwacher Strom hervorgerufen werden. Leitet man dann weiter diesen Strom in passender Richtung um diesen selben Elektromagneten, so wird offenbar dessen Magnetismus um ein weniges erhöht werden; infolgedessen wird dann auch der Strom in der bewegten Spule stärker werden, so daß durch seine Wirkung wiederum der Magnetismus der Elektromagnete verstärkt wird, bis die Elektromagnete mit Magnetismus vollständig gesättigt sind und ein stabiler Zustand erreicht ist. Bei einer derartigen Einrichtung ist die erzeugte elektrische Energie ganz unabhängig von der ursprünglichen Stärke der Magnete und hängt lediglich von der Aufnahmefähigkeit der Elektromagnete und von der Bewegungsenergie ab; man kann also mechanische Energie ohne weiteres in elektrische Energie verwandeln.

Auf dieser folgenschweren Entdeckung, die für alle Zeiten mit dem Namen Siemens verknüpft ist, baut sich die ganze moderne Elektrotechnik mit ihren in fast alle Lebensverhältnisse tief einschneidenden Wirkungen auf. Man darf nur an das elektrische Licht denken, das erst durch die Dynamomaschine populär gemacht worden ist, man braucht nur an die elektrische Kraftübertragung, an die elektrischen Eisenbahnen zu erinnern, um die gewaltige Tragweite des dynamoelektrischen Prinzips zu erkennen, durch das Robert Mayers Gesetz von der Erhaltung der Kraft eigentlich erst zur Vollendung gebracht wurde.



Magnetelektrische Maschine der „Compagnie Alliance".

Beilage zu Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert".

Der Pariser Industrie-Palast auf den Elyseischen Feldern im Jahre 1855.

Nach einer gleichzeitigen Lithographie von Benoist und Guerard.

Beilage zu Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert".

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

Museum zu Dresden, erbaut nach Sempers Plänen.

Die Renaissance in der Baukunst.

Den Baukünstlern des neunzehnten Jahrhunderts wird oft der Vorwurf gemacht, daß sie Eklektiker seien; das Jahrhundert, heißt es, entbehrt der Originalität — selbst die Besten haben ihr Können nur in den Formen bereits bestehender Stile zum Ausdruck gebracht, von einer Weiterentwickelung oder gar von einem neuen Stile ist nirgends die Rede! — Diejenigen, die solches behaupten, stehen auf einem wenig erhöhten Standpunkt, umbrandet von der Meinung des Tages, mit kurzsichtigem Blick in die Vergangenheit, mit geringem Verständnis der Gegenwart, mit skeptischem Blick in die Zukunft. Derjenige aber, der eine höhere Warte besteigt und vorurteilsfrei zurück und vorwärts schaut, wird die Gesetze erkennen, nach denen unaufhaltsam seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auch in der Baukunst ein neues Leben sich entwickelt hat. Das, was von manchen als ein Fehler bezeichnet wird, scheint uns vielmehr ein Vorzug zu sein. Wie auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit war auch auf dem Gebiete der Baukunst nach den Zeiten des schnellen Niederganges eine lange Zeit ernster, schwerer Arbeit notwendig; es mußte der Boden künstlerischen Empfindens fast drei Viertel Jahrhundert beackert und gedüngt werden, ehe die Samenkörner neuen Lebens die Bedingung ihrer Keimfähigkeit finden konnten. Die Thatsache, daß wir am Ende des Jahrhunderts uns in eine Fülle von Aufgaben der Baukunst vertieft finden, wie noch keine Zeit in der Weltgeschichte bis auf den heutigen Tag sie gestellt hat, läßt erkennen, daß wir mitten in einer großartigen Stilentwickelung stehen, die der Gegenwart vielleicht noch schwer erkennbar erscheint, der aber künftige Geschlechter gewiß ihre Anerkennung nicht versagen werden. Diese Aufgaben sind unendlich vielseitiger und großartiger, als diejenigen früherer Zeiten: das Aufblühen der Naturwissenschaften allein hat auf dem Gebiete der Baukunst eine schier unendliche Fülle völlig neuer Aufgaben gestellt. Hiermit Hand in Hand geht das Entstehen und Nutzbarmachen einer Unzahl neuer Baustoffe und Baumaterialien, die eine neue ungekannte Formensprache verlangen.

Wir haben an früherer Stelle der Thätigkeit der französischen Architekten unter Napoleon I. (Bd. I., S. 141), ferner in Deutschland Schinkels, Klenzes und der Romantiker (Bd. I., S. 411) gedacht und wenden uns nun zu einem Künstler, der als der bedeutendste in der Mitte des Jahrhunderts steht und weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus epochemachend als Dresden. Künstler und Lehrer gewirkt hat. Zu allen Zeiten galt die Residenz des sächsischen Fürstenhauses als eine Stätte, an der die Pflege der Musen heimisch war. Nicht mit Unrecht nennt man die im lieblichen Elbthale zwischen Rebenhügeln liegende Hauptstadt „Elbflorenz". Wenn schon äußerlich und landschaftlich eine Parallele mit der herrlichen Arnostadt sich aufdrängt, so ist in künstlerischer Beziehung eine solche ebenso berechtigt: Schöne Kirchenbauten, große Brücken-Anlagen, stattliche Paläste und Gärten, Ausbildungen des Stromufers, Staats- und Privatbauten, bedeutende Kunstsammlungen — alles unter dem Schutze kunstliebender

Altes Hoftheater zu Dresden. Erbaut von Semper 1839—41.

Fürsten. Auf Schinkels Empfehlung wurde hierher in den dreißiger Jahren Gottfried Semper Semper. (geb. 22. November 1803 zu Altona, gest. 15. Mai 1879 zu Rom) als Lehrer berufen. Ursprünglich den verschiedensten Studien, wie Medizin, Theologie, Archäologie und Mathematik obliegend, hatte er sich in München unter Gärtner der Baukunst endgültig zugewandt. Nachdem er dann in hervorragender Weise bei der Aufnahme des Regensburger Domes thätig gewesen, bereiste er 1830—32 Südfrankreich, Italien und Griechenland und erregte durch seine „Vorläufigen Bemerkungen über die bemalte Architektur und Plastik der Alten" (1834) Aufsehen. In Sachsens Hauptstadt ward ihm bald die Aufgabe zu teil, ein Theater zu erbauen, das 1839 begonnen, 1841 vollendet wurde. Im Gegensatz zu den Klassikern und den Romantikern erwies sich Semper als ein Wiederbeleber der Renaissanceformen, und so entstand am Ufer der Elbe ein Kunstwerk, das den Geist der Mediceer in einem modernen Theaterbau verkörperte. Man kann dreist behaupten, daß mit diesem Bau der Geist der

Renaissance seinen Einzug in Deutschland hielt. Leider wurde das schöne Werk in den sechziger Jahren durch Feuer zerstört. Neben diesem Bau entstanden die Synagoge in romanischem Stil, die Villa Rosa am rechten Elbufer und das Palais Oppenheim auf der Bürgerwiese, letzteres durchaus wieder der Ausdruck eines Florentiner Gedankens. Nach dem Erfolge des Theaterbaues bot sich sehr bald eine neue bedeutende Aufgabe für Semper in dem Neubau des Museums. Der in unmittelbarer Nähe des Theaters befindliche Zwinger, das bedeutendste Beispiel des Rokoko, umschloß mit drei Flügeln eine ausgedehnte Hofanlage, ließ aber die vierte Seite nach dem Theater zu offen. Man beschloß, diese durch einen Museumsbau zu schließen, und Semper löste die schwierige Aufgabe der Verbindung dieses Neubaues in Renaissanceformen mit dem Zwinger in wahrhaft genialer Weise. Die Grundsteinlegung des Museums fand am 23. Juli 1847 statt; die politischen Verhältnisse des Jahres 1848 verhinderten, daß Semper

Neues Hoftheater zu Dresden. Erbaut nach Sempers Plänen 1870–77.

den Bau fortführte. Er hatte sich in den blutigen Straßenkämpfen beim Bau der Barrikaden derartig kompromittiert, daß er mit knapper Not, nach Paris flüchtend, entkam. Das Museum wurde nach seinen Plänen bis 1854 von dem Oberlandbaumeister Hähnel und Hofbaumeister Krüger beendet. Er selbst ging nach London, wo er das South Kensington-Museum mitbegründete und sein epochemachendes Werk „Der Stil" schrieb, dessen erster Band 1860, der zweite 1863 erschien. Inzwischen erhielt Semper 1853 einen Ruf an das Polytechnikum in Zürich, und wirkte fortan hier als bedeutender Lehrer. Hier schuf er das schöne Schulgebäude und entwarf und erbaute das prächtige Stadthaus zu Winterthur in Formen der italienischen Renaissance. Wir werden Semper später am Ende seines Lebens noch in Wien thätig sehen. An dieser Stelle sei indes die Thatsache vorweg genommen, daß es ihm vergönnt war, an dem Orte, wo er seine glänzende Laufbahn mit dem Bau des Theaters begonnen hatte, in Dresden den zweiten Theaterbau an Stelle des ersten abgebrannten errichten

zu dürfen. Als die sächsischen Stände im Februar 1870 die Mittel zum Bau des Theaters genehmigten, war König Johann großherzig genug, Semper wiederum als Baumeister zu berufen.

Wien. In Wien war von einer baukünstlerischen Entwickelung bis 1848 keine Rede. Die politische Stagnation hatte die Entwickelung der Stadt behindert. Nun aber kam der Umschwung des staatlichen Lebens aus der Metternichschen Periode in die neue Zeit auch in der Baukunst bald zu bedeutendem Ausdruck. Es ist interessant zu sehen, wie sich sehr bald eine geistige Verwandtschaft mit den Bestrebungen der Dresdener Schule zeigte und wie auch an der Donau der Gedanke der Renaissance in Anwendung auf moderne Aufgaben Wurzel faßte.

Hauptthor des Wiener Arsenals.

Wie in Dresden Semper mit der Synagoge vom romanischen Stil ausging, um sogleich bei dem Theater zur Renaissance überzugehen, so stand auch in Wien am Anfang der zu schildernden Periode die 1848 begonnene Altlerchenfelder Kirche des schweizerischen Architekten J. G. Müller. Durch das Bestreben, deutsche und italienische Architekturelemente des romanischen Stiles zu vereinigen, entstand eine bedeutende Wirkung des Innenraumes, dessen Mittelschiff von hohen Kreuzgewölben, dessen Seitenschiffe von niedrigeren Flachkuppeln überdeckt sind. Zu derselben Zeit wurde das ausgedehnte Arsenal in romanischem Ziegelrohbau (1849—56) in Angriff genommen, an dem eine Reihe von Architekten lohnende Aufgaben fanden. Siccardsburg und van der Nüll führten die Kommandantur, L. Förster und Theophil Hansen die Bauten des Waffenmuseums, Rößner die Kirche aus. Mit dem Schleifen der Festungswerke in Wien 1857 und der Anlage der berühmten Ringstraße vermehrten sich die Aufgaben der Architekten. Siccardsburg und van der Nüll erbauten auch das prächtige Opernhaus im Renaissancestil mit Anlehnung an französische Motive.

Hansen. Theophil Hansen leistet Hervorragendes im Wohnhausbau. Wir nennen hier unter vielem nur den Heinrichshof an der Ringstraße, eine Gruppe von Mietshäusern, an der er sein Bemühen, einen Palaststil durchzuführen, mit großem Geschick zum Ausdruck brachte.

Eine besondere Aufgabe fiel dem geistvollen Heinrich Ferstel in dem Bau der Votiv-

Ferstel. kirche zu. Wenn er auch diesen Bau in den vorgeschriebenen Formen der Gotik durchführte, so war er doch der Typus eines Renaissancearchitekten. Dies beweisen das ganz im Geiste dieses Stiles erbaute Museum mit seinem schönen, glasüberdeckten Arkadenhof, der liebenswürdige Terrakottenbau des chemischen Laboratoriums, das prächtige Palais des Erzherzogs Victor, die zahlreichen Villen und Wohngebäude, und nicht minder das Hauptwerk seines

Kaiserliches Hof-Operntheater zu Wien.

Lebens, die 1873 begonnene Universität. Die Votivkirche, die er erst in den siebenziger Jahren beendete, begann er mit den Türmen, und es sei hier die für unsere Zeit charakteristische Legende erwähnt, daß König Ludwig dem Künstler geraten haben soll, erst diese zu vollenden, damit es ihm nicht gehe, wie vielen Architekten vor ihm, die über die unvollendeten Türme dahinstarben, nachdem sie die eigentliche Kirche fertig gestellt hatten.

Es hieße ein unvollständiges Bild der Wiener Architekten geben, wollten wir nicht hier auch des Gotikers Friedrich Schmidt gedenken, jenes schon in seiner äußeren Gestalt hervorragenden Schwaben, der, als Dombaumeister in Köln und Mailand thätig, 1859 nach Wien kam und hier an dem Stephansdome Anstellung fand. Als der Sohn eines protestantischen Pfarrers zum Katholizismus übergetreten, war er ein glühender Vorkämpfer der Gotik. Als Mensch mit den gewinnendsten Eigenschaften ausgestattet, von hinreißender Beredtsamkeit, übte er einen wahrhaften Zauber auf alle aus, die mit ihm in Berührung kamen. Dadurch wurde er auch dem Wiener, der bei seinem heiteren Naturell und der lebensfrohen Genußfähigkeit entschieden mehr zu den Ausdrücken der Renaissancezeit hinneigte, doch ein echter Liebling. So wußte er es auch später durchzusetzen, daß man ihm den Bau des Rathauses mit dem bedeutenden Geldaufwand von 14 Millionen Gulden übertrug.

Schmidt.

Votivkirche zu Wien. Erbaut von Ferstel.

Mit der geschilderten reichen Bauthätigkeit Wiens in den Jahren 1850—70 ging die Wiederbelebung des Kunsthandwerkes Hand in Hand. Man kann sagen, daß hierin die Wiener Schule bahnbrechend gewirkt und in der Kleinkunst Mustergültiges geleistet hat. Schon der Bau des Opernhauses hatte eine Reihe tüchtiger Kunsthandwerker erzogen und die Thätigkeit der übrigen genannten Architekten vergrößerte die Zahl solcher Meister der Kleinkunst mehr und mehr. Der weltfreudige Sinn des Wieners, der großes Verständnis für die Schmückung und Verzierung aller Gebrauchsgegenstände besitzt, begünstigten in hohem Maße die Bestrebungen der Architekten. Auf R. v. Eitelbergers Anregungen hin entstand das Österreichische Museum für Kunst und Industrie, dem Ferstel ein prächtiges Heim schuf. Männer wie Valentin Feirich, J. Stork, Jak. Falke, B. Bucher und Groner wirkten in Wort und Schrift für die Wiederbelebung des Kunsthandwerkes. So trat Wien auf der Pariser Ausstellung von 1867 schon führend in die Erscheinung, während das übrige Deutschland noch in voller Abhängigkeit von Frankreich verharrte, ja noch kaum eine Ahnung von der Bedeutung des neu aufgehenden Sternes des Kunstgewerbes hatte. Auch hier bestrebten sich

Kunstgewerbe.

die führenden Architekten, in erster Linie auf das Studium der Vorbilder italienischer und deutscher Renaissance aufmerksam zu machen, unterließen hierbei aber auch nicht, die Fabrikanten auf die Belebung teils untergegangener, teils unbekannter Arten der Technik selbst bis ins fernste Morgenland hinzuweisen. So entstanden die schönsten Produkte der böhmischen Glasindustrie, vertreten durch Lud. Lobmeyer, die musterhaften Webereien von Phil. Haas, die Lederarbeiten von August Klein, die Schmuckgegenstände von Ratzersdorfer, die Bronzen von Hannisch und Hollenbach. In Norddeutschland zeigten sich nur auf dem Gebiet der Goldschmiedekunst die ersten Knospen einer neuen Blüte des deutschen Kunstgewerbes.

Mit der Bedeutung der Dresdener Schule unter Semper und der Wiener Schule verglichen, hielt die Entwickelung der Baukunst in den anderen Städten Deutschlands nicht gleichen Schritt. Immerhin wurde auch hier im einzelnen Tüchtiges geleistet. In Berlin finden wir zunächst eine ganze Reihe Schinkelscher Schüler thätig. Hier stellte Friedrich Wilhelm IV. ein bedeutendes künstlerisches Moment dar, indem er selbst als Kunstkenner und Architekt in die Entwickelung der Baukunst einzugreifen versuchte. Die schwierigste Aufgabe bildete der Neubau des Domes; allein über Projekte und Versuche gelangte dieser Gedanke nicht hinaus und erst dem Ende des Jahrhunderts blieb es vorbehalten, den Plan des Königs, allerdings in ganz anderen Formen, zur Ausführung zu bringen. Zunächst erhielt Ludwig Persius den Auftrag, die Ideen des Königs zu Papier zu bringen, dann folgte Aug. Stüler mit dem Projekt einer Basilika. Nach dem Scheitern dieses Planes stellte Stüler ein zweites Projekt auf, das ebenfalls nicht zur Ausführung kam. Inzwischen führte Stüler in Gemeinschaft mit Albert Schadow die Schloßkuppel in Berlin aus, wodurch dem Städtebild von Berlin ein ähnlich charakteristisches Moment hinzugefügt wurde, wie es nach Schinkels Gedanken in Potsdam geschah. Die demnächst wichtigste Aufgabe wurde dann der Bau eines zweiten Museums. Die Kunstsammlungen hatten sich unter dem hervorragenden Einfluß des Königs derart vermehrt, daß eine Unterbringung derselben im alten Schinkelschen Museum nicht mehr angängig war. Der König beauftragte deshalb Stüler mit dem Bau des sogenannten Neuen Museums, das er an der Nordseite des alten Museums ausführte und mit letzterem durch einen Straßenübergang verband. An das

Persius.

Stüler.

Prunkpokal, entworfen von Prof. Aug. Fischer.
Geschenk der Stadt Berlin zur Vermählung des späteren Kaisers Friedrich (1858).
In Silber ausgeführt von T. Bollgold & Sohn, Berlin.

Neue Museum anschließend ward schon damals der Bau der Nationalgalerie projektiert, die auf einem von Kolonnaden umschlossenen Platze errichtet werden sollte. Die Ausführung dieses wenig glücklichen Gedankens, eines Forums mit dem darin liegenden Tempelbau, der zur Aufnahme einer Gemäldegalerie herzlich ungeeignet ist, hat erst 1866—76 durch Strack stattgefunden.

Der Vorliebe des Königs für den altchristlichen Stil, der ihm in Italien besonders sympathisch geworden war, verdanken wir einige gänzlich italienisch wirkende Kirchenbauten, so die Friedenskirche zu Potsdam und die Kirche zu Sakrow a. d. Havel. Ungemein malerisch hat Persius diese Anlagen mit ihren freistehenden Glockentürmen, Atrien und Hallen in den Charakter der Landschaft hineinkomponiert. Der schon von Schinkel erstrebten Neubelebung romantischer Formen verdankt Berlin einige mehr oder weniger gelungen ausgeführte Kirchenbauten: so die Petrikirche von Strack, die Bartholomäuskirche am Königsthor von Stüler, die Michaeliskirche von Aug. Soller (1805—55), die Matthäikirche am Thiergarten von Stüler. Neben den ebengenannten Kirchen ließ Friedrich Wilhelm IV. in Potsdam zwischen Sanssouci und dem Neuen Palais eine ganze Reihe von Bauten entstehen, bei deren Errichtung ihm wohl der Gedanke der Hadrians-Villa bei Tivoli vorgeschwebt hat, und die mit vielem Geschick und Sinn für das Malerische komponiert und situiert sind. Hierbei konnte es nun nicht ausbleiben, daß man sich, um mehr auszudrücken, als durch die vorhandenen Mittel möglich war, bei der Ausführung ohne Skrupel mit Surrogaten für echtes Material behalf. Gips, Stuck, Putz und Zink fanden leider eine Verwendung, die den Keim des Todes in sich trägt. Hiervon ausgehend begann denn auch bald eine Ausführungsweise im Privatbau sich geltend zu machen, die üble Folgen gezeitigt hat. Durch Verwendung der Surrogate entstand jene unwahre Gips- und Stuckarchitektur, unter der die Baukunst namentlich in Berlin Jahrzehnte hindurch schwer gelitten hat. Das Bauen in echtem Material hörte schließlich ganz auf. Öffentliche Gebäude, die erziehlich hätten wirken können, kamen nicht zur Ausführung, mit der vielleicht einzigen Ausnahme der Börse am Ufer der Spree, die Hitzig in schönem Renaissancestil erbaute.

München. In München ist von keiner erfreulichen Entwickelung der Baukunst in dem gegenwärtigen Abschnitt zu berichten. Hier zeitigte der schon oben angedeutete Gedanke Maximilians II., von romantischen Ideen ausgehend, einen neuen Baustil zu schaffen, recht unglückliche Früchte. Als Architekten sind zu nennen: August von Voit (1801—75), Fried. Bürklein (1813—72), Ludw. Lange (1808—68). Weder die neue Pinakothek von Voit, noch das Bahnhofsgebäude, 1847—49 von Bürklein erbaut, können über die traurigen Ergebnisse der öden Bauten der Maximiliansstraße, die meistens von Bürklein stammen, hinwegtrösten. So sah man denn in den fünfziger Jahren auch dort ein, daß ein Aufschwung der Baukunst nur von den Formen der italienischen Renaissance zu erhoffen sei. Auch hier offenbarte sich der mächtige Einfluß Sempers. Am Anfange dieser neuen Entwickelung steht Gottfried Neureuther, der, als Lehrer seit einer Reihe von Jahren am Münchener Polytechnikum wirkend, 1864 mit dem Neubau dieses Schulgebäudes beauftragt wurde. Mit dieser bedeutendsten Schöpfung Neureuthers hielt die Renaissance ihren Einzug in München.

Stuttgart. Auch in Stuttgart gingen die Architekten bald von den antiken und romantischen Formen zur Renaissance über. Zunächst zeigte sich noch Karl Ludwig von Zanth im Privatbau als Schüler Schinkels und Klenzes, wenn er auch das königliche Lustschloß Wilhelma 1842—51 in maurischem Stile erbaute. Mit Christian Friedrich Leins zog dann aber auch hier die Renaissance ein. Das Lustschloß für den damaligen Kronprinzen Karl bei Berg, kurzweg die „Villa Berg“ genannt, in italienischem Hochrenaissancestil erbaut, das

Palais Weimar und zahlreiche Privatbauten bieten glänzende Beispiele des feinen Geschmacks von Leins, der sich an den italienischen Vorbildern des Cinquecento gebildet hatte.

In Leipzig erbaute der Münchener Architekt Ludwig Lange das 1858 vollendete, schöne Museum, während das 1864—67 entstandene Theater das letzte Werk des um den modernen Bühnenbau sehr verdienten Karl Ferd. Langhanns (1781—1869) war. In Schwerin sind hier die Bauten von Krüger und Demmler zu nennen. Von ersterem stammt die gotische Paulikirche, von letzterem das Rathaus, das Theater, das Arsenal und der prachtvolle Schloßneubau auf einer Insel im Schweriner See (1845—57). Leipzig. Schwerin.

Seitdem in Frankreich (im Jahre 1837) die Kommission für die historischen Denkmäler gebildet und so organisiert worden war, daß sie über die tüchtigsten Architekten und Kunstgelehrte verfügte, nahm das Studium der Baudenkmale des eigenen Landes im Gegensatz zu Frankreich.

Börsengebäude zu Berlin.

den auf der römischen Akademie gepflegten Studien sehr rasch zu. An die hiermit zusammenhängenden Aufnahmen der alten Baudenkmale schlossen sich Restaurations- und Erhaltungsbauten an. Allein diese lediglich erhaltende Thätigkeit der Baukunst ließ kein tieferes Wurzelschlagen der Romantik in Frankreich zu. Aus den Stilen, die seit den Tagen Franz I. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts geblüht hatten, ging vielmehr eine eigene französische Renaissance hervor.

Das neue Kaiserreich stellte neue Aufgaben. Die großen Straßendurchbrüche in Paris unter Haussmann, die Anlage von Boulevards, die Weltausstellungen und unzählige andere Momente gaben Raum für eine großartige Entwickelung. Am Anfang unserer Epoche wäre Felix Jacques Duban (1798—1871) zu nennen, der die Ecole des Beaux-Arts erbaute, und einen großen Kreis von Schülern um sich vereinigte. Von J. L. Duc stammt das Palais de Justice, während T. Ballu außer den drei Kirchen St. Ambroise, St. Joseph und Trinité den schönen Bau des leider 1871 zerstörten Hotel de Ville schuf. Lebrouste erbaute die Bibliothek St. Geneviève und die Kaiserliche Bibliothek, Hittorf aus Köln schuf mit Lepère

die Basilika St. Vincent de Paul, die großartige Anlage des Place de la Concorde, den Cirque Napoléon und den Nordbahnhof, A. S. Diet die Polizeipräfektur und das Hotel Dieu. Als besondere Leistungen des zweiten Kaiserreiches sei noch der vollständige Ausbau des Louvre und seine Verbindung mit den Tuilerien genannt. Neben dem von Viel für die Weltausstellung des Jahres 1855 erbauten monumentalen Industrie-Palast auf den elysäischen Feldern sei aus der Fülle der Bauten nur noch der Arbeiten des geistreichen Jean Louis Charles Garnier (1825—98) gedacht, der das Kasino in Monaco und, als Hauptwerk seines Lebens, mit einem Aufwand von 64 Millionen die prunkvolle Große Oper in Paris (1861—74) erbaute.

Belgien. In enger Verbindung mit Frankreich verlief die Entwickelung in Belgien. Auch hier gingen die Architekten von der klassizistischen Richtung zum Studium der Baudenkmale des Landes über, wozu die alten Stadthäuser die beste Gelegenheit boten. Neben den damit zusammenhängenden Restaurationsarbeiten zog auch hier die Renaissance in den französischen Stilformen siegreich ein, so bei den Bahnhofsbauten in Brüssel von Coppens und Payer, bei der Bonifaciuskirche zu Ixelles von Dumont, dem Justizpalast und der Universität in Holland. Gent von Rollandt und dem Justizpalast in Brüssel von Pollaert. — Holland stand in voller Abhängigkeit von Belgien; von einer Eigenart war kaum die Rede.

Italien. Auch in Italien begannen im Zusammenhange mit der neu entstandenen politischen Einheit der Baukunst wieder größere Aufgaben zu erwachsen. Kaum ein Land der Welt hat einen solchen Schatz von Baudenkmälern ererbt, der an die Nachwelt solche Anforderungen der Erhaltung stellt, wie Italien. Dies begriff die Regierung des neu geeinten Königreiches, und man darf ihr die Anerkennung nicht versagen, daß sie bestrebt war, soviel wie möglich zu leisten. Wenn nicht immer Befriedigendes erreicht wurde, so lag dies zum Teil an den knappen Mitteln, zum Teil an der noch mangelhaften Erziehung des jungen Volksgebildes. Immerhin muß anerkannt werden, daß die Scuola tecnica superiore zu Mailand mit Eifer und auch mit Erfolg bestrebt war, tüchtige Architekten zu erziehen. Naturgemäß wiesen die oberitalienischen Städte, mit erhöhter Intelligenz und größeren Mitteln ausgerüstet, eine bedeutendere Bauthätigkeit auf, als diejenigen Mittel- und Süditaliens.

Zunächst waren es vielfach Nutzbauten, welche die moderne Zeit im Zusammenhang mit den Verkehrsbedürfnissen und der Landesverteidigung verlangte, so Bahnhofsanlagen, Brücken und Wegebauten, Kasernen. Dann aber trat das Ausdehnungsbedürfnis der Städte in der Anlage von Vorstädten, Straßendurchbrüchen u. s. w. hervor. Obenan in der baulichen Entwickelung stand die lombardische Hauptstadt, der kommerzielle und geistige Mittelpunkt Mailand. Oberitaliens, Mailand. Hier wurde zunächst dauernd an der Vollendung des Domes gearbeitet, zugleich an der Freilegung dieser Kathedrale durch Niederlegung der sie umgebenden Häuserviertel. Hiermit im Zusammenhang stand die Erbauung der Hallenhäuser um den Dom. Giuseppe Mengoni stellte das Projekt des erst später vollendeten Domplatzes auf. Ihm war es nur beschieden, einen Teil seines Planes, die Anlage der Galleria Vittorio Emanuele, auszuführen. Die Galerie besteht aus einer kreuzförmigen Passage von 195 Meter Länge, bei 14,5 Meter Breite und 26 Meter Höhe, und verbindet in erster Linie den Domplatz mit der Piazza della Scala (1865—67). Die Mitte bildet ein Achteck, das eine Glaskuppel von 50 Meter Höhe abschließt. Im Jahre 1866 wurde der berühmte nördliche Friedhof, der Cimiterio monumentale, eröffnet, wohl eine der glänzendsten Anlagen des modernen Italien

Alter u. Mit der Verlegung der königlichen Residenz nach Florenz entstand auch hier eine erhöhte Bauthätigkeit. Im Innern der Stadt sind hier als die bedeutendsten Bauten die National-

Das Treppenhaus der Großen Oper zu Paris am Tage der Einweihung.

Nach dem Gemälde von Ed. Detaille.

(Nach einer Gravüre von Goupil & Co., Paris.)

bank von A. Cipolla und der (1868—69) von C. Landi errichtete Palazzo Ladwison an der Piazza della Signoria zu nennen. Die Hauptveränderungen lagen jedoch in den Vorstadtgebieten, in denen man boulevardartige Straßen um die Altstadt zu legen begann. Auch in Turin, Genua, Verona, Bologna und in anderen Städten des neuen Königreiches begannen sich Kräfte zu regen, die aber ebenso wie in Rom erst im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts sich zu größerer Bedeutung erhoben.

Spanien verharrte weiter in völliger Stagnation. Was in Dänemark, Schweden und Norwegen gebaut wurde, lehnte sich meist an Vorbilder der italienischen Renaissance an.

Von England gilt das schon früher Gesagte auch für den gegenwärtigen Abschnitt. Neben
England. den Bestrebungen der klassizistischen Richtung, wofür als Beispiel das British-Museum mit seiner ionischen Säulenhalle, 1845 vollendet, gelten mag, wurde die Gotik weiter gepflegt. Daneben traten einige Künstler auf, die, ähnlich wie in den früher beleuchteten Ländern, das Studium der Renaissance und besonders der italienischen Frührenaissance bevorzugten. Als ein Beispiel sei hier die Bibliothek des South Kensington Museum genannt. Auch jenes Übergangstiles, „Queen Anne" genannt, sei noch kurz gedacht, dessen hervorragendste Vertreter R. Normann Show, J. Whichcord und R. Ph. Spiers waren.

Galleria Vittorio Emanuele zu Mailand.

Anſelm von Feuerbach.

Nach dem Gemälde in der Königl

s Gastmahl des Plato.

National-Galerie zu Berlin.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

Peter Cornelius: Kampf um die Leiche des Patroklus.

Malerei und Plastik.

Soweit im ersten Drittel des Jahrhunderts die Völker künstlerisch zu Worte kamen, schallte — England allein ausgenommen — es als Losung: Flucht in die Vergangenheit! Als darauf das geistige Leben allerwärts andere Richtungen einschlug, hieß es wieder: Zurück zur Wirklichkeit! Nun waren aber in der verflossenen Epoche die Brücken über den Strom des Lebens fast überall schon abgetragen worden. Man hatte sich also abermals während der folgenden Dezennien mit der Wiederherstellung der Brücken, die zum jenseitigen Ufer der Wirklichkeitskunst führten, zu beschäftigen. Hier wurde rascher gebaut als dort; denn an manchen Orten war das Gerüst der Brücke noch teilweise stehen geblieben. So kam es, daß man an der einen Stelle bald drüben war, während an der anderen erst begonnen wurde. Das ist das Bild des so ungleichartigen Schaffens um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Das Rückwärtsschauen hörte aber keineswegs auf, als man voll Eifer anfing, die Dokumente der Gegenwart zu sammeln, um sie künstlerisch zu verwerten. Vielmehr vertiefte es sich sogar in jenen Kreisen, die der glänzenden Geschichtsschreibung der Zeit, eines Guizot, Ranke, Giesebrecht u. a., Teilnahme schenkten. Aber während der Vergangenheitskultus früher für die herrschenden Richtungen Klassik und Romantik nahezu alles bedeutete, beschränkte er sich jetzt auf ein bestimmtes, noch heute Historienmalerei genanntes Kunstfach. Als angemessener Ausdruck des modernen Geschichtsinteresses, und darum ebenfalls ein Dokument unserer Zeit, braucht das Historienfach wohl nicht als ein Fossil angesehen zu werden. Der neuzeitliche Charakter derartiger Werke gab sich schon äußerlich darin kund, daß die Stoffe meist minder entlegenen Epochen, der Renaissance und Reformationszeit, entnommen, daß vielsagende Parallelen mit zeitgeschichtlichen Ereignissen versucht wurden und daß endlich das Schlagwort auch der Künstler „Historische Treue" doch wohl nichts anderes als Realismus im Gewande des Geschichtlichen bedeutete.

Frankreich. In Frankreich war Paul Delaroche der Maler nach dem Herzen aller Geschichtsfreunde; als solcher fühlte er sich gern, war er bestrebt, mit seinen Stoffen die Wißbegierde zu reizen, wenn möglich durch eine erschütternde Begebenheit, etwa durch den unter sonderbaren Umständen erfolgten Tod einer historischen Größe, sein Publikum zu rühren, die Phantasie nachhaltig zu beschäftigen. Ungewöhnlich geschickt im Arrangement seiner Scenen, die wie äußerst geschmackvolle lebende Bilder bei Aktschlüssen wirken und an denen die ganze Delaroche. folgende Inscenierungskunst der Bühne lernen konnte, war er wohl der rechte Künstler, einen bis auf das Kleinste wohlstudierten Apparat vorzuführen, das Ganze durch frappante Gegensätze zu beleben, die Handlung durch die Wahrheit der Bewegungen und des Ausdrucks der Figuren völlig glaubhaft zu versinnlichen — doch ein echter Kolorist wie Delacroix ist er nicht gewesen. Weder sein 1827 gemalter „Tod der Königin Elisabeth von England", seine „Ermordung des Herzogs von Guise", sein „Cromwell am Sarge Karls I. von England", seine „Hinrichtung der Jane Grey" und andere ähnlich gefühlvolle Historien gewähren koloristische Anregungen. Andererseits wußte er in dem großen Wandbilde der Pariser Akademie, dem Hemicyklus der großen Meister aller Zeiten, Kraft und Farbengeschmack zu zeigen, auch — gegen Ende seines Lebens — in religiöse Stoffe tiefe seelische Empfindungen zu legen. Endlich versuchte sich seine vielseitige Geschicklichkeit auch in Schilderungen der jüngsten Epochen der Revolution und Napoleons, nicht der Siegesthaten, sondern, gemäß seiner Natur, rührsamer Ereignisse, die des Eindruckes auf die große Menge sicher sind. In dieser Richtung folgten ihm N. Robert-Fleury mit Reformationsbildern und Religionsverfolgungen, Léon Cogniet mit seinem „Bethlehemitischen Kindermord", und der besonders als Lehrer hochstehende Thomas Couture, dessen Tableau „Römer der Verfallzeit" den Zeitgenossen als eine mit technischer Bravour geschaffene Anspielung auf die Sittenverderbnis ihrer Gegenwart vor Augen trat.

Paul Delaroche, Selbstbildnis.

Belgien. In Belgien begrub die Revolution von 1830 die Richtung der Klassizisten, indem sie zunächst den Sinn für die nationale Geschichte belebte. Für die heimische Malerei hing damit zugleich eine Verjüngung des alten Kolorismus der Rubenszeit zusammen. Gleich in jenem Jahre begeisterte Gustav Wappers mit der Historie von dem „Opfermut des Leydener Bürgermeisters van der Werff"; Louis Gallait malte darauf die „Abdankung Karls V." und de Biefve den „Kompromiß des niederländischen Adels zur Abwehr der Inquisition". Man glaubte mit der farbenreichen Palette und den nationalen Stoffen schon die künstlerische Höhe der Vergangenheit erreicht zu haben, weil man den Wert einer reflektiven Historienmalerei überschätzte. Aber deren Erfolg blieb, so stark auch noch immer Gallaits Tragödien von Egmont und Hoorn durch intensiven Ausdruck und harmonische Schönheit des Koloristischen wirkten, dennoch nicht dauernd. Eine von sozialen Ereignissen berührte Generation verlangte

Paul Delaroche: Tod der Königin Elisabeth von England.
Original im Louvre-Museum zu Paris.

bald nach anderen Sensationen. Antoine Wiertz in Brüssel versuchte der veränderten Stimmung der Jahrhundertmitte in eigentümlicher Weise Rechnung zu tragen. Er schuf aus Allegorien, symbolistischen Vorstellungen u. s. w., Bilder wie „Die letzte Kanone", „Kanonenfutter", „Visionen eines Enthaupteten", zum Teil riesengroße Kompositionen, in denen der skeptisch-kritische Geist der Zeit sich wild gebärdete; aber in Form und Farbe blieb er ein unselbständiger Nachahmer seiner großen Vorbilder Rubens und Michelangelo.

Deutschland. In Deutschland setzte diese Periode mit den Fresken der Glyptothek und der Ludwigskirche in München ein, zu welchen umfangreichen Arbeiten Kronprinz Ludwig von Bayern den bedeutendsten der Nazarener, Peter Cornelius, aus Rom berufen hatte. Homer und Hesiod in dem einen Cyklus, die Evangelien und die Kirchenväter in dem anderen waren Cornelius. die litterarischen Quellen, aus denen seine monumental bildende Phantasie schöpfte. Er redete da die gewaltige Sprache der Meister des Cinquecentos, war schwungvoll, tiefsinnig wie Michelangelo, Giulio Romano, Dürer — ein Symboliker, der mit übersinnlichen Gestalten die Flächen monumentaler Architektur beherrschte, aber schließlich trotz aller Großzügigkeit seiner Linienführung in München dem Vorwurf nicht entging, daß er ein Maler war, der nicht malen konnte. Verstimmt darüber folgte er dem Ruf König Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin (1841), ohne hier indes fruchtbaren Boden zu finden. Nur die Entwürfe zu Campo Santo-Fresken, jetzt in der Nationalgalerie, wurden vollendet und zeugen von der unverminderten Kraft seiner Idealrichtung, indem sie in großen Kartons — ein religiöses Epos, geschöpft aus den Evangelien und der Apokalypse — die Stimmungen und Gedanken seiner letzten Jahre in künstlerisch gereiftester Form zum Ausdruck brachten.

Peter Cornelius.
Nach dem Gemälde von C. Vogas.

Neben Cornelius vermochten sich Meister derselben Richtung wie Julius Schnorr, Heß und Schraudolf nicht entfernt mit dessen Größe der Anschauung zu messen. Der einzige ebenbürtige Geist sollte seltsamerweise der Düsseldorfer Schule und ihrer romantischen, mehr national deutschen Empfindungsweise erwachsen: Alfred Rethel. Er, der Erbe Dürerschen Geistes, konnte monumentale Wucht, auch ohne die schöne Großlinigkeit der Klassizisten, durch eine herbe bedeutsame Charakteristik vollends erreichen, obwohl seine Laufbahn frühzeitig im Wahnsinn endigte (1852). Den Kaisersaal des Aachener Rathauses schmückte er mit vier Fresken aus dem Leben Karls des Großen; Größe des Stils und kühne Phantastik lassen die Kartons zu Rethel. „Hannibals Alpenzug" erkennen. Bekannter sind seine Totentanz-Phantasien, Zeichnungen zu Holzschnitten von erschütternder Kraft und Wahrheit des Ausdruckes, die, im Revolutionsjahr 1848 geschaffen, alles verraten, was damals zeitgemäß in ihm gärte.

So weit wie durch Cornelius, Schnorr und Rethel war die deutsche Monumentalmalerei ohne den westlichen Einfluß gekommen. Was sie Großes und Unveräußerliches besaß, haben wir oben angedeutet. Was ihr durch koloristisches Unvermögen noch fehlte, um die Forderungen moderner Historienmalerei zu erfüllen, lehrt ein Vergleich mit den Werken der Franzosen und Belgier. Niemals trat dies den deutschen Künstlern so zu Bewußtsein, wie im Jahre 1813, als zwei der gefeiertsten Schöpfungen von Gallait und de Biefve in deutschen Städten öffentlich gezeigt wurden. Seit jenen Tagen hörte für die Deutschen Rom auf, das zu sein, was es allein bisher für die Kunst war. Es begann ein förmlicher Wettlauf aller frischen Talente, um hinter die Geheimnisse der Farbentechnik von Brüssel, Antwerpen und von Paris zu kommen. Die belgische Episode war indes nur kurz; Paris dagegen versprach für die künstlerische Bildung dauernden Nutzen.

Hans Makart. Der

Original im Kunsthistori

iumph der Ariadne.

e Hofmuseum zu Wien.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

Auf dem Monumentalgebiete leitete Wilhelm Kaulbach diesen Übergang zum Kolorismus ein. Er gehörte, von Cornelius ausgehend, zu den Klassizisten, mit denen ihn stets seine typische Art der Menschengestaltung äußerlich verband. Um innerlich der Idealrichtung treu zu bleiben, hätte er die „priesterliche Hoheit" seines Lehrers besitzen müssen. Dessen Geist atmet noch die bereits in den dreißiger Jahren vollendete „Hunnenschlacht". Später vereinigte er seine halb allegorischen, halb realistischen Schilderungen der Hauptepochen der menschlichen Kultur in sechs berühmten Wandgemälden des Berliner Museums: „Babelturm" (Völkerscheidung), „Blüte Griechenlands", „Zerstörung Jerusalems", ferner „Hunnenschlacht" (Völkerwanderung), „Kreuzzüge" und „Reformation". Durch die glänzende Entwickelung seines Themas, verständliche Interpretierung jener weltgeschichtlichen Ereignisse und eine Fülle durch das Kolorit gehobener, fesselnder, manchmal auch pikanter Einzelheiten, hat er den hohen Monumentalstil gleichsam populariſiert und den naiven Beschauer über gewisse Mängel glücklich hinweggetäuscht. Höher stellen ihn viele als Illustrator (Verbrecher aus verlorener Ehre, Reineke Fuchs u. s. w.), da die Zeichnung seine in Wahrheit nicht ideale Natur, die Schärfe seines überlegen witzigen Geistes unverhüllt hervortreten ließ. Wilhelm Kaulbach.

Wilhelm Kaulbach.
Nach dem Kupferstich von J. L. Raab.

In dem Münchener Akademiedirektor Karl Piloty, dem geschickten Maler und einflußreichen Lehrer, wurde der deutsche Delaroche geboren; aber daß er mit seinem Programm als Historienschilderer bei uns nicht allein stand, bewies z. B. das Schaffen von Julius Schrader und Otto Knille in Berlin. Feuerbach, der, von Düsseldorf kommend, an der Seine im Atelier Coutures und im Louvre besonders die Venetianer studierte, lernte hier, nach seinen eigenen Worten, die große Anschauung und breite pastose Behandlung. In Italien reifte seine gedankliche Richtung aus. Seine Stoffe entnahm er oft der italienischen Geschichte und Litteratur (Tod des Aretino, Dante, Francesca da Rimini), ebenso gern der Antike (Gastmahl des Plato, Iphigenie, Medea, Amazonenschlacht). Die bekanntesten Gestalten seiner Phantasie tragen den Feuerbachschen Stempel nicht nur in der imposanten Erscheinung, sondern auch in dem Ernst verhaltener Leidenschaft, gedämpfter Stimmung, worin sich, wie in dem eigentümlichen Kolorit, ein subjektives Element verrät. Feuerbach.

Wien besaß damals, als von dem Klassizismus eines Karl Rahl kaum noch die Rede war, in Hans Makart die markanteste Erscheinung. Gewiß war für die Entwickelung dieses Farbenvirtuosen die Pilotyschule wie der französisch-belgische Kolorismus von Bedeutung, aber ebenso nachdrücklich muß man auf seine venetianischen Vorbilder Tizian, Veronese und Tiepolo, wie — im Vergleich mit der alternden Venezia — auch auf das Wien jener Tage hinweisen, die lebensheitere Walzerstadt an der Donau, die in den farbenprunkenden Leinwandflächen des Meisters Denkmäler ihrer Schaulust, Genußfreude, der Schönheit und Oberflächlichkeit ihrer nicht immer sittenstrengen Frauen erhielt. Und desgleichen wird man den Ungarn Munkácsy, den Czechen Brozik, den Polen Matejko in einem gewissen Abstand sowohl von Makart.

der Pilotyschule wie auch von den französischen Historienschilderern betrachten müssen, weil das bei allen drei Meistern verschiedene Temperament und Farbengefühl in letzter Linie aus nationalen und zugleich individuellen Besonderheiten herzuleiten ist.

Düsseldorf. So war auch im Schoße der Düsseldorfer Schule, die aus der gemeinsamen Lehre von Künstlern wie Wilhelm Schadow, Wach, Karl Begas und Aug. von Klöber erwachsen war, das malerische und sachliche Interesse der Historienschilderer auf eine längst entschwundene oder gar fabelhafte Welt, in der grausame Könige, unglücklich liebende Prinzessinnen, edle Räuber nebst Hirten, Spielleuten und Zigeunern agierten, gerichtet. Erfolgreich im Rahmen dieser gefühlvollen Romantik war vor anderen Eduard Bendemann mit seinen „Trauernden Juden auf Babylons Trümmern" und seinem großen Jeremiasbilde. Ein kräftiger Geist war hier dagegen Karl Friedrich Lessing, der in seinen Hussbildern vertiefte Charaktere zu bieten und auch selbständig zu malen wußte, ohne sich dabei zu den koloristischen Grundsätzen der französisch-belgischen Schule zu bekennen. Neben ihnen brachte der Wechsel der Zeiten, der fröhliche rheinische Lebensmut noch vor der Jahrhundertmitte einige Vertreter der neuen Genremalerei hoch, wie Adolf Schrödter und Peter Hasenklever, die ihrem frischen Humor manchmal eine gegen die herrschende süßliche Helden- und Räuberromantik gerichtete Spitze gaben. Jener belustigte das Publikum mit Till Eulenspiegel und Don Quichote, dieser mit Weintrinkern, Zeitungslesern und dem einfältigen Helden der Kortumschen Jobsiade.

Sie waren wahrlich keine Pioniere der Wirklichkeitskunst. Hatten doch schon die englischen Genremaler des 18. Jahrhunderts an die alten realistischen Niederländer angeknüpft; und lernten wir früher ja analoge Versuche bei jenen Malern kennen, welche die Waffenthaten ihrer Nation schilderten, wie es die Zeitgenossen Napoleons I., Horace Vernet und Charlet, schon thaten, und nach ihnen z. B. Bellangé und Raffet. Besonders in Raffet vollzog sich in Frankreich der Übergang zur realistischen Militärmalerei, die jegliche Pose der Klassizisten, jedes nicht in dem Geiste der Handlung steckende Heldentum verschmähte. Er war ein scharfer Charakteristiker und ein kühner Schilderer, der in dem Bilde „Heerschau Napoleons" sogar ins Visionäre stieg, ohne dabei aus seinem realistischen Programm zu fallen. Auch Ernest Meissonier, der Autor des berühmten Bildes „Napoleon I. im Winterfeldzug des Jahres 1814", gehörte zur Gruppe dieser Militärmaler und schritt zugleich als Nestor einer jüngeren Generation voran. — In Deutschland verarbeiteten geschickte Militärmaler ihre Beobachtungen auf Schlachtfeldern und Paradeplätzen, wie Peter Heß und Albrecht Adam in München, deren figurenreiche Feldzugscenen freilich noch hart und glatt gemalt sind, und Franz Krüger in Berlin, der in seinen Truppenbesichtigungen ein ganz beträchtliches Können verrät.

Militärmalerei.

Inzwischen war aber auch innerhalb des Historienfaches eine Richtung zur Geltung gekommen, die an die Stelle der nachgerade konventionell gewordenen heroischen Auffassung der Vergangenheit das antiquarische Studium der historischen Typen, des Kostümlichen, des Milieus der erwähnten Epoche setzte. Wer denkt da nicht gleich an Adolf Menzel? Er ist auch als malender Historiker der friederizianischen Zeit konsequenter Realist. Zum nämlichen Standpunkt hat sich der Franzose Ernest Meissonier von vornherein bekannt, der ebenfalls die Menschen des 18. Jahrhunderts bevorzugte und nur gelegentlich in seinen zierlichen Bildchen bis auf die malerische Spätrenaissance zurückging, während doch die älteren Richtungen am liebsten Antike und Mittelalter schilderten.

War erst einmal dieser neue Boden allerwärts betreten, dämmerte auch in immer breiteren Schichten des Publikums das Verständnis für die Wirklichkeitsdarstellung auf. Den

sich so allmählich vollziehenden Wechsel der Kunstanschauung, des ästhetischen Geschmackes, für den die tieferen Gründe auf anderen Gebieten zu suchen sind, können wir in unserem engen Rahmen nicht näher erklären. Es genüge hier, auf das künstlerische Facit des Realismus und seiner Hauptvertreter hinzuweisen. Noch war freilich selbständiges Sehen nicht von vornherein das Ergebnis dieser Richtung. Galt es doch zunächst, oder sagen wir dezennienlang, nur die technisch-künstlerische Höhe schrittweise zu erreichen, die das ältere Genre in Holland durch Ostade und Pieter de Hooch, die ältere Landschaftsschilderung durch Jan van Goyen und Ruysdael repräsentiert . . . Noch stand z. B. der oben schon als Militärmaler erwähnte Peter Heß in München mit einer 1820 gemalten beachtenswerten Dorfscene aus Partenkirchen, mit der er den Klassizisten damals arg vor den Kopf stieß, koloristisch tief unter jenen Niederländern, die sein Geistesgenosse Heinrich Bürkel dann besser studierte, indem er, bei seinen Motiven aus der Umgebung bayerischer Dörfer, die mit Mensch und Vieh

Moritz von Schwind: Der Eidbruch.
Aus dem Bildercyklus „Die schöne Melusine" (Verlag von J. Löwy in Wien).

staffierten Landschaften eines Isaak van Ostade, Wouwerman u. a. zum Muster wählte. Und der nämlichen Führerschaft vertraute sich auch der Hamburger Hermann Kaufmann an.

Diese Meister der Münchener Schule mögen ihren unverwöhnten Zeitgenossen als radikale Realisten erschienen sein . . . Anderwärts in Deutschland nahm man einen vermittelnden Standpunkt ein, sah die Natur nicht durch die scharfe Brille der Holländer, sondern eigenwilliger, d. h. mit den verschwommenen Augen des sentimentalen deutschen Poeten, der in die rauhe Wirklichkeit seine leisen kindlichen Erregungen setzte. Es ist die Epoche der Ludwig Richter, F. E. Meyerheim, Waldmüller, in deren Arbeiten noch die Töne Schwindscher Romantik sanft nachklingen. Moritz von Schwind, der von Wien nach München kam, wird Schwind. man wohl nicht zur älteren Gruppe der Romantiker rechnen. Wenn er auch einst mit dem Faustillustrator Cornelius auf gleichem Boden stand, so trieben doch seine phantasiereichen Märchenbilder mit ihrem volkstümlichen Vortrag und zarten Humor weit tiefere Wurzeln im Gemütsleben der Nation. Obwohl er bis 1871 arbeitete, ist er doch seiner ursprünglichen Stoffwelt, seiner poesievollen Feinsinnigkeit in all seinen Fresken, Gemälden

und Illustrationen bis zuletzt treu geblieben, unbekümmert um die geistigen Wandlungen seiner Zeitgenossen. Wer kennt nicht wenigstens eine der Schwindschen Schöpfungen unter den Wandbildern des Münchener Residenzschlosses und der Karlsruher Kunsthalle, den Gemälden der Münchener Galerie Schack und der Berliner Nationalgalerie, den Fresken auf der Wartburg und im Wiener Opernhause, den entzückenden Aquarell-Cyklus der „Schönen Melusine" oder seine so volkstümlich gewordenen Zeichnungen für den Holzschnitt?

Idyllische Ruhe, sanfte vormärzliche Stimmung ist auch die Note einiger älteren und jüngeren, besonders als Zeichner geschätzten Künstler. J. A. Klein hat vorwiegend landschaftliche Scenerien, sogenannte Veduten, meisterhaft radiert. Erhard und Ludwig Richter in Dresden haben ihre innige Teilnahme am liebsten dem einfachen Landvolke zugewendet, das sie — anklingend an gewisse Bilder von G. Dou und Ostade — in glücklicher Muße, niemals im Joche rauher Arbeit schilderten. Alles atmet bei Richter kindliche Reinheit, Zufriedenheit, sanfte Feierlichkeit — selbst wenn uns seine bekannten Holzschnitte in die malerischen Gassen unserer altertümlichen Städtchen, die auch Schwind so sehr liebte, hineinführen. Eine ähnlich liebenswürdige Poetennatur war auch der Münchener Karl Spitzweg. Freilich entwickelte er sich als Maler zu ungewöhnlichen koloristischen Feinheiten; zudem sah er seine Modelle, gleich unseren besten nationalen Erzählern, schärfer an. Doch hing sein Herz stets an dem gemütlichen Kleinbürgertum, dem er inmitten spitzgiebeliger Häuschen, trauter Gärten, freundlicher Wirtshäuser so schalkhafte und heitere Züge verlieh, daß man seine Bildchen lieb behalten muß. Ferner nennen wir hier den aus Danzig stammenden Berliner F. E. Meyerheim, der ebenfalls die Natur jener Volkskreise, die er behaglich schilderte, durch das Medium seines zartsinnigen Wesens betrachtete; besonders dem Kinder- und Familienleben hat er, ohne jemals schärfere Töne zu suchen, für den späteren Geschmack freilich etwas süßliche, oft aber erquickend freundliche Seiten abgelauscht. Endlich möchte man den Berliner Sittenschilderer Th. Hosemann in diesem Künstlerkreise der Biedermeierzeit nicht vermissen.

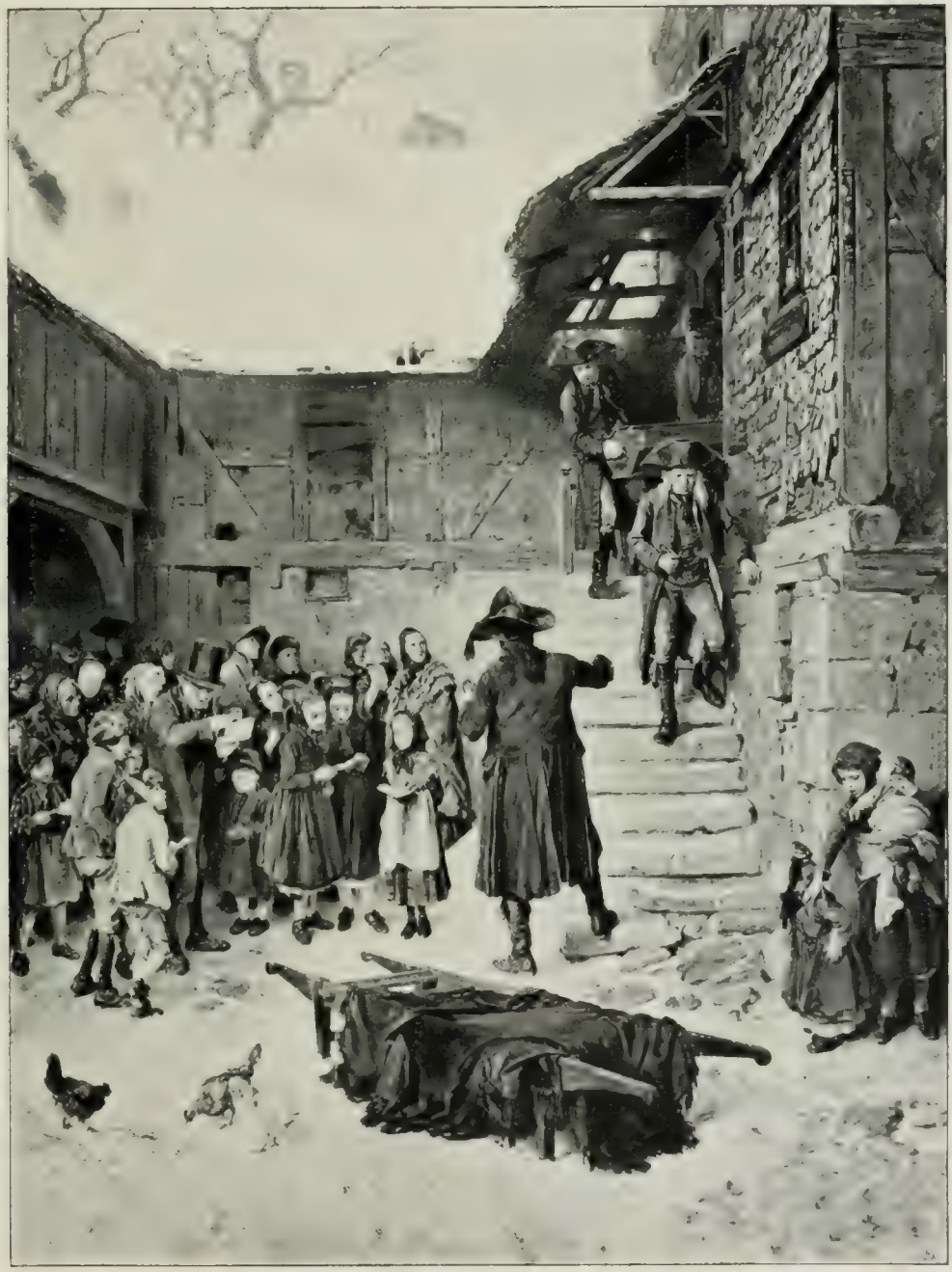
Ludwig Richter. Spitzweg.

Was die allerwärts aufkommende Genremalerei für die Popularisierung der Kunst, Schaffung eines größeren Kunstpublikums auch durch die jetzt erst mannigfaltig werdende Zusammensetzung der großen Jahresausstellungen in den Kunstcentren, erfolgreicher thun konnte, soll hier bloß angedeutet werden. Zeitgemäß war ja auch, daß je mehr diese „bürgerliche Kunst" zur Ausschmückung unserer Wohnräume herangezogen wurde, ein lohnender Kunsthandel zum ökonomischen Nutzen der Schaffenden sich überall einführen ließ. Der Verfeinerung der Kunstbildung freilich war durch das Neue wenig genug gedient. Zunächst war es nur die Neugierde an dem bald lustigen, bald ernsten anekdotischen Stoff, die das Publikum stärker als früher erregte. Zur Würdigung rein künstlerischer bezw. malerischer Qualitäten der Werke bedurfte es einer damals noch unbekannten systematischen Schulung der Laienwelt. Selbst die Maler in ihrer großen Mehrzahl spekulierten vor allem auf die Wirkung der geschilderten Anekdote, also auf den Schaukitzel der Besucher der Kunstausstellungen.

Genremalerei.

So in München, wo Enhuber allerlei Humoristika, G. Flüggen spannende Prozeßaffären nach dem Muster des Engländers Wilkie zum besten gab. Mit beiden Füßen auf heimatlichem Boden stehend, entwickelte sich Franz Defregger als der Genre- und auch Historienmaler des Tirolertums, dessen Helden Hofer und Speckbacher und dessen Volkstypen, Tiroler Knechte und Sennerinnen, er in ihrer Kraft, Schönheit, ihrem Freiheitsdrang und jauchzendem Frohsinn schilderte, als gäbe es dort nichts anderes. Dieses stoffliche Spezialistentum der Genremaler fing auch in Düsseldorf an. Rudolf Jordan erkor sich Helgoland und die

Defregger.



Ludwig Knaus: Das Leichenbegängnis.

(Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.)

Wilhelm von Kaulbach:

Wandgemälde im Treppenhau

(Nach dem Stich von E. Eichen

Heroen der Reformation.

gl. Neuen Museums zu Berlin.

ag von Alexander Duncker, Berlin.)

Erklärungstafel zu dem Bil

1. Erasmus von Rotterdam. 2. Reuchlin. 3. Petrarca. 4. Pico von Mirandula
10. Hans Sachs. 11. Shakespeare. 12. Cervantes. 13. Molinaeus (Dumoulin)
17. Der Farbenreiber. 18. Leonardo da Vinci. 19. Rafael. 20. Michel Angelo.
25. Behaim. 26. Sebastian Münster. 27. Bacon von Verulam. 28. Harvey. 29. Vesalius.
34. Galilei. 35. Cardanus. 36. Tycho de Brahe. 37. Keppler. 38. Giordano Bruno.
hagen. 44. Johann der Beständige. 45. Johann Friedrich. 46. Gustav Adolf.
Hansestädte. 51. 52. 53. 54. Schweizer und Elsasser Ratsherren. 55. Ein Hugenotte
helm von Oranien. 60. Olden Barneveldt. 61. Elisabeth von England. 62. Esse
70. Wicleff. 71. Geiler von Kaisersberg. 72. Johann Wesel. 73. Huß. 74. Petru
80. Eberhardt von

(Nach dem Stich von C. Eichens

Das Zeitalter der Reformation.

5. Vives. 6. Ficinus. 7. Campanella. 8. Macchiavelli. 9. Jacobus Balde.
14. Cusanus Nicolaus von Cusa. 15. Ulrich von Hutten. 16. Dürer.
21. Peter Vischer. 22. Gutenberg. 23. Lorenz Koster. 24. Colum bus.
30. Sebastian Frank. 31. Paracelsus. 32. Leonhard Fuchs. 33. Copernicus.
39. Luther. 40. Zwingli. 41. Calvin. 42. Justus Jonas. 43. Bugen
47. Albrecht von Brandenburg. 48. 49. 50. Ratsherren der Reichs- und
56. Südfranzösischer Bauer. 57. Coligny. 58. Moritz von Sachsen. 59. Wil
Burleigh. 64. Franz Drake. 65. 66. 67. Engländer. 68. Cranmer. 69. Thomas Morus.
ns. 75. Arnold von Brescia. 76. Abailard. 77. Savonarola. 78. Tauler. 79. Melanchthon.
Lann. 81. Ulrich Zasius.

g von Alexander Dunker, Berlin.)

Zeitalter der Reformation.

gl. Neuen Muſeums zu Berlin.

ig von Alexander Dunker, Berlin.)

Benjamin Vautier: Ein neuer Weltbürger.

(Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.)

Helgoländer, A. Tidemand betrachtete das harmlose Leben seines norwegischen Volksgenossen auf das Sittenbildliche hin, Karl Hübner dagegen wollte zu Kopf und Herzen reden, als er Gemälde wie „Die Auswanderer" und das blutige „Jagdrecht" schuf. Das stärkste und freieste Talent der Gruppe ist Ludwig Knaus. Von den niederländischen Kleinmeistern aus- Knaus.
gehend, wußte er sich dann in Paris den französischen Kolorismus anzueignen, und seine Jugendbilder interessieren lediglich durch die farbige Erscheinung. Später kam meist etwas pointiert Heiteres, Schalkhaftes oder Ernstes in seine Schilderungen aus dem Dorfleben, die zugleich durch den feinen Farbenreiz bestechen. Weltberühmt ist „Die goldene Hochzeit" von 1858. Gelegentlich hat sich Knaus auch als Porträtmaler (Helmholtz, Mommsen) versucht. Neben ihm und Defregger war Benjamin Vautier der erfolgreichste Meister der heiteren Vautier.

Franz Defregger, Der Salontiroler.
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.)

Dorfnovelle. Ohne durch malerische Qualitäten den verwöhnten Kenner zu befriedigen, wirken seine Darstellungen („Der Brautwerber", „Die Taschenspieler", „Tanzstunde" u. a.) so wahr und echt, daß sie im Gedächtnis des Publikums dauernd haften blieben.

Österreichs Hauptstadt, in der zwar die Niederschläge aller Richtungen der Malerei, Wien.
aber bisher, außer Führich, Rahl und Hans Makart, keine kunstgeschichtliche Namen festzustellen waren, besaß in Josef Danhauser den österreichischen Wilkie, dessen heitere und ernste Sittenstücke immer etwas gesucht wirken, während F. Waldmüller, um die Anmut und Biederkeit seiner Bauernwelt zu beweisen, oft ans Süßliche streifte. Fr. Gauermann kann als eifriger Schüler der altholländischen Landschafts- und Viehmaler erwähnt werden.

In den Niederlanden (Belgien und Holland), wo damals, neben jenen großen Mal- Niederlande.
Historikern, der romantisierende Heiligenmaler Ary Scheffer blühte, verschmolz sich in Hendrik

Leys. Leys' Werken die nazarenische und realistische Kunstanschauung. Auch er malte Historien, aber nicht mit Rubensscher Sinnenfreude, sondern mehr im asketischen Geiste der Zeit Memlings und Quentin Massys', sittenbildlich, realistisch, als hätte er alles erlebt, also archäologisch genau in den Details, worin ihm später besonders Alma-Tadema folgte. Wie Bleigewicht hängte sich der dortigen Phantasie das Vorbild der alten Genremaler an, und selbst der temperamentvolle Schilderer des Brüsseler Kneipenlebens, J. B. Madou, war ein Epigone von Brouwers Gnaden.

Frankreich. In Frankreich machte das anekdotische Genre nicht Epoche, denn hier entwickelte sich die Malerei zu schnell im anderen Geiste. Es gab in Paris freilich, seit Greuze und Chardin, zu allen Zeiten Genremaler, die sich in harmlosen Sittenschilderungen gefielen, wie François Biard, der geschickteste und frischeste, der mit seiner ergötzlichen Komik viele Lacher für sich gewann. Die Bilder von Tassaert, zum Teil mit gefühlvollen tragischen Accenten, verraten dagegen die Stimmung einer halbromantischen, halbrealistischen Kunstgattung. Der Elsässer Brion endlich schloß sich den Düsseldorfern an und ähnelte Tidemand und Vautier zu einer Zeit, als die rheinische Malerstadt noch die Lehrstätte für einen Teil Europas war.

England. Auf die Kunst Englands, das ein scharf ausgeprägtes nationales Bewußtsein längst zur Schau trug, wirkten in kurzen Zeitabschnitten die verschiedenartigsten fremden Vorbilder ein. Niederländische Genremalerei, Cinquecento, van Dyck-Schule gab es in englischer Interpretierung in Hülle und Fülle. Ein Gefühl der Übersättigung, des Ekels an

John Everett Millais: Christus im Hause seiner Eltern.

der künstlerischen Vollreife ergriff jetzt eine Anzahl junger strebsamer Talente. Sie wollten wieder Primitive sein; perverse Empfindungen versuchten es, das einstige Kindheitsverhältnis der Maler zur Natur zu erneuern. In Anlehnung an die Präraffaeliten oder Quattrocentisten wollte man mit raffinierter Selbstverleugnung so thun, als betrachte man wie jene

William Holman Hunt: Der Schatten des Todes.
Nach dem Gemälde im Museum zu Manchester.

die Natur mit den Blicken erster Liebe und als müsse das Staunen über die Mannigfaltigkeit der Dinge in einer Wiedergabe aller geringfügigen Einzelheiten sich gefallen. Wenn man in den damaligen Werken des J. E. Millais, der mit Holman Hunt, Madox Brown, D. Rossetti u. a. die Brüderschaft der englischen Präraffaeliten begründete, sehr rasch die nahe Verwandtschaft mit Hans Holbein d. J. erkennt, der 300 Jahre früher seinen energischen Realismus nach London verpflanzt hatte, so hat man doch den Beweis, daß die angeblich fundamentale oder unerhört originelle That der Brüderschaft zunächst nichts weiter war als

Präraffaeliten.

ein Rückgang von dem reifen Eklekticismus, dem die Royal Academy allzeit huldigte, zum ursprünglichen Stil des Hofmalers Heinrichs VIII. Diese Erkenntnis darf aber nicht hindern, in den Schöpfungen der Brüderschaft, neben Holbeinscher Renaissance, auch Eigenartiges, National-Englisches, freilich nicht immer Naiv-Gesundes, sondern oft geradezu Bizarres und Überspanntes festzustellen, was dann zeigt, wie schnell das selbst durch die Mittel der Publizistik (Ruskin) eifrig verteidigte realistische Programm der englischen Präraffaeliten ihren subjektiven Empfindungen den Platz räumte. Die Wandlung ging namentlich von Dante Rossetti aus, der — außer etwa dem sonst unabhängigen Mystiker G. F. Watts — der subjektivste und tiefsinnigste in dieser Gruppe war. Aus Geschichte, Legende, antiken oder nationalen Dichtungen schöpften sie am liebsten ihre Stoffe und drückten darin ihre persönliche seltsame Psychologie aus, die sie der Welt als verinnerlichte Wahrheit verkündigten. Äußerlich scheuten sie, trotz ihrer angeblichen Naturbegeisterung, vor übertriebener Eckigkeit und Gesuchtheit schließlich nicht zurück, nur um den schönen Linienschwung der Akademiker zu vermeiden. So enthüllte sich in der Brüderschaft der anfänglich betonte Primitivismus als verfeinertes ästhetisches Gourmettum moderner Stimmungsmenschen, hypernervöser Dekadenten des in England zu früh geborenen fin de siècle . . .

Landschaftsmalerei.

Auf dem Kontinente wurde inzwischen an der Lösung der Aufgaben des Realismus weitergearbeitet. Daran nahm jetzt auch der Landschafter immer erfolgreicher teil. Ihn banden von vornherein weit weniger als den Figurenmaler die ästhetischen Grundsätze der klassischen Richtung. Schinkels Versuche einer Läuterung des idealen Landschaftsstils Claude Lorrains kommen kaum in Betracht gegenüber Koch und später Karl Rottmann, dessen Fresken in der Münchener Neuen Pinakothek durch koloristisch kräftige Beleuchtungseffekte die Bahn der klassischen Stillandschaft verließen. Friedrich Preller in Weimar schuf Odysseelandschaften nach kombinierten Motiven, die er nicht nur in Italien und Griechenland, sondern auch in Norwegen und auf Rügen gesammelt hatte. Karl Friedrich Lessings romantische Scenerien, desgleichen einzelne französische Maler der grotesk-schönen Natur verdienen Lob wegen ihrer Heimatsempfindung, so überschwänglich diese auch wirkt. Schirmer wandte sich abermals Italien zu und komponierte im Geschmack der beiden älteren Richtungen. Mehr noch entwickelte sich der unglückliche Karl Blechen als Vorläufer Böcklins; er wußte südliche und heimische Landschaftsbilder durch den Reiz der Farben und der Linienführung zu Trägern von poetischen Gedanken und Empfindungen zu machen. So blühte die komponierte Stillandschaft damals nach wie vor; und diese Gewohnheit des Arrangierens läßt schon die erheblichen Schwierigkeiten erraten, die sich dem konsequenten Streben nach einer wahrheitsgemäßen Naturschilderung entgegenstellten.

Auch hier boten sich jetzt als Führer die alten holländischen Landschafter an, die einst aus ihrer zärtlichen Empfindung für den heimatlichen Boden die Kraft der Wahrheit ihrer Bilder geschöpft hatten: Ruysdael und Everdingen mit ihren Buchenwaldungen, Wasserfällen und Hügeln wurden eifrig studiert, ferner Hobbema, A. Cuyp, van der Velde, van der Neer, Wouwerman und Berchem. Bestimmte Jahre lassen sich als Lehrepoche des realistischen Landschafters nicht angeben. In England hatten Gainsborough u. a. bereits im 18. Jahrhundert damit begonnen. Während der Blüte des Klassizismus gab es in Paris einige junge Talente, die damals von niemand beachtete Versuche in der Richtung der alten Niederländer machten: die Natur ihrer Umgebung ohne Pathos wiederzugeben. Bei uns fand K. F. Lessing als erster den Weg von dem überschwänglich pittoresken Stil der Romantiker zur Schlichtheit

heimischer Wald- und Moorlandschaft niederrheinisch-westfälischer Gegenden. Andreas Achenbach knüpfte, durch ein intensives Studium jener Holländer vorbereitet, hieran an und errang Achenbach.
als Schüler Ruysdaels große Erfolge. Am liebsten aber malte er die aufgeregten Wogen der Nordsee an der ostfriesischen oder holländischen Küste, und er wurde so zugleich der deutsche Backhuysen. Auf anderem Studienrevier treffen wir ferner den Genfer Alexander Calame, der als einer der stärksten Virtuosen der waldreichen Gebirgslandschaft die Berge und Seen der Schweiz schilderte. Ihm schloß sich von Deutschen besonders August Leu an; und auch jüngere Meister, wie Graf Kalckreuth und O. von Kameke, weisen mit ihren Alpendioramen auf Calames Vorbild hin. Mit den Effekten norwegischer Küstenscenerien, zumal Fjordlandschaften, begründete der alte J. C. Dahl in Dresden seinen Ruf; aber er ließ bei diesen

Andreas Achenbach: Mondaufgang bei Ostende.
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.)

Stoffen noch manches für seine Nachfolger, voran den jetzt in Berlin lebenden Hans Gude, übrig, was durch Farbe und Stimmung zu erreichen war. In München begründeten Peter Heß, Bürkel und der aus Hamburg stammende Chr. Morgenstern eine Landschaftsmalerei von specifisch bayrischem Charakter, die später durch Ed. Schleich in ihrer vollen Eigenart des Bodens und des atmosphärischen Lebens zum Ausdruck kam. Jener Hamburger Schüler Bürkels, Hermann Kaufmann, führte auch landschaftlich das Holländertum in seine niederelbische Heimat ein. In Berlin endlich hatte sich der geschickte Ch. Hoguet besonders N. Berchems koloristisch wirksame Landschaften, in denen nordische und südliche Elemente verschmolzen sind, zum Muster genommen.

Die fortgesetzte Erweiterung des Studiengebietes hing ohne Frage mit der Verbesserung der Reisegelegenheiten zusammen. Das Kombinieren und Arrangieren der älteren Stilllandschafter erschien vielen wie ein Notbehelf, erklärlich aus der geringen Auswahl malerisch an-

bezw. aufregender Naturmotive. Man faßte diesen Begriff des Malerisch-Interessanten also ziemlich roh auf, im Sinne einer Epoche, die durch Einführung von Eisenbahn und Dampfschiff plötzlich von leidenschaftlicher Wanderlust ergriffen wurde. A. Achenbach führte sich schon in den dreißiger Jahren mit einer arktischen Landschaft ein. Auch F. Bellermann und
Hildebrandt. Ed. Hildebrandt begannen ihre Fahrten in die Welt der Tropen vor der Jahrhundertmitte. Brasilianische Urwälder, transoceanische Ansiedelungen, Lagerstätten der Wilden wurden aufgenommen. Hildebrandt durchquerte Oceane und Wüsten, um feurige Sonnen-Auf- und Untergänge am Äquator, in Südamerika, in der Sahara und auf den kanarischen Inseln zu beobachten. Uns flößen heute die Aquarelle und Ölbilder dieser Meister mehr ethnographisch-topographisches Interesse als rein künstlerische Freude ein. Eine Generation von Orient-

Theodor Rousseau: Am Walde von Fontainebleau.
(Nach einer Photographie von Braun, Clement & Co. in Dornach.)

malern, die sich in den Wüsten Syriens und Ägyptens, in Algiers Einöden heimisch fühlen konnten, gruppierte sich in Frankreich um Decamps und Fromentin, in Deutschland um Meister wie Ad. Schreyer und W. Gentz. Italiens klassischer Boden verlor dadurch keineswegs an Bedeutung; seine poetischen Farbenreize giebt z. B. das tiefe und satte Kolorit der Landschaften Oswald Achenbachs in höchst eigentümlicher Weise wieder.

Die Kehrseite der Medaille: ein einfacher Naturausschnitt, die heimatliche Scholle in zärtlicher Auffassung von intimer Wirkung. Von paysage intime reden die Franzosen, die diese Spezies aber nicht entdeckt haben. Man suche nur unter den Bildern der alten Meister van Goyen, Rembrandt, Hobbema, Vermeer van Delft. Bei ihnen hat sie der Engländer Constable schon um 1800 studieren können, für Frankreich später der Kolporteur jener holländischen Intimisten des 17. Jahrhunderts. Hier ließ man ihr, ganz abseits vom Hauptwege

des Kunstlebens, zu Barbison am Fontainebleauer Walde eine wundervolle Pflege angedeihen: Rousseau, Corot, Diaz, Dupré, Daubigny u. a. waren die Pfleger. Rousseau malte kräftige Baumgruppen bei Sümpfen, Tümpeln, am liebsten knorrige Eichen mit saftig grünem Laub, seltener die flache Umgebung des Dorfes; aber das Wichtigste ist in seinen Landschaften der Hauch der Atmosphäre, die besondere, meist Herbst- und frische Morgenstimmung. Corot, der Frühlingsmaler, neigte sich mit seinem weichen landschaftlichen Lyrismus nach Watteau und Boucher hin, deren schmächtigen Baumwuchs und bukolische Staffage er mit eigenen Accenten zu beleben wußte. J. Dupré schöpfte mit seiner malerischen Begabung aus der Natur die schwermütigen Stimmungen, die damals auch die Werke des Romantikers Paul Huet, aber ohne die scharfe Wahrheit seiner Beobachtungen, offenbarten. Daubigny gab die freundlich anmutige Wald- und Wiesennatur intim beseelt. Diaz besaß in der Gruppe zwar die reichste Palette, schuf Waldwinkel oft von funkelnder Farbenpracht, aber er gab neben Eigenem viel Übernommenes, zumal in seinen Figuren in der Art Correggios oder Prud'hons. Constant Troyon ist nicht nur der größte Tiermaler unter den Meistern von Fontainebleau, sondern ohne Frage auch der beste, den Frankreich je besessen hat. Schule von Barbison.

Jean François Millet, Selbstbildnis.

Auch J. F. Millet gehörte zu jener Malerkolonie in Barbison. Er, der selber den bäuerlichen Kreisen der Normandie entstammte, wurde hier der Schilderer des Landarbeiters. Weil er seinen Modellen viel wissender, persönlich näher, teilnehmender gegenüberstand, machte er aus der Spezies des Bauernbildes etwas anderes als die übrigen Maler seiner Epoche: Etwas mit stark sozialem Beigeschmack, also sehr Zeitgemäßes. So wuchs er selbst über die alten Holländer hinaus, die in derartigen Sachen gar nichts Pessimistisches ausdrücken wollten. Für Millet wurde der Landmann das an die Scholle gebundene geduldige Arbeitstier, das im Joche plumpe Häßlichkeit annahm und verblödete. Mit dem zerlumpten Kornschwinger vom Jahre 1848 begann die Reihe. Doch manchmal schimmert — als bezeuge es das innige Mitleid des Künstlers mit dieser Menschenklasse — ein Stückchen Glück, ein Hauch von Zufriedenheit, fromme Ergebung in das Schicksal aus irgend einer Handlung. Das adelt diesen Naturalismus, ähnlich wie ihn Rembrandt einst verklärt hat. Man erinnere sich der ergreifenden Wirkung von Millets „Angelus", dem Bilde mit einem Bauernpaar, das beim Angelusläuten die Arbeit betend unterbricht. Sogar die Landschaft betrachtete der Künstler mit dem Auge des Bauern, als Arbeitsboden. Und wenn er uns hier und auch in den späteren Werken von der beabsichtigten Wirkung manches schuldig blieb, so lag es nur an seiner mangelhaften Maltechnik, die der Sicherheit seiner charakteristischen Zeichnung und der Tiefe seiner Empfindung leider nie ganz folgen konnte. Millet.

Courbet. Zur nämlichen Zeit hat Gustave Courbet den Stadtarbeiter in die Kunst eingeführt. Nicht das idyllische Barbison, sondern Paris ist sein Schauplatz, der schlammige Boden einer Weltstadt, der Sitz nicht nur von Glanz und Schönheit, sondern auch des Elends, des Lasters. Mit einer ähnlichen That wie Millet, den „Steinklopfern", leitete er sein derb realistisches Programm ein. Nichts von Phantasiewesen steckte in ihm, er malte nur, was er genau beobachten, was den starken Sinnenmenschen reizen konnte: charakteristische Porträts, nackte Weiber, so wie der Zufall sie zurechtlegte, eine Leichenfeier in seiner Heimat Ornans, betrunkene Pfarrer, die von einer Konferenz heimkehren, allerlei Sittenbilder, Historien, Tierstücke, Landschaften, Stillleben. Dabei beherrschte seine faustsichere Pinselführung die maltechnischen Schwierigkeiten aller seiner naturalistischen Aufgaben . . . Trotz dauernder Anfeindung seitens der offiziellen Kunstkreise Frankreichs haben Courbets Grundsätze, die gar nicht neu sind, sondern lediglich die alte Riberarichtung wiederholen, dennoch vielfach Bewunderung und Annahme gefunden. Ribot in Paris, Alfred Stevens in Brüssel, W. Leibl in München — um nur einige Namen zu nennen — vertreten sie am erfolgreichsten, jeder von ihnen mit national eigentümlicher und persönlicher Note.

* * *

Plastik. Wenn wir heute auf die Plastik der Epoche zurückblicken, die überwiegend noch im Zeichen der Formenstrenge eines Thorwaldsen und Rauch stand, so mutet uns dieses Verharren beinahe wie ein Anachronismus an. Und doch, wie begreiflich angesichts der einmal erreichten Höhe des plastischen Könnens, wie verständlich bei dem vergleichsweise engen Spielraum der bildnerischen Formensprache, wie lobenswert, sich weniger oft als die weit beliebtere Schwesterkunst der tyrannischen Mode zu beugen. Zudem war das für die Entwickelung der Malerei so folgenreiche Ringen um neue technische Hilfsmittel für den Bildhauer, der rasch seine Technik erlernt, so gut wie gegenstandslos. Neues entstand auf diesem Kunstgebiete u. a. aus der Frage des Kostümlichen; denn die Zeittracht, die dem Jahrhundertmenschen zumeist sein unterscheidendes Gepräge verleiht, ließ sich auf die Dauer nicht umgehen oder umschreiben. Auch ließ sich die moderne Persönlichkeit schließlich nicht länger abfinden mit Bildnisschöpfungen, in denen der dargestellte Charakter nach antikem Vorbild als Typus verallgemeinert erscheint.

Berlin. Nicht anders als Rauch hat sich in Berlin sein Schüler Friedrich Drake mit der Lösung jener Fragen abgefunden. Bei dem Denkmal König Friedrich Wilhelms III. vertrug sich die knapp anliegende Uniform mit den Gesetzen statuarischer Gestaltung, während sich die bewegte Erzfigur Schinkels außer dem Mantel ein langes Gewand, ähnlich dem Ornat eines Geistlichen, gefallen lassen mußte. Mildernd wirkte Drakes geschmackvolle Art im Relief, z. B. an dem Fries jenes Tiergartendenkmals, einem Idyll ländlichen Lebens, in welchem hellenische und deutsche Züge feinfühlig verbunden sind. Als es hingegen galt, das Leben des Kriegers in acht Marmorgruppen zu erzählen (Schloßbrücke in Berlin), griffen die Rauchschüler Drake, Schievelbein, Bläser, Wolff, Wichmann u. a. wieder zum antiken Gewand. Mit stärkerem Temperament schufen A. Kiß und August Wolff ihre ehernen Kolossalgruppen an der Museumstreppe, die Amazone und den Löwenjäger; und Th. Kalide setzte mit seiner auf einem Panther trunken hingestreckten Bacchantin über die Schranken der Rauchschule skrupellos hinweg.

Dresden. Rietschel. In Dresden erhob sich der gleichfalls aus dieser Schule hervorgegangene Ernst Rietschel zu selbständiger Bedeutung. Wo er seinen Statuen ein bestimmtes historisches Gepräge geben wollte, wie am Braunschweiger Lessingdenkmal, hielt er an der Zeittracht fest. Bei dem Weimarer Doppeldenkmal Goethes und Schillers, die gemeinsam einen Kranz halten, wie beim

Jean François Millet: Die Schäferin.

(Nach einer Photographie von Braun, Clement & Co. in Dornach.)

Beilage zu Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert".

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

Luthermonument zu Worms war der ideale Ausdruck durch die Aufgabe, der Nation geistige Heroen vorzuführen, von selbst gefordert. Das Schöpferische war hier, jenen Ausdruck nicht dem antiken Schönheitsregister zu entnehmen, sondern die Persönlichkeiten selbst als edelste Träger der geistigen und sittlichen Anschauungen ihrer Zeit und ihres Volkes zu charakteri-

August Kiß: Amazone im Kampf mit einem Tiger.
Bronzegruppe vor dem Kgl. Museum zu Berlin.

sieren. Zu solcher künstlerischen Höhe haben sich die Mitarbeiter Rietschels am Wormser Reformationsdenkmal nicht zu erheben vermocht. Donndorf, Kietz und später Johannes Schilling konnten ihren Figuren (Vorreformatoren, Helden der Reformation, Reformationsstädte) nicht die geistige und auch physische Wucht der auf die Bibel weisenden Luthergestalt einflößen. Selbst in dekorativen Arbeiten (Berliner Opernhaus, Leipziger Universität, Dresdener Hof-

theater und Museum) erweiterte und vertiefte Rietschel die plastische Ausdrucksfähigkeit der Rauchschule. Von seinen Schülern machte sich besonders Donndorf durch energische Statuen und Büsten, z. B. von Karl August in Weimar, Cornelius in Düsseldorf, Bismarck und Moltke, ferner F. A. Wittig durch seine ergreifende Hagargruppe und Joh. Schilling durch die vier Gruppen der Tageszeiten an der Brühlschen Terrasse in Dresden künstlerisch verdient. Zu den nämlichen Grundsätzen hat sich endlich Ernst Hähnel, gleichfalls bei der Ausschmückung des Dresdener Hoftheaters und Museums beschäftigt, bekannt. Seine schönheitsfrohe Plastik ist freilich mehr ein Kind der Hochrenaissance als der Antike. Eine glückliche Phantasie verraten auch statuarische Werke, wie die graziöse Raffaelfigur des Leipziger Museums und das schon 1845 geschaffene Bonner Beethovendenkmal mit den feinen Reliefs am Postament.

München. Der Einfluß der Romantik auf die Schwanthaler Schule in München war dagegen in vielen Fällen kein glücklicher. Theoretisch war es ja löblich, aus Rücksicht auf den nationalen und christlichen Standpunkt, einen Ersatz in Renaissance und Mittelalter zu suchen. Aber ohne Vertiefung der Naturstudien konnte man nur selten über eine unklar schwankende Halbheit hinauskommen — wie am Reitermonument König Ludwigs I. von Bayern von Max Widnmann. Geklärter wirkt der Kompromißstil der Arbeiten Friedrich Bruggers (Gluck, Chiron und Achill, Dädalus und Ikarus). Berechtigt waren die aus dem Mittelalter geschöpften Anregungen für die Dekorationen katholischer Kirchen, zumal für die in Holz geschnitzten Altäre und Heiligenfiguren Joseph Knabls. Die minder strupelvolle Art dieser süddeutschen Meister, die ihren Musterschatz bald über Quattrocento und Spätrenaissance ausdehnten, wurde in der Folge darum so wichtig, weil sie die freiere Ausbildung des dekorativen Geschmacks, das plastische Kunsthandwerk, die Kleinkunst förderte und gleichzeitig dem einbrechenden Naturalismus sich empfänglicher zeigte, zum Vorteil namentlich der Porträtskulptur, die damals in der Rauchschule immer mehr verflachte. Widnmanns Büsten, z. B. die des Landschaftsmalers Rottmann, ferner in Wien, der Filiale der Schwanthaler Schule, die Bildnisschöpfungen eines Hans Gasser, die Werke von Fernkorn und Vincenz Pilz mit ihrem lebendig frischen Zuge, sind geradezu Vorboten moderner plastischer Gestaltung . . .

Ernst Rietschel.

Italien. Während so die Entwickelung der Bildnerei in Deutschland am Ende dieser Epoche eine Wendung zum Naturalismus begann, wurden an ihrem Ausgangsort Rom die Traditionen Thorwaldsens von den nordischen Jüngern dauernd hochgehalten. Hier finden wir nacheinander Rudolf Schadow, Martin Wagner, den Engländer Gibson, Ed. von der Launitz, den Schöpfer des Frankfurter Gutenbergdenkmals, ferner Emil Cauer, Emil Wolff, den Dänen Jerichau (vergl. S. 380). Sonderbarerweise pflegten die betriebsamen heimischen Kräfte nicht mit gleichem Eifer die Richtung ihres großen Vorläufers Canova. An sich verdiente ihre Absicht, dem lebhaften persönlichen Temperament mehr Spielraum zu lassen, keinen Tadel, wenn es ihnen nur nicht vor allem darauf angekommen wäre, ihre technische Geschicklichkeit durch äußerlich bestechende Formen zur Geltung zu bringen. So schuf Pio Fedi, der halb noch auf Canovas Boden stand, in seinem vierfigurigen „Raub der Polyxena" eine äußerst be-

wegt aufgebaute Gruppe. In Giovanni Dupré aus Siena tauchte die Idee auf, sich an jene Meister der Renaissance zu lehnen, welche Virtuosen seelischer Affektschilderung waren. In seinem „toten Abel", einer „Sappho", einer „Pietà" klingen elegische Empfindungen; selbst beim Turiner Cavourdenkmal bestimmt, obwohl das Kostümliche noch klassizistisch geblieben ist, das seelische Leben die Gesamtwirkung . . . Die jüngere Bildhauergeneration in Italien warf sich der Salonplastik und dem Realismus in die Arme, setzte die virtuose Mache ihrer Marmortechnik ins glänzende Licht und lieferte zumeist statt Kunstwerke nur Kunststücke.

Ernst Rietschel: Pietà.
Marmorgruppe vor der Friedenskirche zu Potsdam.

In Frankreich war es weit weniger die bedeutende Technik, was bereits die älteren Meister David d'Angers, Rude, Foyatier (Spartacus, Cincinnatus), Barye, diese Zeitgenossen der Romantiker, zur Abkehr von den strengen Regeln der Klassizisten bestimmte, als vielmehr das gallische Temperament, ihr ausgeprägt dekorativer Sinn, die sich im Rahmen des Hellenismus nicht angemessen aussprechen konnten. Rudes Schüler Carpeaux folgte ganz dem Meister und brachte in seine lebhaften Gruppen des Tanzes an der Pariser Großen Oper und der „Flora mit ihren Kindern" kräftige malerische Effekte hinein . . . Noch aber war dem Naturalismus durch die Pariser Akademie, die u. a. in dem Rompreis ein Machtmittel zur Förderung ihrer klassizistischen Absichten besaß, ein Riegel vorgeschoben. Dabei Frankreich.

erfüllte sie nach zwei Richtungen hin unleugbar eine Mission für die Plastik, indem sie einerseits den Schülern eine unveräußerliche technische Grundlage sicherte, andererseits den hier heftig schlagenden Wellen der Modesucht einen festen Damm entgegensetzte. Als damalige Führer in diesen akademischen Bestrebungen sind vor allem Guillaume, der Schöpfer der „Römischen Hochzeit", eines antiken Ehepaares, Perraud, der die strenge Gruppe des „Lyrischen Dramas" für die Große Oper arbeitete, und ein jüngerer, Henri Chapu, zu nennen. Gleichzeitig kam eine dritte Richtung hoch, deren Meister weder das akademische Programm, noch das schwülstige Pathos der Romantiker billigen mochten; sie begründeten, indem sie der intimen scharfen Naturbeachtung des Quattrocentos huldigten, eine dem englischen Präraffaelismus analoge Kunstweise. Paul Dubois vertritt mit seinem schönen Talente diesen Realismus in Statuen, Grabmälern, Porträts, in schlanken, dabei edel aufgefaßten Figuren des plastischen Genres — wie denn gerade die oft gerühmte Pariser Genreplastik aus der Erweiterung des Formenschatzes schon erheblichen Nutzen zu ziehen wußte.

Belgien. Die übrigen Kunstvölker haben der Entwickelung der Bildnerei damals keine besondere Note hinzugefügt, wenn es auch — in Belgien Holland, England u. s. w. — an statuarischen Aufgaben keineswegs mangelte. Thatsache ist ja, daß der künstlerische Genius gewisser Nationen einseitig mehr zur malerischen Bethätigung drängt, wozu für Belgien noch die freiwillige Abhängigkeit von der Pariser Plastik kam. Willem Geefs, der maßgebende Meister, Schöpfer des Rubens-Denkmals in Antwerpen, stand übrigens den französischen Richtungen durchaus als Eklektiker gegenüber und eben deshalb lassen seine Monumente und Idealgestalten ziemlich kalt . . . Jenseits des Kanals hatte das Jahrhundert mit einer Vor-Canova-Richtung

England. des Bildhauers M. C. Wyatt begonnen, der indes mit seiner Londoner Wellington-Reiterstatue bloß die Unfähigkeit seines dürftigen Realismus für derartige monumentale Aufgaben beweisen konnte. Seitdem schwankte man hier — wie übrigens auch in dem stammverwandten Nordamerika — zwischen einem von Canova oder Thorwaldsen abgeleiteten, manchmal in leere süßliche Anmut ausartenden Idealstil — dessen Hauptvertreter, in England Gibson, in Amerika Palmer, noch die besten Leistungen hinterließen — und banaler Naturwiedergabe, die in Reliefs, Bildnissen und auch Genregruppen reiche Ernte halten konnte.

Pio Fedi: Der Raub der Polyxena.

Nach der Marmorgruppe in der Loggia dei Lanzi zu Florenz.

Gerechtigkeit und göttliche Vergeltung verfolgen das Verbrechen. (Nach dem Gemälde von Prud'hon.)

Rechtspflege.

Während Rechtswissenschaft und Gesetzgebung im Anfange des 19. Jahrhunderts im Banne der naturrechtlichen Weltanschauung standen, wurden sie in der Mitte desselben vorwiegend von geschichtlichem Geiste getragen, der nur bei wenigen Civilisten, dagegen gerade bei den bedeutendsten Kriminalisten dieser Zeit von der Hegelschen Weltanschauung beeinflußt wurde. Auf dem Gebiete des Civilrechts hatte die Epoche der Kodifikationen einem Zeitraum der Vertiefung der Erkenntnis des gemeinen römischen und deutschen Rechts Platz gemacht. Der Fortschritt der historischen und philologischen Wissenschaft seit Beginn des 19. Jahrhunderts kam der Rechtswissenschaft in hervorragendem Maße zu gute. Die 1816 durch Niebuhr erfolgte Auffindung der Institutionen des Gajus hatte die Erforschung der römischen Rechtsgeschichte auf neue Grundlagen gestellt. Das Werk Savignys, dessen Bedeutung und Zielpunkte bereits an anderer Stelle (Bd. I., S. 160) charakterisiert worden sind, setzten seine Schüler, als deren bedeutendster hier Puchta genannt sei, fort. Ihre Arbeitsdomäne war das gemeine Recht römischen Ursprungs. Daneben zogen die „Germanisten“,

als deren Haupt K. F. Eichhorn gilt, den Gedankenreichtum und gesunden Realismus des deutschen — oder vielmehr richtiger — germanischen Rechts an das ihm gebührende Licht. Nicht unerwähnt darf daneben die Arbeit der Juristen bleiben, die auf den drei großen Kodifikationsgebieten sich bethätigten. Auf dem Gebiete des französischen Rechts sind Demolombe und Zachariä zu nennen, für das österreichische Recht hat das Meisterwerk von Unger befruchtend gewirkt, und, was das preußische Landrecht anlangt, so hat die treffliche Rechtsprechung des Obertribunals zu Berlin unausgesetzt daran gearbeitet, das Gesetzbuch den modernen Bedürfnissen anzupassen. Dieser emsigen, von schönem wissenschaftlichen Erfolge gekrönten Arbeit gegenüber trat die gesetzgeberische Thätigkeit jener Epoche an Bedeutung zurück. Frankreich war im Besitze eines einheitlichen Civilgesetzbuchs, und der Segnungen des Code Napoléon erfreute sich, wie wir oben gesehen hatten, eine ganze Anzahl Staaten teils unmittelbar, teils mittelbar. Ebenso waren auch die mitteleuropäischen Großstaaten, Österreich und Preußen, im Besitze einer Kodifikation. In Preußen führte die Veränderung der Zustände im Jahre 1848 umfassende Änderungen auch auf dem Gebiete des Privatrechts herbei, die jedoch Gelegenheitsgesetze von nur lokaler Bedeutung für die Entwickelung konstitutioneller und wirtschaftlicher Verhältnisse geblieben, aber keine welthistorischen Gesetze von rechtswissenschaftlicher Bedeutung geworden sind. Eine Ausnahme macht nur das Berggesetz vom 24. Juni 1865, das mustergültig für die deutsche und außerdeutsche Gesetzgebung geworden ist. Die Schaffung von Partikulargesetzbüchern wurde noch in mehreren deutschen Staaten, wie Hessen-Darmstadt (1842) und Bayern (1861) angestrebt, im Königreich Sachsen auch schließlich zustande gebracht. Die gesetzgeberischen Arbeiten, die dort 1846 ihren Anfang nahmen, gerieten infolge ungünstiger Kritik von wissenschaftlicher Seite (Wächter) ins Stocken, führten aber endlich doch zu dem am 2. Januar 1863 verkündeten Bürgerlichen Gesetzbuch.

Inzwischen war für Mitteleuropa ein neuer Gesetzgebungsfaktor in dem am 8. Juni 1815 ins Leben getretenen Deutschen Bund erstanden. Dieser Deutsche Bund, ein „Staatenbund", besaß an sich kein selbständiges Gesetzgebungsrecht, war aber in der Lage, den von ihm gefaßten Beschlüssen durch Androhung der Bundesexekution bei seinen Gliedstaaten Beachtung zu verschaffen. Gesetzeskraft erlangten daher die vom Deutschen Bund erlassenen Gesetze erst durch ihre Einführung in den Einzelstaaten im Wege der Landesgesetzgebung, und nur als Landesgesetze traten sie in Wirksamkeit. Sie waren somit keine Reichsgesetze und auch kein „gemeines", vielmehr nur, weil in den meisten Staaten eingeführt, „allgemeines" deutsches Recht. Unter solchen Umständen sind zwei der wichtigsten, noch heute in Geltung befindlichen Gesetze zustande gekommen: die „Allgemeine deutsche Wechselordnung" und das „Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch". Dem Wunsch nach einer einheitlichen Regelung des Wechselrechts, der schon 1836 im Zollverein laut geworden war, wurde 1846 durch einen Antrag des württembergischen Bundestagsgesandten auf Kodifikation des Wechselrechts Ausdruck verliehen. Die 1847 zu Leipzig auf eine Aufforderung der preußischen Regierung zusammengetretene Konferenz arbeitete einen Entwurf aus. Dieser Entwurf wurde am 26. November 1848 vom Erzherzog Reichsverweser in Ausführung eines Beschlusses der Nationalversammlung als „Reichswechselordnung" verkündigt. Die Gerichte verneinten indessen mit Rücksicht darauf, daß die Nationalversammlung gesetzgeberische Befugnisse nicht besessen habe, die rechtliche Verbindlichkeit der erfolgten Verkündigung. In den Jahren 1848—62 wurde jedoch die Wechselordnung in fast sämtlichen deutschen Staaten durch Landesgesetz zum Gesetz erhoben.

Wechselrecht.

Wechselordnung.

Die Anregung zu einer Kodifikation des Handelsrechts ging 1856 von Bayern aus.

Die 1857 nach Nürnberg zu diesem Behufe zusammenberufene Kommission tagte bis zum 12. März 1861. In Nürnberg selbst wurden die ersten vier Bücher des Handelsgesetzbuchs, sowie inzwischen nötig gewordene Novellen zur Wechselordnung beraten. Zur Beschlußfassung über das fünfte Buch des Handelsgesetzbuchs (Seerecht) verlegte die Kommission für die Zeit von 1858—60 ihren Wohnsitz nach Hamburg. Das Handelsgesetzbuch wurde wie die Wechselordnung in fast allen deutschen Staaten eingeführt, und beide wurden nach Gründung des Norddeutschen Bundes, der im Gegensatz zum Deutschen Bund als „Bundesstaat" gesetzgebende Gewalt besaß, am 5. Juni 1869 für das ganze Bundesgebiet und späterhin nach Gründung des deutschen Reiches für den ganzen Umfang desselben zu Reichsgesetzen erhoben. Beide Gesetze, die unter hervorragendster Beteiligung der deutschen Kaufmannschaft zustande gekommen sind, haben sich auf das trefflichste bewährt. Auf geschichtlicher, insbesondere germanischer Grundlage beruhend, tragen sie den Bedürfnissen des Handels und Verkehrs in verständnisvollster Weise Rechnung und bezeichnen einen großen Fortschritt gegenüber dem bis dahin im linksrheinischen Deutschland in Geltung gewesenen Code de commerce. Gesetzgebung wie Wissenschaft am Ende des Jahrhunderts erkennen die Grundprinzipien der Handelsgesetzgebung aus der Mitte desselben als immer noch maßgebend an. Handelsrecht.

Als sich schon die Zeichen der beginnenden Auflösung innerhalb des Deutschen Bundes bemerkbar machten, unternahm es noch einmal ein Teil der Bundesstaaten, dem nie ganz unterdrückten Sehnen nach einem einheitlichen Civil- und Strafgesetzbuch Ausdruck zu verleihen, indem sie einen Antrag auf Niedersetzung einer Kommission zwecks Prüfung der Durchführbarkeit einer einheitlichen deutschen Kodifikation stellten. Der Kommissionsbericht riet, auf dem Gebiete des Privatrechts sich zunächst auf eine allgemeine Kodifikation des Rechts der Schuldverhältnisse zu beschränken. Die weiteren Verhandlungen führten zum Zusammentritt einer Kommission in Dresden. Diese brachte in den von 1863—66 gepflogenen Beratungen einen Gesetzentwurf zustande, der indessen der politischen Ereignisse wegen nicht zum Gesetz geworden ist. In der richtigen Erkenntnis, daß vom Deutschen Bund nur Palliativmittel zur Beschwichtigung der Sehnsucht nach deutscher Rechtseinheit, aber kein fundamentaler Aufbau eines einheitlichen nationalen Gesetzeswerks zu erwarten sei, hatte Preußen von Anfang an gegen den Zusammentritt der Dresdener Kommission protestiert und damit den Schein auf sich geladen, als verfolge es partikularistische Tendenzen. Der Dresdener Entwurf hat später auf das Bürgerliche Gesetzbuch für das deutsche Reich erkennbaren Einfluß gewonnen.

Während so auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts die Mitte des 19. Jahrhunderts eine Ebbe der Kodifikationsbestrebungen aufwies und nichts den ruhigen Fluß der wissenschaftlichen Arbeit unterbrach, griff die Gesetzgebung um so thätiger in die Entwickelung des Strafrechts ein. In Frankreich hatte sich schon bald nach Inkrafttreten des Code pénal das Bedürfnis herausgestellt, seine starren und mechanischen Strafbestimmungen in Einklang mit den differenzierten Erscheinungsformen von Verbrechen und Verbrechern zu bringen. Man griff zu einer summarischen Maßregel: die Gesetze vom 25. Juni 1824 und 28. April 1832 gestatteten den Richtern und Geschworenen jedesmal dann, wenn die Strafbestimmung des anzuwendenden Strafgesetzes nach Lage des Falles zu Härten führen würde (insbesondere bei Kindestötung), durch Feststellung des Vorhandenseins von „mildernden Umständen" („circonstances atténuantes") zur Verhängung einer quantitativ oder auch qualitativ milderen Strafe zu gelangen. Diese Maßregel war rechtspolitisch eine Besonderheit höchster Art, weil sie den Richter zum Kritiker und Verbesserer des Gesetzgebers machte. Strafrecht.

Auch in den anderen europäischen Staaten machte die Strafgesetzgebung Fortschritte. In England wurde die Anwendbarkeit der Todesstrafe, die noch zur Zeit des Regierungsantritts Georgs IV. bei 187 Delikten angedroht war, erheblich eingeschränkt, sowie noch in Übung befindliche mittelalterliche Strafmittel, wie Pranger und Vermögenskonfiskation, gänzlich beseitigt. Besonders rege war aber die gesetzgeberische Thätigkeit in Deutschland. In fast allen deutschen Staaten wurden Partikularstrafgesetzbücher erlassen, die zum größten Teil auf dem im vorigen Abschnitt erwähnten bayerischen Strafgesetzbuch aufgebaut sind, zum Teil eine Reception des französischen Strafrechts darstellen. Zu den Gesetzbüchern der französischen Gruppe gehört insbesondere das nach jahrzehntelangen Beratungen am 14. April 1851 verkündete preußische Strafgesetzbuch, die Grundlage des späteren Reichsstrafgesetzbuchs. Der in Preußen seit 1815 bestehende Antagonismus zwischen den altpreußischen und den rheinischen Juristen, dem wir später noch bei der Besprechung der Justizreform begegnen werden, hatte sich auch bei der Entstehung des Strafgesetzbuchs geltend gemacht. Noch war die Nachwirkung der Napoleonischen Gesetzgebung stark genug, die Prinzipien des Code pénal fast vollkommen im preußischen Strafgesetzbuch zum Durchbruch zu bringen. Interessant ist dabei, daß auch in das preußische und später in das deutsche Strafgesetzbuch das System der „mildernden Umstände" Eingang gefunden hat, aber — und das ist oft verkannt worden — in einem wesentlich anderen Sinne als in Frankreich. Natürlich haben die preußischen und deutschen Gesetzgeber bei Schaffung neuer Strafgesetzbücher nicht gleich schon ein Korrektiv zur Beseitigung darin enthaltener Härten dem Richter an die Hand geben wollen; die „mildernden Umstände" des deutschen Strafrechts sind ganz besondere Umstände rein thatsächlicher Natur, die einen Fall vom allgemein menschlichen oder individuellen Standpunkt aus in einem außergewöhnlich milden Licht erscheinen lassen.

Das preußische Strafgesetzbuch gab der gemeinen deutschen Strafrechtsdoktrin, als deren letzter bedeutenderer Vertreter Mittermaier genannt sein mag, den Todesstoß. Die namhaftesten Vertreter der Theorie und Praxis verließen den schwankenden, buntschillernden Boden des gemeinen Kriminalrechts und faßten auf dem preußischen Gesetzbuch festen Fuß. Unter den Vertretern der Wissenschaft machte sich neben historischem Erfassen eine entschiedene Anlehnung an die philisophischen Lehren Hegels von dem Wesen des Verbrechens und der Strafe bemerkbar. Ein Hauptvertreter dieser Richtung ist Berner. Die Praktiker, unter denen besonders Goltdammer hervorragt, gewannen durch scharfsinnig dogmatische Konstruktionen der französisch-preußischen Rechtssätze einen tiefgreifenden Einfluß auch auf die Wissenschaft.

Deutsches Reichsstrafgesetzbuch.

Dem Geiste nach vollkommen ein Kind dieser Entwickelung, wenn auch zeitlich schon in die dritte Epoche des 19. Jahrhunderts hineinragend, ist das deutsche Reichsstrafgesetzbuch. Schon seit den Tagen der Frankfurter Nationalversammlung angeregt, von der oben erwähnten Dresdener Kommission und dem ersten deutschen Juristentag (1860) für dringend wünschenswert erklärt, nahm der Plan einer einheitlichen Strafgesetzgebung nach Gründung des Norddeutschen Bundes greifbare Form an. Auf Eduard Laskers Veranlassung war das „Strafrecht" in den Art. 4, Nr. 13 der Bundesverfassung vom 17. April (26. Juli) 1867 als Gegenstand der gemeinsamen Gesetzgebung aufgenommen worden. Der im wesentlichen von dem späteren preußischen Justizminister Friedberg ausgearbeitete Entwurf gelangte nach dreimaliger Durchberatung am 14. Februar 1870 an den Reichstag, der denselben teils sofort im Plenum, teils zunächst in der Kommission durchberiet. Die lebhafteste Erörterung im Plenum entspann sich über die Frage der Abschaffung oder Beibehaltung der Todesstrafe.

Sitzung der Wechsel-Konferenz zu Leipzig im Jahre 1847.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Leipziger Illustrierten Zeitung".

Nachdem in zweiter Lesung die Beseitigung derselben beschlossen worden war, wurde in dritter Lesung nach einer großen Rede Bismarcks mit 127 gegen 119 Stimmen die Wiederherstellung der Todesstrafe beschlossen. Der Entwurf wurde am 31. Mai 1870 mit Gesetzeskraft vom 1. Januar 1871 verkündigt. Nach Begründung des Deutschen Reiches wurde das Strafgesetzbuch durch § 2 des Verfassungsgesetzes zum Reichsgesetz erklärt, durch Gesetz vom 15. Mai 1871 als „Strafgesetzbuch für das deutsche Reich" neu redigiert. Mit dem 1. Januar 1872 trat es auch in ganz Süddeutschland in Kraft.

Zu den erheblichen Verbesserungen, die es enthält, gehören u. a. die Abschaffung des Adelsverlustes als Strafe, die Einführung der Einzelhaft und der bedingten Freilassung, die Herabminderung der höchsten zeitigen Zuchthaus- und die Einschränkung der Todesstrafe, sowie schließlich die neu eingeführte Verjährung der Vollstreckung rechtskräftig erkannter Strafen. Der Grund dafür, daß das deutsche Strafgesetzbuch nicht auf der Höhe der modernen Forschung steht, liegt insbesondere in der großen Eile seiner Abfassung, die freilich erklärlich erscheint, wenn man erwägt, daß die leitenden Männer nicht zögern wollten, dem deutschen Volke ein Ergebnis der soeben errungenen Einheit als Geschenk zu überreichen. Das Strafgesetzbuch für das deutsche Reich gilt — von einigen Änderungen geringfügiger Natur abgesehen — noch heute in seiner ursprünglichen Gestalt.

Gefängniswesen.

Unterdessen hatte die im vorigen Abschnitt berührte, von Nordamerika ausgehende Gefängnisreform-Bewegung in Europa immer weitere Kreise ergriffen. Während in Nordamerika der Dualismus des „Auburnschen Schweigsystems" und des „pennsylvanischen Einzelhaftsystems" bestehen blieb, siegte in Europa das mit Arbeitszwang verbundene Einzelhaftsystem. Es wurde, etwas gemildert, in dem 1842 zu Pentonville bei London eröffneten Zellengefängnis durchgeführt, das bei der Erbauung der ersten deutschen Zellengefängnisse zu Bruchsal (1848) und Moabit (1849) zum Vorbild diente. Während aber in England und besonders Irland das Einzelhaftsystem abgeschafft wurde, und zwar in dem Sinne, daß man durch Einführung progressiver Zwischenstadien den Sträfling allmählich auf die Freiheit vorzubereiten trachtete, wurde auf dem Kontinent, besonders in Belgien, die Einzelhaft ohne jede Einschränkung durchgeführt. In Deutschland wiesen Mittermaier und andere auf das „Irische Progressivsystem" als zur Nachahmung empfehlenswert hin, ohne jedoch große praktische Ergebnisse zu erreichen. Dagegen wurde das Progressivsystem in Ungarn, Italien und Japan eingeführt. Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch hat — wie bereits oben erwähnt — die Einzelhaft mit gewissen Kautelen ohne Zwischenstadien eingeführt, dagegen aus England die bedingte Entlassung, die zuerst bei den nach Australien Deportierten Anwendung gefunden hatte, übernommen.

Zuletzt sei noch der seit 1846 periodisch zusammentretenden „Internationalen Pönitentiarkongresse" gedacht, deren Verdienst es insbesondere war, den internationalen Gedankenaustausch auf kriminalpolitischem Gebiet zu fördern und modernen Reformgedanken die Wege zu ebnen.

Gerichtsverfassung.

Auf dem Gebiete der Gerichtsverfassung und des gerichtlichen Verfahrens schließt die mittlere Epoche des 19. Jahrhunderts mit einem Siege der französischen Gesetzgebung auf fast der ganzen Linie ab. In Deutschland, wo die französische Gerichtsverfassung und der französische Prozeß auch nach dem Sturz der französischen Herrschaft bestehen geblieben war, hatte sich zwischen den Juristen des alten und des neuen rheinischen Rechts eine heftige Fehde entwickelt. Diese Fehde, im Anfang auf Beamtenkreise beschränkt, nahm einen immer größeren Umfang an, und, da die rheinischen Juristen über lockende Gaben, wie Schwurgerichte, Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens verfügen konnten, ergriff das Volk für sie Partei.

Die Märzrevolutionen des Jahres 1848 entschieden den Streit zu Gunsten der rheinischen Juristen. Die in Ausführung der oktroyierten Verfassung (S. 98) am 2. und 3. Januar 1849 von der preußischen Regierung erlassenen Verordnungen gestanden sämtliche Forderungen zu. Die Kammern revidierten dann später diese Verordnungen und erhoben sie 1851 und 1852 zu Gesetzen. Die Grundlage der neuen Gerichtsverfassung war danach in großen Zügen folgende: Sämtliche Patrimonialgerichte (etwa 6700 an der Zahl), sowie der eximierte Gerichtsstand wurden aufgehoben. An ihre Stelle traten als Gerichte erster Instanz die Kreisgerichte, in größeren Städten Stadtgerichte genannt. Diese unter Leitung eines Direktors stehenden Gerichte zerfielen in Civil- und Strafabteilungen, die in Besetzung von drei Richtern entschieden. Den Kreisgerichten lag die streitige und nichtstreitige Gerichtsbarkeit in gleicher Weise ob. Sie bestellten aus ihrem Kollegium kommissarisch für größere Orte ihres Bezirkes aus mehreren Mitgliedern bestehende Kreisgerichtsdeputationen, für kleinere Orte einzelrichterliche Kommissarien. Als zweite Instanz traten an Stelle der bisherigen, eine Provinz umfassenden Oberlandesgerichte in der Regel für einen Regierungsbezirk gebildete Appellationsgerichte. Die oberste Instanz lag für die altpreußischen Provinzen bei dem Geheimen Obertribunal zu Berlin, für die rheinischen bei einem besonderen Revisions- und Kassationshof, der 1852 als rheinischer Senat mit dem Berliner Obertribunal vereinigt wurde.

Was die Strafgerichte insbesondere anlangt, so wurden die kleinen Strafsälle Einzelrichtern, die mittleren Vergehen den aus drei Richtern bestehenden Strafabteilungen der Kreisgerichte, die schwereren Verbrechen den Schwurgerichten und die Verbrechen des Hoch- und Landesverrats einem besonderen Staatsgerichtshof zur Aburteilung zugewiesen. Bei der Besetzung der Gerichte griff man gleichfalls auf die französische Organisation zurück, womit freilich auch fast alle Mängel der französischen Gerichtsverfassung treulich mit übertragen wurden. Die Richter konnten im Interesse der Rechtspflege versetzt werden, wozu freilich ein Plenarbeschluß des Obertribunals erforderlich war. Die Vorsitzenden der aus fünf Richtern bestehenden Schwurgerichtshöfe, sowie der Dreimännerkollegien wurden von dem Justizminister, die Beisitzer von dem Präsidenten des Appellhofes bestimmt, und zwar wurden die Dreimännerkollegien jährlich neu gebildet. Der Staatsgerichtshof wurde jedes Jahr neu besetzt. Die Mängel einer solchen Gerichtsverfassung sind schon oben bei Besprechung der französischen Gerichtsverfassung charakterisiert worden. Es fehlte ein Prinzip, das die Hauptbedingung der Gewähr für eine unabhängige und unparteiische Rechtsprechung bildet, nämlich das der Ständigkeit der Gerichte. Der Fehler wurde dadurch nicht verbessert, daß man — ganz nach französischem Muster — der neu gebildeten Staatsanwaltschaft das Anklagemonopol gab und ihre Beamten für jederzeit zur Disposition stellbar erklärte.

Genau nach dem Muster der Napoleonischen Jury verfuhr auch das neupreußische System bei Bildung der Schwurgerichte. Die Urliste wurde aus solchen Personen gebildet, die entweder 18 Thaler Klassensteuer oder 20 Thaler Grundsteuer oder 24 Thaler Gewerbesteuer zahlten oder als Studierte ein Einkommen von mindestens 500 Thalern bezogen. Aus dieser Urliste bildete der (an Stelle des französischen Präfekten fungierende) Regierungspräsident die Dienstliste, und der Schwurgerichtspräsident loste aus den ihm hiernach Präsentierten die erforderliche Anzahl von Geschworenen für jede Sitzungsperiode aus. Schwurgerichte.

Unterdessen waren im Mutterlande dieser Organisation, in Frankreich selbst, die berührten Mängel bereits fühlbar geworden. Die bereits im vorigen Abschnitt angedeutete, seit den zwanziger Jahren sich bemerkbar machende Reformbewegung richtete sich vor allen

Dingen gegen die Zusammensetzung der Napoleonischen Jury. Napoleon III. griff hier ein. Ein Gesetz von 1853 beseitigte die timokratische und administrative Zusammensetzung der Jury. Der an sich berechtigte Gedanke, daß den arbeitenden Klassen die Übernahme der mit dem Amt eines Geschworenen verbundenen pekuniären Opfer nicht zugemutet werden kann, wurde an Stelle der unangemessenen Einführung eines Census, mittelbar durch Ausschluß von Dienstboten und Handarbeitern verwirklicht. Ferner wurden alle von der Regierung abhängigen Personen ausgeschlossen, und die Bildung der Jahresliste aus der Hand des Präfekten in die einer aus dem Friedensrichter und mehreren Gemeindebeamten bestehenden Kommission gelegt. Dies System ist später vorbildlich für die deutsche Reichsgesetzgebung geworden.

Strafverfahren.

Ebenso wie die Gerichtsverfassung und insbesondere die Verfassung der Strafgerichte stand die neue Struktur des Strafverfahrens unter dem Banne der französischen Instruction criminelle. Die Prinzipien der Öffentlichkeit, Mündlichkeit und Unmittelbarkeit des Verfahrens wurden durchgeführt, jedoch das Prinzip der Öffentlichkeit, dem französischen Muster entsprechend und abweichend vom englischen, nicht in der Voruntersuchung. An Stelle der formalen Beweistheorie trat der Grundsatz der freien richterlichen Beweiswürdigung, der aber hinsichtlich der Befugnis, die Entscheidung auf Urkunden und verlesene Protokolle zu stützen, zu einer allzugroßen Freiheit führte. Eine verhängnisvolle Übertragung war wieder, daß man die Hauptverhandlung mit der Verlesung der Anklageschrift beginnen ließ. Hierdurch erzeugt man in dem Inneren der Richter und vor allem der Geschworenen von vornherein ein nur schwer verwischbares Bild von dem Thatbestand, eine kaum zu beseitigende Überzeugung von der Schuld des Angeklagten, beides im Sinne der Anklagebehörde. Das Zeugenverhör wird durch den Vorsitzenden allein vorgenommen; der Verteidiger hat kein Fragerecht, sondern nur das Recht, den Vorsitzenden um Stellung einer Frage zu bitten. Die Vorlegung der an die Geschworenen gerichteten Schuldfragen geschieht in der Weise, daß man sämtliche Thatbestandsmerkmale der strafbaren Handlung dem Wortlaut des Gesetzes gemäß in die Fragen aufnimmt. Daß dadurch eine große Kompliziertheit entsteht, die bei nicht Rechtskundigen nur Verwirrung erregt, ist ein Übelstand, der aber unvermeidlich wurde, sobald man — wie in Frankreich — aus Mißtrauen gegen die Unparteilichkeit des Vorsitzenden diesem nicht gestattete, gleich dem englischen Richter den Geschworenen eine Anweisung bei Auslegung des in Frage kommenden Gesetzes zu erteilen und unterlaufende Mißverständnisse durch Verhandlung in öffentlicher Sitzung zu beseitigen. Die Kluft zwischen Richtertisch und Geschworenenbank wird so zu einer unüberbrückbaren. Viele dieser Nachteile, die aus einer allzu blinden Nachahmung des französischen Strafprozesses entspringen mußten, hat die Reichsjustizkommission bei der Beratung der deutschen Reichsstrafprozeßordnung beseitigt.

Civilprozeß.

Auf dem Gebiete des Civilprozesses sind zunächst die Reformen erwähnenswert, welche die Verordnungen vom 1. Juni 1833 und 21. Juli 1846 im Bereiche der preußischen Allgemeinen Gerichtsordnung trafen, indem sie an Stelle der sogenannten „Offizialmaxime" zunächst für schleunige und Bagatell-Sachen, sodann für alle Rechtsstreitigkeiten die sogenannte „Verhandlungsmaxime" einführten, d. h. dem Richter untersagten, von Amts wegen ohne Antrag der Parteien Ermittelungen zur Erforschung der objektiven Wahrheit anzustellen. Der Deutsche Bundestag setzte dann 1862 zu Hannover eine Kommission zur Ausarbeitung des Entwurfs einer Civilprozeßordnung für die deutschen Bundesstaaten ein, die unter dem Vorsitz des nachmaligen preußischen Justizministers Dr. Leonhard in zwei Lesungen bis zum Frühjahr 1866 einen Entwurf ausarbeitete. Preußen beteiligte sich an diesen Arbeiten eben-

sowenig wie an denen der Dresdener Kommission, und die politischen Ereignisse des Jahres 1866 setzten der gesetzgeberischen Thätigkeit des Deutschen Bundes ein Ziel. Die sogenannte Hannoversche Civilprozeßordnung ist vorbildlich für die deutsche Reichscivilprozeßordnung geworden.

Oberhandelsgericht.

Wir können die Darstellung der Geschichte der Gerichtsverfassung und des gerichtlichen Verfahrens dieser Epoche nicht abschließen, ohne der Gründung des Gerichtshofes zu gedenken, aus dem das deutsche Reichsgericht erwachsen ist, d. i. des Bundes-, späteren Reichsoberhandelsgerichts. Der Norddeutsche Bund ließ es eine seiner ersten Sorgen sein, eine einheitliche Rechtsprechung über die Rechtsmaterien, die in seinem Gebiete einheitlich geregelt waren, zu ordnen. Durch Gesetz vom 12. Juni 1869 wurde ein höchster Gerichtshof geschaffen, der seinen Sitz in Leipzig erhielt, und dem die letztinstanzliche Entscheidung in Handels- und Wechselsachen, durch das Urheberrechtsgesetz vom 11. Juni 1870 auch bezüglich der Rechtsstreitigkeiten auf diesem Gebiet zugewiesen wurde.

Kompetenzkonflikte.

An dieser Stelle sei auch auf die Erscheinungen eingegangen, welche die im Anfang des 19. Jahrhunderts herbeigeführte Trennung von Justiz und Verwaltung notwendigerweise nach sich ziehen mußte, es sind dies einmal die sich erhebenden Konflikte zwischen den Gerichten und Verwaltungsbehörden bezüglich ihrer Zuständigkeit und dann die Gerichtsbarkeit über Streitigkeiten von Individuen als Träger subjektiver öffentlicher und privater Rechte, gegen den Staat als Träger von Hoheitsrechten. Was die sogenannten Kompetenzkonflikte zwischen Justiz- und Verwaltungsbehörden anlangt, so unterscheidet man eine Reihe von Systemen, die in den verschiedenen europäischen Staaten zur Lösung dieser Frage aufgestellt und verwirklicht worden sind. Das erste System, auf das einige Staaten unmittelbar nach der Herbeiführung der Trennung von Justiz und Verwaltung verfielen, war, die Entscheidung des Konflikts dem Souverän, d. h. in Monarchien dem Staatsoberhaupt, in Republiken der Volksvertretung zu übertragen. Das System wurde bald verlassen, weil bei diesem Verfahren die politischen Erwägungsgründe über die juristischen sehr oft das Übergewicht erhielten. Ein zweites System übertrug die Entscheidung den ordentlichen Gerichten; es gilt insbesondere in Italien, wo nach dem Gesetze vom 7. April 1877 der römische Kassationshof in vereinigten Kammern entscheidet. Bei diesem System kann man von einem eigentlichen „Konflikt“ überhaupt nicht reden, da die Gerichte völlig souverän über ihre eigene Zuständigkeit entscheiden. Das dritte, dem zweiten diametral entgegengesetzte System stellte die Entscheidung der Verwaltungsbehörde anheim. Dieses System, das früher in Italien galt, unterliegt naturgemäß noch viel schwereren Bedenken als das zweite. Das vierte — offenbar das beste — System setzte als entscheidende Instanz eine aus Justiz- und Verwaltungsbeamten gemischte Behörde ein. Dies System gilt in Preußen, wo schon durch Gesetz vom 8. April 1847 ein besonderer Kompetenzgerichtshof errichtet wurde, der aus dem Präsidenten des Staatsrats, dem Staatssekretär und neun anderen Mitgliedern des Staatsrats bestand, von denen fünf Justiz-, vier Verwaltungsbeamte sein mußten; Art. 96 der Verfassungsurkunde erhob diese Einrichtung zu einer verfassungsmäßigen. Durch Gesetz vom 13. Februar 1854 wurden dem genannten Gerichtshof auch die sogenannten „einfachen Konflikte“ zur Entscheidung überwiesen, welche die höheren Militär- und Verwaltungsbehörden erheben können, wenn ein Beamter wegen durch Überschreitung seiner Amtsbefugnisse verübter Rechtsverletzungen gerichtlich in Anspruch genommen werden soll (Artikel 97 der preußischen Verfassung). In diesem Fall hatte der Gerichtshof darüber zu entscheiden: 1. ob eine Überschreitung der Amtsbefugnisse vorliege; 2. ob der Fall sich zur Rechtsverfolgung eigne. Die Justizreform im neuen deutschen Reiche griff hier

modifizierend ein; eine königliche Verordnung vom 1. August 1879 führte die Reform durch. Die Hauptneuerung war, daß von den elf Mitgliedern des Gerichtshofes sechs dem Kammergericht zu Berlin angehören, die fünf anderen für den Verwaltungsdienst oder zum Richteramt befähigt sein, und daß sie für die Dauer ihres Hauptamtes oder auf Lebenszeit ernannt werden müssen. Ferner wurde dem Kompetenzgerichtshof die Entscheidung über die sogenannten einfachen Konflikte entzogen, diese dem Oberverwaltungsgericht übertragen und auf die Beantwortung der oben zu 1 genannten Vorfrage beschränkt. Ebenso wie in Preußen ist in den meisten deutschen Einzelstaaten die Regelung erfolgt. Auch die österreichische und französische Gesetzgebung steht auf dem preußischen Boden, indem zur Entscheidung gemischte, aus Justiz- und Verwaltungsbeamten bestehende Gerichte berufen sind.

Verwaltungsgerichtsbarkeit.

Die Regelung, welche die zweite aus der Trennung der Justiz von der Verwaltung entsprungene Folgeerscheinung, nämlich die sogenannte Verwaltungsgerichtsbarkeit, in den verschiedenen europäischen Staaten gefunden hat, ist charakteristisch für die Unterschiede des Nationalcharakters. Die sich bei Regelung dieser Materie erhebende Grundfrage ist die, ob der Staat, wenn er bei Ausübung von Hoheitsrechten oder bei Vornahme von Verwaltungsakten im Interesse des öffentlichen Wohls ein individuelles öffentliches oder Privatrecht verletzt, ebenso behandelt werden soll wie ein Privatmann. Wird diese Frage bejaht, so muß der Staat nicht nur in vermögensrechtlichen, sondern auch in den charakterisierten, d. h. in Verwaltungsstreitigkeiten sein Recht vor den ordentlichen Gerichten nehmen. Auf diesem Standpunkt steht thatsächlich Italien, nicht aber, wie man vielfach angenommen hat, England, wo schon die unvollständige Trennung von Justiz und Verwaltung die Anerkennung eines so extremen Rechtszustandes ausschließt. Im Gegensatz zu Italien hat Frankreich zwar eine sogenannte justice administrative der Form nach anerkannt; die damit betrauten Behörden, die Präfekturräte und der Staatsrat, sind aber fast reine Verwaltungsorgane; ihre Besetzung bietet keine Gewähr für eine Unabhängigkeit der Rechtsprechung, deren Richtschnur denn auch fast stets das salut public bildet. Die preußische Verwaltungsgerichtsbarkeit hat sich dagegen von den Übertreibungen beider extremen Richtungen ferngehalten. Eine Regelung des Verwaltungsstreitverfahrens erfolgte in Preußen bei Gelegenheit der Reorganisation der allgemeinen Landesverwaltung in den siebziger Jahren. Danach sind in der unteren und Mittelinstanz (Kreis- und Bezirksausschuß) die Verwaltungsgerichte im wesentlichen identisch mit den Verwaltungsbehörden; die Garantie bildet hier nur das besonders geregelte Verfahren. Dagegen ist die höchste Kontrollinstanz, das Oberverwaltungsgericht, eine aus Justiz- und Verwaltungsbeamten zusammengesetzte, ausschließlich rechtsprechende Behörde. Die Zuständigkeit der Verwaltungsgerichte in Preußen umfaßt, abweichend von England, Frankreich und Österreich, grundsätzlich keine fiskalischen Rechtsstreitigkeiten und keine Polizeistrafgerichtsbarkeit. Beides steht den ordentlichen Gerichten zu. Die Verwaltungsgerichte sind vielmehr allein zuständig für die oben als eigentliche Aufgabe der Verwaltungsgerichtsbarkeit zugesprochenen Sachen, nämlich in Fällen der Kollision zwischen dem Staat als Vollstrecker staatlicher Funktionen und Individualrechten.

Bayerische Postkutsche aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts.

Post und Telegraphie.

In der schweren Zeit, da ganz Europa unter der Gewaltherrschaft des ersten Napoleon seufzte, fiel auch das Postwesen der Zerrüttung anheim. Als dann nach dem Sturz des Corsen der Wiederaufbau des jäh Zerstörten begann, da zeigte es sich, daß wie bei den staatlichen Neugestaltungen im wesentlichen die Kabinettspolitik entscheidend war, so auch die Bedürfnisse und Strebungen der Völker jener Behandlung verfielen, die man unter dem Begriff des Metternichschen Systems zusammenzufassen pflegt. Die Staatsmänner des Wiener Kongresses waren am Schlusse ihrer langen Verhandlungen fest überzeugt, ein Werk für lange Dauer geschaffen zu haben, aber in demselben Jahre schon atmete in der Wiege eines einsamen Edelsitzes der Altmark der Mann, der nach kaum 50 Jahren diese ganze Schöpfung mit ihren für eine freiere Bewegung nicht geschaffenen Gliedern und ihren einer höheren Entwickelung nicht fähigen Organen umstürzen sollte — Otto von Bismarck . . .

Die Mangelhaftigkeit der deutschen Verkehrsverhältnisse, eine Begleiterscheinung der Zersplitterung Deutschlands, war auf dem Wiener Kongresse gewissermaßen sanktioniert worden. Preußen hatte die einheitliche Regelung des Verkehrswesens beantragt, war aber an dem Widerstande der vielen Inhaber des Postregals gescheitert, für die das fiskalische Interesse allein ausschlaggebend war; das volkswirtschaftliche Interesse lag ihnen ebenso fern, wie ein deutsch-nationales Empfinden. In den Vätern und Paten der heiligen Allianz fanden sie bereitwillige Helfer: die oft kaum lebensfähigen Gebilde der Postverwaltungen der kleinen Staaten blieben bestehen; das fürstliche Haus von Thurn und Taxis wurde im Besitze der Lehnspost durch Artikel 17 der Bundesakte vom 8. Juni 1815 ausdrücklich bestätigt.

Es ist schwer, dem jetzt lebenden Geschlechte das Chaos der postalischen Verhältnisse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts klar zu machen. Jeder der dreißig mit selbständiger Post ausgerüsteten Staaten hatte seine eigenen Einrichtungen und Tarife; die verschiedenen Gewichts- und Münzverhältnisse erschwerten den Betrieb, die Unsicherheit der Leitwege vollendete den Wirrwarr. Noch schlimmer stand es um die internationale Korrespondenz. Jede Verwaltung erhob für die Sendungen nach dem Auslande ihre eigene Taxe und übergab an der Grenze die Sendungen der Postanstalt des Nachbarlandes. Dieses verfuhr ebenso, und so ging es weiter. Man konnte also z. B. einen Brief aus Deutschland nach der Schweiz nicht frankieren; man konnte ihn auch nicht unfrankiert abschicken, weil er bis zur Grenze frankiert werden mußte. Nach einem dritten Lande, z. B. nach Italien, war die Sendung in geschlossenen Posten überhaupt nicht möglich; jeder Brief mußte einzeln an das Zwischenland ausgeliefert werden. Dieses (die Schweiz) verlangte natürlich ebenfalls seine Taxe; es mußte also seinen Tarif den deutschen Postanstalten mitteilen, damit diese vom Absender auch die schweizerische Taxe erheben konnten.

Preußen. Die preußische Post war unter der Fremdherrschaft an den Rand des Abgrundes gebracht worden; die französischen Generale und Intendanten hatten die Einnahmen mit Beschlag belegt und es dem Staate überlassen, die Ausgaben zu bestreiten. Nach dem Abzuge der Franzosen schrieb Hardenberg an den Generalpostmeister v. Seegebarth: „Bei der allgemeinen Störung unserer inneren Verwaltung gehört wohl das Postwesen mit zu den Teilen, die am meisten gelitten haben; man wird alles anwenden müssen, diese wichtige Anstalt wiederherzustellen.“ Der nationale Aufschwung von 1815 kam auch dem preußischen Postwesen zu gute; unter der trefflichen Verwaltung des Generalpostmeisters v. Seegebarth wurden die Nachwehen der französischen Mißwirtschaft allmählich beseitigt. Mit gewohnter Anschaulichkeit zeichnete der große Verkehrsmeister Stephan mit wenigen Strichen diese Zeit: „Die Prinzipien der Stein Hardenbergschen Zeit verliehen dem hinfälligen Körper (des preußischen Postwesens) neue Lebenskraft. Das Postwesen raffte sich in kurzer Zeit von dem drohenden Untergange auf. Unter Naglers veredelnder Leitung, Schmückerts schöpferischer Kraft und v. d. Heydts energischem Geiste schritt das große Staatsverkehrsinstitut mit Sicherheit auf der Bahn der Reformen weiter.“ Zur Steuer der Wahrheit muß gesagt werden, daß auch eine Anzahl der übrigen Staatspostverwaltungen bemüht waren, Reformen einzuführen und ihr Postwesen auf eine höhere Stufe der Wirksamkeit zu heben, leider aber unter allzu großer Hervorkehrung der fiskalischen Interessen: die Taxen wurden bis aufs äußerste erhöht und die Bestimmungen über den Postzwang in einer Weise ausgedehnt, daß das Privatgewerbe empfindliche Schädigung erlitt. Langsam, denn das Land blutete aus tausend Wunden, aber stetig, ging Preußen mit der Reform seines Postwesens vor. Die Verbesserungen hoben den allgemeinen Verkehr, zumal schon 1822, also in sieben Jahren nach dem Frieden, durch die Finanzkraft des Instituts nahe an 200 Meilen Chausseen im Lande hergestellt waren. 1821 ging die erste Schnellpost zwischen Koblenz, Köln und Düsseldorf; 1827 waren 114 Schnellposten im Gange, der längste Kurs betrug $109^3/_4$ Meilen. 1824 wurde versuchsweise die erste Fußbotenpost eingerichtet, aus der sich später das Institut der Landbriefträger entwickelte, und das Jahr 1838 sah die Entstehung der Personenposten.

Taxen etc. In dieses Bild ruhiger Entwickelung und erfreulichen Fortschritts fiel nur ein Schatten: die hohe, aus dem Jahre 1824 stammende Portotaxe, an deren Ermäßigung nicht gedacht werden konnte, solange der Staat in finanzieller Hinsicht an die Postverwaltung recht hohe

Anforderungen stellte. Der Anstoß zur Ermäßigung der Taxen kam aus Österreich. Hier war 1839 die Taxe nach der direkten Entfernung eingeführt worden, und zwar kostete ein einfacher Brief auf 10 Meilen Entfernung (nach einigen Schwankungen) 3 Kreuzer, auf 20 Meilen 6, und darüber hinaus 12 Kreuzer. Auf Grund dieses Portotarifsystems hatte die österreichische Postverwaltung 1842 mit einigen deutschen Staaten (Bayern, Sachsen, Baden) und mit Thurn und Taxis Postverträge abgeschlossen und bemühte sich ein Gleiches mit Preußen zu thun, wo aber die hohe Taxe im Wege stand. Ihre Ermäßigung wurde 1843 durchgesetzt, und sofort begannen die Verhandlungen mit Österreich, die im Januar 1844 zu einem Postvertrage führten, durch dessen Bestimmungen der Frankierungszwang fiel, die Portotaxen und die Transitvergütungen geregelt und ermäßigt, lästige, die Briefbeförderung verzögernde Förmlichkeiten beseitigt, sowie neue und schnellere Postverbindungen zwischen den Hauptplätzen geschaffen wurden. Dies war immerhin ein Schritt zur postalischen Einheit Deutschlands, einem Ziele, an dessen Erreichung die besten Köpfe der Nation arbeiteten, und das die preußischen Bevollmächtigten bei den Verhandlungen mit Österreich mit den Worten bezeichnet hatten, daß „ganz Deutschland als ein einziges Postgebiet betrachtet werden müsse, für das eine nach der direkten Entfernung bemessene gleichmäßige Taxe festzusetzen sei."

Das Jahrzehnt von 1840 bis 1850 war die Zeit der Vorbereitung für die positive Gestaltung und das praktische Handeln. Welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, das vielgestaltige deutsche Postwesen zu einem organischen Ganzen zu machen, mag ein Blick auf die um die Mitte dieses Zeitraums bestehenden deutschen Postverhältnisse zeigen. Folgende selbständigen Postgebiete waren vorhanden: 1. Preußen, das größte, das auch noch einige Fürsten- und Herzogtümer umfaßte, 2. Österreich mit seinen Bundesländern und Liechtenstein, 3. Bayern, 4. die Thurn- und Taxissche Postverwaltung, die die Gebiete von 16 deutschen Staaten umfaßte, darunter Württemberg, 5. Hannover, 6. Sachsen, 7. Baden, 8. Mecklenburg-Schwerin, 9. Mecklenburg-Strelitz, 10. Oldenburg, 11. Braunschweig, 12. die luxemburgisch-holländische Post, 13. die holsteinisch-dänische Post, 14. Hamburg (mit 8 fremden Postämtern), 15. Bremen (mit 5 fremden Postämtern), 16. Lübeck (mit 2 fremden Postämtern).

Jedes dieser Postgebiete und innerhalb des Thurn und Taxisschen Gebiets jeder einzelne Staat hatte seine eigentümlichen Verhältnisse, besonderen Verwaltungsgrundsätze, Taxen, Gewichte und Gesetze. Diese waren — wie Dr. Weithase in seiner Geschichte des Weltpostvereins ausführt — so vielfacher Art und oft so verwickelt, daß selbst geübte und tüchtige Postbeamte nicht leicht imstande waren, alle Vorschriften richtig anzuwenden; wie hätte das die Post benutzende Publikum dies vermocht! Als Gewicht für den einfachen Brief gab es damals in Deutschland die Sätze von $^1/_2$ Lot Köln. Gewicht, $^1/_2$ Lot Wiener Gewicht, $^3/_4$ Lot, $2^1/_2$ Hektas, $^7/_8$ Lot und 1 Lot. Die damaligen Posttaxen bieten das bunteste dar, was man sich vorstellen kann, so daß man fast glauben möchte, es sei aller Scharfsinn angewendet worden, die Verschiedenheit so groß wie möglich zu machen.

Im Frühjahr 1847 hatten Preußen und Österreich sich so weit verständigt, daß sie eine gemeinschaftlich ausgearbeitete „Proposition der Grundlagen eines Deutschen Postvereins" sämtlichen deutschen Regierungen zugehen ließen. Der Vorschlag fand bereitwillige Aufnahme bei den Regierungen und die lebhafteste Sympathie der öffentlichen Meinung, so daß unter den günstigsten Vorbedingungen am 18. Oktober 1847 die Bevollmächtigten sämtlicher deutschen Staaten zum Deutschen Postkongreß in Dresden zusammentraten. Leider wurden

die Arbeiten des Kongresses durch die politischen Ereignisse des folgenden Jahres unterbrochen. Erst Ende 1849 nahm der preußische Handelsminister v. d. Heydt, dem die Post unterstellt war, die Verhandlungen zunächst mit Österreich wieder auf, aus denen der deutsch-österreichische Postvereinsvertrag vom 6. April 1850 hervorging. Bayern trat ihm sofort bei, dann die übrigen Staaten und zuletzt, mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe, auch Thurn und Taxis. Der deutsch-österreichische Postverein umfaßte einen Flächeninhalt von 21478 Quadratmeilen mit nahe an 72 Millionen Einwohnern. Er bildete ein einheitliches und ungeteiltes Postgebiet, innerhalb dessen das Porto, ohne Rücksicht auf die Landesgrenzen, nach der direkten Entfernung bemessen wurde, und zwar für den einfachen Brief in drei Sätzen: 1 Silbergroschen bis zu 10 Meilen, 2 Silbergroschen über 10 bis 20 Meilen und 3 Silbergroschen über 20 Meilen. Als Entfernungsmaß wurde die geographische Meile, als Gewichtseinheit das Zollpfund angenommen. Mehr Schwierigkeiten machte die Gebührenberechnung; man behielt die damaligen drei Hauptwährungen bei: den 14 Thaler-, 20 Gulden- und $24^1/_2$ Guldenfuß. Die Taxierung und Behandlung der Postsendungen wurde gleichmäßig geregelt; jede Vereins-Postverwaltung erhielt das Recht, für ihre Sendungen den kürzesten und schnellsten Weg zu benutzen; auch wurden Portoermäßigungen und sonstige Verbesserungen und Erleichterungen des Verkehrs eingeführt.

Deutsch österr. Postverein

Die Bedeutung des deutsch-österreichischen Postvereins lag einmal darin, daß die Möglichkeit einer postalischen Vereinigung zwischen mehreren Staaten dargethan wurde, und zweitens in dem Umstande, daß die Verträge mit dem Ausland auch nach den im Vereinsverkehr geltenden Grundsätzen abgeschlossen werden sollten. Seine Schwäche aber lag darin, daß Abänderungen der Vereinsbestimmungen von den beteiligten Verwaltungen nur einstimmig beschlossen werden konnten. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Reformen hinter den Bedürfnissen zurückblieben und daß Klagen des Handelsstandes, der Industrie sowie des Publikums im allgemeinen laut wurden über die Schäden des deutschen Postwesens.

Ein Hauptwidersacher jedes Fortschrittes war die Thurn und Taxissche Lehnspost, die in 16 deutschen Staaten die Postgerechtsame ausübte. Rühmlich begründet und in schweren Zeitläuften durch die Anstrengungen und die Klugheit der Ahnen des fürstlichen Hauses zur Größe gelangt, hatte sie dem deutschen Vaterlande in der Zeit seiner schlimmsten Zerrissenheit wichtige Dienste geleistet und ihren Platz mit Ehren behauptet. Aber im Wechsel der Zeiten und Umstände waren die Voraussetzungen ihrer Notwendigkeit, ja ihrer Zweckmäßigkeit geschwunden; ihr Geist war in Gegensatz zu den herrschenden Anschauungen geraten; ihre Formen hatten sich überlebt. Die Grundlage der Verwaltung gehörte dem Mittelalter an, ihre Ausbildung fiel in die Barockzeit, ihr Losungswort entstammte der Epoche der fiskalischen Monopolidee. Die Umwandlungen in den Staatsverfassungen, die deutschen Einheitsbestrebungen und die sonstigen Fortschritte im politischen und wirtschaftlichen Leben waren dem Lehnspostwesen nicht sympathisch; dem Andringen neuer Ideen setzte es einen beharrlichen Widerstand entgegen. So bildete die Thurn und Taxissche Lehnspost eine unüberwindliche Schranke gegen die Gesundung der deutschen Postverhältnisse, als der deutsch-österreichische Postverein auf weiteren Konferenzen 1851 und 1860 eine mehr einheitliche Gestaltung des Postwesens anbahnen wollte.

Mit dem deutsch-dänischen Kriege einsetzend, begann die politische Neugestaltung Deutschlands; auf politischem Gebiet fand die Postfrage ihre Lösung. 1864 wurde die Organisation des Landespostwesens für die Herzogtümer Schleswig und Holstein in die Hand genommen, 1866 nach dem Kriege mit Österreich die Post in den neu erworbenen Landesteilen der preußischen

Post angegliedert und die Verhandlung mit dem Fürsten von Thurn und Taxis wegen Ablösung der Lehnspost eingeleitet. Am 1. Juli 1867 gingen die Postgerechtsame des fürstlich Thurn und Taxisschen Hauses gegen eine Entschädigung von 9 Millionen Mark an Preußen über. An demselben 1. Juli 1867 trat der Norddeutsche Bund ins Leben. Nach Artikel 48 der Verfassung sollten Post und Telegraphie im ganzen Bundesgebiet als einheitliche Staatsverkehrsanstalten verwaltet werden. Der Bundeskanzler Graf Bismarck wurde oberster Chef der Post und Telegraphie, das preußische General-Postamt wurde in das General-Postamt des Norddeutschen Bundes verwandelt und bildete eine Abteilung des Bundeskanzler-Amtes, an deren Spitze der Staatsminister Dr. Delbrück stand. Ihm ist es vornehmlich zu danken, daß in schneller Folge die Gesetze über das Postwesen zustande kamen, die das neue Gebilde auf eine sichere Grundlage stellten: das Gesetz über das Postwesen des Norddeutschen Bundes vom 2. November 1867 nebst der Postordnung, das Posttaxgesetz vom 4. November 1867 und das Portofreiheitgesetz vom 5. Juni 1869. Das Posttaxgesetz führte das einheitliche Briefporto von 1 Silbergroschen (3 Kreuzer) für den einfachen Brief für das ganze Bundesgebiet ein, wodurch mit einem Schlage alle Verschiedenheiten in der Taxierung beseitigt wurden, die innerhalb der einzelnen deutschen Staaten, selbst der kleineren, noch überall bestanden hatten. Zugleich mit der Einbringung des Posttaxgesetzes wurden Verhandlungen mit den deutschen Staaten jenseits der Mainlinie (Bayern, Württemberg und Baden — Hessen gehörte als vormals taxisisch zum preußischen Postgebiet) und mit Österreich-Ungarn eröffnet, die zu einem Postvertrage führten, der das Einheitsporto (1 Silbergroschen = 3 Kreuzer) für den ganzen Umfang der genannten Gebiete vom 1. Januar 1868 ab festsetzte.

Es galt nun, die aus acht verschiedenen Landespostbezirken zusammengeschweißte norddeutsche Bundespost zu einem einheitlichen Ganzen auszubauen. Die erste Sorge war, die noch in Hamburg und Lübeck bestehenden dänischen und schwedischen Postämter zu beseitigen. Die preußischen Bemühungen, im Wiener Frieden 1864 die rechtliche Aufhebung der dänischen Postämter in den Hansestädten zu stipulieren (die thatsächliche Aufhebung in Hamburg war schon beim Einmarsch erfolgt), wurden damals durchkreuzt; erst 1868 gelang es, durch den mit Dänemark abgeschlossenen Postvertrag die Aufhebung gegen eine Entschädigung von 220000 Thalern durchzusetzen. Bald darauf, 1869, erfolgte durch den Postvertrag mit Schweden auch die Aufhebung des schwedischen Postamtes in Hamburg. Damit waren diese Denkmale der früheren Zerrissenheit Deutschlands, die letzten Übergriffe des Auslandes, in den beiden ehrwürdigen Hansestädten beseitigt. Es mag nicht überflüssig sein, daran zu erinnern, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der größten deutschen Handels- und Seestadt auf dem dort besonders wichtigen postalischen Gebiete noch Zustände herrschten, wie heute noch in Konstantinopel! Und ohne daß sie durch unzureichende heimische Einrichtungen begründet gewesen wären! Auf dem Gebiet der inneren Verwaltung wurden Maßregeln getroffen, um die in der Bundesverfassung bestimmte Einheit des Postwesens herzustellen. Es handelte sich zunächst um die Verschmelzung der verschiedenen Postwesen zu einer Verwaltungs- und Betriebseinheit. Dies geschah ohne wesentliche Schwierigkeiten unter Beibehaltung der altbewährten preußischen Formen und mit gehöriger Schonung berechtigter Eigentümlichkeiten. Die 1849 geschaffenen Provinzial-Postbehörden, die Ober-Postdirektionen, boten den Rahmen, in den sich die Angehörigen der verschiedenen Postverwaltungen leicht und schnell einfügten. Die aus der preußischen Postverwaltung 1866 in die neue Ordnung der Dinge herübergenommenen 26 Ober-Postdirektionen wurden bis 1870 auf 31 vermehrt.

Der gesetzgeberischen Wirksamkeit ist schon gedacht worden. Die Pflege der internationalen Beziehungen fand ihren Ausdruck in der Abschließung von Postverträgen: 1868 mit Norwegen, mit der Schweiz, mit Belgien, Rumänien, den Niederlanden, Dänemark und Italien, 1869 mit Schweden und 1870 mit Großbritannien. Der Betriebsdienst wurde durch ausgiebige Benutzung der Eisenbahnen beschleunigt, der Verkehr mit den skandinavischen Ländern durch Verbesserung der staatlichen Seepostlinien Kiel-Korsör und Stralsund-Malmö geregelt. Im Anfange des Jahres 1870 umfaßte das Gebiet der norddeutschen Post 424068,75 Quadratkilometer mit 30476036 Einwohnern. 4520 Postanstalten vermittelten den Verkehr. Außer der norddeutschen Bundespost gab es noch drei selbständige deutsche Postverwaltungen: die bayerische, die württembergische und die badische. Aber sie waren durch das gemeinsame Band des Postvereins verbunden, hatten gleiche Verwaltungseinrichtungen und Tarife und bildeten dem Auslande gegenüber ein einheitliches großes Ganzes.

Internat. Verträge.

Das Postwesen der übrigen Kulturländer bewegte sich, bis der Weltpostverein die gesamte civilisierte Welt in seinen Bannkreis zog, in viel einfacheren Formen als das deutsche. In Deutschland (und in der Schweiz) beförderte die Post außer den Gegenständen der Briefpost auch Gelder und Pakete, sowie Personen. In den übrigen Ländern befaßte sich die Post ausschließlich mit der Briefpost; alles andere war der Privatindustrie, den Eisenbahnen, Expreß-Gesellschaften, Messagerien u. s. w. überlassen. Das englische Postwesen steckte bis in das vierte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts noch in den Formen, die es am Anfang des Jahrhunderts hatte; der Verkehr mit dem Festlande Europas ließ trotz der lebhaften Handelsbeziehungen sehr viel zu wünschen übrig. Ein einfacher Brief von Berlin nach London kostete z. B. noch im Jahre 1840 $27^1/_4$ Silbergroschen, davon allein 18 Silbergroschen englisches Porto. Jeder Brief mußte bis zur Seeküste frankiert werden, widrigenfalls er von den englischen Postämtern zurückgesandt wurde. Aber nicht nur dem Auslande gegenüber hielt England seine hohen Posttaxen aufrecht, auch für die Korrespondenz im Innern galt ein Tarif, der von der Benutzung der Post geradezu abschreckte. Dafür wurde der Briefschmuggel in schwungvoller Weise betrieben; von 1815—36 war die Rein-Einnahme der Post dieselbe geblieben. Die Reform des englischen Posttarifs wurde 1840 durch Rowland Hill bewirkt: der von ihm vorgeschlagene Portosatz, der nach langen Verhandlungen im Parlament in Kraft trat, war 1 Penny für den Brief bis zu einer halben Unze Gewicht (14,17 Gramm, aber im internationalen Dienste gemeiniglich als 15 Gramm angenommen). So sehr es dem Urheber dieser Reform zum Ruhm gereicht, zu einer Zeit, wo alle Postverwaltungen noch fiskalische Taxen festhielten, die volkswirtschaftlichen und finanziellen Vorteile einer einfachen, mäßigen Posttaxe dargethan und dem Fortschritte auf dem Gebiete des Postwesens auch in den anderen Ländern Bahn gebrochen zu haben, so darf doch nicht übersehen werden, daß die plötzliche Annahme eines so niedrigen Satzes wie 1 Penny, zu dem man schrittweise hätte kommen müssen, eine Überstürzung war. Erst nach 14 Jahren erreichte die Brutto-Einnahme der Post die frühere Höhe wieder; der Verlust, den die englische Postkasse erlitt, wird auf 15 Millionen Pfund Sterling (300 Millionen Mark) beziffert

England.

Einheitsporto.

Frankreich, dessen Post gut bedient wurde, aber im Rufe arger Fiskalität stand, befaßte sich ebenfalls nur mit der Briefpost und nebenbei mit der Beförderung von Zeitungen (aber ohne Monopol). Der aus dem Jahre 1827 stammende verwickelte Stufentarif wurde 1848 durch den Einheitsportosatz von 20 Centimes ersetzt, der aber aus Besorgnis vor dem Einnahmeausfall 1850 auf 25 Centimes erhöht wurde.

Frankr.

1. Bayerischer Landpostillon (1808). 2. Berliner Briefträger (1800). 3. Hamburger Briefträger (1808. Postillone um 1820: 4. Braunschweig. 5. Walde
11. Lauenburg. 14. Württemberg (1815). 15. Preußischer Briefträger (1850). 16. Briefträger der Thurn- und Taxis-Post (1847). 17. Schleswig-Holsteinische
Briefträger (1850). 22. Württembergischer Postillon (1820). 23. Niederländischer Postillon (1820). 24. Französischer Postillon (1820). 25. Polnischer Postill
nischer Postbeamter (1860). 31. Französischer Briefträger (1857). 32. Englische Postkutsche (1860). 33. Orientalischer Postbote. 34. Indischer Postbote.

Brief-Boten und Postillone

Nach farbigen Darstellungen im

10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

31 32 33 34 35 36 37 38 39

. Reuß. 7. Preußen. 8. Württemberg. 9. Bayern. 10. Baden. 11. Sachsen. 12. Preußischer Feldpostillon (1835). 13. Preußischer Postillon (1847). ostillon (1848). 18. Sächsischer Postillon (1866). 19. Braunschweigischer Postillon. 20. Französischer Briefträger auf Stelzen 1830. 21. Dänischer 820). 26. Schwedischer Briefbote (1847). 27. Pariser Briefträger (1830). 28. Russischer Postillon (1820). 29. Dänischer Postbote (1847). 30. Japanesischer Briefbote. 36. Briefträger in Surabaya. 37. Reitender Postbote aus Java (1848). 38. Chinesischer Postkurier. 39. Briefträger in Japan.

s der Zeit von 1800—1870.

eichspost-Museum zu Berlin.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

Rowland Hill.
Nach dem Gemälde von A. Wivell (1848).

Italien hatte ähnlich wie Deutschland, wenn auch nicht in demselben Maße, das Postelend kennen gelernt. Es war mit sieben verschiedenen Postverwaltungen gesegnet, die in keiner Weise den Bedürfnissen des Verkehrs gerecht wurden. Als die politische Einheit hergestellt war, wurde durch Gesetz das Postwesen des gesamten Königreichs einheitlich gestaltet und 1862 als Monopol des Staates erklärt. Von 1863 ab trat die Einheitstaxe von 15 Centesimi für den einfachen frankierten und von 30 Centesimi für den unfrankierten Brief in Kraft. Italien.

Auch die Schweiz kam nach mehrfachen Wandlungen 1862 zum Einheitstarif von 10 Rappen für Briefe bis zu 10 Gramm Gewicht (1876 auf 15 Gramm erhöht). Ihr Schweiz.

Postwesen hatte ebenfalls unter der Zersplitterung gelitten, als jeder einzelne Kanton das Postregal ausübte, aber nachdem durch die Bundesverfassung von 1848 das Land aus einem Staatenbund zum Bundesstaate umgewandelt worden war, wurde dem Unwesen der Kantonalposten schnell ein Ende gemacht, die Post für den Umfang der Eidgenossenschaft zur Bundessache erklärt und einer erfolgreichen Reform des Betriebes und des Tarifwesens die Bahn geebnet.

Rußland. Die russische Postverwaltung, die wegen der großen Ausdehnung des Reiches, der heterogenen Bevölkerungselemente und der weiten, von der Kultur noch nicht berührten Strecken mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wandte der Pflege des Postwesens große Sorgfalt zu und spannte alle Kräfte an, das ungeheure Land mit Postanlagen zu überziehen. Im Jahre 1844 wurde der Vielstufigkeit und Unsicherheit der Portosätze dadurch ein Ende gemacht, daß das Porto für den einfachen Brief auf die weitesten Entfernungen auf 10 Kopeken (33 Pfennige) und für Briefe im Nahverkehr auf 5 Kopeken festgesetzt wurde.

Amerika. Es ist noch der Vereinigten Staaten von Amerika zu gedenken. Am Anfange des 19. Jahrhunderts waren dort etwa 75 Postanstalten vorhanden, die bis 1840 etwa auf 9000 vermehrt wurden. Sie dienten ausschließlich dem Briefpostverkehr, der wegen der hohen Taxen in dem dünn bevölkerten Lande, dessen Handel und Industrie noch in den Kinderschuhen steckten, sich in mäßigen Grenzen bewegte. Auch hier brachte das fünfte Jahrzehnt den Umschwung. Die Erschließung des Westens, die durch die politischen Ereignisse in Europa mächtig geförderte Einwanderung, das Entstehen der ersten gewerblichen Anlagen und der Aufschwung des Handels, auch mit Europa, gaben den Anstoß zum Ausbau der Posteinrichtungen. 1840 lief der erste Dampfer der Cunard-Linie mit der englischen Post

Postdampfer. in Boston ein, 1847 begann die regelmäßige Postdampfschiffahrt zwischen Amerika und Deutschland (Bremen), von 1850—60 zahlten die Amerikaner für die Seepostbeförderung zwischen New-York und Liverpool einer englischen Dampferlinie jährlich 858000 Dollars. 1845 fielen die hohen Briefposttarife; der Einheitssatz für $^1/_2$ Unze wurde je nach der Entfernung auf 5 und 10 Cents, 1851 auf 3 Cents für Entfernungen bis 3000 Meilen festgesetzt. Mit der Erwerbung von Kalifornien hatten die Vereinigten Staaten ihre natürliche Grenze im Westen — den Stillen Ocean — erreicht, und alsbald tauchte der Gedanke auf, dem Dampfrosse von New-York bis San Francisko über reißende Ströme, durch unwegsame Wüsten und über unwirtliche Schneegebirge den Pfad zu ebnen. 1850 wurde das Werk begonnen und 1869 zu Ende geführt: die erste Schienenverbindung zwischen dem Atlantischen und Pacifischen Ocean war hergestellt, d. h. eine Strecke von 3454 engl. Meilen oder 5560 Kilometern.

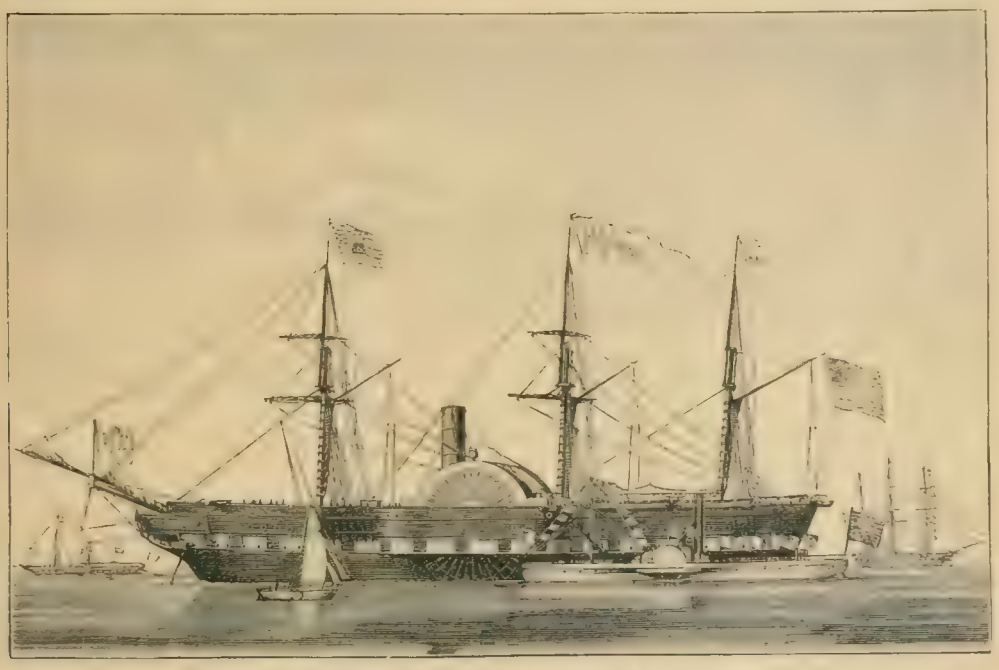
Es darf den Amerikanern nicht vergessen werden, daß sie, mitten im Drange des Bürgerkrieges, im Jahre 1863, den Gedanken eines engeren Zusammenschlusses der Kulturvölker der Erde auf postalischem Gebiete in die That umzusetzen versucht haben. Die Regierung in Washington lud die verschiedenen Postverwaltungen zur Beschickung einer inter-

Internat. Postkonferenz. nationalen Postkonferenz ein, um für die Behandlung der Postsendungen natürlichere Grundlagen festzustellen, das Postwesen einfacher zu gestalten und es von fiskalischen Hemmnissen zu befreien. Die Konferenz trat in Paris zusammen, kam aber über theoretische Erörterungen nicht hinaus; die Zeit war noch nicht gekommen.

Im Gegensatz zu anderen Verkehrsinstituten war die Post überall von Anbeginn an eine Staatsanstalt, ihr Betrieb ein unveräußerliches und unangefochtenes Hoheitsrecht. Zwar wird in einzelnen Ländern die Beförderung von Paketen, Geldern und Personen der Privatunternehmung überlassen, aber die Briefpost, der eigentliche Stamm und Kern des Postwesens,

ist überall Monopol des Staates. In Deutschland hat die Post von jeher außer den Briefpostgegenständen auch Gelder und Pakete, sowie Reisende befördert.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts sahen wir das Postwesen gelähmt an innerer Kraft, durch die Kriegsläufte zerrüttet, seine internationalen Verkehrsbeziehungen zerrissen. Die Zeit nach den Kriegen zeigte die Bemühungen, sich aus dem Verfall emporzuraffen und die Ansätze zu Verbesserungen, die aber durch die Hervorkehrung allzu fiskalischer Gesichtspunkte verkümmerten. Erst im fünften Jahrzehnt zeigte sich eine entschiedene Entwickelung zum Besseren. Die Vorherrschaft der fiskalischen Interessen ward gebrochen, und in dem Zeitraum bis 1870 machte das Postwesen größere Fortschritte als vordem in Jahrhunderten. An die Stelle krüppelhafter Kleinbildungen treten große, lebenskräftige Organismen, die den Bedürfnissen



„Washington", erster deutsch-amerikanischer Postdampfer.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie von C. Hardegen.

des materiellen und geistigen Güteraustausches Genüge zu thun streben; Verbesserungen und Erleichterungen des Verkehrs, Vereinfachungen und Ermäßigungen der Tarife machen die große Verkehrsanstalt den weitesten Kreisen zugänglich; sie wird im vollen Sinne des Wortes eine Kulturanstalt, und zwar, wie Stephan mit einem geistvollen Worte sagte, nächst der Schule die ausgebreitetste. Neue bewegende Kräfte werden in seinen Dienst gestellt: die Lokomotive, das Dampfschiff und der elektrische Strom. Gesetzgebung und Verwaltung arbeiten Hand in Hand für die freie Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte der Nationen. Und noch einer Neuerung haben wir zu gedenken, die just im Jahre 1840 das Licht der Welt erblickte: die Briefmarke, die, von dem 1782 in Arbroath (Schottland) geborenen Buchhändler James Chalmers erfunden, zuerst in England und binnen wenigen Jahren in der ganzen Welt Eingang fand. Sie ist gewissermaßen der Paß, der dem eiligen Reisenden,

dem Briefe, mitgegeben wird, und der bewirkt, daß der Brief an jeder Landesgrenze mit Zuvorkommenheit aufgenommen und ungesäumt auf den richtigen Weg geleitet wird. Kurz: am Ende des Zeitraums, der mit dem Jahre 1869 abschließt, sehen wir das Postwesen allerwärts in einem Zustande gesunder Entwickelung und kräftigen Vorwärtsstrebens.

* * *

Telegraphie.

In den Versuchszimmern der Physiker ist die elektrische Telegraphie geboren worden. Es genügt, die Namen Galvani, Volta, Sömmerring, Oersted, Ampère, Schilling von Canstadt, Steinheil, Gauß und Weber zu nennen, um die Versuche glaubenstarker Engländer und Amerikaner in das Reich der Legende zu verweisen, daß die Telegraphie von *einem* Manne, etwa Cooke oder Wheatstone oder Morse, oder von *einem* Volke erfunden worden wäre. Sie ist eine Errungenschaft, die der Arbeit gründlicher Forscher und geschickter Techniker aller Kulturvölker zu verdanken ist, sie stellt das Ergebnis einer Summe internationaler Erfindungen dar. Am 25. Juli 1887 erinnerte eine englische Zeitung daran, daß 50 Jahre vorher — am 25. Juli 1837 — in London der erste praktische Versuch mit dem elektrischen Telegraphen angestellt worden wäre. Auf der Nordwest-Eisenbahn, zwischen den Stationen Euston Square und Camden Town, war ein Draht gelegt worden; in Euston Square saß Professor Wheatstone, der Erfinder des zu prüfenden Apparats, in Camden Town sein Geschäftsgenosse Cooke. Die Nadeln in Camden Town gerieten in Bewegung, Cooke las das Telegramm und sandte die Antwort zurück. „Als ich die Worte buchstabierte", sagte Wheatstone, „fühlte ich die ganze Größe der Erfindung, die sich, über jeden Zweifel erhaben, jetzt als praktisch erwiesen hatte."

Vier Jahre vorher, im Jahre 1833, hatten in Göttingen Gauß und Weber die Sternwarte und die magnetische Beobachtungsstation durch eine 3000 Fuß lange Telegraphenleitung verbunden (Bd I., S. 387) und, wie Gauß an seinen Freund Olbers am 20. November schrieb, „diese Vorrichtung bereits zu telegraphischen Versuchen gebraucht, die sehr gut mit ganzen Wörtern oder kleinen Redensarten gelungen sind." Das waren die bescheidenen Anfänge eines Verkehrsmittels, das bestimmt war, nach einem Menschenalter mit einer seinem Wesen entsprechenden Schnelligkeit die Erde zu umspannen und die Weltmeere zu durchschreiten.

Das neue Mittel für den Schnellverkehr wurde zuerst 1837 in England praktisch verwertet, und zwar im Dienstbetrieb der Eisenbahnen, aber gleichzeitig auch für den privaten Verkehr, der in den übrigen Ländern Europas erst reichlich 12 Jahre später zugelassen wurde. In Nordamerika machte 1844 Morse die ersten gelungenen Versuche mit dem von ihm gebauten und nach ihm benannten Apparate; in demselben Jahre arbeitete der Telegraph auf der Eisenbahnstrecke der Taunusbahn Kastel-Wiesbaden-Biebrich; 1845 wurde in Frankreich die Linie Paris-Rouen eröffnet; 1846 entstanden die Linien Bremen-Bremerhaven, Berlin-Potsdam; und 1848/49 baute Werner Siemens mit Halske die erste größere Telegraphenlinie — nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas — von Berlin nach Frankfurt a. M., wo das deutsche Parlament tagte und der Reichsverweser residierte. Auf dieser Linie wurde die Kaiserwahl in Frankfurt noch in derselben Stunde nach Berlin gemeldet.

Die Jahre von 1840—49 waren der Entwickelung der Telegraphie innerhalb der einzelnen Länder zwar günstig, aber sie diente nur den unmittelbaren Staatszwecken. Jedes Land baute seine Linien für politische, administrative oder militärische Zwecke, und wo die Landesgrenze war, da endete die Linie. In der zweiten Hälfte der vierziger Jahre brach sich die Erkenntnis Bahn, daß die Telegraphie, gleich der Post, Gemeingut werden müsse,

um der Förderung des Verkehrs und der Kultur zu dienen, und daß sie an den Schlagbäumen, die die Länder trennte, nicht Halt machen dürfte. Auf dem Festlande stellte zuerst Preußen am 1. Oktober 1849 den Telegraphen als neues Verkehrselement dem Publikum zur Verfügung. Ihm folgte Ende 1849 Frankreich, 1850 Österreich und Bayern, 1851 Belgien, die Niederlande und die Schweiz und nach und nach die übrigen Länder.

Ebenso wie die Post, nur nicht solange, hatte auch die Telegraphie überall mit den Kinderkrankheiten des Tarifs zu kämpfen, die ihre Entwickelung verkümmerten. Der erste preußische Tarif von 1849 setzte für jede Meile der Entfernung $1^1/_2$ Silbergroschen fest, so daß z. B. ein einfaches Telegramm (20 Worte) von Berlin nach Hamburg (38 Meilen) am Tage 1 Thaler 27 Silbergroschen kostete, zur Nachtzeit das Doppelte. In Frankreich wurde für ein Telegramm von 20 Worten 3 Francs und außerdem 17 Centimes für je 10 Kilometer Ent- Tarife.

Kopf eines alten preußischen Depeschenformulars.

fernung erhoben, was z. B. für ein Telegramm von Calais nach Marseille etwa 17 Francs ausmachte. In England kostete ein einfaches Telegramm von 20 Worten allgemein 10 Schilling. Diese Taxen wurden zahlreichen Änderungen unterzogen; sie wurden auch wesentlich ermäßigt, aber sie blieben bis zur allgemeinen Umgestaltung der Tarifverhältnisse im Jahre 1876, von der später die Rede sein wird, zu hoch und irrationell.

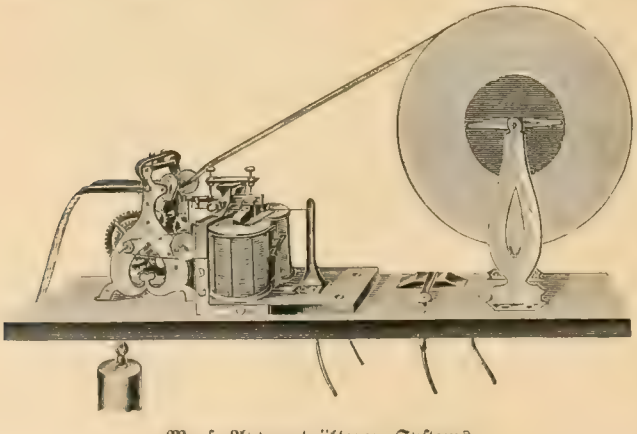
Waren die hohen Gebühren der ausgiebigen Benutzung des Telegraphen im Innern der Länder hinderlich, so erschwerte die Verschiedenartigkeit der technischen Einrichtungen seine Bewegung über die Grenzen der Länder. In Preußen waren die Leitungen teils unter-, teils oberirdisch geführt; der eine Staat hatte Nadel-Apparate, der Nachbar Zeiger-, der dritte Morse-Apparate im Betriebe. Die Alphabete der für verabredete Schrift eingerichteten Apparate hatten verschiedene Zeichen für denselben Buchstaben; jeder Staat hatte seine besondere Art der Wortzählung: der eine beförderte die Adresse des Telegramms gebührenfrei, der andere erklärte sie für taxpflichtig und dergleichen mehr.

Auch aus diesen Wirrnissen führte die Vereinsidee zur Klärung und gab der Telegraphie den ihr gebührenden internationalen Charakter. Nachdem Preußen und Österreich sich verständigt hatten, wurde 1850 in Dresden der deutsch-österreichische Telegraphen-Verein gegründet, dem sofort Sachsen und Bayern, dann (1851) Württemberg, Hannover und die übrigen deutschen Staaten, sowie die Niederlande beitraten. Die Vereinbarungen beschränkten sich auf die internationale (Vereins-)Korrespondenz, während es jedem Lande überlassen blieb, für seinen inneren Verkehr seine Bestimmungen selbständig festzusetzen, aber das Eine war erreicht: für ein großes, im Herzen Europas gelegenes Ländergebiet waren gleichmäßige Betriebsmittel, ein übereinstimmender Tarif und eine einheitliche Betriebsordnung geschaffen. Die auf dieser Konferenz angenommenen reglementarischen Grundsätze, sowie das Schriftzeichensystem sind noch heute in Geltung. In ähnlicher Weise verbanden sich andere Staatengruppen: der Vertrag von Turin (1855) vereinigte Frankreich, Belgien, Spanien, Sardinien und die Schweiz; einem weiteren Vertrage (1858) schlossen sich in Bern die englischen Telegraphengesellschaften an (in England war die Telegraphie von Anfang an der Privatunternehmung überlassen worden), ebenso die Gesellschaften der Telegraphenlinien des Mittelländischen Meeres, und in demselben Jahre noch erklärte der deutsch-österreichische Telegraphen-Verein seinen Beitritt zum Berner Vertrage durch die Konvention von Friedrichshafen.

Deutsch-österr. Telegraphen-Verein.

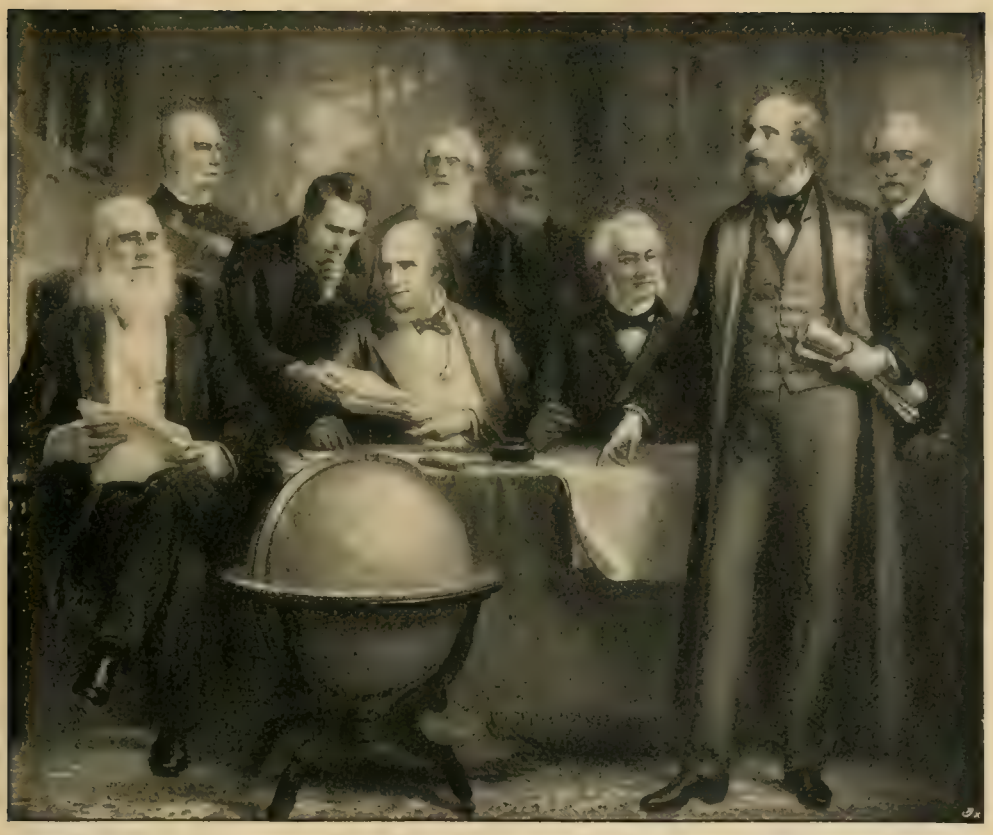
Nun bedurfte es nur noch eines kleinen Schrittes, um zu einer internationalen Vereinbarung im vollen Sinne des Wortes zu gelangen. Auf Einladung Frankreichs fanden sich 1865 Vertreter aller europäischen Staaten, mit Ausnahme Großbritanniens, in Paris ein; die Arbeiten dieser internationalen Telegraphenkonferenz fanden ihren Abschluß in dem ersten internationalen Telegraphenvertrage, durch den die im deutsch-österreichischen Telegraphenvereinsvertrage und in den Einzelverträgen festgesetzten Bestimmungen kodifiziert wurden. Der Morse-Apparat wurde für den internationalen Verkehr eingeführt und die Tareinheit von 20 Worten für das einfache Telegramm allgemein angenommen. Von Zeit zu Zeit sollten derartige Konferenzen abgehalten werden, um den Verkehr zu erleichtern und zu vervollkommnen und den Geltungsbereich des Vereins nach dem Gesetz der Massenwirkung zu erweitern. Die zweite Konferenz fand 1868 in Wien statt und brachte den Beitritt mehrerer außereuropäischen Länder; das Hauptergebnis aber war die Zulassung des Hughes-Apparates für die Korrespondenz auf den Hauptlinien. Dagegen war von einer anderen Gestaltung oder Ermäßigung des Tarifs keine Rede.

Internat. Telegraphen Konferenz.



Morse-Apparat älteren Systems.

Genaue Angaben über die Ausdehnung des Telegraphennetzes in den einzelnen Ländern vor 1870 sind nicht vorhanden. Zuverlässige Veröffentlichungen erfolgten erst, nachdem das auf der Wiener Konferenz eingerichtete internationale Büreau der Telegraphenverwaltungen in Bern ins Leben getreten war. Dieses Büreau dient als Zentralorgan der vertrag-



Peter Cooper. David Field. White. Roberts. Morse. Moses Taylor. Cyrus Field. Hunt.

Beratung über das erste transatlantische Kabel.

Nach dem Gemälde von Daniel Huntington im Besitz der New-Yorker Handelskammer.

schließenden Regierungen; ihm werden alle auf die internationale Telegraphie bezüglichen Nachrichten zugeführt; es stellt sie zusammen und veröffentlicht sie. Die folgenden Zahlen beruhen daher nur auf Schätzung. Es waren vorhanden:

	1851			1860			1869		
	Telegraphen-Linie	Leitung	Telegr.-Stationen	Telegraphen-Linie	Leitung	Telegr.-Stationen	Telegraphen-Linie	Leitung	Telegr.-Stationen
	km	km		km	km		km	km	
in Preußen und den übrigen deutschen Staaten . . .	4 720	4 800	92	18 000	56 000	1000	34 000	104 000	2300
in Österreich	3 560	3 600	45	12 800	14 000	520	5 630	16 700	700
„ Frankreich	2 130	2 200	17	22 000	60 000	1000	43 000	117 000	3142
„ Großbritannien . . .	7 200	7 400	100	25 000	45 000	900	58 000	86 000	2500
„ Rußland	—	—	—	17 600	24 000	160	37 500	73 000	450
„ den Vereinigten Staaten	20 000	22 000	900	60 000	120 000	2000	120 000	250 000	5700

Die kleineren Länder, wie Belgien, die Niederlande und die Schweiz, hatten ebenfalls der Telegraphie zahlreiche und gutbediente Wege bereitet, und auch die skandinavischen Länder und die südeuropäischen Staaten waren nicht zurückgeblieben.

In Mitteleuropa gingen in der Mitte der fünfziger Jahre die Hauptlinien von Amsterdam nach Köln über Berlin bis Königsberg, von Hamburg über Berlin, Wien bis Triest und von da nach Italien hinein. Belgien hatte schon 1851 den Anschluß an die preußischen Linien hergestellt, die nun über Belgien mit den französischen Linien Verbindung fanden. In demselben Jahre war England durch das erste Unterseekabel Calais-Dover mit dem Festlande verbunden worden. Der Anschluß Rußlands an die preußischen und österreichischen Linien vervollständigte das große Verkehrsgebiet, für das die erste internationale Telegraphenkonferenz in Paris 1865 einheitliche Betriebsverhältnisse schuf und damit den Grundstein zur Welttelegraphie legte. Das eben erwähnte Kabel Calais-Dover war, wie hier vorweg bemerkt werden mag, der erste gelungene Versuch, ein größeres Gewässer mit einem Kabel zu durchschreiten. Er ermutigte den Amerikaner Cyrus Field zu dem Plane, ein Kabel durch den Atlantischen Ocean zu legen und Europa in unmittelbare Verbindung mit Amerika zu bringen. Die Arbeiten hierzu wurden 1857 gleichzeitig in der Trinitybai in Neufundland und in Valentia in Irland begonnen, begegneten aber so vielem Mißgeschick, daß sie zeitweise aufgegeben werden mußten. Die endgültige und dauernde telegraphische Verbindung zwischen den beiden Erdteilen kam erst im Juli 1866 zustande.

Kabel.

Die Frage, ob die Einrichtung und der Betrieb der Telegraphie vom Staate ausgehen oder der Privatunternehmung überlassen werden sollten, war im allgemeinen schon praktisch gelöst, ehe sie noch in das Stadium theoretischer Erörterungen eingetreten war. Mit Ausnahme von Großbritannien und Nordamerika hatten überall die Staatsregierungen das neue Verkehrsmittel, zunächst für ihre eigenen politischen, militärischen und polizeilichen Zwecke, eingerichtet und behielten es in der Hand, auch nachdem es dem Publikum zur Benutzung übergeben war. Die hauptsächlichsten Gründe hierfür lagen wohl in den Bedenken gegen den Mißbrauch, der in aufgeregten Zeiten mit dem Telegraphen getrieben werden kann, wenn er in Privathänden ist, ferner darin, daß der Staat allen seinen Gliedern gleiche Berücksichtigung zu teil werden läßt, während Privatgesellschaften nur rentable Linien bauen und die verkehrsärmeren Landstriche vernachlässigen würden. Daß der internationale Charakter der Telegraphie Verhältnisse schafft, die nur durch den Nachdruck zu regeln sind, den allein die Staatsgewalt ausüben kann, leuchtet ein. Die englischen Telegraphengesellschaften haben sich erst nach dem Vorgange und auf Anregung des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins bequemt, ihre unmäßig hohen Tarife herabzusetzen. Die englische Regierung kaufte 1869 die Privatgesellschaften aus und übernahm den Betrieb der Telegraphie selbst.

Verwaltung.

Hatten die meisten Regierungen keinen Augenblick gezögert, das Regal der Telegraphie in Anspruch zu nehmen, so konnten sie dagegen längere Zeit nicht über die Einreihung der Telegraphenverwaltung in die Hierarchie der übrigen Staatsbehörden schlüssig werden. In dem einen Lande blieb sie, wie die optische Telegraphie, dem Kriegsministerium oder dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zugeteilt, dort dem Ministerium des Innern, anderwärts dem Finanzministerium, wo diesem Ministerium auch die Posten und die Eisenbahnen unterstellt waren. In den deutschen Staaten, ferner in Österreich, Rußland, Dänemark, Belgien und der Schweiz wurde die Telegraphie der obersten Postverwaltung zugewiesen; in Preußen bildete sie mit dieser zusammen eine Abteilung des Handelsministeriums. Nach der Gründung des Norddeutschen Bundes wurde die Telegraphie am 1. Januar 1868 von der Post losgelöst, als selbständiger Verwaltungszweig ausgestaltet und dem Bundeskanzleramt zugewiesen.

D
358
K75
Bd.2

Kraemer, Hans
Das XIX. Jahrhundert in
wort und bild

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 23 21 06 014 1